Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Princeton University Library
2101 075887784

Digitized by Google

.986
.98
1906

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Beiträge zur Geschichte des höheren Schulwesens in Tübingen.

Von R. Stahlecker, Professor am Gymnasium.

Am 10. November dieses Jahrs wird das Tübinger Gymnasium auf die ersten 50 Jahre seines Bestehens zurückblicken können. Dies gab den äußeren Anlaß zur vorliegenden Abhandlung. Meine Absicht war ursprünglich, die ganze Entwicklung der hiesigen humanistischen Lehranstalt von ihrer Entstehung als Lateinschule bis in die Gegenwart zu verfolgen; allein besonders mit Rücksicht auf die Fülle des Stoffs beschränkte ich mich in der Hauptsache auf die Vorgeschichte des Gymnasiums, d. h. auf die Geschichte der Tübinger Lateinschule bis zu ihrer Erhebung zum Lyzeum; andererseits glaubte ich in Anbetracht der mannigfachen Berührungspunkte zwischen der hiesigen Lateinschule und der Hochschule manches in den Kreis der Betrachtung ziehen zu sollen, was nicht zur Geschichte der Lateinschule selbst gehört.

Neben den Akten der K. Ministerialabteilung für die höheren Schulen (1581—1815), den Visitationsberichten der Äbte von Bebenhausen (1676—1802, K. Staatsarchiv in Stuttgart), einigen Rechnungsbüchern der Bebenhäuser Pflege (K. Kameralamt Tübingen), einigen handschriftlichen Werken des städtischen Archivs und der Registratur in Tübingen, einigen wenigen Manuskripten der Universitätsbibliothek (U.B. T.), für deren Überlassung ich sämtlichen Behörden den geziemenden Dank ausspreche, wurden folgende Quellen benützt:

L. Bauer, Rückblicke auf die Vergangenheit Tübingens. (Tübinger Chronik 1862, Nr. 110—143.)

L. Bauer, Der Städtische Haushalt Tübingens vom Jahr 1750 bis auf unsere Zeit. Tübingen 1863.

Chr. Binder, Württembergs Kirchen- und Schulämter. 1798.

A. F. Böck, Geschichte der herzoglich Württembergischen Eberhard-Carls-Universität zu Tübingen. 1774.

Crecelius, Crailsheimer Schulordnung vom Jahr 1480. (Anton Birlinger, Alemannia, Jahrg. 1875 und 1877.)

M. Crusius, Schwäbische Annalen. 1595.

M. Eifert und K. Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Stadt und Universität Tübingen. 1849.

F. Eisenbach, Beschreibung und Geschichte der Stadt und Universität Tübingen. 1822.

Th. Eisenlohr, Sammlung der Württ. Kirchengesetze. 1834. (Dr. A. L. Reyscher, Sammlung der Württ. Gesetze, VIII. Band.)

496931

Digitized by Google

C. Hirzel, Sammlung der Württ. Schulgesetze. 1847. (Reyscher, Sammlung der Württ. Gesetze, XI. Band, 2. Abteilung.)

Ad. Horawitz, Analekten zur Geschichte des Humanismus in Schwaben. (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, 86. Band, 1877.)

Roth, Urkunden zur Geschichte der Universität Tübingen aus den Jahren 1476—1550. (U. U. T.)

L. Schmid, Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen. 1852.

E. Schneider, Das Tübinger Collegium illustre. (Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, Neue Folge VII, 1898.)

Chr. Fr. Schnurrer, Erläuterungen der Württembergischen Kirchen-, Reformations- und Gelehrtengeschichte. 1798.

F. Scholl, M. Joh. Ferbers Schuljubelfest. Tübingen 1746.

J. B. Sproll, Verfassung des St. Georgenstifts zu Tübingen. (Freiburger Diözesanarchiv, Neue Folge, 4. Band, 1903.)

Statuta Universitatis Scholasticae Studii Tubingensis Renovata. 1601.

K. Steiff, Eine Episode aus der Tübinger Humanistenzeit. (Correspondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs 1882.)

J. Wagner, Das Gelehrtenschulwesen des Herzogtums Württemberg in den Jahren 1500—1534. (Württ. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde, Jahrgang 1894, Heft 1.)

A. Chr. Zeller, Merkwürdigkeiten der Universität und Stadt Tübingen. 1743.

Die älteste Spur einer Gelehrtenschule in Tübingen führt zurück ins 13. Jahrhundert. Im Jahre 1274 hatte das zweite große Konzil in Lyon einen Kreuzzug beschlossen, dessen Kosten durch Umlage eines Zehnten auf den ganzen Klerus in 6 Jahren aufgebracht werden sollten. Der Einzug dieser Steuer war im Konstanzer Bistum den einzelnen Dekanen übertragen. In den Steuerlisten[1]) des Dekans von Huningen (j. Heiningen OA. Göppingen) wird mehrmals ein gewisser Ber (= Bertold?) genannt, der als Schüler aus Tübingen (per scolarem de Tuwingen), an einer Stelle aber ausdrücklich als Tübinger Schüler (per Ber dictum Tuwinger scolarem) bezeichnet wird, woraus hervorgeht, daß damals in Tübingen eine Gelehrtenschule vorhanden war.

Sodann wird im Jahre 1301 ein Rector puerorum Hainricus in Tübingen erwähnt, ein Priester aus dem benachbarten Kloster Bebenhausen. Ferner berichtet Martin Crusius in seinen Schwäbischen Annalen: In einem alten Manuskript habe ich folgendes gefunden: Anno 1377 war unter den Canonicis zu Rotenburg am Neccar M. Eberhard Barter, ein Mann von 80 Jahren, welcher in den Schulen zu Reutlingen und Tübingen über 30 Jare als Lehrer gestanden und seinen Scolaren die Grammatic, Logik und Philosophie erklärt.

[1]) Haid, Liber decimationis cleri Constanciensis pro Papa 1275. (Freiburger Diözesanarchiv, 1. Band, 1865.)

Digitized by Google

Ob dagegen unter dem in einer Urkunde vom Jahre 1349, sowie mehrfach im Tübinger Stadtrecht vom Jahre 1388 erwähnten „schulmeister von Tuwingen, des Schulthaißen von Tuwingen schreiber" ein lateinischer Schullehrer zu verstehen ist, ist nicht ganz sicher. Daß der lateinische Schullehrer zugleich Ratschreiber ist, ist in jenen Zeiten eine ganz gewöhnliche Erscheinung; auch nimmt man im allgemeinen an, das Volksschulwesen habe sich erst seit der Reformation entwickelt. In Tübingen gab es aber jedenfalls schon geraume Zeit vor der Reformation eine deutsche Schule. In der Tübinger Stadtordnung vom Jahre 1499 nämlich findet sich bereits der Diensteid des deutschen Schulmeisters aufgezeichnet (s. Beil. 1). Da nun kein Eintrag in dieser Stadtordnung der Zeit nach der Einführung der Reformation in Tübingen (1534) angehört, so weist die Wendung „wie von alters herkomen ist" darauf hin, daß in Tübingen schon ziemlich lange vor der Reformation eine deutsche Schule bestand.

Ein lateinischer Schullehrer war aber ohne Zweifel der im Jahre 1474 erwähnte Schulmeister Pfaff Arnold. Urkundlich erwähnt ist eine Lateinschule oder, wie man diese Schulen wohl im Gegensatz zur Universität nannte, eine Partikularschule zum erstenmal in der ersten Universitätsmatrikel vom Jahre 1477/78; unter den Immatrikulierten wird aufgezählt ein D. Greg. May notar. et rector scolarum particularium in Tüwingen curiaeque Const. causarum matrim. commiss. generalis. Dieser Gregor May wird schon im Tübinger Steuerregister vom Jahre 1471 aufgeführt als Gregory May, schulmaister; er bezahlte in diesem Jahr, in welchem eine außerordentliche Vermögenssteuer von 5 % umgelegt wurde, 1½ fl., besaß also ein Vermögen von 30 fl.

Von der Tätigkeit dieses Gregor May als Schulrektor haben wir keine Kunde; wohl aber wirkt er als kaiserlicher Notar mit bei der Abfassung des Instruments zu der am 5. März 1477 in Urach veröffentlichten päpstlichen Erektionsbulle der Universität Tübingen: Ego quoque Gregorius May de Tüwingen Clericus Constan. dioec. Sacra Imperiali auctoritate Notarius publicus et Curie Constan. causarum Matrimonialium Commissarius generalis. Fast mit denselben Worten unterzeichnet er die Stiftungsurkunde[1]), kraft deren im Jahre 1483 Propst Vergenhans an der Stiftskirche ein Dekanat und eine Scholastrie errichtet.

Sein Nachfolger scheint ein Simon Keßler gewesen zu sein;

[1]) Joh. Bapt. Sproll, Verfassung des St. Georgenstifts zu Tübingen. (Freiburger Diözesanarchiv, Neue Folge, 4. Band, 1903.)

Digitized by Google

wenigstens wird in der Matrikel vom Jahre 1503 ein Simon Scolastici Caldeatoris cognominatus aufgeführt, der in der Matrikel der Artistenfakultät als Simon Keßler, filius mgri Symonis tunc rectoris scolarium in Tuwingen bezeichnet ist; da der Sohn, der 1512 Collegiatus und Decanus der Artistenfakultät war, als seine Heimat Biberach angibt, so ist der Vater wohl identisch mit dem 1483 immatrikulierten „Simon Caldeatoris ex Bibrach, studens seu bacc. basil." Über den Schulrektor Keßler ist sonst nichts bekannt.

Der erste lateinische Lehrer in Tübingen, über dessen Leben und Persönlichkeit wir Genaueres wissen, ist M. Johannes Köl oder Brassicanus, wie er nach der damaligen Sitte der Humanisten seinen Namen latinisierte (brassica Kohl, schwäbisch Köhl). Er war geboren zu Konstanz, hat wahrscheinlich die dortige Stadtschule besucht, deren Rektor Wenzislaus Brack ein eifriger Verfechter des Humanismus war und zur Bekämpfung der „barbarischen Latinität" eine lateinische Grammatik [1]) herausgab. Wenn Brassikanus in einer noch zu erwähnenden Epistel die Wendung gebraucht: Tubingensis gymnasii principes viros, a quibus ab incunabulis educatus sum, so darf daraus nicht geschlossen werden, Brassikanus habe in seiner Jugend die Tübinger Lateinschule besucht; im ganzen Brief handelt es sich ja nur um die Lehrer der Hochschule; Gymnasium und Lyzeum waren damals geläufige Namen für Hochschule. Im Jahre 1489 bezog Brassikanus die Universität Tübingen; in der Matrikel ist er aufgeführt als Johannes Köl de Constantia mit dem Zusatz „pauper"; 1493 wurde er Magister, 1500 wahrscheinlich Präzeptor in Cannstatt, wo er sich mit Dorothea Vogler, der Tochter des Vogts Josua Vogler in Cannstatt und der Margarete, geb. Fauth, verheiratete; 1506 wurde er Präzeptor in Urach, 1508 oder 1509 Präzeptor in Tübingen; 1512 wird er auch als Notarius genannt.

Die Universität Tübingen war eine Hochburg des Scholastizismus geblieben, bis 1496 M. Heinrich Bebel aus Justingen als Lehrer der Poesie und Beredsamkeit berufen wurde. Um diesen hervorragenden Mann scharten sich die Anhänger des Humanismus in Schwaben, Jakob Heinrichmann, Michael Köchlin aus Tübingen (Coccinius „Livius Germaniae"), Philipp Melanchthon und seine beiden früheren Lehrer in Pforzheim, Johannes Hildebrand von Schwetzingen und Georg Simler von Pforzheim, letzterer ein besonderer Günstling Reuchlins, Michael Hummelsberger aus Ravensburg; ein von den Freunden hochgeschätztes Glied dieses Bundes war auch unser Brassikanus, der schon lange vor

[1]) Memmingen 1486.

Digitized by Google

seiner Umsiedlung nach Tübingen mit Bebel eng befreundet war, wie ein in Distichen verfaßter Brief Bebels zeigt, den er im Jahre 1502, als die ganze Hochschule wegen einer Pest Tübingen verlassen hatte, von seiner Heimat Justingen aus an Brassikanus gerichtet hat.

Diese Humanisten betrachteten es als eine ihrer vornehmsten Aufgaben, die alten Lehrbücher im Stile der Grammatik eines Villa Dei [1]) durch bessere Lehrbücher zu verdrängen; so gab 1506 Heinrichmann eine lateinische Grammatik heraus; ebenso hatte Brassikanus schon in Urach eine lateinische Grammatik geschrieben, welche 1508 bei Prüß in Straßburg erschien. Diese Grammatik erlebte in 12 Jahren 15 Auflagen; Bebel selbst feierte sie in einem Vorwort voll Begeisterung als einen Sieg des Deutschen über den Welschen [2]). Diese Grammatik verwickelte aber Brassikanus in einen ärgerlichen Streit mit der Universität: Brassikanus hatte nämlich nach damaligem Brauche in den Beispielen in seiner Grammatik vielfach persönliche Verhältnisse und aktuelle Fragen berührt, besonders hatte er, gereizt durch eine im Jahre 1505 an der Hochschule getroffene Bestimmung [3]), daß in beiden Bursen und dem Pädagogium nur noch nach dem Doctrinale des Alexander gelehrt werden dürfe, seine Grammatik zu mehr oder minder versteckten Ausfällen auf die Vertreter der alten Richtung benützt, die er als ignorante Barbaren darstellt. Besonders schlecht kommt dabei der damals in Tübingen hochangesehene Professor der Theologie Lempp weg, den er unter dem Namen Pannuceus (Lempp = Lump) auftreten läßt. Brassikanus selbst erzählt in einem Brief an Hummelsberger vom Jahre 1513, nach seiner Versetzung nach Tübingen seien die Gegner von allen Seiten über ihn hergefallen, so daß er, um sie nicht durch Stillschweigen zu weiteren Angriffen zu ermutigen, ihre Anfälle mit Spott erwidert habe. Seine Gegner haben

[1]) Der Minorit Alexander, geb. im Anfang des 13. Jahrh. zu Ville dieu in der Normandie, gest. als Kanonikus in Avranches, schrieb drei Lehrgedichte, darunter das sog. Doctrinale, das in drei Teilen die lateinische Grammatik samt Prosodie und Metrik behandelte.

[2]) Sed quod Alexandrum Gallum decedere terris Cogis et ad patrias mox remigrare plagas, Manlius hinc veluti laudaberis atque Camillus, Omnibus excultum, quis placet eloquium.

[3]) Diese Bestimmung findet sich, wie Steiff richtig vermutet hat, unter den Statuten vom Jahre 1505, und zwar unter dem Titel: Contra pedagogii excessus. Item volumus, quod in ambabus bursis et pedagogio iuvenes imbuantur in exercitio grammaticali, in Donato et partibus Alexandri per iuramentum, et quod tenens actus grammaticales non studeat novitatibus, reprehendendo scandalose textum biblie et iuris, item doctores sanctos etc. item communem usum. Sed si voluerint dicere aliquid, dicant: ita habet Alexander et ita usus est, sed iuxta poëtam illum vel alium ita dicendum est. U. U. T. p. 416.

Digitized by Google

es nun verstanden, die Sache beim Herzog so darzustellen, als ob er die ganze Universität angegriffen und, indem er die akademischen Lehrer als Ignoranten hingestellt habe, das Ansehen der ganzen Hochschule und damit ihre Frequenz geschädigt habe. Besonders schlimm für Brassikanus war, daß die Gegner ihn auch als ein politisch gefährliches Subjekt darzustellen wußten. Als deutscher Patriot hatte Brassikanus nämlich die Loslösung der Stadt Basel vom Reiche aufrichtig bedauert; in mehreren Beispielen seiner Grammatik kehrt der Gedanke wieder, die Basler werden ihren Abfall noch bereuen bezw. haben ihn schon bereut. Die Gegner wiesen nun darauf hin, daß solche Sätze leicht geeignet seien, das gute Einvernehmen mit den Eidgenossen, auf das Herzog Ulrich so großen Wert legte, zu stören. Und so mußte Brassikanus sich nicht nur dazu verpflichten, für die Zukunft aller Angriffe auf die Hochschule sich zu enthalten, sowie die anstößigen Beispiele abzuändern, besonders die Basel betreffenden Sätze zu streichen, sondern er mußte auch in die neue Auflage seiner Grammatik eine Empfehlung der Universität Tübingen aufnehmen. Brassikanus schreibt an Hummelsberger, das letztere habe er um so eher tun können, als er niemals die Hochschule als solche, sondern nur einige Glieder derselben habe angreifen wollen. Die Empfehlung der Hochschule ist in Form eines Briefs gehalten (Joannis Brassicani ad externarum nationum eruditissimos epistola); in der Einleitung beteuert er, daß es ihm ferngelegen sei, die Hochschule und ihre hervorragenden Lehrer, denen er seine eigene Bildung verdanke, herabzusetzen; er entschuldigt seine Unbesonnenheit damit, daß er während seines Uracher Aufenthalts (cum adhuc in alpibus agerem) so vielen Anfeindungen von seiten der Landpfarrer ausgesetzt und infolge davon in gereizter Stimmung gewesen sei. Dann lobt er die Tübinger Universität im allgemeinen und die 4 Fakultäten im einzelnen, sowie die Einrichtung und Leitung der beiden Bursen. Seine Verehrung für Bebel kommt auch hier zum Ausdruck; während er nämlich beim Lob der verschiedenen Fakultäten keinen einzelnen Professor namhaft macht, führt er bei der Artistenfakultät Bebel mit Namen als einen tüchtigen Lehrer an. (Qui literas politiores scire expetit, Bebelium poëtam strenue profitentem quotidie audiet.) Die Basel betreffenden Stellen sind in der neuen Auflage getilgt und die anstößigen Beispiele geändert, freilich nicht durchweg in loyaler Weise; oft ist bloß der Name gestrichen oder dafür ein quidam gesetzt; auch die späteren Auflagen verraten noch den Haß gegen seine Gegner in Stellen wie: Quilibet Alexandrinorum osor poëtarum (poëta = Humanist) est.

Von Brassikanus' Tätigkeit in der Schule ist wenig bekannt; er

Digitized by Google

wird als tüchtiger Lehrer gerühmt. Bei ihm trat 1513 der spätere Reformator der Reichsstadt Reutlingen, Matthäus Alber (Aulber), der schon vorher in seiner Vaterstadt Reutlingen unter Präzeptor Keller unterrichtet hatte, als Lehrgehilfe (provisor) ein. Wenn aber Hartmann[1]) sagt, Alber und Brassikanus haben miteinander zu dem Kreise gehört, der sich als Classis sodalium Neccaranorum bezeichnete, so dürfte dies wohl auf einer Verwechslung des Joh. Brassikanus mit seinem Sohn J. Alexander Brassikanus beruhen, welch letzterer im Jahre 1514 im Alter von 14 Jahren immatrikuliert wurde und 1517, ein Jahr vor Alber, die Magisterwürde erlangte.

Aus einigen Beispielen der Grammatik (mihi sunt raro nummi u. a.) zieht Steiff den Schluß, daß Brassikanus arm gewesen sei und deshalb Kostgänger gehalten habe. Obwohl sich den angeführten Beispielen andere entgegenstellen ließen (z. B. sum longe ditior Croeso), so werden doch ohne Zweifel Steiffs Vermutungen richtig sein: vermögliche Schullehrer waren im 16. wie im 17. und 18. Jahrhundert verschwindende Ausnahmen; Kostgänger aber pflegten in jenen Zeiten nicht nur die lateinischen Schullehrer, sondern auch die Universitätsprofessoren zu halten.

Schon ein Jahr nach Beilegung seines Streits im Jahre 1514 erkrankte Brassikanus und suchte Heilung in Wildbad. Dort starb er in den Armen seines Sohnes Alexander. Dieser war ein ebenso begeisterter Vorkämpfer des Humanismus wie sein Vater. Wie schon erwähnt, war er mit 17 Jahren Magister artium geworden; im Alter von 18 Jahren schrieb er zu des berühmten Mathematikers Joh. Stöffler Röm. Kalender ein empfehlendes Vorwort in Versen; 18 Jahre alt las er in Tübingen über Poësis und Oratoria; 1524 erhielt er durch Erzherzog Ferdinand eine Anstellung in Wien. Auf Verwechslung des Vaters mit dem Sohn wird es zurückzuführen sein, wenn Zeller, Böck, Bauer u. a. Johann Brassikanus selbst Lehrer an der Hochschule bezw. am Pädagogium oder auch Lehrer an der Lateinschule und an der Hochschule zugleich sein lassen.

Wie hoch der Vater Brassikanus von seinen Freunden geschätzt wurde, zeigt der Schmerz, den Bebel u. a. über sein Hinscheiden äußern. In einem Briefe vom 19. April 1514, in welchem er Hummelsberger von dem Tod des Freundes benachrichtigt, stellt Bebel dem Verstorbenen das Zeugnis aus: cui si tantum Musis, non etiam rei domesticae operam dedisset, non fuisset alius ingenio et eruditione par.

---

[1]) J. Hartmann, Matthäus Alber, der Reformator der Reichsstadt Reutlingen. Tübingen 1863.

Digitized by Google

Wer des Brassikanus Nachfolger war, wissen wir nicht. Als Provisor an der Tübinger Lateinschule wird im Jahre 1521 ein M. Martin Biechner[1]) erwähnt, der sich in diesem Jahre um die erledigte Stelle eines Schulrektors in Eßlingen bewarb; ihn empfehlen Rektor, Doktores und Regenten der Universität: „er sei von gutem Geschlecht, frommem und ehrlichem Vater und Mutter, habe sich wohl und ehrlich gehalten, sei des Gesangs bericht und habe die Schule bei ihnen als ein Provisor oder Cantor geregiert und fleißig versehen." Über den Erfolg der Meldung erfahren wir nichts.

Dagegen berichtet Crusius vom Jahre 1535, unter Rektor Sichardt sei Johannes Kleber, Praeceptor in allhiesiger Schola Anatolica, inskribiert worden. In der Matrikel wird er aufgeführt als Joannes Kleberus ludi magister mit dem Zusatz: nihil dedit (bezahlte keine Inskriptionsgebühr). Von seiner Wirksamkeit in Tübingen ist uns gar nichts bekannt. Später war er Rektor der Lateinschule in Memmingen, mußte aber infolge der religiösen Kämpfe, die jetzt über Deutschland hereinbrachen, (wahrscheinlich während des Schmalkaldischen Kriegs) eine Zeitlang Memmingen verlassen. Crusius berichtet darüber: Den 17. August 1552 wurden die vertriebenen Prediger zu Memmingen Barthol. Bertelin und Michael Magnus sowie der Schul-Rektor Johann Kleber aus dem Elend zurückberufen und wieder in ihre Ämter eingesetzt. Außerdem erwähnt Crusius einen Tübinger Präzeptor M. Hieronymus Gebweiler (aus Gebweiler?), der ein Büchlein über die Stadt Hagenau oder das Elsaß geschrieben habe und 1545 nach 50jährigem Schuldienst gestorben sei.

Die fortlaufende Reihe der Lehrer sowie die Organisation der Tübinger Lateinschule läßt sich erst von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an bestimmen. Über die Einrichtung der Schule in der früheren Zeit ist nichts überliefert.

Daß das Schullokal jedenfalls schon im 15. Jahrhundert sich in demselben Gebäude befand, in welchem die Lateinschule bezw. das Lyzeum und Gymnasium bis zum 23. Oktober 1861 verblieb, geht hervor aus dem schon erwähnten Tübinger Steuerregister vom Jahre 1471; in diesem Verzeichnis, in dem die Steuerpflichtigen straßenweise aufgeführt sind, kommt unmittelbar nach dem Schulmeister Gregor May, also als sein nächster Nachbar, der Abt von Bebenhausen als Inhaber des Bebenhäuser Hofs, des jetzigen Pfleghofs. Wegen ihrer Lage am Österberg

[1]) Vrgl. Württ. Vierteljahrshefte, IX. Jahrgang, 1900. Geistiges Leben in der Reichsstadt Eßlingen vor der Reformation der Stadt, von Otto Mayer, Rektor.

Digitized by Google

wird die Schule jedenfalls schon im 16. Jahrhundert „Österbergschule, Schola Anatolica" genannt, und der lateinische Name blieb der offizielle Name der Schule bis zu ihrer 1819 erfolgten Erweiterung zum Lyzeum (Progymnasium). Das Gebäude stieß auf der einen Seite direkt an die Mauer des Pfleghofs, der, ursprünglich ein Fronhof der Tübinger Pfalzgrafen, seit 1294 im Besitz des Klosters Bebenhausen war. Das Kloster besaß aber auch außerhalb des ummauerten Pfleghofs Grundbesitz in der Stadt; zur Bebenhäuser Pflege gehörte u. a. das Farrenhaus, dessen Lage 1606 als „zwischen der lateinischen Schule und dem einen Diakonat gelegen" bezeichnet wird; die Lateinschule war demnach von Bebenhäuser Gebiet umschlossen. Die Lage der Schule sowie der Umstand, daß der 1301 erwähnte rector puerorum Hainricus ausdrücklich als Priester aus dem Kloster Bebenhausen bezeichnet wird, legen die Vermutung nahe, die Lateinschule am Österberg sei eine Gründung des Klosters Bebenhausen, das ja auch lange Zeit das Patronat über die benachbarte St. Georgenkirche besaß. Doch lassen sich in späterer Zeit keinerlei Beziehungen zwischen Bebenhausen und der Lateinschule finden, außer daß die Bebenhäuser Pflege den armen Lateinschülern jede Woche ein Almosen zukommen ließ (cf. Bebenhäuser Pflegerechnung 1592/93: Denen armen schuolern, welche die lateinische schuol dahier visitiren (besuchen), gibt man wochentlichen nach alltem gebrauch 2 ß (= Schilling), tuot ain jar lang 5 ℔ 4 ß).

Was die Organisation der Schule betrifft, so werden wir sie uns ähnlich denken dürfen, wie wir sie in der Stuttgarter „Ordnung der Schulhalben" vom Jahre 1501 sehen. Die Schule leitet der „Schulmeister" (praeceptor, rector puerorum); wie ein Meister seine Gesellen, so stellt er seine Lehrgehilfen (locati, provisores, collaboratores) an, die er besoldet und die ganz von ihm abhängig sind. Daß es in dieser Beziehung in Tübingen ähnlich war, darauf weist u. a. hin, daß z. B. von Alber gesagt wird, er sei „bei Brassikanus als provisor eingetreten", sowie die Analogie der deutschen Schule: noch 1788 werden an der Mädchenschule in Tübingen die beiden Provisoren vom Schulmeister angestellt und besoldet; letzterer allein bezieht das Schulgeld von sämtlichen Schülerinnen. Auch an der Lateinschule gehörte das Schulgeld sämtlicher Schüler bis zum Jahre 1754 ausschließlich dem Lehrer der obersten Klasse; er allein führt bis 1714 den Titel praeceptor, während seine Kollegen collaboratores heißen (der eine oder andere unterzeichnet sich in amtlichen Schriftstücken auch als cooperator oder als hypodidascalus). Die Bestellung des Schulmeisters selbst stand nach der Stuttgarter Ordnung dem Vogt und Gericht (Gemeinderat) zu, doch hatte die Regierung

Digitized by Google

sich das Bestätigungsrecht vorbehalten. Die Anstellung erfolgte in Stuttgart auf gegenseitige vierteljährliche Kündigung. Nicht ganz klar ist in dieser Beziehung das Verhältnis in Tübingen. Im Tübinger Stadtrecht vom Jahre 1499 findet sich auf S. 1a ein Abschnitt, in welchem der Termin bestimmt ist, auf welchen jedes Jahr der Schulmeister und der Ratschreiber dem Gericht gegenüber sich erklären sollen, ob sie gesonnen seien, eine eventuell auf sie fallende Wiederwahl anzunehmen, oder nicht. Da nun auf S. 1b ein Nachtrag vom Termin des „deutschen Schulmeisters" handelt, so kann es sich im ersten Fall wohl nur um den lateinischen Schulmeister handeln. Da letzterer in jenen Zeiten auch das angesehene Amt eines kaiserlichen Notars zu bekleiden pflegte, so ist es erklärlich, wenn er bei der Aufzählung der städtischen Beamten sogar noch vor dem damals so wichtigen Ratschreiber genannt ist. Während aber in diesem Stadtrecht die Diensteide aller städtischen Beamten und Bediensteten, auch, wie erwähnt, der des deutschen Schulmeisters, aufgeführt sind, fehlt allein der Eid des lateinischen Schulmeisters. Vielleicht ist eben in jener Zeit, in der das Stadtrecht angelegt wurde, also im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts, das Ernennungsrecht des lateinischen Schulmeisters von der Gemeinde an die Regierung übergegangen, so daß also im Jahre 1499 derselbe noch von der Stadt angestellt wurde, daß er dagegen in der Zeit, als die betreffenden Diensteide ins Stadtrecht eingetragen wurden, nicht mehr vom Vogt und Gericht ernannt und darum auch von ihnen nicht beeidigt wurde. Brassikanus erwähnt in dem oben angeführten Brief an Hummelsberger seine Beförderung nach Tübingen mit den Worten: postquam vero Tubingam favore principis nostri concesseram. Wenn diese Worte nicht etwa bloß besagen sollen, Brassikanus habe seine Beförderung nach Tübingen dem Einfluß des Fürsten zu verdanken gehabt, so wäre Brassikanus der erste vom Herzog ernannte Präzeptor der Tübinger Lateinschule. Und während die Regierung bei der deutschen Schule, an deren Entwicklung der Staat kein so direktes Interesse zu haben glaubte wie an der Lateinschule, aus der die künftigen Beamten hervorgehen sollten, sich bis tief ins 18. Jahrhundert hinein mit der Forderung begnügte, daß der von der Stadt gewählte und von der Regierung nach vorhergegangener Prüfung bestätigte Schulmeister die Gehilfen, die er anstellen wollte, vorher durch den Stadtpfarrer bezw. Dekan auf ihre Brauchbarkeit prüfen lasse, wurden die Kollaboratoren an der Tübinger Lateinschule jedenfalls schon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts von der Regierung (Konsistorium bezw. Geh. Rat) angestellt und aus öffentlichen Kassen besoldet.

Digitized by Google

Was die Besoldung des Schulmeisters selbst anbelangt, so ist in der Stuttgarter Ordnung von 1507 von einer solchen nicht die Rede; der Schulmeister (praeceptor) ist vielmehr angewiesen auf das Schulgeld, das Geld für Leichengesang und ähnliche Akzidenzien, den Abfall der Wachskerzen an Lichtmeß, die Ersparnis an Holz, die er während des Winters machte (jeder Schüler mußte im Winter täglich ein Scheit Holz zur Heizung mitbringen). Ähnlich sind die Bestimmungen der Crailsheimer Schulordnung vom Jahre 1480; nur ist hier bestimmt, der Lehrer solle das ersparte Holz auf spätere Winter aufbewahren, um in Zeiten der Not armen Schülern die Lieferung des Holzes nachlassen zu können. Spätestens aber seit Einführung der Reformation in Württemberg (1534) erhielten die lateinischen Schulmeister eine feste Besoldung aus öffentlichen Mitteln. In der Tübinger Bürgermeisterrechnung vom Jahre 1540, der ältesten noch vorhandenen, findet sich unter dem Titel „Zinß, so der Latinisch schuol zugeordnet worden" eine Reihe von über 60 Posten von Zinsen und Gülten im Gesamtbetrag von etwas über 67 Pfund (1 Pfund = $^5/_7$ fl.), welche verschiedene Personen aus der Stadt und ihrer Umgebung zu bezahlen hatten. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß diese der Lateinschule zugewiesenen Einnahmen ursprünglich fromme Stiftungen für kirchliche durch die Reformation aufgehobene Gebräuche waren, die durch Herzog Ulrichs Kastenordnung vom Jahre 1536 dem Armenkasten zugewiesen worden waren, um so weniger als sich darunter auch ein Posten findet, den der Spital jährlich auf Martini zu bezahlen hat „von unser frowen zu Sanct Jörgen und Sanct Jakobs Bruderschaft wegen". Dem Spital aber waren durch die Kastenordnung ausdrücklich die Einkünfte der verschiedenen frommen Bruderschaften zugewiesen worden. So wurde 1536 durch Herzog Ulrich die Lateinschule finanziell fundiert[1]); freilich reichten schon damals diese Einkünfte nicht aus zur Bestreitung des Aufwands und deshalb sind sie auch unter den Ausgaben nicht besonders verrechnet; sie wurden eben als Beitrag an die Stadt zur Unterhaltung der Lateinschule betrachtet. Nach derselben Bürgermeisterrechnung bezog der Präzeptor 80 fl. Be-

[1]) Der Abschnitt in Herzog Ulrichs Universitätsordnung vom 30. Jan. 1535: „Und anfänglich So wöllen wir das fürterhin zu Tüwingen söllend dry nachvolgend Schulen geordnet und gehalten werden, Nemblich die Erst Trivialis, darinnen die iungen Knaben sollen underwisen und gelert werden Latinisch lesen, schryben, declinieren, coniugiern und Grammatices principia, Und sonderlich der Music halb zu Chorsingen gehalten werde." hat da und dort zu dem Mißverständnis geführt, als ob die Lateinschule in Tübingen überhaupt erst durch Herzog Ulrich gegründet worden wäre. Die Lateinschule existierte ja schon vor der Universität.

Digitized by Google

soldung, sein Provisor 17 Pfund. Um jene Zeit waren also zwei Lehrer an der Lateinschule tätig, ja in der zweiten Hälfte des Jahres 1541 sogar nur einer, da nach der Bürgermeisterrechnung dieses Jahres der Provisor wegen der Pest davongelaufen war. Zu den persönlichen Ausgaben kam noch der allerdings nicht eben große sachliche Aufwand für die Schule (Instandhaltung des Gebäudes; für die Heizung dagegen hatte der Lehrer aufzukommen).

Was den Unterricht betrifft, so bildete fast den ausschließlichen Unterrichtsgegenstand das Latein. Die Aufgabe der Lateinschule war es, den Knaben möglichst bald ans Lateinschreiben und vor allem ans Lateinreden zu gewöhnen. Lateinisch wurde gelernt zunächst vom rein praktischen Gesichtspunkt aus: Die Beherrschung der lateinischen Sprache war für den künftigen Geistlichen, den künftigen Beamten unumgänglich notwendig. Latein war die Unterrichtssprache auf den Hochschulen, die Sprache der Gelehrten, die Sprache des internationalen Verkehrs; alle wissenschaftlichen Werke, vielfach auch Verträge, Gesetze, Verordnungen waren in lateinischer Sprache abgefaßt. Mit dem Erwachen des Humanismus kam allerdings ein weiterer Gesichtspunkt herein: man lernte den inneren Wert der Klassiker schätzen, man erkannte, daß in ihnen gewisse allgemeinmenschliche Bildungselemente enthalten seien, die neben dem spezifisch Christlichen ihre Berechtigung und selbständige Bedeutung haben. Freilich trat wenigstens beim deutschen Humanismus das Inhaltliche wieder bald zurück hinter dem rein Formalen: als höchstes Ziel des Unterrichts galt Aneignung eines eleganten lateinischen Stils. Und so war bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Lateinschule in erster Linie darauf angelegt, den Knaben möglichst rasch lateinisch lesen, schreiben und sprechen zu lehren.

Bei der Beschränktheit der Lehrmittel beruhte der Unterricht wesentlich auf mündlicher Übung und auf Übung des Gedächtnisses. Bei dem hohen Preis der Bücher mußte viel Zeit auf Diktieren und Abschreiben verwendet werden; es ist kaum anzunehmen, daß im 15. Jahrhundert alle Tübinger Lateinschüler ihre eigenen Bücher besaßen[1]). Nach der Crailsheimer Schulordnung gehörten dort die Schulbücher jedenfalls zum großen Teil der Schule; dem Schüler, der mit der Aufsicht über die

[1]) Noch im Generalreskript vom Jahre 1793 ist die Bestimmung nötig, daß Schüler vermöglicher Eltern, die aus törichtem Vorurteil ihren Kindern die nötigen Schulbücher nicht anschaffen wollen, aus der Lateinschule wegzuweisen seien, wenn sie nicht vorzüglich begabte Köpfe seien; in letzterem Falle seien die Eltern zuerst in Güte und dann mit Ernst zur Anschaffung der Bücher anzuhalten; armen, aber besonders begabten Schülern sollen die Schulbücher aus öffentlichen Kassen angeschafft werden.

Digitized by Google

Bücher betraut war (custos librorum), war besonders eingeschärft, die Bücher behutsam auf- und zuzumachen; auch hatte er darauf zu achten, daß seine Mitschüler keine Runzeln oder Flecken in die Bücher machen; auch sollte ohne Vorwissen des Ortsgeistlichen oder des beeidigten Rektors in den Büchern nichts korrigiert, gestrichen oder hinzugesetzt werden; nach dem Gebrauch waren die Bücher wieder sorgfältig einzuschließen.

Vom Jahre 1559 an war für die Tübinger Lateinschule der in der „Großen Kirchenordnung" vom Jahre 1559 für die Partikularschulen des ganzen Landes aufgestellte Normallehrplan maßgebend. Als Aufgabe der Lateinschulen wird in diesem Lehrplan bestimmt die „Bildung von Staats- und Kirchendienern und christliche Erziehung zur Ehre Gottes". Den Schwerpunkt des ganzen Unterrichts bildete nach wie vor das Lateinische. Seitdem infolge der Reformation das religiöse Moment der beherrschende Faktor im Geistesleben des deutschen Volks geworden war, wurden die alten Sprachen, das Lateinische wenigstens vorwiegend, Griechisch und Hebräisch fast ausschließlich als notwendige Hilfsmittel zur Erforschung der christlichen Wahrheit betrachtet und gewertet.

Der Normallehrplan für die Partikularschulen, in welchen die Jugend ihre ganze Vorbildung zum Universitätsstudium erhalten sollte, setzte eigentlich fünf Klassen voraus; doch sollten nicht notwendig alle Lateinschulen fünf Klassen haben, sondern „nach Gelegenheit der Flecken und Knaben auch eine, zwo, drei oder mehr". Tatsächlich war nur das 1535 gegründete Stuttgarter Pädagogium mit fünf Klassen ausgestattet; in den übrigen Lateinschulen mußte eben der Unterrichtsstoff, so gut es ging, auf drei, zwei oder gar nur eine Klasse mit entsprechenden Unterabteilungen verteilt werden.

In die erste (unterste) Klasse traten die Knaben ohne alle Vorkenntnisse ein. Die Schüler dieser Klasse sind je nach dem Stand der Kenntnisse (jede Klasse vereinigte ja mehrere Jahrgänge) in Dekurien eingeteilt. Den jüngsten Schülern (Alphabetarii) schreibt der Lehrer jeden Tag vier bis fünf Buchstaben auf der Tafel vor; diese haben sich die Schüler zu merken, bis sie allmählich das ganze Alphabet vorwärts und rückwärts lesen können. Dann müssen sie zunächst am Pater noster die einzelnen Buchstaben sicher erkennen; wenn sie die einzelnen Buchstaben sicher kennen, lesen sie ein Wort ums andere, bis sie das ganze Pater noster lesen können. Hierauf beginnen sie zu syllabieren (Syllabarii) und zwar im Donat und in den Quaestiones grammaticae, im Cato und im Katechismus. Zuletzt syllabieren sie „Paradigmata Declinationum et Conjugationum". Nun hat jeder Schüler zwei Büchlein; in das eine schreibt der Lehrer jede Woche einige Sätze vor,

Digitized by Google

in das andere „malt der Schüler das Vorgeschriebene die Woche über nach der Vorschrift ab". Jeden Abend sollen den Schülern ex Nomenclatore rerum zwei lateinische Wörter vorgeschrieben werden, die sie in besonders dazu angelegte Büchlein „einzeichnen und morgends zu allen Lektionen wieder auswendig rezitiren und aufsagen sollen".

In der zweiten Klasse werden die Mimi Publiani [1]) gelesen. Der Lehrer übersetzt den Schülern einen Satz um den andern vor so lange, bis sie die einzelnen Sätze nachsprechen können. Ebenso liest man den Cato [2]), sowie Lectiones Salomonis und Sebaldi Heiden [3]). Daneben werden die Deklinationen und Konjugationen eingeübt, auch Etymologie soll getrieben werden pro ratione profectus et ingeniorum. In der ersten und zweiten Klasse wird zwar der Katechismus noch deutsch erklärt, doch soll in der zweiten Klasse mit Exposition des lateinischen Katechismus begonnen werden. Auch soll in dieser Klasse das Latine loqui beginnen.

In der dritten Klasse werden behandelt Fabulae Camerarii, Quaestiones grammaticae nach einem Auszug Philippi (Melanchthons), Äsop [4]) und vor allem Terenz. Letzterer wird ganz besonders empfohlen, weil er „gar pure et proprie geschrieben, damit das Lateinreden dadurch gefürdert würde". Die Lektüre des Terenz mit so jugendlichen Schülern würde uns von mehr als einem Gesichtspunkt aus bedenklich erscheinen. Die damalige Schule aber legte auf Terenz deshalb einen besonderen Wert, weil in seiner der Umgangssprache entnommenen Sprache der Schüler am ehesten die Wendungen und Ausdrücke fand, welche er zum Lateinischreden brauchte. Die metrischen Schwierigkeiten, die Terenz bietet, kamen damals nicht in Betracht; seine Stücke wurden als Prosa gelesen; Melanchthon soll ja überhaupt erst wieder entdeckt haben, daß Terenz in Versen geschrieben hatte. Über die Bedenken, welche des Dichters Stücke in sittlicher Beziehung erregten, wußte man sich hinwegzuhelfen: Der Lehrer solle darauf hinweisen, daß vieles Anstößige, das der Dichter seinen Personen in den Mund legt, durchaus nicht immer seine eigene Überzeugung gewesen, daß vielmehr das Laster

[1]) Publilii Syri mimi sententiae. Sammlung von Sentenzen aus den Mimen des Publilius Syrus (c. 50. v. Chr.). Die Sammlung wurde im 1. Jahrhundert n. Chr. (von Seneka?) hergestellt und im Mittelalter durch Sentenzen aus andern Schriftstellern erweitert.

[2]) Dicta M. Catonis ad filium; ein Handbuch guter Sitten in Denksprüchen, teils heidnischen teils christlichen Inhalts in Prosa (Cato parvus) und in Distichen (Cato magnus); ein ähnliches Buch waren die Proverbia Catonis.

[3]) Sebaldus Heyden, Formulare puerilium colloquiorum. Argent. 1541.

[4]) Aesopus moralisatus, angeblich im Auftrag des Kaisers Romulus ad instruendum filium angefertigt.

Digitized by Google

auch beim Dichter meist bestraft werde; besonders aber lasse sich eben an Terenz zeigen, wie die blinden Heiden von Gott und seinem Worte nichts gewußt haben; der Dichter biete die beste Gelegenheit, an Beispielen und Zeugnissen aus der hl. Schrift zu zeigen, wie Gott das Laster greulich bestrafe.

Zur Exposition traten in der dritten Klasse noch Kompositionsübungen; die Kompositionsaufgaben sollen sich möglichst eng an das in den Autoren Gelesene anschließen; „doch soll der praeceptor die Genera, Numeros, Casus, Modos und Tempora endern".

In der vierten Klasse sollen neben Terenz vor allem einige Schriften Ciceros (ad fam., de amicitia, de senectute) gelesen werden. In der Komposition sollen die argumenta etwas schärfer werden denn in tertia. Auch sollen die Schüler einzelne Abschnitte aus Terenz, Cicero u. a. abschreiben, „damit sie von der Hand zuschreiben förtig werden und auff die Orthographie und Distinctiones achtung zu haben sich gewöhnen". In der vierten Klasse sollen auch die Elemente des Griechischen (rudimenta Graecae grammaticae) gelehrt werden.

In der fünften Klasse kamen als neue Fächer zu den bisherigen Dialektik und Rhetorik. Und mit Rücksicht darauf, daß in dieser Klasse die Theorie der Dialektik und Rhetorik behandelt wurde, sollten an Stelle der lateinischen Argumente öfters auch lateinische Aufsätze treten, damit den Schülern später ganze Declamationes zu schreiben minder schwer würde. In dieser Klasse sollte die griechische Grammatik vollends durchgenommen werden; auch sollten einige griechische Schriftsteller (Aesopi fabulae, Isocrates ad Demonicum, Xenophontis Paedia) gelesen werden.

In der Kirchenordnung vom Jahre 1582 werden als Normalzahl sechs Klassen vorausgesetzt. Der Lehrplan weist aber wenig Veränderungen auf; der Stoff ist eben auf sechs statt auf fünf Klassen verteilt. Dialektik und Rhetorik sind der sechsten Klasse zugewiesen, während bei der fünften als neues Fach die Prosodie erscheint. Auch kommen bei der Lektüre in der sechsten Klasse noch einige Dichter hinzu (Virgil und Ovid). In der fünften Klasse soll an den Feierabenden, d. h. an den Nachmittagen vor Sonn- und Feiertagen das Evangelium graece et latine expliziert werden. Überdem soll in allen Klassen jeden Nachmittag eine Singstunde (Exercitium Musicae) sein.

Die Unterrichtsstunden waren in der großen Kirchenordnung festgesetzt: vormittags im Sommer 6—7 Uhr und 8—10 Uhr, im Winter 6—8 Uhr und 9—10 Uhr; nachmittags im Sommer und Winter 12 bis 2 und 3—4 Uhr.

Digitized by Google

Der Lehrplan für die Tübinger Lateinschule läßt sich zwar erst vom Jahre 1676 an aktenmäßig feststellen; aber bei der großen Übereinstimmung des Stundenplans von 1682 (s. Beil. 5) mit dem Normalplan und bei der großen Stabilität, die im württembergischen Schulwesen bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts herrschte, kann als sicher gelten, daß der Normallehrplan auch schon im 16. Jahrhundert für die Tübinger Lateinschule maßgebend war. Der Lehrstoff verteilte sich in Tübingen auf vier Klassen. Noch 1541 waren, wie schon erwähnt, nur zwei Lehrer an der Lateinschule angestellt; wenn dagegen im Jahre 1561 im Tübinger Kopialbuch vier Lehrer an der Lateinschule aufgezählt werden, so ist diese Erweiterung der Schule erfolgt ohne Zweifel eben im Zusammenhang mit der Regelung des lateinischen Schulwesens überhaupt in der Kirchenordnung vom Jahre 1559. Irrig ist daher die Behauptung in Eiffert-Klüpfel, schon zu Brassikanus' Zeiten seien es vier Lehrer gewesen, ebenso die Vermutung des M. Scholl, dem auch Bauer gefolgt ist, bis zur Reformation seien es drei, von da an vier Klassen gewesen.

Allerdings besaß Tübingen schon vorher eine mehrklassige höhere Schule, das sog. Pädagogium; dies stand aber in keinem Zusammenhang mit der anatolischen Schule, sondern war der Hochschule angegliedert. Da jedoch der Name Pädagogium bis in die neueste Zeit zu mancherlei Verwechslung[1]) mit der anatolischen Schule geführt hat und außerdem diese Anstalt etwa die Aufgabe hatte, welche jetzt den Oberklassen des Gymnasiums zufällt, so glaubte ich die Geschichte dieser Anstalt nicht ganz außer Betracht lassen zu sollen.

Während in unserer Zeit nur ausnahmsweise ein junger Mann vor zurückgelegtem 18. Lebensjahr die Hochschule bezieht, waren bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts 16jährige, ja noch jüngere Studenten keine Seltenheit; war doch auch für die Aufnahme in das Fürstliche Stipendium (die unter dem Namen „Stift" auch über Württembergs Grenzen hinaus bekannte, 1535/36 vom Herzog Ulrich gegründete, Bildungsanstalt für evangelische Theologen[2]) nach den Bestimmungen vom Jahre 1557 das zurückgelegte 16. Lebensjahr als Altersgrenze nach unten festgesetzt. Daß aber auch Studenten von 14 und 15 Jahren keine Ausnahme waren, zeigt die Bestimmung in den „Statuta renovata" vom Jahre

[1]) Vrgl. z. B. „Die Musenstadt Tübingen" von Dr. Maier, Tübingen 1904, oder „Die kleinen Lateinschulen Württembergs" von R. Hirzel. (Heft VI des „Humanistischen Gymnasiums" 1904.)

[2]) Herzog Ulrich hatte das Stipendium für Studierende aller Fakultäten gegründet, erst Herzog Christoph bestimmte es zu einer Bildungsanstalt für Theologen.

Digitized by Google

1601: da so viele Knaben in einem gar zarten und noch unreifen Alter die Hochschule beziehen, solle der Rektor bei der Immatrikulation, um die Heiligkeit des Eids nicht zu profanieren, solche nicht durch Eidschwur, sondern nur durch Handschlag verpflichten; die eidliche Verpflichtung solle ein bis zwei Jahre später, wenn die Betreffenden das 16. Jahr erreicht haben, nachgeholt werden. Der Grund, weshalb die jungen Leute so frühe zur Hochschule strebten, ist unschwer zu erkennen. Die ganze Vorbereitung auf die Hochschule mußte der junge Mann in der Lateinschule erhalten; im ganzen Herzogtum Württemberg aber hatte bis zum Jahre 1768 nur das Stuttgarter Pädagogium und die anatolische Schule mehr als drei Klassen; weitaus die meisten Lateinschulen hatten nur zwei, manche auch nur einen Lehrer. Trat nun der Knabe mit sechs Jahren in die Lateinschule ein, so mochte er sich bis zum 14. oder 15. Jahre den Wissensstoff, den ihm die wenigen oder gar der einzige Lehrer der Lateinschule bieten mochte, hinlänglich angeeignet haben. Schulen aber, welche den Übergang zur Hochschule vermittelt hätten, gab es, abgesehen von den nach der Reformation gegründeten Klosterschulen, die aber eigentlich nur für die zukünftigen Theologen in Betracht kamen, in Württemberg nicht.

Kam nun der Jüngling in so zartem Alter auf die Hochschule, so wurde er zwar akademischer Bürger, er trat aber damit noch keineswegs in den vollen ungeschmälerten Genuß der akademischen Freiheit; auch wurde er nicht sofort zu den sog. Fakultätsstudien, d. h. dem Studium der drei höheren Fakultäten (Theologie, Rechtswissenschaft und Medizin) zugelassen, er mußte vielmehr in eine der Burse (bursa, contubernium) eintreten, wo er einige Jahre in klösterlicher Zucht lebte und die Vorlesungen der Artisten-(philosophischen)Fakultät besuchen mußte (Lateinische und griechische Autoren, lateinische, griechische, hebräische Grammatik, Mathematik, vor allem aber Dialektik, Rhetorik, Logik, Metaphysik); bei der Artistenfakultät blieb der Student gewöhnlich, bis er den Grad eines Magisters[1]) erreicht hatte.

[1]) Nach den Statuten der Artistenfakultät vom Jahr 1536 waren bei der Prüfung für den 1. akademischen Grad, das Bakkalaureat, Prüfungsgegenstände: Dialektik, Rhetorik, Geometrie, die Elemente der aristotelischen Philosophie, griechische und römische Klassiker, sowie die heilige Schrift; bei der Prüfung für den 2. akademischen Grad, das Magisterium, kamen hinzu besonders Physik und Ethik. Zum Bakkalaureat sollte nur zugelassen werden, wer mindestens drei Semester die Vorlesungen der Artisten besucht hatte. Nach einem Bericht der Artistenfakultät vom Jahr 1559 (U.B. T. Mscr.) hatten im Pädagogium die Kandidaten des Bakkalaureats hauptsächlich lateinische und griechische Sprache, Dialektik und Rhetorik, die Kandidaten des Magisteriums Mathematik, Physik und Ethik zu hören.

Digitized by Google

In Tübingen waren deshalb gleich nach Stiftung der Hochschule Burſen erbaut bezw. Häuſer (nach Böck vier) zu dieſem Zwecke gemietet worden. Im Jahre 1508 waren in Tübingen jedenfalls nur noch zwei Burſen, die der „Realiſten" (via antiqua) und die der „Nominaliſten" (via nova)[1]); da die Anhänger dieſer beiden philoſophiſchen Sekten ſich leidenſchaftlich und nicht immer bloß mit den Waffen des Geiſtes bekämpften, ſo war den Angehörigen der einen Burſe das Betreten der andern verboten. Die Reformatoren Grynäus, Blarer u. a. drangen auf Vereinigung der beiden Burſen; unter dem Einfluß der Reformation ſchwanden die Gegenſätze und da 1534 bei dem Brand des Sapienzhauſes auch die Realiſtenburs verbrannte, ſo ließ Herzog Ulrich für beide ein vierſtockiges Gebäude in der Burſagaſſe erbauen, das ſpätere ſog. Klinikum.

Da nun aber viele junge Leute mit ſo mangelhafter Vorbildung auf die Hochſchule kamen, daß ſie auch die Vorleſungen der Artiſten nicht mit Nutzen beſuchen konnten, ſo hatte Herzog Eberhard gleich bei der Gründung der Univerſität den Plan gefaßt, in Tübingen eine Lehranſtalt zu gründen, welche die Kluft zwiſchen Partikularſchule und Hochſchule überbrücken ſollte, ein ſog. Pädagogium. Schon in der erſten Ordnung vom Jahre 1481 beſtimmt er hinſichtlich der Einkünfte der Univerſität, nach Ablöſung gewiſſer Gülten ſolle das übrige Geld zu notwendigen Univerſitätsbauten verwendet werden „als liberien und pedagogia und anders, das notturft wird"; und faſt mit denſelben Worten wird dieſe Beſtimmung wiederholt in der zweiten Ordnung vom Jahre 1491. Mit dem Bau eines Pädagogiums wollte es aber nicht vorangehen. In Herzog Ulrichs Univerſitätsordnung vom Jahre 1536 wird als Behauſung für das Pädagogium das Auguſtinerkloſter oder das Barfüßerkloſter oder ein anderer bequemer Bau in Ausſicht genommen; inzwiſchen aber ſoll es an einen bequemen Ort untergebracht werden. In einem Gutachten vom 11. April 1537 wird dann vorgeſchlagen, das Pädagogium ſolle inzwiſchen in der einen Burs, alſo wohl in der vom Brande verſchonten Nomaliſtenburs, untergebracht werden.

Wo das Pädagogium vorher untergebracht war, läßt ſich nicht beſtimmen; vielleicht waren, wie urſprünglich für die Burſe, Räume in Privathäuſern gemietet worden; um 1505 ſcheinen die Zöglinge in den beiden Kontubernien untergebracht geweſen zu ſein. Auch läßt ſich nicht beſtimmt ſagen, ob im Jahre 1537 das Pädagogium tatſächlich in die alte Nominaliſtenburs verlegt wurde, bezw. wie lange es daſelbſt verblieb;

[1]) cf. Braſſikanus in ſeiner oben erwähnten Epiſtel: duo genera philosophorum — Contubernia philosophorum duo sunt.

Digitized by Google

denn schon im Jahre 1557 führt die Artistenfakultät unter den zur Verbesserung des Pädagogiums notwendigen Stücken einen Raum für dasselbe an (locum pro paedagogio); da in demselben Aktenstück (U.B.T. Mskr.) als weiteres notwendiges Stück salarium für „noch fünf praeceptores classicos" bezeichnet wird, so scheint es sich damals um eine Erweiterung des Pädagogiums, dessen Lehrer im Gegensatz zu den ordentlichen (publici) Universitätsprofessoren classici (bald professores, bald praeceptores) hießen, gehandelt zu haben; die geplante Erweiterung hätte dann wohl auch Beschaffung neuer Räume, bezw. Unterbringung des Pädagogiums in einem andern Gebäude notwendig gemacht. Welcher Bescheid auf die Bitte erfolgte, ist nicht ersichtlich.

Über die innere Organisation des Pädagogiums sind nur zerstreute Notizen vorhanden. Die Statuten der Artistenfakultät vom Jahre 1505 bestimmen, jedes Jahr solle bei der Wahl des Dekans der Fakultät auch einer von den Professoren der einen oder andern Burs als Superintendent über das Pädagogium gewählt werden; sämtliche Studierenden der Artistenfakultät sollen bis zur Erlangung des Baccalaureats gehalten sein, die Repetitionsstunden des Pädagogiums zu besuchen.

Eingehender handelt vom Pädagogium Herzog Ulrichs Ordnung vom 30. Januar 1535: „Die ander Schule Soll sein ein pedagogium, darein dann eerliche Kinder vom Adel, Burgerschafft und anderer Leuten In und usserhalb dis Landts geschickt und verordnet werden mögen." Am Pädagogium soll ein Paedagogarcha und neben ihm 3 magistri lehren; sie sollen die Knaben in die ihren Kenntnissen entsprechenden Klassen einweisen und sie in Grammatik, Terenz, Virgil, Ciceros oder Plinii Episteln, in Rhetorik und Dialektik unterrichten, auch sie lehren „ain Carmen und ain Epistolam zu machen". Der Unterricht solle sich nicht auf Latein beschränken, man solle die Schüler auch in die Elemente des Griechischen einführen, „damit wann sie in academiam geordnet und geschickt werden, das sie dester mer Frucht und nutz schaffen mögen." In jedem Semester solle man die Schüler prüfen und je nach dem Stand der Kenntnisse in eine höhere Klasse versetzen und „allweg die geschicktesten in Academiam oder Purss schicken".

Die Schüler hatten Kost und Wohnung im Pädagogium; nur ausnahmsweise sollte einem Schüler gestattet werden, die Kost aus Ersparnisgründen etwa bei einem Verwandten zu nehmen; nach dem Essen aber hatte der Betreffende sofort ins Pädagogium zurückzukehren. Sämtliche Schüler des Pädagogiums sollten wie die übrigen Studierenden immatrikuliert werden und der Universität zugehören.

Digitized by Google

Näher ausgeführt sind diese Bestimmungen in den Statuten der Artistenfakultät vom Jahre 1536. Der Pädagogarch[1]) solle die Aufsicht führen über das Gebäude, die als Lehrer am Pädagogium angestellten Magister und über die Schüler. Er soll namentlich darauf achten, daß die Schüler stets lateinisch reden; dagegen soll der lupus, jener geheime Aufpasser an den Lateinschulen, der seine Mitschüler anzuzeigen hatte, wenn sie sich in der Unterhaltung eines deutschen Ausdrucks bedienten, beim Pädagogium in Wegfall kommen; da man aber bei vielem Reden in einer fremden Sprache diese leicht verderbe, so solle den Schülern empfohlen werden, möglichst wenig zu sprechen. Bezüglich des Unterrichts ist bestimmt: täglich soll je eine Stunde auf lateinische Grammatik, auf Anleitung zum lateinisch Reden und Schreiben, auf Virgil und auf Terenz verwendet werden. Doch soll es der Artistenfakultät freistehen, den Lehrplan den jeweiligen Verhältnissen und dem Auffassungsvermögen der Schüler entsprechend zu modifizieren.

Die Oberaufsicht über das Pädagogium soll ein vom akademischen Senat gewählter Praeses Paedagogii führen; dem Pädagogarchen gegenüber soll aber nicht er, sondern nur der Senat Strafbefugnis haben.

Das Pädagogium hatte 4 Klassen; in der Blütezeit unterrichteten an demselben nach Böck 6 Lehrer (vergl. dagegen die Eingabe der Artistenfakultät vom Jahre 1557 S. 19). Die Lehrer waren, abgesehen vom Pädagogarchen wohl meist ältere Magister; ob sie von Anfang an eine feste Besoldung bezogen oder nur auf das Kolleggeld und auf Stipendien angewiesen waren, ist nicht sicher; wenn in der genannten Eingabe um ein salarium für „noch fünf" Lehrer gebeten wird, so weist dies darauf hin, daß die Lehrer um diese Zeit eine Besoldung bekamen.

Man nahm an, daß Schüler, welche die 3. Klasse einer Partikularschule absolviert hatten, zur Aufnahme in die unterste Klasse des Pädagogiums reif seien; auch bei der Erwähnung der anatolischen Schule führt Zeller ausdrücklich an, die Schüler seien gewöhnlich von der 3. Klasse aus ins akademische Pädagogium übergetreten; die 4. Klasse wurde hauptsächlich von solchen besucht, welche die Aufnahmeprüfung in einer der Klosterschulen machen wollten; auch andere mochten vielleicht die 4. Klasse der Lateinschule durchmachen, um dann sofort in eine höhere Klasse des

[1]) Der Pädagogarch wurde vom akademischen Senat ernannt, wie die Eingabe des Professors M. Conrad Cellarius beweist, der sich 1620 um das durch den Tod des M. Welling (Professor der Philosophie 1588—1620) erledigte Pädagogarchat bewirbt. (U.B. T. Mscr.)

Digitized by Google

Pädagogiums übertreten zu können. Nach der Ordinatio Fridericiana von 1601 sollten täglich 5 Lektionen im Pädagogium gehalten werden. In der 1. und 2. Klasse waren lateinische und griechische Grammatik sowie griechische und römische Autoren (Cicero, Virgil, Ovid, Terenz, Plutarch, Isokrates, Xenophon) zu behandeln; in der 3. Klasse kam hinzu Dialektik und Rhetorik, in der 4. Mathematik und Logik. Wer aus der 4. Klasse des Pädagogiums ad publicas lectiones entlassen wurde, der wurde als „ad gradum honoris Baccalaureatus für taugentlich" erachtet. Andererseits waren durch die Ordnung von 1601 der Rektor und die Dekane der Fakultäten angewiesen, solche Studierende der höheren Fakultäten, welche keine genügende Vorbildung besaßen, an den Pädagogarchen und die Professoren der Artistenfakultät zu verweisen, damit sie sich bei diesen die nötigen Kenntnisse erwerben. Auch die Stipendiaten, d. h. die Studierenden des oben erwähnten theologischen Stifts, die doch zumeist aus den Klosterschulen kamen, welch letztere in der Hauptsache dieselbe Aufgabe hatten wie das akademische Pädagogium, hatten sich nach der Großen Kirchenordnung nach ihrer Ankunft in Tübingen einer Prüfung zu unterziehen, auf Grund deren solche, die in dem einen oder anderen Fach noch schwach waren, angehalten wurden, die entsprechenden Lektionen des Pädagogiums zu besuchen.

Daß die Schüler des Pädagogiums noch mehr als Schüler denn als Studenten behandelt wurden, zeigt unter anderem auch der Umstand, daß für sie auch körperliche Züchtigung als Strafe vorgesehen war. Während bei den Angehörigen des Kontuberniums (Burs) für mutwilliges Versäumen von Lektionen, Disputationen u. dergl. eine Geldstrafe von 1 kr. bestimmt war, wurden diese Vergehen bei den Schülern des Pädagogiums mit körperlicher Züchtigung bestraft: Hac lege et paedagogarcha tenetor, sed illius pueri poenam absentiae suae dabunt caesi virgis. Auch hinsichtlich der Ferien scheinen sie nicht ganz gleich behandelt worden zu sein wie die übrigen Studierenden, wie das als Manuskript noch vorhandene Gesuch um Ferien während der Hundstage zeigt (s. Beil. Nr. 2).

Einen besonderen Glanz hat dem Pädagogium der Umstand verliehen, daß an ihm der praeceptor Germaniae, Philipp Melanchthon[1]) 4 Jahre lang, 1514—18, als Lehrer tätig war, ehe er nach Wittenberg berufen wurde. Sonst ist aus der Geschichte des Pädagogiums wenig

[1]) L. J. Hayd, (Melanchthon in Tübingen 1512—18, Tübingen 1839) nimmt an, Melanchthon sei Lehrer in der Bursa (Nominalistenburs) gewesen; gar nicht unmöglich ist, daß er am Pädagogium und in der Burs lehrte.

Digitized by Google

zu melden. Ein Bericht der Artistenfakultät vom Jahre 1557[1]) klagt über den mangelnden Fleiß der Schüler; die Schuld liege aber zum Teil auch an den Lehrern, welche keine Zensoren (decuriones) aufstellen, um die Fehlenden zu notieren, und sich oft in ihren Lektionen durch jüngere Magister vertreten lassen. Zur Abstellung der Mißstände schlägt die Fakultät folgende Bestimmungen vor: 1. die Lehrer dürfen sich nicht mehr ohne triftigen Grund vertreten lassen; erforderlichenfalls hat nicht der Lehrer, sondern die Fakultät den Stellvertreter zu bestimmen; 2. nachlässige Schüler sollen mit Karzer und, wenn diese Strafe nicht fruchtet, mit Ausschluß bestraft werden; 3. täglich zweimal hat ein Professor der Artistenfakultät die Vorlesungen zu besuchen; jeden Monat hat derselbe in den einzelnen Klassen eine Prüfung zu veranstalten, zu welcher auch zur Erhöhung des Eindrucks die Professoren der höheren Fakultäten eingeladen werden. Diese Vorschläge fanden Herzog Christophs Beifall.

Während nach Herzog Ulrichs Bestimmung das Pädagogium für ehrliche Kinder vom Adel und der Bürgerschaft dienen sollte, teilte Herzog Christoph in einem Erlaß vom 29. Juni 1559[2]) der Universität seinen Entschluß mit, in Tübingen ein besonderes Pädagogium für den Adel (paedagogium Nobilium) zu gründen, „damit wir desto bass dapffere Gottesfürchtige verstendige erfarene personen zum Regiment gehaben mögen". Mit der Leitung wollte er den Professor M. Crusius betrauen. Dieser vereinigte unter seiner Aufsicht auch eine kleinere Anzahl junger Herren vom Adel in dem noch stehenden Teile des 1540 größtenteils abgebrannten Franziskanerklosters, welches Herzog Christoph für das künftige Adelskollegium bestimmt hatte. Unter seinem Nachfolger Herzog Ludwig wurde nach langen Verhandlungen im Jahre 1587 mit dem Abbruch des Klosters begonnen und an seiner Stelle die unter dem Namen Collegium Illustre bekannte Adelsakademie erbaut; eröffnet wurde dieselbe erst 1594 unter Herzog Friedrich I. Dieses Adelspädagogium hatte einen wesentlich anderen Zweck als das ältere bürgerliche; es sollte nicht die Kluft zwischen Partikularschule und Hochschule ausfüllen, es sollte selbst eine Hochschule für den Adel sein. Während im 16. Jahrhundert noch der Gelehrtenstand der angesehenste Stand war, dessen Mitglieder die wichtigsten Ämter im Staate innehatten, rückt (namentlich seit dem 17. Jahrhundert) mit dem Wachsen der Macht der Landesfürsten der Adel mehr und mehr in die Ämter ein. Die ritterliche Standeserziehung aber, wie sie der Adel während des ganzen Mittelalters genossen hatte, konnte bei der nunmehr veränderten Stellung, welche der Adel im Organismus des

[1]) U.B. T. Mscr.

[2]) U.B. T. Mscr.

Digitized by Google

Staats einnahm, nicht mehr genügen. Für den Adel handelte es sich aber nicht sowohl um Aneignung von gelehrtem Wissen als vielmehr um eine praktische weltmännische Bildung. Darum erhielt das Adelspädagogium auch eine wesentlich andere Organisation als die übrigen Bildungsanstalten. Neben den ritterlichen Übungen, denen ein weiter Raum verstattet war, wurden hauptsächlich Rechtswissenschaft, Geschichte und neuere Sprachen gelehrt. Diese Ritterakademien übten allmählich, wenn auch nur langsam einen gewissen Einfluß aus auf die Gestaltung des Unterrichtsplans der Lateinschulen und Gymnasien. Im 17. Jahrhundert erstanden solche Adelsakademien in größerer Anzahl; allein Tübingen darf sich meines Wissens rühmen, die erste derartige Adelsakademie in Deutschland besessen zu haben [1]). Erloschen ist das Collegium Illustre 1810.

Herzog Joh. Friedrich beabsichtigte neben diesem Adelspädagogium noch ein neues Pädagogium zu gründen, wahrscheinlich um den Landständen entgegenzukommen, welche von Anfang an gegen die Errichtung eines nur dem Adel zugute kommenden Pädagogiums sich ausgesprochen und auch die Aufnahme von Bürgerlichen in dieses Pädagogium verlangt und zum Teil durchgesetzt hatten; die Errichtung dieses neuen Pädagogiums wäre zugleich die Einlösung des von Herzog Christoph im Landtagsabschied von 1565 gegebenen Versprechens gewesen, in Tübingen ein ganz neues Kollegium für die Landeskinder des Fürstentums gründen zu wollen. Ob Herzog Friedrich daneben das ältere allgemeine bestehen lassen wollte oder nicht, ist auf Grund der Akten nicht sicher zu entscheiden, jedenfalls sollte das neue Pädagogium mit der Schola Anatolica verschmolzen werden. In einem Aktenstück vom 20. Dezember 1618 [2]) erklärt die Universität auf eine Anfrage des Herzogs, welchen Beitrag die Universität zum Bau eines neuen Pädagogiums neben der alten Schulbehausung auf dem Österberg, zu welchem Bürgermeister und Gericht der Stadt Tübingen bereits 500 fl. in Aussicht gestellt haben, zu leisten vermöge, die Universität sei besonders wegen des vorangegangenen Mißjahrs außerstand, einen Geldbeitrag zu leisten; dagegen wäre es nicht unbillig, wenn man auch andere Städte zu den Kosten des Pädagogiums beizöge, da die Anstalt dem ganzen Land zugute kommen solle. In einem Erlaß vom 22. Februar 1620 [3]) werden dann der Rektor der

[1]) A. Heubaum, „Geschichte des Deutschen Bildungswesens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts", Berlin 1905, führt als eine der ersten Ritterakademien die 1656 in Lüneburg gegründete Erziehungsanstalt an.

[2]) U.B. T. Mscr.

[3]) U.B. T. Mscr.

Digitized by Google

Universität, Besold und Professor Thumm aufgefordert, einen Lehrplan und Statuten für das neue Pädagogium zu entwerfen, sowie geeignete Persönlichkeiten als Lehrer für die oberen Klassen dieses Pädagogiums vorzuschlagen. Das gewünschte Gutachten geht dahin: Da der Herzog bei der Gründung des neuen Pädagogiums doch wohl die Absicht verfolge, „daß die Jugent etwas lengers, als sonßten ettwa geschieht, bei der Schuel disziplin erhalten, Und nicht zue bald in die Ihnen nachtheilige und schädtliche aigenwillige Freiheit, mit Zurücklegung und Versaumbnuß Ihrer Studien gerathe: Nichts desto weniger in den Studiis soweit zu bringen, das Sie mit Nutzen und Frucht hernacher zue den superioribus classibus der Universität anzuebringen", so schlage man vor, das Pädagogium ganz nach dem Plan des Stuttgarter Pädagogiums einzurichten; da jedoch mit dem Tübinger Pädagogium ein Internat verbunden werden solle, so dürften für dieses im allgemeinen die Statuten der Klosterschulen und des fürstlichen Stipendiums zum Muster genommen werden. Als Lehrer für die oberen Klassen werden vorgeschlagen der dermalige Lehrer der vierten Klasse der anatolischen Schule Präzeptor M. Berthold, M. Fr. H. Flayder, Professor Philosophiae et Linguarum, sowie 2 Pfarrer, M. Baber in Ilsfeld und M. Köpff in Rietheim.

Dem Gutachten ist ein ausführlicher Lehrplan beigegeben: Das neue Pädagogium soll sechs Klassen haben; für die erste Klasse seien wegen der großen Schülerzahl zwei Lehrer anzustellen, ebenso zwei für die sechste Klasse, nämlich der Rektor und sein Kollege; letztere sollen abwechselnd die Unterrichtsstunden der übrigen Klassen besuchen. Die vierte bis sechste Klasse werden als die „oberen" Klassen bezeichnet; das Pfingstexamen (s. Landexamen), d. h. die Aufnahmeprüfung in eine der Klosterschulen sollte von der fünften Klasse aus gemacht werden. Der Lehrplan ist im wesentlichen der gleiche geblieben wie in der Großen Kirchenordnung von 1582. Beherrschung der lateinischen Sprache ist nach wie vor die Hauptsache; die Knaben sollen möglichst früh daran gewöhnt werden, lateinisch zu sprechen, „so schlecht es auch seie". Eigentümlich ist der Vorschlag, für das Pädagogium ein besonderes deutsch-lateinisch-griechisches Wörterbuch herstellen zu lassen, in welchem die Schüler zuerst deutsch und lateinisch, von der dritten Klasse an auch griechisch lesen lernen sollen; und damit die Schüler sich auch im Lesen von zusammenhängenden Sätzen üben könnten, sollte dem Lexikon als Anhang der lateinische und griechische Katechismus beigegeben werden. Neu ist, daß in der sechsten Klasse auch ein griechischer Klassiker gelesen werden soll „Hesiodus, Poëta Graecus sed elegantissimus"; in dieser Klasse sollen auch Disputationsübungen gehalten werden.

Digitized by Google

Realien fehlen ganz; doch wird der Wert geschichtlicher Kenntnisse für den zukünftigen Redner anerkannt; darum soll man in der sechsten Klasse auch einen Historiker lesen und zwar den Valerius Maximus „sowol propter historiarum succinctam brevitatem, varietatem, gravitatem et earundem argumenta als auch propter styli elegantiam".

Allein die Stürme des 30jährigen Kriegs vereitelten nicht nur die Ausführung dieses Projekts, durch dessen Verwirklichung Tübingen auch hinsichtlich des Mittelschulwesens der Residenzstadt gleichgestellt worden wäre, sondern bereiteten auch dem alten Pädagogium ein jähes Ende. Nach der Nördlinger Schlacht gingen die Burs und das Pädagogium ein; erstere wurde zwar später wieder eröffnet und existierte noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts, allerdings nicht mehr als philosophische Bildungsanstalt, sondern nur noch als billiges Pensionat für minder bemittelte Studierende aller Fakultäten; 1803—05 wurde das Gebäude umgebaut und der medizinischen Fakultät überwiesen, in deren Besitz es bis zur Erbauung der neuen Frauenklinik 1892 blieb, weshalb es jetzt noch den Namen Klinikum führt. Jetzt ist in demselben neben der Poliklinik das Seminar für neuere Sprachen und das geographische Seminar untergebracht, das Gebäude also zum Teil wieder der philosophischen Fakultät zurückgegeben. Das akademische Pädagogium dagegen wurde aus Mangel an Mitteln nicht mehr eröffnet. Da aber die Klagen über die ungenügende Vorbildung, mit der die Studenten auf die Hochschule kämen, immer lauter wurden [1]), so beschloß Herzog Friedrich Karl als Vormund des Herzogs Eberhard Ludwig im Jahre 1685, das sechsklassige Stuttgarter Pädagogium durch Anfügung von zwei weiteren Klassen zu einem „Gymnasium Illustre" zu erweitern. Die beiden obersten Klassen sollten das akademische Pädagogium ersetzen. Der Lehrplan entsprach so ziemlich dem des akademischen Pädagogiums, doch werden als neue Fächer französische Sprache und Geschichte genannt. Auch erhielten die Lehrer der oberen Klassen den bisher den akademischen Lehrern vorbehaltenen Professorentitel, eine Auszeichnung, die den Lehrern

[1]) Schon 1640 klagt der Tübinger Professor der Rechtswissenschaft, Thomas Lansius: In multis universitatibus plerique scholares e tyrocinio bonis litteris vix extremis digitis tactis se projiciunt in vastum scientiarum Oceanum, ita cum fere sint in grammatica pulli, in Poëtica nulli, in Logica asini, in Rhetorica muli, oves in Musica, boves in Arithmetica, porci in Ethicis, canes in Physicis, bardi in Mathematicis et in caeteris Phylosophiae regnis talpae et in congressibus familiaribus magis muti quam pisces, audent tamen temerarii illottis quasi manibus litteras attrectare. Pfaff, Geschichte von Württemberg, Band II.

Digitized by Google

an den Klosterschulen (Klosterpräzeptoren) erst 1742 zuteil wurde. Noch in anderen Äußerlichkeiten sollte der akademische Charakter der Anstalt zum Ausdruck kommen; so pflegten z. B. die Schüler der obersten Klassen im Anfang nach studentischer Sitte einen Degen zu tragen [1]).

Einen vollen Ersatz für das akademische Pädagogium bot das Stuttgarter Gymnasium insofern nicht, als der Besuch der Hochschule nicht von der Absolvierung des Obergymnasiums abhängig gemacht wurde. Sehr viele Schüler kamen, wenn sie nicht als zukünftige Theologen durch die Klosterschulen gingen, direkt von der Lateinschule auf die Hochschule [2]), so auch die Schüler der anatolischen Schule, zu welcher wir nach dieser Abschweifung zurückkehren wollen.

Die fortlaufende Reihe der Lehrer an der anatolischen Schule beginnt mit M. Joh. Krapner, der die Schule 30 Jahre lang (1547—77) geleitet hat. Die Namen seiner Kollegen wissen wir nicht; unter ihm muß, wie schon erwähnt, die Erweiterung der Lateinschule zu einer vierklassigen Anstalt erfolgt sein. Von Krapner persönlich wissen wir nur, daß er ein Freund und Trinkkumpan des schwäbischen Dichters Nikodemus Frischlin war.

Krapners Nachfolger war M. Eusebius Stetter, der Schwager des schwäbischen Annalisten und Professors M. Martin Crusius. Stetters Vater war Rektor der Lateinschule in Kirchheim u. T. Im Jahre 1563 war Stetter in Tübingen immatrikuliert worden; nachdem er 1567 Magister geworden war, wurde er schon im folgenden Jahre und im Jahre 1573 zum zweitenmal Klosterpräzeptor in Hirsau. Im März 1577 übernahm er die durch Krapners Rücktritt erledigte Präzeptorstelle in Tübingen. Wenn damals ein Klosterpräzeptor auf das Präzeptorat Tübingen promoviert wurde, so beweist dies, daß in jener Zeit die Stellung des ersten Lehrers an der anatolischen Schule angesehen und relativ gut dotiert war; später pflegten umgekehrt Lehrer für hervor-

---

[1]) Im Jahr 1710 beantragt das Konsistorium, daß das Degentragen allen Gymnasiasten, auch den Septimanis verboten werden soll. U. B. T. Mscr.; nach den Statuten hätten auch die Schüler der obersten Klassen nur auf Reisen das Recht gehabt, einen Degen zu tragen.

[2]) In einem Zentralreskript vom 14. März 1771 werden Eltern und Pfleger ermahnt, ihre Söhne nicht allzujung und fast unmittelbar aus den Trivialschulen auf die Universität zu schicken oder doch wenigstens dieselben anzuhalten, in Tübingen die Sprachen und Vorbereitungswissenschaften länger zu treiben, indem ihnen auch in Absicht auf die höheren Wissenschaften der Theologie, Jurisprudenz und Medizin die Zeit, welche sie auf das Latein, das Griechische und Hebräische, die Philosophie und sonderlich sowohl auf die Mathematik als auf die Geschichte verwendet, gar wohl wieder hereinkäme.

Digitized by Google

ragende Leistungen auf dieser Stelle mit einem Klosterpräzeptorat belohnt zu werden. Für Stetters wissenschaftliche Tüchtigkeit spricht u. a., daß er nach 13jähriger Tätigkeit an der anatolischen Schule als Professor der Philosophie an die Hochschule berufen wurde. Über seine Wirksamkeit an der Lateinschule dagegen wird in einem Bericht vom Jahre 1597 geklagt: unter den fortgesetzten Streitigkeiten, die Stetter mit seinen Kollegen, besonders M. Kreber habe, leide die Schule derartig not, daß viele Eltern sich veranlaßt sehen, ihre Kinder aus der Lateinschule wegzunehmen und privatim unterrichten zu lassen. Stetter schiebt die Schuld auf seine Kollegen, die seine Mahnungen und Weisungen nicht annehmen, während letztere Stetter für den Zerfall der Schule verantwortlich machen, dem sie u. a. vorwerfen, er benütze namentlich die armen Schüler auch zu Bosselarbeiten [1]) in seiner Haushaltung, gehe auch zu oft auf Reisen und lasse seine Schule im Stich. Bezüglich des letzteren Vorwurfs räumt Stetter ein, daß er allerdings manchmal verreise, weil er eben oft von Verwandten und Freunden zu Hochzeiten und anderen Familienfesten eingeladen werde; er verreise aber immer nur auf kurze Zeit und stets mit Vorwissen seiner Behörde. Eine seiner Reisen, allerdings eine sehr bescheidene, nämlich eine Reise auf den Hohenstaufen, erzählt uns sein Schwager Crusius, mit dem er die Reise machte, mit großer Ausführlichkeit in seinen schwäbischen Annalen. Er berichtet u. a., beim Anblick der Trümmer der Kaiserburg habe er, Crusius, voll Wehmut über die Vergänglichkeit alles Irdischen den Choral angestimmt: „Wie kann ich Unglück widerstehn", sein Schwager dagegen habe zum Abschied seine Büchse ins Land hinaus knallen lassen.

Doch auch von einer größeren Reise Stetters hören wir. Im Juli 1599 bittet er den Herzog um Urlaub zu einer Reise nach Wien zu seinem „großgünstigen und besonders vertrauten Herrn Zacharias Startzer J.U.D. und Hofadvokat zu Wien". Dieser, der in zweiter Ehe kinderlos sei, habe ihn dringend eingeladen und ihm versprochen, er werde ihm nicht nur die Reise bezahlen, sondern auch sorgen, daß weder er noch seine Nachkommen die Reise zu bereuen haben werden. Außerdem habe er einen ausgezeichneten Reisegefährten gefunden an D.M. Salz-

[1]) Da bis zum Ende des 18. Jahrhunderts kein besonderer Schuldiener da war, so mußten die Schüler viele Arbeiten, welche jetzt dem Anstaltsdiener zufallen, selbst besorgen; so bestimmt z. B. die erwähnte Crailsheimer Schulordnung, die jeweils mit der Heizung betrauten Schüler (calefactores) haben nicht nur den Ofen zu bedienen, sondern auch stets feuchten Lehm (argillam praeparatam) bereit zu halten, um die Ritzen des Ofens nötigenfalls verstreichen zu können, da der Rauch den Augen schade.

Digitized by Google

huber (eximie doctum et literatum), der in Privatgeschäften nach Wien reise. Der Pädagogarch Burckhardt befürwortet das Gesuch und verspricht, während Stetters Abwesenheit fleißig nach der Schule zu sehen.

Stetters Nachfolger wurde M. Matthias Cöllin; dieser meldete sich aber schon nach 5 Jahren um ein Klosterpräzeptorat, da ihm die erbetene Gehaltserhöhung in Tübingen abgeschlagen worden war; er wurde 1606 Klosterpräzeptor in Adelberg, trat aber schon nach 3 Jahren in den Kirchendienst über und wurde Pfarrer in Aurich OA. Vaihingen.

Auch seine Kollegen in Tübingen klagen über ihre unzureichende Besoldung; im Jahre 1606 reichen die 3 Kollaboratoren M. Pfahlhammer, M. Walther und M. Kornbeck ein Gesuch um eine Gehaltszulage ein, zumal sie nach der letzten Kirchenvisitation zu sechs täglichen Schulstunden verpflichtet worden seien, während sie vorher nur 5 Stunden gegeben haben. Das Konsistorium erklärte jedoch, es sei zur Zeit keine Gelegenheit zu Besoldungserhöhungen.

Was die ökonomischen Verhältnisse der Lehrer in jener Zeit betrifft, so erhielt nach einer unter Herzog Christoph im Jahre 1561 erfolgten Regulierung[1]) der Präzeptor 88 fl. von der Stadt und 20 fl. von Stifts wegen, der erste Provisor 48 fl. von der Stadt, der zweite 20 fl. von Stifts wegen, der dritte als „Lokatus" 12 fl. von der geistlichen Verwaltung; dagegen hatten die Lehrer in Tübingen nicht wie in anderen Orten und wie es in der Großen Kirchenordnung bestimmt war, den Genuß der den Gemeindebürgern aus Allmand u. dgl. zukommenden Nutznießungen. Daß nur die beiden ersten Lehrer eine Besoldung aus Gemeindemitteln, die beiden anderen ausschließlich aus staatlichen, bezw. der Regierung unterstehenden kirchlichen Kassen bezahlt wurden, weist darauf hin, daß die zwei Stellen des zweiten und dritten Provisors nicht auf Anregung der Stadt, sondern ohne Zweifel durch Verordnung der Regierung im Jahre 1559 vornehmlich mit Rücksicht auf die Universität geschaffen worden sind. Da also seit dieser Zeit die Stadt nur noch einen Teil der lateinischen Lehrer selbst bezahlte, so ist sicher anzunehmen, daß in Tübingen spätestens in dieser Zeit (cf. S. 10) und nicht erst in den Stürmen des 30jährigen Kriegs, das Ernennungsrecht, das vielen anderen Städten des Herzogtums noch lange nachher zustand, an die Regierung überging; auch schon vor dem 30jährigen Krieg richten, wie aus den Akten ersichtlich, die Bewerber um Stellen an der anatolischen Schule ihre Gesuche direkt an den Herzog.

[1]) Tübinger Copialbuch von 1554 ff. S. 90 und 91.

Digitized by Google

Das Einkommen der drei Kollaboratoren war auch für jene Zeiten überaus dürftig; im Jahre 1613 beantragt das Konsistorium die Besoldung des Präzeptors M. Medinger, der 1606 Cöllins Nachfolger geworden war, um ein Beträchtliches zu erhöhen, da die seitherige Besoldung den teuren Zeiten [1]) nicht mehr entspreche; eine Erhöhung der Besoldung sei angebracht auch in Anbetracht des großen Fleißes und der hervorragenden Leistungen dieses Lehrers, dessen Schüler sich beim Pfingsteramen ganz besonders auszeichnen. Das Konsistorium stellt den Antrag, demselben aus der geistlichen Verwaltung 5—6 Scheffel Dinkel, 2 Scheffel Haber und 1 Eimer Wein zu bewilligen; auch solle die Stadt veranlaßt werden, demselben zur Heizung der Schule 4—5 Klafter Holz aus dem Spital oder dem Armenkasten zu liefern. Den letzteren Antrag lehnte die Stadt ab, da der Spital und der Armenkasten das Holz selbst kaufen müsse. Aus den Verhandlungen geht hervor, daß des Präzeptors Medinger Besoldung durch eine Zulage von seiten der Stadt auf 100 fl. erhöht worden war und daß er außerdem noch 20 fl. von der geistlichen Verwaltung bezog. Wenn nun schon seine Besoldung von seiner vorgesetzten Behörde für unzulänglich erklärt wurde, wie traurig muß es dann bei seinen drei Kollegen ausgesehen haben, deren Besoldung, wie aus einem Bericht vom Jahre 1683 ersichtlich, in der Zeit von 1561 bis 1620 (cf. S. 28) kaum erhöht worden war. Wie kläglich muß ihre soziale Stellung gewesen sein, wenn z. B. 1607 der Provisor der ersten Klasse, Michael Pfahlhammer, vergeblich ein Gesuch einreicht, man möge ihm gegen billiges Entgelt die durch des Farrenknechts Verheiratung freigewordene Stube nebst Kammer im Hagenhaus als Wohnung für sich und seine Familie überlassen. Daß die Kollaboratoren mit der aus den öffentlichen Kassen gereichten Besoldungen unmöglich hätten existieren können, geht aus einer Eingabe des eben genannten Pfahlhammer hervor, der 1608 um Beförderung auf ein Präzeptorat bittet, da er von seinem Provisorsgehalt unmöglich mit seiner Familie leben könne, indem er allein für die Wohnung jährlich 20 fl., für Holz 18 fl. ausgeben müsse.

Neben der Geldbesoldung bezogen aber die Lehrer jedenfalls seit Anfang des 17. Jahrhunderts ein Beträchtliches an Naturalien aus der geistlichen Verwaltung; so erhielt der Präzeptor schon 1613 jährlich 20 Scheffel Dinkel und 2 Eimer Wein; etwas geringer werden die Bezüge der Kollaboratoren gewesen sein; im Jahre 1623 läßt sich feststellen, daß die beiden ersten Kollaboratoren je 2, der dritte nur 1 Eimer Wein bezog. Zu diesen

[1]) Die auffallende Steigerung der Preise hatte ihren Grund hauptsächlich in der seit 1610 beginnenden Verschlechterung der Münze.

Digitized by Google

festen Bezügen kamen gewisse Nebeneinnahmen, deren Höhe sich für die Zeit vor dem 30jährigen Krieg nicht genau bestimmen läßt. Zu nennen sind hier in erster Linie die Einnahmen für Privatstunden, die sog. Repetizgelder: bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts wurde in jeder Klasse neben den ordentlichen Schulstunden noch eine (manchmal auch 2) sog. Repetizstunde täglich gehalten; in dieser wurden nicht nur die Hausaufgaben angefertigt und der in den ordentlichen Stunden behandelte Stoff repetiert, sondern es wurden auch oft, namentlich in den oberen Klassen, Schriftsteller gelesen, die in den ordentlichen Schulstunden nicht behandelt wurden. Wenn nun auch kein Schüler gezwungen war, diese Repetizstunde zu besuchen, die besonders bezahlt wurde (um 1600 scheint der Preis für die Repetizstunde quartaliter 15 kr. betragen zu haben), so pflegten sich doch nur wenige Schüler, und zwar meist nur solche, denen ihre Eltern zu Hause Privatstunden geben ließen, dem Besuch derselben zu entziehen. Außerdem werden als Nebeneinnahmen erwähnt: Gebühren für Gesang und Orgelspiel bei Hochzeiten und für den Gesang bei Leichen; ob auch die im 18. Jahrhundert erwähnten Maien-, Martini- und Namenstagsgeschenke damals schon üblich waren, läßt sich nicht mehr feststellen. Der Präzeptor teilte diese Nebenbezüge mit seinen Kollegen, er hatte aber von ihnen nicht nur die wesentlich höhere Besoldung, sowie die freie Dienstwohnung voraus, sondern vor allem, wie schon erwähnt, den Bezug des Schulgelds aller Lateinschüler, wogegen er allerdings die Kosten der Heizung der Schule zu bestreiten hatte. Die Einnahme aus dem Schulgeld, das um 1620 noch 15 kr. quartaliter betrug, wechselte natürlich je nach der Frequenz der Schule; auch war sein Einzug mit mancherlei Widerwärtigkeiten für den Präzeptor verbunden; doch warf es immerhin eine hübsche Summe ab, da die Schule schon frühe verhältnismäßig gut besucht war.

Genau feststellen läßt sich die Schülerzahl für die einzelnen Klassen allerdings erst von 1676 an; aber in einem Bericht vom Jahre 1623 ist gesagt, die erste Klasse zähle gewöhnlich annähernd dreimal mehr Schüler als die anderen; in der ersten Klasse aber waren nach einem Bericht des Kollaborators Baumann in jener Zeit gemeinhin 80 Schüler; die Gesamtzahl der Schüler dürfte also noch in der ersten Hälfte des 30jährigen Kriegs gegen 200 betragen haben, immerhin eine ansehnliche Zahl für eine Stadt wie Tübingen, die 1700 noch keine 5000 Seelen zählte. Wenn nun auch mehrfach bezeugt ist, daß unter diesen Schülern sich manche Auswärtige befanden, und wenn man auch berücksichtigt, daß Tübingen als Sitz des Hofgerichts und einer, wenn auch damals noch bescheidenen Universität, eine verhältnismäßig größere Anzahl von Familien

Digitized by Google

aufwies, deren Söhne zum Studium bestimmt waren, so wäre die große Schülerzahl doch nicht zu erklären, wenn nicht auch viele Söhne aus dem Bürgerstande die Lateinschule besucht hätten. Noch im Jahre 1793 rühmt der Gemeinderat, aus der Lateinschule seien von jeher viele Kaufleute und andere vorzügliche Professionisten hervorgegangen, ja der städtische Magistrat werde größtenteils aus der Zahl der alten Lateinschüler besetzt. Und daß nicht bloß Söhne wohlhabender Bürger die Lateinschule besuchten, beweist der Umstand, daß noch am Ende des 17. Jahrhunderts weit mehr Knaben in die Lateinschule als in die deutsche Schule gingen (z. B. im Jahre 1676 Zahl der Lateinschüler: 228, der deutschen Schüler: 79); seit 1740 dagegen überwiegt die Zahl der deutschen Schüler.

Die Lateinschule wurde namentlich auch von Söhnen armer Bürger besucht, die durchs sog. Pauperat angelockt wurden. Man nimmt an, das Pauperinstitut, das in veränderter Gestalt noch heute existiert, sei entstanden im Zusammenhang mit der von Pfarrer Breuning 1474 gegründeten Salve Regina-Brüderschaft. Für die armen Schüler, welche bei den Feierlichkeiten dieser Brüderschaft unter Leitung des Schulmeisters und des Kantors „das Salve Regina singen helfen", hatte Breuning eine Stiftung ausgesetzt: die Schüler sollten zusammen 3 ß Heller und jeder für 1 Heller Brot erhalten, der Schulmeister 2 ß, der Kantor 1 ß.

Unter die Pauper, eine Art Kurrendschüler, konnten nur Söhne armer Tübinger Bürger aufgenommen werden, welche die Lateinschule besuchten. Ihre Zahl blieb gewöhnlich auf acht beschränkt, ausnahmsweise waren es auch neun; über die Aufnahme entschied seit der Reformation der Kirchenkonvent; da das Pauperat sehr begehrt war, so gelang es vielfach den Schülern erst in der dritten Klasse eine Pauperstelle zu bekommen; entscheidend für die Aufnahme war mehr die musikalische als die geistige Begabung. Diese Schüler, für die das Schulgeld aus dem Armenkasten bezahlt wurde, erhielten neben dem übrigen Unterricht vom Lehrer der dritten Klasse in älterer Zeit täglich, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts nur noch zweimal wöchentlich Unterricht im Gesang, an dem sich auch die andern Schüler beteiligten, und zwar im Lokal der ersten Klasse, wo sich auch jeden Morgen vor Beginn des Unterrichts alle Klassen zu einer Morgenandacht zu versammeln pflegten; in diesem Lokal war jedenfalls seit dem 18. Jahrhundert eine, den Berichten nach zu schließen, meist reparaturbedürftige Orgel aufgestellt. Die Pauperschüler hatten in der Kirche den den Choral führenden Lehrer zu unterstützen; je vier von ihnen (auf besonderen Wunsch auch mehr) beteiligten sich am Leichengesang; sie hatten neben den Lehrern die Führung des

Digitized by Google

Gesangs bei Prozessionen u. dgl. Gelegenheiten. Jeden Samstag (später Donnerstag) sangen sie unter Leitung des ältesten Sängers vor den Häusern der Honoratioren; in der Weihnachtszeit sangen sie vor allen Häusern; am Erscheinungsfest stellten drei von ihnen die hl. drei Könige dar; um einen würdigeren Eindruck zu machen, trugen sie, wenn sie öffentlich auftraten, lange Mäntel, eine Tracht, welche nach Bauer die Quartaner, d. h. die Schüler der vierten Klasse, noch am Ende des 18. Jahrhunderts teilten. Das Geld, das ihnen für das Singen bei Leichen, vor den Häusern 2c. gespendet wurde, wurde in der Regel jede Woche unter sie verteilt (partem colligere); doch wurde das Schulgeld für die erwähnten Repetizstunden von ihrem Erlös abgezogen. Auch einige kleinere Stiftungen für die Pauperschüler werden erwähnt. Ihre Einnahmen waren natürlich schwankend, doch scheinen sie nicht ganz unbedeutend gewesen zu sein; wenigstens versichert im Jahre 1648 die Witwe des Maurers Hans Konrad Laiblin, sie habe „gleichsamb ihre Nahrung von demjenigen gehabt, was der verstorbene (neunjährige!) Knab Seelig gleich andern Pauperibus alle Samstag mit Singen bekommen".

Die Pauperanstalt und der mit ihr verbundene Gesangsunterricht spielt in der Geschichte der Tübinger Lateinschule keine kleine Rolle. Bei der Besetzung der dritten Klasse mußte wegen des mit dieser Lehranstalt verbundenen Gesangsunterrichts besonderer Wert auf die musikalische Begabung und Ausbildung des Lehrers gelegt werden. In den Visitationsberichten und Rezessen ist kein Unterrichtsfach so vielfach Gegenstand der Erörterung und namentlich der Beschwerde von seiten der Gemeinde als eben der Gesang. Bald wird über die mangelnde musikalische Begabung des Lehrers, bald über seine zu schwache Stimme oder sein schlechtes Orgelspiel, bald über den Choralgesang in der Kirche, bald über schlechten Leichengesang geklagt. Sangen aber die Pauper bei den Leichen schlecht, so verzichteten viele Familien lieber ganz auf den Leichengesang, was dann wieder den Kollegen des Tertianus (Lehrer der dritten Klasse) Anlaß zu Beschwerden gab, indem dann auch ihre Einnahmen aus dem Leichengesang geschmälert wurden. Auch das Betragen der Pauperschüler gibt Anlaß zu Beschwerden: einmal wird geklagt, sie raufen während des Herumsingens in den Straßen miteinander, ein andermal, sie lassen oft in der Kirche den Choralisten beim Vorsingen absichtlich im Stiche, so daß man den Gesang in der Kirche abbrechen müsse; doch wird bei anderer Gelegenheit auch einmal gesagt, es stünde schlimm um den Kirchengesang, wenn die Pauper nicht wären. Aus der Zahl dieser Pauper ging eine stattliche Anzahl von Kirchen- und namentlich von Schuldienern hervor und insofern hatte die Pauperanstalt nicht nur für Tübingen und die

Digitized by Google

anatolische Schule, sondern auch für das ganze Land eine gewisse Bedeutung.

Diese armen Schüler nämlich wandten sich nach beendigter Schulzeit in seltenen Fällen dem Beruf ihres Vaters, der Landwirtschaft oder einem Handwerk, zu; manche traten bei Buchdruckern oder Apothekern in die Lehre, wo sie ihre lateinischen Kenntnisse verwerten konnten; wieder andere traten von der Lateinschule weg als Gehilfen bei einem deutschen Schulmeister ein (da die Pauperes oft vor ihrem Eintritt in die Lateinschule eine Zeitlang die deutsche Schule besucht hatten und erst durch Lehrer oder Geistliche veranlaßt in die Lateinschule übertraten, so erreichten sie in der Lateinschule vielfach ein ziemlich höheres Alter als der Durchschnitt der Schüler; übrigens war ein 14- oder 15jähriger Lehrgehilfe nichts Außergewöhnliches; so wird z. B. 1788 ein 14½jähriger Provisor an der Tübinger Mädchenschule erwähnt); die meisten Pauperschüler aber beabsichtigten zu studieren. Manchen unter ihnen mochte es gelingen, durch Erstehung des Pfingstexamens sich den Weg in eine der Klosterschulen und damit zum Studium der Theologie zu eröffnen, obgleich es ihnen bei den Ansprüchen, die das Pauperat an sie stellte, schwer fallen mochte, den Wettbewerb mit andern Schülern zu bestehen; andere wurden auch ausnahmsweise aus der anatolischen Schule direkt ins theologische Stipendium aufgenommen, wo nicht als ordentliche Stipendiaten, so doch als sog. Tifferniten[1]). So bewirbt sich z. B. 1607 der Tiffernitische Stipendiat M. Thomas Bebel um die dritte Klasse der anatolischen Schule; es wird ihm aber nicht die dritte, sondern nur die zweite Klasse übertragen, da er nach dem Bericht des Präzeptors Medinger noch vor wenigen Jahren „ein armer Schüler gewesen, der den partem colligiert und noch in Quarta etliche condiscipulos habe".

In späterer Zeit, seit 1749, war ihnen der Zutritt in die Klosterschulen und zum theologischen Studium gänzlich verschlossen durch die Verordnung[2]), wonach „gemeiner Handwerksleute oder auch Bauernsöhne" von der Aufnahme in die Klosterschulen ausgeschlossen sein sollten, eine Verordnung, die 1780 und in verschärfter Form 1798 erneuert wurde; nach einer Verordnung vom Jahre 1811[3]) sollten Söhne von Bauern

[1]) Michael Tiffernus, Herzog Christophs Erzieher, hatte eine Stiftung für vier Stipendiaten gemacht.

[2]) Schon 1736 war eine Verordnung in diesem Sinne erlassen worden.

[3]) Die Verordnung vom Jahr 1811 ist auf den Mangel an Soldaten in jenen Kriegsjahren zurückzuführen; Studierende waren vom Militärdienst befreit. Die Verordnung wurde übrigens schon 1815 außer Kraft gesetzt durch § 57 des Staatsgrundgesetzes: Jedem Untertanen steht es frei, seinen Stand und Gewerbe nach eigener freier Neigung zu wählen und sich darin auszubilden.

Digitized by Google

und Handwerkern überhaupt vom Studium ausgeschlossen sein. Sehr viele Pauperschüler aber traten von jeher als „Famuli" in das theologische Stipendium ein, um sich hier zu lateinischen Schullehrern auszubilden.

Für die lateinischen Schullehrer war so wenig wie für die deutschen ein bestimmter Bildungsgang vorgeschrieben. Seitdem Stadtschulen aufgekommen waren, hatten die Gemeindebehörden zu lateinischen Schullehrern gemacht, wen sie gerade für geeignet hielten. Die Große Kirchenordnung vom Jahre 1559 bestimmte nun allerdings, die Gemeindebehörden dürfen nur noch solche Bewerber zu lateinischen Schullehrern ernennen, welche vorher sich einer Prüfung in Stuttgart unterziehen. Diese Prüfung wurde vorgenommen unter dem Vorsitz eines Mitglieds des Konsistoriums vom Pädagogarchen und „seinem Collega", d. h. vom Vorstand und vom Lehrer der obersten Klasse des Stuttgarter Pädagogiums bezw. Gymnasiums[1]). Es handelte sich dabei nicht um eine allgemeine, periodisch wiederkehrende Prüfung für die Kandidaten des lateinischen Lehramts, sondern wenn eine Stelle erledigt war, wurde ein Bewerber, den man für geeignet hielt, bezw. der entsprechende Empfehlungen hatte, zur Prüfung nach Stuttgart berufen, um auf seine Brauchbarkeit speziell für die erledigte Stelle geprüft zu werden; verhältnismäßig selten berief man mehrere Kandidaten gleichzeitig zur Prüfung, um unter ihnen den tüchtigsten auszuwählen. In den meisten Fällen war die „admissio ad examen" gleichbedeutend mit der Ernennung bezw. Bestätigung des Kandidaten; doch kommt es auch vor, daß ein Kandidat in der Prüfung für untauglich erklärt wird. Bewarb sich ein lateinischer Lehrer um eine höhere Stelle derselben oder einer anderen Anstalt, so mußte er sich gewöhnlich einer erneuten Prüfung unterziehen; so wurde z. B. 1607 dem schon erwähnten Kollaborator Pfahlhammer an der ersten Klasse die dritte Klasse nicht übertragen wegen seiner geringen Leistungen in der in Stuttgart abgehaltenen Probelektion. Doch scheint man Männer, welche sich im Lehramt ausgezeichnet bewährt hatten, oft von der Wiederholung einer Prüfung dispensiert zu haben. Da die Prüfung nur über die Brauchbarkeit für bestimmte Stellen entscheiden sollte, so gab es auch keine nach einer bestimmten Notenskala abgestuften Prüfungszeugnisse[2]).

[1]) C. Hirzel sagt in der Einleitung zu seiner sonst vortrefflichen Sammlung der Württ. Schulgesetze, die Kandidaten seien von den beiden Pädagogarchen geprüft worden; unter den „Kollegen" aber ist in den Prüfungsberichten, wie eine Vergleichung der Namen unzweifelhaft ergibt, immer der Conrector, d. h. der Lehrer der obersten Klasse des Stuttgarter Pädagogiums bezw. Gymnasiums, niemals der Pädagogarch ob der Staig verstanden.

[2]) Erst durch eine Verordnung vom 14. August 1828 wurde bestimmt, daß die Dienstprüfung für die der Aufsicht des K. Studienrats untergeordneten Lehrstellen

Digitized by Google

(Über die Anforderungen und den Gang dieser Prüfung vrgl. die Beilagen Nr. 5, 6, 8.) Auf welchem Wege sich der einzelne die nötigen Kenntnisse erwerben wollte, blieb jedem selbst überlassen. Vielfach wurden die lateinischen Lehrstellen mit Theologen besetzt; aber vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts betrachteten die Theologen diese Lehrstellen nur als Durchgangsstationen[1]): sie bewarben sich um lateinische Schulstellen, wenn gerade keine Stelle im Kirchendienst zu haben war, oder es wurden den Stipendiaten gemäß ihrer Verpflichtung, sich jeder Zeit im Kirchen- und Schuldienst vom Herzog verwenden zu lassen, auch ohne ihren Willen solche Stellen übertragen, welche sie dann sobald als möglich mit dem weit angeseheneren und einträglicheren Dienst der Kirche vertauschten; begehrte Schulstellen waren nur die Lehrstellen an den Klosterschulen und an den oberen Klassen des Stuttgarter Pädagogiums bezw. Gymnasiums, unter Umständen auch die obersten Lehrstellen an mehrklassigen Lateinschulen. Häufig wandten sich auch solche Studierende, denen es an den nötigen Mitteln zur Fortsetzung ihrer Studien fehlte, nach Erlangung der Magisterwürde dem Lehrfach zu; nicht selten suchten auch Stipendiaten, die wegen eines Delikts aus dem Stipendium ausgewiesen worden waren, ihr Heil im Dienst der Schule[2]). So bewirbt sich z. B. 1616 der Tübinger Bürgerssohn Matth. Jäger, der die anatolische Schule und dann die Klosterschulen in Blaubeuren und Bebenhausen besucht hatte und im theologischen Stipendium bereits im Magisterexamen gestanden, aber wegen Weidwerks relegiert worden war und sich dann einige Jahre in Österreich und Ungarn zum Teil als Hauslehrer herumgetrieben hatte, allerdings vergeblich, um eine Lehrstelle an der anatolischen Schule. Auch deutschen Schulmeistern, die in ihrer Jugend eine Lateinschule besucht oder privatim sich Kenntnisse in Latein erworben hatten, gelang es zuweilen, Lehrstellen an Lateinschulen zu bekommen. Doch auch Leute aus andern Ständen suchen ihre Zuflucht

künftig nicht mehr mit jedem Bewerber einzeln, sondern konkursweise in bestimmten Zeitperioden vorgenommen werden solle.

[1]) Vrgl. z. B. das Reskript vom Jahr 1701: Um tauglichere Subjekte zur Übernehmung von Schulfunktionen anzufrischen, wird solchen praeceptoribus, welche 6 Jahr in officio Scholastico gestanden und dabei gute merita abgelegt, sich auch ad altiora capabel gemacht, Promotion in das ministerium (ecclesiasticum) in Aussicht gestellt.

[2]) Bezeichnend in dieser Hinsicht ist folgende Stelle einer Eingabe, in welcher der alte Rektor Ferber 1748 um seine Pensionierung nachsucht: „Ich bin Gottlob! von eigenem Ruhm und Hochmuth jeder Zeit entfernt gewesen, doch darf ich getrost sagen, daß mich in meiner Jugend keine Noth oder Exzeß, sondern eine redliche Absicht und die Vorstellung guter Gönner zur Schularbeit gebracht."

Digitized by Google

beim lateinischen Schuldienst; 1651 bewirbt sich der „Truckhergesell" Georg Eisenwein, Sohn des verstorbenen Pfarrers in Großbottwar, um die erledigte Kollaboratur an der ersten Klasse in Tübingen. Er war Lehrling und dann Geselle in der Brunnerschen Druckerei in Tübingen gewesen, konnte aber das viele Stehen nicht ertragen. Auch als Druckergeselle hatte er seine lateinischen Kenntnisse durch lateinische Gelegenheitsgedichte, mit denen er an die Öffentlichkeit getreten war, bewiesen. Er wird zur Prüfung zugelassen und erhält die Stelle. Ebenso bewirbt sich 1729 der Korrektor der Cottaschen Druckerei, G. Chr. Benz, um die dritte Klasse; er erhält die Stelle nicht, weil die Gemeinde wegen seines anstößigen Lebens gegen seine Ernennung protestiert. Zum zweitenmal bewirbt sich 1742 Georg Adam Maier um eine Stelle an der anatolischen Schule: er hatte sieben Jahre als Pauper die anatolische Schule besucht, war dann zwei Jahre lang Hauslehrer im Haus des Professors Hoffmann in Tübingen gewesen, dann war er fünf Jahre als Lehrling und 1½ Jahre als Gehilfe in der Camererschen Apotheke und weitere drei Jahre in den Apotheken in Cannstatt, Stuttgart und Herrenberg tätig gewesen. Da ihm die Mittel zur Erwerbung einer eigenen Apotheke fehlten, hatte er sich entschlossen, sich dem Lehramt zuzuwenden. Bereits hatte ihm der Gemeinderat in Herrenberg, der das Nominationsrecht hatte, eine Kollaboratur in Aussicht gestellt, diese jedoch schließlich einem andern Bewerber übertragen, weil Maier sich zu einer ihm angesonnenen Heirat nicht hatte entschließen können. Maier war dann Schulmeister in Bodelshausen geworden und bewarb sich nun 1742 um die erste Klasse in Tübingen; seine Meldung war aber verfrüht, die Stelle wurde erst zwei Jahre später vakant. Ähnliche Fälle ließen sich noch mehr anführen; wenn nun auch solche Fälle keineswegs selten waren, so bildeten sie doch nicht die Regel.

In der Regel erhielten die lateinischen Schullehrer in Württemberg, soweit sie nicht dem geistlichen Stande angehörten, ihre Ausbildung als Famuli im theologischen Stipendium, und dies war auch die normale Laufbahn der Tübinger Pauperschüler. Im Fürstlichen Stipendium[1]) wurden nämlich neben den ordentlichen Stipendiaten einige arme Studenten (württembergische Landeskinder) als Famuli aufgenommen; der eine von ihnen (pincerna) hatte mit einem zweiten, ihm unterstellten Famulus den Keller zu besorgen, die übrigen (nach der Großen Kirchenordnung waren es vier; später wurde ihre Zahl erhöht) hatten für den Verwalter (procurator) die nötigen Ausgänge zu besorgen, bei Tisch auf- und abzu-

[1]) cf. S. 16.

Digitized by Google

tragen, das Gebäude zu reinigen, den übrigen Stipendiaten Holz u. drgl. herbeizuschaffen; zugleich hatten sie aber auch den Kollegbesuch und Wandel der Stipendiaten zu kontrollieren; dafür erhielten sie freie Wohnung und Kost und jährlich zwei Gulden[1]). Ihre freie Zeit aber sollten sie fleißig zum Besuch der Vorlesungen und zum Privatstudium verwenden. Unter diesen Famulis finden sich zwar Leute aus den verschiedensten Orten des Landes, aber einen unverhältnismäßig hohen Prozentsatz stellten die Pauperschüler der anatolischen Schule. Diese hatten eben die beste Gelegenheit, die Erledigung solcher Famulatsstellen auszupassen und sich beim Major Domus (jetzt Ephorus), der die Stellen zu vergeben hatte, zu empfehlen, und hatten auch in der anatolischen Schule eine bessere Gelegenheit zur Ausbildung als in den meisten Orten des Landes. Da den Famulis ein großer Teil ihrer Zeit durch die Famulatsgeschäfte weggenommen war, so kann es uns nicht wundern, daß sie meist eine geraume Zeit zur Vollendung ihrer Studien brauchten. Wir lesen von solchen, die schon nach sechsjährigem Aufenthalt im Stipendium im lateinischen Schuldienst verwendet wurden, dagegen klagt z. B. ein Joh. Friedr. Schnürlin, der 1729 Amtsverweser an der anatolischen Schule war, er sei mit 14 Jahren aus der anatolischen Schule als Famulus ins Stipendium gekommen und diene daselbst bereits 19 Jahre bei kargem Lohne. Im 16. und 17. Jahrhundert scheinen auch die Famuli als letztes Ziel den Kirchendienst betrachtet zu haben; manche von ihnen wurden für treue Dienste in der Schule mit Pfarreien belohnt; und wenn sie auch oft ihr Studium mit dem Magisterium abschlossen, so wurden sie noch nachträglich zum theologischen Examen zugelassen; so wurde z. B. 1653 M. Joh. Gnapper, der nach erstandenem Magisterium vier Jahre Kollaborator in Tübingen gewesen war, Pfarrer in Niefern. Aber schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird es als eine ganz besondere Gnade angesehen, wenn einem Famulus gestattet wird zu „dominieren", d. h. ein Herr, ein Student der Theologie, zu werden (noch heute meint der Tübinger Bürger, wenn er von den „Herren" schlechthin redet, stets nur die Herrn Studenten). Seitdem aber durch die schon erwähnte Verordnung

[1]) Bei dieser geringen Entlohnung blieb es jedenfalls bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts; im Anfang des 19. Jahrhunderts dagegen erhielten sie jährlich 50 Gulden; auch konnten sie durch Erteilung von Privatstunden an Kinder wohlhabender Eltern sich einigen Nebenverdienst erwerben. So rühmt z. B. der Großvater des Dichters Uhland, Professor Dr. Uhland, Ephorus des Stipendiums, den Unterricht, den Famulus Beerstecher (später an Klasse I in Tübingen) seinen Kindern erteilt habe. Die gröberen Geschäfte waren ihnen später abgenommen und dafür besondere „Jungen" angestellt worden.

Digitized by Google

vom Jahre 1749 Söhne von Bauern, Handwerkern und armen Leuten[1]) grundsätzlich vom Studium der Theologie ausgeschlossen waren, waren die Famuli wenigstens grundsätzlich auf den Schuldienst angewiesen; in Tübingen sind seit dieser Zeit wenigstens die beiden untern Klassen der Lateinschule vorwiegend mit alten Famulis besetzt; zuweilen rückten diese auch an höhere Klassen vor, zumal wenn sie „graduierte Personen" waren, d. h. die ziemlich kostspielige Magisterprüfung erstanden hatten. Am Ende des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts sollte die Ausbildung der lateinischen Schullehrer überhaupt und so auch die der Famuli neu geregelt, ebenso auch die Pauperanstalt neu organisiert werden; doch davon später; jetzt wollten wir zur Geschichte der anatolischen Schule selbst zurückkehren.

Nach dem 1620 erfolgten Tode Medingers[2]) richteten Bürgermeister und Gericht (Gemeinderat) die Bitte an den Fürsten, das erledigte Präzeptorat dem M. Andreas Berchthold, Pfarrer in Dachtel, zu übertragen, der ihnen „wegen seines gottseligen, ehrlichen, verträglichen Lebenswandels und wegen seiner Erudition nicht bloß in philosophia, sondern auch in linguis Latina et Graeca durch hochgelehrte Leut commendiert und gerühmt worden sei". Dieser Bitte wurde entsprochen. Nicht desselben Lobs wie Berchthold erfreuen sich seine Kollegen an der anatolischen Schule. Aus Anlaß eines geplanten Stellentausches zwischen dem Kollaborator M. Joh. Kornbeck an der ersten Klasse in Tübingen und dem Kollaborator M. Daniel Moser in Urach berichten der Pädagogarch, Klosterpräzeptor M. Gmehlin, und der Stadtpfarrer M. Bregenzer, mit den drei unteren Klassen in Tübingen sei es ziemlich schlecht bestellt; „man könne billig sagen, alle drei Kollaboratoren geben nit wol einen rechten"; man solle daher beim Stellentausch Moser, der schon eine vieljährige Praxis habe, auch ein feiner Lateiner und ein ziemlicher Graecus sei, die dritte Klasse, dem Tertianus Matthäus dagegen die zweite, dem Sekundanus M. Daniel Baumann die erste Klasse übertragen. Diesem Antrag des Pädagogarchen und des Stadtpfarrers wurde stattgegeben. Der Stadtpfarrer (Spezialis, Dekan) war nämlich der eigentliche Vorstand der Schule, wenn schon die unmittelbare Dienstaufsicht der Lehrer der vierten Klasse hatte, der seit 1714 offiziell den Titel Rektor führte. Der Stadtpfarrer sowie seine Diakoni hatten das Recht und die Pflicht, die Lateinschule regelmäßig zu besuchen. Der Stadtpfarrer hatte im Verein mit den „Schulvisitatoren" (auch Deputati, Scholarchen genannt),

[1]) Nicht betroffen wurden durch diese Bestimmung Söhne von armen Beamten und Geistlichen.

[2]) cf. S. 29.

Digitized by Google

mit denen zusammen er das Scholarchat bildete, von Zeit zu Zeit eine Prüfung der Schule abzuhalten. Unter ihrer Aufsicht hatte der Präzeptor bezw. Rektor die Versetzungsprüfung vorzunehmen; die Entscheidung über die Promotion eines Schülers stand dem Stadtpfarrer und dem Scholarchen zu. Ebenso hatte das Scholarchat den Beginn und die Dauer der Ferien zu bestimmen.

Die Verordnung betreffs des Scholarchats in Tübingen, die sich inhaltlich in der Hauptsache mit dem betreffenden Abschnitt der Großen Kirchenordnung deckt, hatte nach dem Tübinger Dokumentenbuch (Mscr.) in der jedenfalls vor 1632 erfolgten Fassung folgenden Wortlaut:

Inspectores Scholae.

Drey vom Gericht, worunder gemeinlich fürnemblich ein Burgermeister, welche in Latina Lingua und Praeceptis Scholasticis am besten erfahren, werden zue Schuel Visitatoren Richterlichen[1]) erwöhlt, denen Herrn Superintendenten oder Specialn, in Visitirung hiesiger Schulen gebührend beizuwohnen, diesen ist nunmehro auch ein sonderbahrer Staat, und Instruktion fürgeschriben, darauf Sie geloben und schwören thuen, folgendermasen:

Schuel Visitatorum Staat.

Ihr die Verordnete Herrn Inspectores Scholae, werden Ewer Trew geben, bey Visitirung der hiesigen Schuelen Unsers Gnädigsten Fürsten und Herrns Verordnung, auch der Herrn Pädagogarchen und Pfarrers alhier Begehren gemäß, alle Viertel Jahr, oder wie es sonsten sich füegen, und die Notturfft erfordern würdt, mit allem getreuen fleiß die Schuelen helfen zu visitieren, Euers Teils die Leuth zu vermahnen, daß man die Kinder fleißig zur Schuel schicken wolle, sonderlichen aber, so viel an Euch ist, guete Achtung haben, daß neben der Lehr die Forcht Gottes und Erkandtnus Unsers Herrn Jesu Christi, auch die äußerliche Zucht und Erbarkeit bey der Jugend fleißig getriben werde, auch daß die Knaben in und außerhalb der Schuel Latinè reden, und sonsten von ihren praeceptoribus mit fleiß der fürgeschriebenen Schuel Ordnung nachgesetzt, und die Statuta gebührend in acht genommen, Item die Knaben, welche am wenigsten qualificirt, nicht etwan auß gunst vor den andern taugentlichen befürdert werden, auch da Ihr fehl oder Mängel hierwider fürlauffen sehen oder verspühren möchten, solche gehöriger orthen gebührend fürzuebringen, und uff Verbesserung zu richten.

[1]) Durch den Gemeinderat. Durch ein Verwaltungsedikt vom Jahr 1822 ging das Scholarchat an den Kirchenkonvent über.

Digitized by Google

Sonderlichen aber, da der Underthanen Einer oder mehr seine Kinder in den Schuelen eine zeitlang erhalten hätten, und doch dieselben wider von dem Studieren nemen wolten, Ihr aber befinden thätein, daß der Knab ein guts Ingenium hatte, Sollen Ihr die vermöglichen Eltern mit fleiß ermahnen, die Kinder bey der Schuel verharren zue laßen, bey denjenigen aber, so Armuth halber solches nicht vermöchten, die Verordnung verschaffen helfen, damit ihnen vermög der Kastenordnung Hilf und Handtraichung beschehe, und also diß orths Euch in einem und andern also erzeigen, wie Ihr das vor Gott und der Weltt zu verantworten getrauen, alles getreulich und ohngefährlich.

Wie alle Lateinschulen des Landes, so unterstand auch die anatolische Schule nach der Großen Kirchenordnung dem Konsistorium. Als Landesvisitator aber war im Jahre 1535 der Vorstand des Stuttgarter Pädagogiums (Paedagogarcha) bestellt worden, der alle Lateinschulen einmal jährlich zu visitieren hatte. Da jedoch die Geschäftslast für einen Mann zu groß war, so wurde schon 1560 ein besonderer Visitator für das Land ob der Staig aufgestellt, der dann wie sein Stuttgarter Kollege den Titel eines Pädagogarchen führte [1]). Das Pädagogarchat für das Land ob der Staig hatte seinen Sitz gewöhnlich in Tübingen und wurde meist mit einem Mitglied der Artistenfakultät [2]) besetzt (der erste Pädagogarch ob der Staig war der Professor M. Georg Liebler); doch wurde einigemale das Amt auch einem Lehrer des benachbarten Klosters Bebenhausen übertragen, wie z. B. dem oben erwähnten M. Gmehlin. Im Jahre 1688 erhoben zwar der Rektor und der Kanzler der Universität Einsprache [3]) gegen die Besetzung des Pädagogarchats mit einem Klosterpräzeptor (M. Reinhardt) mit der Begründung, das Pädagogarchat ob der Staig habe jeder Zeit der Artistenfakultät zugehört; allein die Ansprüche der Universität wurden abgewiesen mit dem Hinweis auf Präzedenzfälle und auf die Große Kirchenordnung, nach welcher die cura und die Bestellung der Partikularschulen dem Konsistorium überlassen sei. Die anatolische Schule wurde vom Pädagogarchen jedes Frühjahr publice et solemniter visitiert. Außerdem pflegte sich bei der alljährlichen

[1]) 1813 wurde ein dritter Pädagogarch aufgestellt mit dem Sitz in Schw. Hall; 1821 wurde, entsprechend der Einteilung des Landes in vier Kreise, die Zahl der Pädagogarchen („Kreisschulinspektoren") auf vier erhöht.

[2]) Das Amt des Landesvisitators war aber nicht vereint mit dem des Vorstands des akademischen Pädagogiums, was man wegen des gleichlautenden Titels vermuten könnte und auch Hirzel in der Einleitung zu seiner Sammlung der Württ. Schulgesetze angibt.

[3]) U.B. T. Mscr.

Digitized by Google

Kirchenvisitation der Abt (Prälat) von Bebenhausen über den Zustand der Lateinschule zu informieren und ziemlich genauen Bericht darüber zu erstatten. Und diese Gelegenheit nahmen die Scholarchen, das Gericht, der Kirchenkonvent, aber auch die Lehrer wahr, um ihre Beschwerden und Wünsche vorzubringen.

Nach zwölfjähriger Tätigkeit an der anatolischen Schule wünschte M. Berchthold wieder in den Kirchendienst zurückzutreten; seine Kinder waren erwachsen, er selbst seufzte unter der Last des Lehramts (ingruente senecta tot Herculeis quasi laboribus et Sisyphi saxo impar videor); er war 1632 schon auf eine Pfarrei ernannt, mußte aber wegen Erkrankung seinen Abzug verschieben; von der Krankheit erholte er sich nicht mehr; er starb noch Anfang 1634 in Tübingen.

An Bewerbern um seine Stelle fehlte es nicht; schon im Juni 1633 hatte sich Präzeptor Pfiz von Backnang um das „durch Berchtolds Tod erledigte" Präzeptorat beworben. Eine derartige verfrühte Meldung konnte bei dem früheren, noch während des ganzen 18. Jahrhunderts herrschenden Modus der Stellenbesetzung leicht vorkommen. Da die Erledigung einer Stelle in keiner Weise amtlich bekannt gegeben wurde, so blieb es den etwaigen Bewerbern überlassen, sich privatim Kunde von erledigten Stellen zu verschaffen; da überdem die Stellen meist sehr rasch wieder besetzt wurden, so ist es nicht auffallend, wenn in den Meldungen nicht selten die Wendung wiederkehrt: „Da sicherem Vernehmen nach das Präzeptorat . . . erledigt ist," oder „bald erledigt werden wird", oder wenn Kandidaten bitten, sie für eine Stelle vorzumerken, falls diese einmal zur Erledigung kommen sollte. Den deutschen Eingaben sind häufig lateinische, nicht selten poetische, beigelegt, besonders von Bewerbern, welche aus andern Ständen zum Lehrstand übertreten wollen, doch zuweilen auch von zünftigen Lehrern; so hat z. B. M. Jak. Wehrn, der 1630 Nachfolger Mosers an der dritten Klasse geworden war, bei seiner Bewerbung um Berchtholds Stelle seiner deutschen Eingabe, die mit den Worten beginnt: „Weil der liebe Gott unsern lieben Präzeptor zur himmlischen Akademie transferiert", eine zweite in schwungvollem Latein geschriebene beigelegt. Das Präzeptorat wurde aber weder ihm noch Pfiz übertragen, sondern auf Bitten der Stadt dem Präzeptor M. Georg Linde in Waiblingen, „einem sehr gelehrten und zur blüenden Schuljugendt über die Maßen qualificirten Mann". Und Linde rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen; er harrte vom Unglücksjahr 1634 bis zum Ende des 30jährigen Kriegs auf seinem Posten aus, hielt zeitweise nur mit einem einzigen Kollegen die anatolische Schule zusammen und bewahrte sie vor gänzlichem Zerfall.

Digitized by Google

M. Linde trat wahrscheinlich Pfingsten 1634 sein Amt an. Auch bisher war Württemberg und mit ihm Tübingen von den Leiden des Kriegs nicht verschont geblieben; aber mit Macht brach das Unglück übers Land herein, als nach der Nördlinger Schlacht (5. und 6. Sept.) die kaiserlichen Scharen das Land überschwemmten. Zwar gelang es der Stadt und Universität Tübingen bei der Kapitulation verhältnismäßig glimpfliche Bedingungen zu erlangen; aber vom Jahre 1634 an bis zum Ende des Kriegs war die Stadt ununterbrochen mit starker Einquartierung belegt; der Schaden, den Stadt und Amt allein in den Jahren 1634 bis 1636 erlitten, wurde auf über 2 Millionen fl. berechnet. Dazu brach 1635 noch eine Pest aus. Das akademische Pädagogium und das Kontubernium gingen, wie erwähnt, aus Mangel an Mitteln ein, ebenso die Klosterschule in Bebenhausen; das fürstliche Stipendium fristete ein kümmerliches Dasein; daß die anatolische Schule noch aufrecht erhalten wurde, hatte sie der Energie des M. Linde, sowie der Opferwilligkeit der Tübinger Gemeindebehörden zu verdanken.

Als 1635 M. Baumann starb, konnte seine Stelle aus Mangel an Mitteln nicht wieder besetzt werden, sondern mußte nebenher vom Lehrer der ersten Klasse, M. Krafft, versehen werden, welch letzterem dann nach einem Jahr auf seine Bitte von König Ferdinand die zweite Klasse übertragen wurde mit der Auflage, gleichzeitig wie bisher die erste Klasse zu versehen. Und da M. Wehrn 1635 als Präzeptor nach Kirchheim u. T. kam, wurde auch diese Stelle nicht mehr besetzt, so daß Linde neben seiner vierten Klasse bis zum Jahre 1643 auch die dritte zu versehen hatte. Zwar wurde auf Antrag des Stadtpfarrers Joh. Ulr. Pregizer im Dezember 1636 die erste Klasse wieder besetzt mit dem Kollaborator Schweizer in Pforzheim, der sich nach einer anderen Stelle hatte umsehen müssen, weil er in Pforzheim keine Besoldung mehr bekommen konnte, und von seinem Verwandten, dem Kanzler Dr. Lukas Osiander, empfohlen worden war. Von der Stadt erhielt derselbe noch den auf die Stadt fallenden Besoldungsanteil (jährlich 32 fl.), dagegen konnte die geistliche Verwaltung ihren Verpflichtungen nicht mehr nachkommen; bares Geld vermochte sie gar keines mehr zu liefern, die Naturalien nur zum Teil. Da 1639 durch Kraffts Beförderung aus Stuttgarter Pädagogium wieder 2 Stellen unbesetzt waren, so baten Spezial und Gericht, wenigstens eine wieder zu besetzen, da zwei Personen unmöglich die ganze Schule führen können. „Sie wissen zwar wol, daß in dieser beraubten Zeit bei unß kheine copia deren Leut ist, die der Schulen könnten oder wolten vorstehen, aber sie haben in Erfahrung gebracht, daß M. Ludwig Majer aus Kirchheim u. T. bereit wäre diese Stelle zu

Digitized by Google

übernehmen." Majer wurde vom Tübinger Magistrat und Spezial nominiert und erhielt nach bestandener Prüfung in Stuttgart die Fürstliche Konfirmation. Dem Spezial und dem Untervogt wurde in dem Dekret mitgeteilt, Majer sei zum Kollaborator in Tübingen bestellt; da ihm aber von der Fürstlichen Verwaltung zu seinem Salario vor der Hand nichts gereicht werden könne, so möge man ihn dessen vertrösten. Die Schülerzahl scheint während des Kriegs nicht wesentlich abgenommen zu haben; denn schon 1642 baten Bürgermeister und Gericht in Anbetracht der großen Schülerzahl um Wiederbesetzung der vierten Lehrstelle an der Lateinschule (wenn es trotz der schlimmen Zeiten an einem kräftigen Nachwuchs in Tübingen nicht fehlte, wird als mutmaßlicher Grund hiefür in einem Bericht die gesunde Luft in Tübingen angegeben; wenn aber schon zu anderen Zeiten der Präzeptor zu klagen hatte, daß er das Schulgeld nur aegerrime einzutreiben vermöge, so läßt es sich denken, wie es in jener Zeit des Elends in diesem Stück bestellt sein mochte). Da der von der Stadt in Aussicht genommene Kandidat, M. Ulrich Rosa, ein Extraneer sei, so fragen sie an, ob sie denselben zur Prüfung nach Stuttgart senden dürfen. Rosa wurde zur Prüfung nach Stuttgart berufen und erhielt die zweite Klasse, während M. Majer an die dritte vorrückte. Die größte Not war für die Lateinschule, die nunmehr wieder die normale Lehrerzahl hatte, jetzt vorüber. Freilich von den Fürstlichen Kassen konnten die Lehrer in den nächsten Jahren und auch in den ersten Jahren nach dem Kriege ihre Besoldung nicht erhalten. Noch in der Amtsrechnung der geistlichen Verwaltung vom Jahre 1688/89 werden Restguthaben nachgeführt, welche die Erben des Präzeptors Linde, seines Nachfolgers Schabhardt und des Kollaborators Honold (1649—52) von der Geistlichen Verwaltung zu fordern hatten.

Die Stadt dagegen war während des ganzen Kriegs nicht nur ihren Verpflichtungen nachgekommen, sondern hatte auch von sich aus die Lehrer wenigstens zum Teil für ihren Ausfall an Besoldung entschädigt; sie bewilligte in den Jahren 1620—1650 den drei Kollaboratoren, die nach der Ordnung von 1561 zum Teil nur einen kleinen Zuschuß, zum Teil auch gar nichts von der Stadt erhielten, mehrmals Zulagen, so daß seit 1650 alle drei Kollaboratoren jährlich 52 fl. bekamen. Da so die Stadt fast ganz für die Kosten der Lateinschule aufkam und die Regierung in jener Zeit überhaupt das Heft nicht fest in der Hand hatte, so kann es uns nicht eben befremden, wenn in diesen Jahren die Stadt das Nominationsrecht an der Lateinschule auszuüben begann, ohne daß die Regierung sich dagegen verwahrt hätte (so z. B. 1640 bei der Ernennung Majers und 1643 bei der Rosas).

Digitized by Google

M. Linde aber wurde für sein treues Ausharren auf seinem Posten und seine Verdienste um die anatolische Schule im Jahre 1650 das „obere Präzeptorat an der jüngst wieder angerichteten Hohen Closterschul zu Bebenhausen" übertragen; 1659 wurde er als Professor der griechischen Sprache an die Hochschule berufen, starb aber, ehe er sein Amt antreten konnte.

Erwähnenswert aus der Zeit, da M. Linde die anatolische Schule leitete, ist noch ein Disziplinarfall vom Jahre 1648. Ein noch nicht ganz 9 Jahre alter schwächlicher Knabe der dritten Klasse, Konrad Laiblin, Pauper (vergl. S. 32), war eines Tags auf dem Weg von der Schule von einem Fleischerhund angebellt worden und in der Angst nach Hause gelaufen, wo er alsbald Blut erbrechen mußte; nach mehrwöchiger Krankheit starb er. Die Angehörigen des Knaben hatten nun erfahren, daß derselbe in der Schule von M. Majer einige Schläge mit einem Stock über den Rücken erhalten habe, und führten Beschwerde, da die Erkrankung des Kindes auf jene Züchtigung zurückzuführen sei. Die medizinische Fakultät gab auf Grund des Sektionsbefunds ein Gutachten ab, daß die Züchtigung recht wohl die Ursache der Erkrankung und des Todes des Knaben sein könne. (Das Gutachten ist interessant als Beweis für die gänzliche Abhängigkeit der damaligen medizinischen Wissenschaft von der Autorität der Alten; s. Beil. Nr. 3.) Da aber sämtliche Schüler der ganzen Klasse, die einzeln verhört wurden und ihre Aussagen zu Protokoll geben mußten, übereinstimmend aussagten, der Lehrer habe dem Laiblin nur 3—4 Schläge gegeben, habe ihn auch nicht schärfer gezüchtigt als alle anderen, auch nicht schärfer als sie von ihren eigenen Vätern gezüchtigt zu werden pflegen (z. B. „Eisenbach, ist ein feines Büblein, sagt: Er habe ihn mit dem Stecken geschlagen; sein Vater schlage ihn übeler als der Magister, habe ihn auch offt übeler geschlagen als damahlen den Laiblin; könne nicht gedenkhen, daß er darüber krankh worden sey"), und auch von anderer Seite bezeugt wurde, daß Laiblin schon vorher Blut erbrochen habe, so scheint die Behörde von der Schuld des Lehrers nicht überzeugt gewesen zu sein; wenigstens trägt die Beschwerdeschrift den Vermerk: „Diese Differenz ist durch Translation Majers zum Präzeptorat Mark Gröningen abgeholffen worden; Caetera videantur in Protocollo". Auch sonst lesen wir, wie wohl zu allen Zeiten und aller Orten, Klagen über zu große Strenge der Lehrer; doch fast häufiger sind die Klagen darüber, daß die Lehrer den Schülern zu vieles nachsehen; und zu große Nachsicht wurde dem Lehrer fast noch mehr verübelt als zu große Strenge.

Lindes Nachfolger wurde 1650 M. Erasmus Schabhardt, der

Digitized by Google

vorher Diakonus und Präzeptor in Wildbad und dann Pfarrer in Neckarrems gewesen war. Von ihm wird besonders gerühmt, er habe die im Lauf des 30jährigen Kriegs etwas in Zerfall gekommene Disziplin wiederhergestellt. In diese Zeit fällt der letzte Versuch der Stadt, das Nominationsrecht an der Lateinschule auszuüben; als 1656 die zweite Klasse erledigt war, wurde von der Stadt der bisherige Schulmeister im benachbarten Dorf Reusten, Joh. Christ. Losenawer, nominiert und dem Herzog zur Konfirmation präsentiert; allein es erfolgte der Bescheid: „Weilen der Stadt Tüwingen das jus nominandi diß fahls nicht gebühren thuot, hat man Ihnen umb obiger Nomination halber einen Verweis gegeben, den Losenawer abgewisen und zu solcher Collaboratur den M. Samuel Speidel, geweßenen Pfarrer zu Buoch bedacht". Die Folge war freilich, daß von dieser Zeit an die Stadt nur noch mit Sträuben und widerwillig die ihr angesonnenen Opfer für die Schule brachte. Schabhardt wurde im Jahre 1659 das Pädagogarchat in Stuttgart übertragen, ein Amt, das er 20 Jahre lang bekleidete.

An seine Stelle in Tübingen wurde der Präzeptor von Winnenden, M. Ulrich Rosa, berufen, der schon 1643—49 als Kollaborator an der zweiten Klasse in Tübingen gewirkt hatte (s. S. 43). Er hatte aber sein neues Amt kaum ein Jahr lang bekleidet, als er in der Schule einen Schlaganfall erlitt, so daß er halbtot von seinen Schülern aus dem Schulzimmer getragen werden mußte. Auch sein Nachfolger, M. Joh. Lang, der vorher Präzeptor in Kirchheim u. T. gewesen war, unterlag schon nach nicht ganz 5jähriger Tätigkeit in Tübingen einer hitzigen Krankheit.

Genauer als über Lang und seine beiden Vorgänger sind wir unterrichtet über die Persönlichkeit seines Nachfolgers M. David Luz; auch gestatten uns die Visitationsberichte der Äbte von Bebenhausen vom Jahre 1676 ff. einigen Einblick in die inneren Verhältnisse der Lateinschule in jener Zeit.

Johann David Luz war geboren als Sohn des Präzeptors Christoph Luz in Calw aus dessen zweiter Ehe mit einer Katharina, Martin Ruelins Witwe. Der Vater (1619—21 Repetent im Stipendium, 1621—22 Präzeptor in Brackenheim, 1622—27 Konrektor am Stuttgarter Pädagogium, 1627—34 Rektor am Gymnasium in Heilbronn[1]), seit 1634 Präzeptor in Calw, wo er starb) scheint ein hervorragend begabter Mann gewesen zu sein, dem die Kenntnis von 7 oder gar von 9 fremden Sprachen zugeschrieben wird. Ein bleibendes Andenken hat Christoph

[1]) 1620 war die Lateinschule in Heilbronn zu einem Gymnasium erweitert worden.

Digitized by Google

Luz hinterlassen in seiner in klassischem Latein, mit dichterischem Empfinden und voll Anschaulichkeit geschriebenen Elegie, Virgae divinae, über die Zerstörung Calws nach der Schlacht bei Nördlingen im September 1634; das Gedicht, ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte des 30jährigen Kriegs, ist erst im verflossenen Jahre wieder der Vergessenheit entrissen und in deutscher Bearbeitung veröffentlicht worden[1]).

Der Sohn David Luz war 1659—61 Präzeptor in Böblingen, war dann, wie er in seiner Meldung nach Tübingen berichtet, auf inständiges Flehen seiner Stiefbrüder Präzeptor in Göppingen, der Geburtsstadt seines Vaters, geworden, hatte aber daselbst, wie ihm vom dortigen Spezialis bezeugt wird, so viel Verdruß und Ärger mit seinen Stiefbrüdern und Verwandten, daß er sich schon 1665 um das erledigte Präzeptorat in Tübingen bewarb. Unter Luz, dem der Spezialis von Göppingen wegen seiner Humanität und Geschicklichkeit in der Schule ein rühmendes Zeugnis ausgestellt hatte, erfreute sich die Tübinger Lateinschule einer solchen Frequenz, daß 1673 ein fünfter Lehrer angestellt werden mußte; Kollaborator Esenwein an der ersten Klasse erhielt einen Adjunktus in der Person des M. Joh. Jak. Beurlin, der bisher Famulus im Stipendium gewesen war; dieser hatte die Anfänger der ersten Klasse zu unterrichten; im Jahre 1676 hatte trotz der Teilung der ersten Klasse Esenwein noch 54, Beurlin 63 Schüler, so daß die erste Klasse der Lateinschule mehr Schüler zählte als die ganze deutsche Schule.

Der Visitationsbericht vom Jahre 1676 zählt auch in Kürze die Lehrpensa der einzelnen Lehrer auf. Bei den beiden Lehrern der ersten Klasse beschränkt er sich auf die Bemerkung: dociert prima rudimenta. Bei dem Lehrer der zweiten Klasse dagegen, Michael Mahler aus Weissenburg in Steiermark, ist bemerkt: dociert Lateinische und Teutsche Grammatik, Commenii Vestibulum, Dialogos Castellionis[2]). Diese kurzen Notizen zeigen in einer Beziehung einen wesentlichen Fortschritt nicht nur gegenüber dem Normallehrplan von 1559, sondern auch gegenüber dem im Jahre 1620 für das geplante neue Pädagogium entworfenen Lehrplan. Noch im letzteren wird den Knaben sofort in der ersten Klasse ein lateinisches Lexikon in die Hand gegeben, damit sie möglichst rasch lateinisch lesen und schreiben, lateinische Sentenzen sich einprägen lernen. Wenn dagegen 1676 deutsche Grammatik als Aufgabe der zweiten Klasse sowie der Gebrauch von Comenius Vestibulum erwähnt wird,

[1]) Des Calwer Präzeptors Christoph Luz lateinisches Gedicht über die Zerstörung von Calw im Dreißigjährigen Krieg. Von Rektor Dr. Weizsäcker in Calw. Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Neue Folge XIII. 1904.

[2]) Castellionis Dialogorum sacrorum libri IV.

Digitized by Google

so zeigt dies, daß in dieser Beziehung sich ein bedeutsamer Wandel vollzogen hat; der Unterricht geht jetzt auf der untersten Stufe von der deutschen Muttersprache aus; wir verspüren hier den Einfluß der Wirksamkeit des Amos Comenius. Als ersten Grundsatz für den Unterricht stellt ja Comenius die Forderung auf, daß die Schüler den Gegenstand und seine Bezeichnung gleichzeitig miteinander kennen lernen (totius rei cardo in hoc vertitur, ut vocum et rerum instillandarum par ratio habeatur); darum soll der Unterricht ausgehen von der Muttersprache; Comenius kämpft an gegen bloße Wortgelehrsamkeit und verlangt darum Anschauungsunterricht; alles ist den Schülern entweder in Natur oder auf Bildern vorzuzeigen (quo fine Lucidarium ab Endero Norimbergae imprimitur). Unter den wenigen Gelehrten aber, welche die Bestrebungen des Comenius voll würdigten und auch zu fördern suchten, waren die beiden Schwaben, Joh. Val. Andreä, der Freund des Christoph Luz und Pate des Tübinger Präzeptors Luz, und Magnus Hesenthaler, Professor am Tübinger Collegium Illustre; ohne Zweifel war es in erster Linie Hesenthalers Verdienst, wenn die Grundsätze des Comenius auch in der Tübinger Lateinschule Eingang gefunden haben. Hesenthaler ließ nämlich, wie er in der Einleitung zu seiner Janua berichtet, seine Söhne nach der bewährten Methode des Comenius von Privatlehrern unter seiner Aufsicht unterrichten. Da ihm aber nur eine polnische und eine ungarische Ausgabe der Grammatik des Comenius vorlag, so war er genötigt, die polnischen bezw. ungarischen Sätze durch deutsche ersetzen zu lassen. Auf Drängen der Lehrer seiner Söhne sowie des Buchhändlers entschloß er sich eine deutsche Ausgabe dieser Grammatik zu veranstalten, und zwar gab er 1657 den 1. Teil, das Vestibulum[1]), 2 Jahre später auch den 2. Teil, die Janua[1]), heraus, beide ohne Angabe des Verfassers.

Was den Lehrstoff in den beiden oberen Klassen anbelangt, so fällt das Zurücktreten der klassischen Schriftsteller im Unterrichtsplan auf. Bei Kollaborator Kehrmann in der dritten Klasse wird gar kein Klassiker mehr gelesen, in der vierten Klasse nur noch nach altem Brauch Terenz und Virgil. Auch im Stundenplan von 1682 (s. Beil. 7) werden nur noch diese beiden Dichter genannt, der einzige Prosaiker, Cornelius Nepos,

[1]) Vestibulum seu Introductio Linguarum Joh. Amos Commenii ad Methodi Novissimas leges adnotatum et ad Tradenda Linguae cum Vernacula Latinae fundamenta accommodatum. Tubingae Typis Joh. Alexandri Celli, Impensis Philiberti Brunni. Anno MDCLVII. — Janua Linguarum Novissima Joh. Amos Commenii tripartita: nempe Lexicon, Grammaticam, Contextum exhibens. MDLIX.

Digitized by Google

ist dem Privatunterricht (Repetizstunde) zugewiesen. An die Stelle der Klassiker sind lateinische und griechische Werke der christlichen Literatur getreten, wie Evangelia Posselii, Novum Testamentum, Comoediae Frischlini. Vielleicht darf man auch hierin eine Wirkung des Comenius erblicken, der vom Standpunkt des christlichen Glaubens und der christlichen Moral aus die heidnischen Schriftsteller wenigstens im Prinzip verwirft; und in dieser Beziehung scheint des Comenius Wirkung nachhaltig gewesen zu sein; in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde nach M. Häfelins Schulbericht (s. Beil.) in der vierten Klasse überhaupt kein Klassiker mehr gelesen.

Was die Lehrer betrifft, die unter Luz an der anatolischen Schule wirkten, so wird Adjunkt M. Beurlin sehr gelobt als ein Mann, der es ausgezeichnet verstehe mit den Kleinen umzugehen; manche Eltern schicken bloß ihm zuliebe die Kinder in die Lateinschule statt in die deutsche; dagegen wird der schon ältere, kränkliche Esenwein (s. S. 36) als verdrossen und moros bezeichnet. Die Lehrer der zweiten und dritten Klasse, Mahler und Kehrmann, werden wegen ihres Fleißes und ihrer Geschicklichkeit gelobt, aber mit ihrem Präzeptor Luz standen sie, besonders Kehrmann, nicht auf bestem Fuße. Die Schuld an den Zerwürfnissen war allerdings nach den Berichten des Abts von Bebenhausen und des Stadtpfarrers Osiander mehr bei Luz zu suchen. Letzterem stellt zwar der Pädagogarch Prof. Caldenbach ein glänzendes Zeugnis über seine Wirksamkeit in Tübingen aus, und auch in den Berichten des Stadtpfarrers und des Abts wird seine Tüchtigkeit in der Schule anerkannt, nur sei er gegen seine Quartaner zu nachsichtig; nur selten strafe er, dann allerdings fast übermäßig streng. Aber sie klagen über sein gewalttätiges hochmütiges Wesen. Daß Luz allerdings ein sehr energischer Mann war, zeigt die Zähigkeit [1]), mit welcher er der Behörde gegenüber, zuletzt mit Erfolg, sein Recht verteidigte, als man ihm sein Einkommen schmälern wollte, um den Adjunkten Beurlin besser stellen zu können. Was die Klagen über des Präzeptors Hochmut anbelangt, so bekommt man aus den Akten den Eindruck, daß Luz seinen Kollegen und vielleicht auch seinem Stadtpfarrer geistig überlegen war und daß er diese seine Überlegenheit auch fühlen ließ. Er war eine zur Satire geneigte Natur und konnte es sich nicht versagen, boshafte Bemerkungen und Ausfälle auch da zu machen, wo sie weniger am Platze waren, so namentlich auch in Gegenwart der Schüler; dies gab zu fortwährenden Klagen seiner Kollegen, namentlich

[1]) Auch sein Vater legte in seinem Verhalten den Heilbronner Behörden gegenüber eine an Starrsinn grenzende Zähigkeit an den Tag. Vgl. Weizsäckers erwähnte Schrift.

Digitized by Google

Kehrmanns, Anlaß. Als er nun gar auch die Person des Herrn Stadtpfarrers, mit welchem er auch wegen der Versetzung der Schüler Konflikt hatte (cfr. S. 39), nicht verschonte, ließ dieser alle Beschwerdepunkte über Luz in einer großen Anklageschrift gegen ihn zusammenfassen. Den Anlaß hatte ein harmloser Vorgang bei der Visitation im Jahre 1678 gegeben. Während der Stadtpfarrer mit zwei anderen Scholarchen die dritte Klasse visitierte, rupfte ein Quartaner durch ein Loch in der zwischen der dritten und vierten Klasse befindlichen Bretterwand einen Tertianer am Haar und stieß ihn mit einem aus Papier gemachten „Burkhäußlin (?)" an den Kopf, so daß dieser laut aufschrie, worüber der Herr Stadtpfarrer „erschrockhen ist und sich nicht unbillig hat alterieren müssen". Letzterer begab sich deshalb in die vierte Klasse und hielt dem Bösewicht in beweglichen Worten seine Missetat vor. Präzeptor Luz aber diktierte einige Tage nach der Visitation seinen Quartanern ein „unschönes und ganz ohnverantwortliches argument", das den erzählten Vorgang zum Gegenstand hatte und von Stadtpfarrer Osiander als eine Satire auf seine Person betrachtet wurde. Da das Argument als corpus delicti der Beschwerdeschrift beigelegt wurde, so haben wir es dem Mutwillen jenes Quartaners zu danken, daß uns noch der Text zu einem Argument aus dem Jahre 1678 erhalten ist (s. Beil. Nr. 4). In der gegen Luz eingeleiteten Disziplinarunterſuchung vermochte dieser die meisten der gegen ihn erhobenen Vorwürfe leicht zu entkräften; und wenn auch das Ergebnis der Untersuchung aus den Akten nicht zu ersehen ist, so läßt doch die schon im nächsten Jahr erfolgte Beförderung des Präzeptors auf das Pädagogarchat in Stuttgart erkennen, daß die Behörde die ganze Sache nicht eben schwer genommen hatte. Übrigens durfte sich Luz seiner neuen Ehrenstellung nicht lange erfreuen; er starb schon 1680 infolge eines Sturzes aus dem Fenster.

In Tübingen folgte auf Luz M. Michael Wagner. Dieser war 1641 als Sohn eines Schneiders im benachbarten Dorfe Mössingen geboren und hatte als Kind mancherlei Unglück: infolge eines Sturzes wurde er hinkend; einmal fiel er in einen Brunnen und wurde kaum vom Tode des Ertrinkens gerettet, zweimal fiel er vom Pferde, wobei er das eine Mal die Achsel brach, endlich stürzte er einmal in einen Keller und brach ein Bein. Nachdem er bei dem Pfarrer seines Geburtsorts, M. J. Martin Schmid, den ersten Unterricht im Lateinischen erhalten hatte, trat er im Alter von 10 Jahren in die anatolische Schule ein; 16 Jahre alt kam er in die Klosterschule nach Blaubeuren; hier nahm sich der Klosterpräzeptor M. Sam. Gmehlin des begabten Jünglings an; Wagner durfte die Kinder seines Lehrers unterrichten und trat so in nähere Beziehung zur Familie seines Lehrers; 1659 kam er in die

Digitized by Google

Klosterschule nach Bebenhausen und von hier 1661 ins Stipendium nach Tübingen; nachdem er hier nur ein Jahr lang Philosophie und die alten Sprachen studiert hatte, übernahm der gänzlich mittellose junge Mann auf Betreiben seiner Pfleger das Präzeptorat an der Lateinschule in Blaubeuren, wo er 1662 die Tochter seines ehemaligen Lehrers, Anna Katharina Gmehlin heiratete. Schon 1663 wurde ihm das Präzeptorat in Herrenberg angetragen; hier blieb er bis zum Jahre 1671, in welchem Jahre er als Konrektor ans Stuttgarter Pädagogium berufen wurde. Nach achtjähriger Wirksamkeit in Stuttgart kam er 1679 als Präzeptor an die anatolische Schule, welche er 34 Jahre lang leitete; er starb nach 52jährigem Schuldienst infolge eines Schlaganfalls am 2. September 1713 im Alter von 72 Jahren.

Trotz der anerkannten Tüchtigkeit Wagners war der Zustand der anatolischen Schule in den ersten Jahren seiner Amtstätigkeit nach dem Berichte des Stadtpfarrers M. Mich. Müller vom Jahre 1682 durchaus kein befriedigender. An der ersten Klasse, die 77 Schüler zählte („21 lesen in dem Catechismo, 40 lesen in der Grammatik, 16 fangen an zu deklinieren und Vokabeln zu memorieren"), wirkte noch immer der kränkliche nunmehr 73jährige Esenwein, der allerdings auf seine Kosten einen Lehrgehilfen hielt, welch letzterer aber sich in der Methode ganz nach dem alten Esenwein richtete. Auch dem Unterricht des 61jährigen Kollaborators Mahler an der zweiten Klasse fehlte es an der nötigen Energie und vor allem an der nötigen Planmäßigkeit (vgl. seinen Stundenplan, Beil. Nr. 7). Der Tertianus Kehrmann hatte zwar nach dem Bericht mehr Methode in seinem Unterricht, allein die Erfolge waren ebenfalls gering, was Kehrmann selbst auf die schlechte Vorbildung seiner Schüler in den beiden unteren Klassen zurückführte. Die Folge war, daß auch Wagner an der vierten Klasse, die 58 nach Alter und Wissen sehr verschiedenartige Schüler zählte, nicht das wünschenswerte Ziel erreichen konnte. Um sich von der übermäßigen Bürde etwas zu entlasten, hatte Wagner auf des Stadtpfarrers Rat einen älteren Schüler als Hypodidaskalus angestellt. Stadtpfarrer Müller beantragte nun, Esenwein zu pensionieren, Mahler an eine kleine Schule zu versetzen und seine Stelle dem Tertianus Kehrmann zu übertragen; die erste und dritte Klasse sollte mit zwei tüchtigen Männern neubesetzt werden, auch sollte wegen der großen Schülerzahl an der vierten Klasse ein zweiter tüchtiger Lehrer angestellt werden, der zugleich die ganze Schule beaufsichtigen könnte. Das Ansinnen, dem Esenwein eine Pension zu gewähren, wies die Stadt zuerst energisch zurück: die Stadt habe kein jus nominandi, geschweige denn confirmandi, die Kollaboratores dependieren ganz von dem Fürsten; die labores

Digitized by Google

scholastici kommen nicht allein der hiesigen Bürgerschaft, sondern mehrstenteils hiesiger Universität [1]) zu gute; die Schule sei mit Kindern von auswärtigen weltlichen und geistlichen Dienern so angefüllt, daß manches zum Studium tüchtige Bürgerskind sowohl an profectibus als auch an seiner Promotion weit zurückgeworfen, ja manche Eltern abwendig gemacht werden ihre Kinder zum Studium anzuhalten; der Spital sei bei bißherigen Theuer- und Jammerzeiten enerviert und ausgenörgelt. — Nach langen Verhandlungen aber entschloß sich die Stadt dazu, dem Esenwein ein Leibgeding auszusetzen: 30 Gulden, 10 Scheffel Dinkel und $1^1/_2$ Eimer Wein. Mahler wurde nach Dornstetten versetzt; der bisherige Präzeptor von Dornstetten, M. Kopp, kam an die dritte Klasse nach Tübingen, während Kehrmann die zweite übernehmen mußte. Dagegen ließ sich die Stadt zur Errichtung einer fünften Lehrstelle trotz des in Aussicht gestellten erheblichen Staatsbeitrags nicht bewegen: die Errichtung einer weiteren Lateinklasse hätte den völligen Ruin der deutschen Schule zur Folge, indem dann selbst die allergemeinsten Leute ihre Söhne in die Lateinschule schicken würden in der Hoffnung, wenigstens der eine oder andere derselben werde geraten und etwas Rechtschaffenes werden; dies hätte dann von neuem eine Überfüllung der Lateinschule zur Folge; auch müßte die neue Klasse in einem andern Gebäude untergebracht werden, so daß ihre Beaufsichtigung schwierig wäre; auch würde sich trotz des Staatsbeitrags ein Mehraufwand für die Stadt ergeben, den man derselben nicht zumuten könne in Anbetracht der großen Opfer, die sie schon jetzt für die Schule bringe [2]); die Schülerzahl in der vierten Klasse werde

[1]) Alle akademischen Bürger, zu welchen nicht nur alle Dozenten und Studenten, sondern auch die meisten Beamten, Apotheker, Buchdrucker, Buchbinder, überhaupt alle Gewerbetreibenden, deren Gewerbe in engerer Beziehung zur Universität standen, gehörten, waren bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts von allen Gemeindesteuern befreit.

[2]) Die feste Besoldung der Lehrer um jene Zeit setzte sich, wie sich aus einem Auszug aus der Stadtpflegerechnung und aus der Amtsrechnung der Geistlichen Verwaltung in Tübingen ergiebt, aus folgenden Posten zusammen:

Der Präzeptor erhielt von der Stadt: 100 Gulden nebst freier Wohnung;
von der Geistlichen Verwaltung: 20 Gulden, 26 Scheffel Dinkel, 2 Scheffel Haber, 3 Eimer Wein; außerdem bezog er das ganze Schulgeld.

Der 1. Kollaborator von der Stadt: 52 Gulden, 15 Gulden Hauszins, 10 Gulden aus dem Armenkasten, 20 Gulden für Orgelspiel von der Stadtpflege;
von der Geistlichen Verwaltung: 43 Gulden 20 Kreuzer, 17 Scheffel Dinkel, 2 Scheffel Roggen, 4 Scheffel Haber, 2 Eimer Wein.

Der 2. Kollaborator von der Stadt: 52 Gulden;
von der Geistlichen Verwaltung: dasselbe wie der 1. Kollaborator.

Der 3. Kollaborator hatte dieselben Einkünfte wie der 2., nur daß er bloß 1 Eimer Wein bezog.

Digitized by Google

wieder abnehmen, wenn nach der Konfirmation einige austreten und man gleichzeitig die Schüler länger in den unteren Klassen, nachdem diese besser besetzt seien, zurückbehalte. Die Tübinger Lateinschule blieb also auf vier Lehrer beschränkt, während eben um jene Zeit das Stuttgarter Pädagogium zu einem Gymnasium erweitert wurde. Kollaborator Kehrmann aber empfand seine Versetzung von der dritten an die zweite Klasse so demütigend, daß er von da an kränkelte; er starb schon im April 1685, nachdem er 14 Tage „baufällig und krank" gewesen, im nahen Bläsibad, wo er Genesung gesucht hatte.

An Esenweins Stelle war der Stipendiat Joh. Chr. Glaser getreten, nachdem er die Prüfung in Stuttgart bestanden hatte; der Bericht über seine Prüfung ist noch vorhanden (s. Beil. Nr. 5) nicht aber die Komposition, auf welche im Bericht verwiesen ist. Dagegen ist dem Berichte über die Prüfung des M. Georg Faber, der 1685 an Kehrmanns Stelle trat, die lateinische und griechische Prüfungsarbeit beigelegt; es ist dies die älteste Prüfungsarbeit eines Lehrers der anatolischen Schule, die ich finden konnte, und zugleich die einzige, zu welcher auch der deutsche Text vorliegt (s. Beil. Nr. 6). Wenn Faber, dem ja der Mangel an Übung während seines vierjährigen Pfarrdienstes einigermaßen zur Entschuldigung dient, mit so geringen Leistungen die Prüfung bestand, so zeigt das, wie tief infolge des 30jährigen Kriegs der Stand der Wissenschaften gesunken war; man vergleiche damit das erwähnte Feriengesuch der Schüler des akademischen Pädagogiums oder gar das elegante Latein in dem erwähnten Gedicht des Christoph Luz. M. Faber sehnte sich übrigens bald wieder nach dem Kirchendienst; er war Stipendiat in Tübingen gewesen, war aber vor der Zeit aus dem Stipendium ausgetreten und hatte die Freiherrliche Pfarrei Flehenheim übernommen, um heiraten zu können. Nur wegen des „erlittenen großen Verlusts der untrewen Inwohner daselbsten, durch nächtlichen Raub" hatte er sich wieder von Flehingen weggemeldet, nachdem er dort über vier Jahre „under großer Verfolgung wegen der Papistischen Herrschaft und inwohnenden Juden sein Amt trewlich geführt". Er hatte zunächst um eine Pfarrei im Lande gebeten und seine Bitte war durch eine Bittschrift seines Schwiegervaters, des Platners Rotschueh in Stuttgart an die Herzogin Wittwe Sibylla unterstützt worden. Rotschueh konnte geltend machen, daß er nicht nur bei der ihm anvertrauten Rüstkammer 35 Jahre getreulich aufgewartet, sondern daß er auch noch zwei herzogliche Gnadenbeweise zu fordern habe: 1. Herzog Eberhard habe ihm bei Ablieferung des von ihm für den König von Dänemark gefertigten Wappens und Küraſſes „zu Bezeugung dero Wohlgefallens und vergnügung über dasselbe eine absonderliche

Digitized by Google

gnad, heut oder morgen zu erweisen gnädigst zugesagt"; 2. er habe im Jahre 1776 für den kaiserlichen Obristwachtmeister Graf von Kuffstein Küraße und Casquaten für sein ganzes Regiment angefertigt, habe aber die Ablieferung derselben verweigern wollen, weil er außer einem kleinen Handgeld keine Bezahlung erhalten habe, und nur auf das durch den Kriegsrat Heller an ihn gestellte Ansuchen des Herzogs Wilhelm Ludwig, „er möchte dem Grafen nicht zu hart opponieren, sondern einwilligen, was er verlange, damit nicht etwa besorglich das gantze Land entgelten müsse; der Herzog wolle ihm eine anderweitige Gnad erweisen", habe er schließlich die Küraße abgeliefert mit einem Schaden von 1700 fl. Platner bat nun, die verheißene Gnade seine Tochter und seinen Schwiegersohn genießen zu lassen, zumal ja auch des letzteren Vater Diakonus, sein Großvater aber gar Spezial in Stuttgart gewesen sei. Statt des Pfarrdienstes hatte nun Faber die Kollaboratur an der zweiten Klasse erhalten; nachdem er dann an die dritte Klasse vorgerückt war, erhielt er auf seine wiederholte dringende Bitte, ihm eine Pfarrei zu übertragen, nachdem der anstrengende und schlechtbezahlte Schuldienst ihn fast aufgerieben habe, die Pfarrei Aldingen a. d. Baar.

Die durch Fabers Vorrücken erledigte zweite Klasse hatte M. J. G. Wölffing erhalten; dieser, ein geborener Tübinger, war Kollaborator in Marbach gewesen, hatte aber infolge der Zerstörung Marbachs durch die Franzosen im Jahre 1693 seine Stellung und sein ganzes Vermögen verloren und hatte nun in seiner Heimat auf eine anderweitige Verwendung gewartet. Ein ähnliches Schicksal hatte A. Wolfgang Schöndörfer, ebenfalls ein geborener Tübinger, gehabt, der an Stelle des pensionierten Kollaborators Thein 1698 die erste Klasse in Tübingen erhielt: bei der Einäscherung der Stadt Calw durch Melac hatte er sein ganzes Vermögen eingebüßt. Über Schöndörfer lesen wir im Visitationsbericht des Abts von Bebenhausen vom Jahre 1708: Ist ein frommer, fleißiger Mann, aber gar arm und mag die gereichte Besoldung nicht reichen . . . ist vor einiger Zeit so kraftlos gewesen, daß er auf der Gaße, da er in die Schule wollt, umgefallen. Thein selbst war 1685 nach Tübingen gekommen, nachdem er sechs Jahre in Bietigheim und 25 Jahre in Besigheim Kollaborator gewesen war, aber in letzterer Stadt infolge „einer unverhofften Mutation der Schuldiener" seine Kollaboratur seinem bisherigen Präzeptor hatte abtreten müssen. Die Versetzung des 62jährigen Mannes an die anatolische Schule war in Tübingen von Anfang an ungern gesehen worden. So wies die Stadt nicht nur das unter Berufung auf ein 1682 an alle Städte erlassenes Generalreskript[1]) wiederholt an

[1]) Den Geistlichen war eine allgemeine Besoldungserhöhung gewährt worden;

Digitized by Google

sie gestellte Ansinnen einer Erhöhung der Besoldung der lateinischen Schullehrer zurück, sondern lehnte es auch ab, dem Thein, der in seiner 1. Klasse 92 Schüler hatte, einen Adjunktus zu stellen, wie es zuletzt bei Esenwein geschehen war. Die Stadt verlangte Theins Ersetzung durch einen jüngeren Mann, weigerte sich aber, dem gänzlich mittellosen Manne ein Ruhegehalt auszusetzen; endlich, nachdem der Streit sich zehn Jahre lang hingezogen hatte und die erste Klasse unter dem mit zunehmendem Alter immer unfähiger und mißmutiger werdenden Thein bis auf 14 Schüler zusammengeschmolzen war, erklärte sich die Stadt dazu bereit, dem nunmehr 75jährigen Manne dasselbe Leibgeding auszusetzen, wie seiner Zeit dem Esenwein, oder aber ihn in das Spital aufzunehmen „mit dem Victus an das Spithalmeisters Tisch und mit einem aigenen Logiament", wogegen derselbe nur die Spitalkinder im Katechismus und Gebet zu unterrichten hätte; Thein aber erklärte, mit dem Leibgeding nicht auskommen zu können, weil er als kranker Mann eine seiner Töchter zur Pflege bei sich haben müsse, die Stadt andererseits wollte die Tochter nicht mit in das Spital aufnehmen; schließlich aber gab die Stadt nach; sie versprach, Thein nicht nur das erwähnte Leibgeding zu reichen, sondern ihm auch „für die kurze Zeit seines Lebens noch mit einiger Wohnung an die Hand gehen zu wollen".

Einen rechtlichen Anspruch auf ein Ruhegehalt scheinen die Lehrer an den Lateinschulen nicht gehabt zu haben[1]); (nur für die Lehrer des Stuttgarter Gymnasiums war in den Statuten vom Jahre 1686 festgesetzt, daß sie nach treu geleisteten Diensten im Falle ihrer Dienstunfähigkeit bis an ihr Ende mit einem erklecklichen Leibgeding vom Kirchenrat bedacht werden müssen), und wenn die Städte auch in manchen Fällen eine gewisse moralische Verpflichtung anerkannten, alten dienstunfähigen Lehrern ein Leibgeding auszusetzen namentlich, wenn diese den größten Teil ihres Lebens in der Stadt gewirkt hatten, so war diese Leistung freiwillig und die Höhe der Pension blieb dem Ermessen der städtischen Behörden überlassen; eine moralische Verpflichtung zur Bezahlung einer solchen Pension mochte aber die Stadt nicht anerkennen,

---

die Städte sollten nur veranlaßt werden, auch ihrerseits die Besoldung der lateinischen Lehrer zu erhöhen.

[1]) Als im Jahr 1744 die vorher 86 Gulden betragende Pension der Geistlichen um 10 Scheffel Dinkel und 1 Eimer Wein erhöht wurde, scheint nach einem Aktenstück bestimmt worden zu sein, daß von jetzt an die Präzeptoren die bisherige Pension der Geistlichen (das sog. kleine Victalicium) aus dem Kirchengut erhalten sollten; die Verordnung blieb aber wie so manche, auf dem Papiere; erst das Gesetz vom Jahr 1842 sicherte den Lehrern an Lateinschulen eine staatliche Pension.

Digitized by Google

wenn, wie im Falle Thein, der Lehrer nur die letzte Zeit seines Lebens in der betreffenden Stadt gewirkt hatte; freilich auch in solchen Fällen mußte sich dann und wann die Stadt im Interesse ihrer Schule wohl oder übel zur Gewährung des Leibgedings verstehen, da andernfalls eben der Lehrer das Amt weiterführte, so mangelhaft er es auch besorgen konnte; bisweilen wurden auch die Städte, in welchen der betreffende Lehrer vorher gewirkt hatte, im Falle seiner Zuruhesetzung zu den Kosten herangezogen; so hatte z. B. Tübingen, als Präzeptor Mahler (s. S. 51) in Dornstetten pensioniert wurde, einen Beitrag zu seiner Pension zu leisten; fast jedesmal aber war die Pensionierung eines Lehrers Gegenstand weitläufiger und unerquicklicher Verhandlungen.

Was die Lage der Hinterbliebenen der lateinischen Lehrer betrifft, so erhielten diese vor dem Jahr 1701 keinerlei Pension; mit dem Todestage des Lehrers hörte das Einkommen auf; doch wurde in nicht seltenen Fällen Witwen lateinischer Lehrer das den Pfarrwitwen gesetzlich zukommende sog. Gnadenquartal gewährt: die Witwe bezog noch ein Vierteljahr lang die volle Besoldung mit allen Akzidenzien, mußte dagegen auf ihre Kosten den Stellvertreter stellen. Dies Gnadenquartal wurde z. B. der Witwe des 1694 in Tübingen verstorbenen Kollaborators Kopp mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse gewährt; Kopp war nämlich infolge der Einäscherung Dornstettens durch die Franzosen um sein Vermögen gekommen. Doch wurde das Gnadenquartal niemals bewilligt ohne ausdrückliche Verwahrung gegen etwaige Konsequenzen. Im Jahre 1701 wurde der Fiscus Charitativus für die Witwen der Geistlichen und Präzeptoren gegründet, zu welchem alle verheirateten Geistlichen und Präzeptoren einen ihrem Einkommen entsprechenden Beitrag leisten mußten; (der Grundstock war durch Stiftungen einiger Mitglieder des herzoglichen Hauses gelegt worden;) aus den Erträgnissen bekamen die Witwen ein nach dem Stand der Kasse und der Zahl der Witwen wechselndes für alle gleich großes Gratial; 1738 z. B. erhielt jede 14 fl. Auch im Falle der Erkrankung mußten die Lehrer ihre Stellvertreter selbst bezahlen; doch erfreuten sich die Lehrer in Tübingen in dieser Beziehung insofern eines gewissen Vorzugs vor den andern, als ihnen gewöhnlich gestattet wurde, einen Stipendiaten oder Famulus des Stipendiums zum Stellvertreter zum nehmen, der dann Kost und Wohnung im Stipendium behielt und nur eine kleine Besoldung vom erkrankten Lehrer erhielt.

Zur selben Zeit, da wegen der Zuruhesetzung Theins verhandelt wurde, wurde auch der Kollaborator Matthäus Heller von der anatolischen Schule entfernt. Trotzdem Heller, der vorher in Leonberg Kollaborator gewesen war, 1695 die Prüfung für das Lehramt an der dritten Klasse

Digitized by Google

in Tübingen mit Erfolg bestanden hatte, wurde er doch noch im selben Jahr wegen seiner geringen Leistungen bei der Visitation probeweise für den damals erkrankten Thein an die erste Klasse versetzt. Allein auch mit seinen Leistungen an dieser Klasse war man nicht zufrieden; es wurde geklagt, daß er von der Musik nicht das geringste verstehe, daß er auch kein Lehrtalent besitze, daß er vor allem in der Schule nicht die nötige Energie und Strenge zeige: „er selbst bekennet ingenue, daß er niemalen einigen castigiert, dahero anjezo den anfang nicht machen möchte, welches aber ein requisitum necessarium bei der Jugend ist"; weil er seinen Schülern keine Schläge gebe, sei in seiner Klasse oft ein solcher Tumult, daß die Kollegen nicht dozieren können. Die Stadt bat um Versetzung Hellers an eine kleinere Schule; der Bitte wurde entsprochen; der menschenfreundliche Heller kam als Kollaborator nach Marbach; der Stadt Tübingen aber wurde die Verpflichtung auferlegt, dem ganz unvermöglichen Kollaborator einen wohlbespannten Wagen zur Beförderung seiner Fahrnis zu stellen. Sonst bestritt Tübingen herkömmlicher Weise nur dem Präzeptor bezw. Rektor die Aufzugskosten; bei den damaligen Verkehrsverhältnissen waren dieselben oft sehr beträchtlich.

Nachdem der 72jährige Präzeptor Wagner, der die anatolische Schule 34 Jahre lang geleitet hatte, 1713 gestorben war, wurde an seine Stelle der Präzeptor M. Joh. Ferber in Nürtingen berufen, der die Tübinger Lateinschule ebenfalls ein Menschenalter hindurch regieren sollte. Über keines andern Lehrers Wirksamkeit ist uns so viel berichtet wie über Ferbers. Ferber war im Jahre 1674 in Kirchheim u. T. geboren als Sohn eines Tuchmachers. Nachdem er im Alter von drei Jahren innerhalb von vier Tagen Vater und Mutter verloren hatte, nahm sich ein Großvater seiner an, der ihn in die Lateinschule schickte. Bald durfte er jüngeren Kindern vornehmer Leute, z. B. einem jungen Fräulein von Wiederhold Privatunterricht geben; er hätte auch schon zum Landexamen angemeldet werden sollen; da dies aber aus Versehen unterblieben war, so wurde er in die deutsche Schule gebracht, um „Arithmetica percepta" sich einem Handwerk zu widmen. Aber Dekan Weiß, der auf den begabten Knaben aufmerksam wurde, veranlaßte ihn wieder in die Lateinschule zurückzukehren. Zweimal hatte er schon das Landexamen gemacht und hätte in die Klosterschule Hirsau aufgenommen werden sollen; allein durch Intriguen eines Vaters kam statt seiner dessen Sohn ins Kloster, was übrigens ein Glück für Ferber war, da Hirsau bald darauf von den Franzosen ausgeplündert wurde. So kam Ferber in die Klosterschule nach Blaubeuren, wo sich besonders Prälat Bardili des mittellosen Jünglings väterlich annahm; nicht nur die Kinder seines

Digitized by Google

Prälaten, auch Kinder anderer vornehmer Familien, die sich damals gerade in Blaubeuren aufhielten, durfte er unterrichten; ja als Prälat Bardili als Geisel nach Frankreich abgeführt wurde, wollte Ferber mit ihm gehen, erhielt aber dazu die Erlaubnis der herzoglichen Regierung nicht; er war aber in Bardilis Abwesenheit in vielen Dingen der Berater der verlassenen Familie.

Im Stipendium in Tübingen kam er in ein vertrautes Verhältnis zu dem damals schon hochbetagten Professor Caldenbach, der ihn in sein Haus aufnahm und sich seiner Dienste vielfach bediente. Er studierte eifrig Philosophie und Theologie, gab nebenbei Privatstunden und ließ sich auch mehrmals als Stellvertreter an der anatolischen Schule verwenden. Präzeptor Wagner entdeckte an dem jungen Manne ein ganz besonderes Lehrtalent und bald stand Ferber im Rufe eines hervorragend tüchtigen Lehrers. Noch während er im Stipendium war, wollten ihn die Städte Urach, Vaihingen und Cannstatt als Präzeptor bekommen. Doch Ferber hatte von Hause aus nicht die Absicht, sich dem Schuldienste zu widmen; in seiner Jubiläumsrede vom Jahre 1746 führt er aus, es sei während seiner Studentenzeit, also am Ende des 17. Jahrhunderts, genau so gewesen wie jetzt: unter 200 Stipendiaten habe sich kaum einer gefunden, der Lust gehabt hätte, sich dem mühevollen und wenig lohnenden Schuldienst zu widmen. Auch er lehnte anfangs alle Aufforderungen zur Übernahme eines Präzeptorats ab; nachdem er aber 1696 die Magisterprüfung[1]) bestanden hatte, konnte er sich kraft seiner Verpflichtung als Stipendiat dem Schuldienste nicht länger entziehen; er nahm die Präzeptorsstelle in Bietigheim an. Die etwas heruntergekommene Schule brachte Ferber in kurzer Zeit zu solcher Blüte, daß er einen „Ruf" nach Marbach, nach Markgröningen, nach Herrenberg, nach Cannstatt, ja ans Stuttgarter Gymnasium erhielt. Alle diese Anerbietungen lehnte er ab; 1700 aber nahm er das ihm angebotene Präzeptorat Nürtingen an. In Nürtingen fand Ferber die ehrenvollste Aufnahme. Die Stadt schickte ihm eine Anzahl Gespanne, um seine Fahrnis zu befördern; ihn und seine Familie holte ein Mitglied des Gerichts ab, das unterwegs alle Auslagen reichlich bezahlte; in Nürtingen selbst traf er in seiner Amtswohnung einen gedeckten Tisch an; einige Mitglieder des Gerichts mußten ihn im Namen der Stadt begrüßen und ihm und den Seinigen bei Tische zusprechen. Ferber rühmt das Entgegenkommen der städtischen Behörden während seines ganzen dortigen Aufenthalts; er habe dergleichen Will-

[1]) Bei der Magisterprüfung disputierte Ferber: 1. de actionibus somniantium, 2. de constitutione ventorum, 3. de immortalitate animae.

Digitized by Google

fähigkeit noch in keiner andern Stadt gefunden; ja er nennt Nürtingen sein irdisches Paradies; es gefiel ihm hier so gut, daß er sogar eine Gelegenheit, in den Kirchendienst treten zu können, unbenützt vorüber ließ. Trotzdem nahm er nach Präzeptor Wagners Tod mit Rücksicht auf seine Kinder das ihm angetragene Rektorat der anatolischen Schule an. Ferber ist der erste Präzeptor in Tübingen, der offiziell den Titel Rektor führt; tatsächlich scheint der Titel in Tübingen schon lange üblich gewesen zu sein[1]); die drei Kollaboratoren heißen von jetzt ab amtlich Präzeptoren.

Auch in Tübingen hatte Ferber das Entgegenkommen der staatlichen und städtischen Behörden zu rühmen. Allerdings wurde ihm hier kein feierlicher Empfang zu teil wie in Nürtingen, sondern die Stadt beschloß, ihm die Umzugskosten im Betrag von 34 fl. zu ersetzen und ihm „statt eines kleinen Mahls und Willkomms, womit man ihn bei der Ankunft zu beehren gehabt hätte", noch weitere 6 fl. bar zu bezahlen.

Ferbers Wirksamkeit in Tübingen scheint überaus fruchtbar gewesen zu sein. Vor allem gerühmt werden seine glänzenden Erfolge im Landexamen. Die Regeln der Grammatik faßte er für seine Schüler in leicht faßliche Reime. Aber nicht bloß mit den Regeln der lateinischen und griechischen Grammatik waren seine Quartaner vertraut, sondern auch, wie wir aus deren Festreden an Ferbers Jubelfest ersehen, mit den wichtigsten Grundsätzen der Logik und Mathematik; auch weisen sie nicht unbedeutende geschichtliche Kenntnisse auf. Besonderen Wert legte Ferber auf Deklamations- und Redeübungen. Er selbst hielt alljährlich öffentliche Schulreden, so zum Beispiel hielt er 1735 bei Beginn des Schuljahrs eine Rede über das Thema: „Von dem grossen Verfall der Jugend heut zu Tag und von den Ursachen, woher solcher komme[2])." Aber auch seine Schüler mußten regelmäßig Reden halten; über 400 Schüler seien im ganzen unter Ferbers Rektorat öffentlich als Redner aufgetreten; so ließ er z. B. einmal bei der Visitation in der Passionszeit einen „Geistlichen Actum declamatorium" aufführen; die Aufführung hatte zum Gegenstand: Christus als das rechte Opfer und Versöhnungslamm. In die Aufgabe teilten sich acht Schüler; unter

[1]) Nicht nur Scholl in „Ferbers Jubelfest", sondern auch Zeller in seinen „Merkwürdigkeiten" 1743 bezeugt ausdrücklich, der erste Lehrer der Tübinger Lateinschule habe tatsächlich über 200 Jahre den Titel Rektor geführt; auch Crusius in seinen Annalen nennt seinen Schwager Stetter „Schulrektor"; vrgl. auch Greg. May rector scolarum particularium in der Matrikel vom Jahr 1477.

[2]) Vgl. „Poesie auf das Jahr 1735 gerichtet mit einer Kontinuation Historiae Literariae". Von G. Conr. Pregitzer, S. S. Th. et. Hist. Prof. Publ. Hon.

Digitized by Google

ihnen war auch L. Joh. Uhland, der Großvater des Dichters. So durften am 23. April 1744, als Herzog Karl Eugen mit seiner Gemahlin zur Huldigung nach Tübingen kam, die Lateinschüler bei der Hochfürstlichen Tafel allegorische Bilder zur Darstellung bringen: die 15 Buchstaben des Namens Karl Eugen waren zu ebensovielen Versinnbildlichungen der hervorragendsten Eigenschaften eines Regenten benützt; je ein Schüler trug ein solches Bild auf der Stirne und hatte die entsprechenden Verse vorzutragen. Die in einem Folioband vereinigten Bilder mit Text wurden dem Herzog überreicht, eine Kopie[1]) aber von Ferber dem städtischen Archiv dediziert.

Als eine Eigentümlichkeit Ferbers wird u. a. erwähnt, daß er es in keinem Jahre versäumt habe, mit den Lateinschülern einen Gang um die Markungsgrenze der Stadt zu machen.

Am besten lernen wir jedoch den Mann, seine Wirksamkeit und Stellung in Tübingen, das lateinische Schulwesen, die Geschmacksrichtung jener Zeit kennen, wenn wir das Fest seines 50jährigen Schuljubiläums in Kürze an uns vorüberziehen lassen, das uns M. Fr. Scholl, der damals Präzeptor an der zweiten Klasse war, in einem besonderen Buche geschildert hat. Im Vorwort verspürt man bereits etwas vom Erwachen des deutschen Geistes in der Zeit Friedrichs des Großen: Scholl entschuldigt sich einigermaßen, daß die ganze Beschreibung des Festes „nicht in der Sprache der Gelehrten, sondern nur teutsch verfasset" sei; allein er habe dazu seine Gründe gehabt: „Dann die Ferberische Jubelfreude ware so allgemein, daß sich nicht nur die Lateiner, sondern auch ausser denselben manche redliche Teutschen daran zu ergözen wünschten. Es ist auch ohnehin der teutschen Sprache seit einiger Zeit gelungen, daß Sie ihr Haupt in etwas mehr als ehedem emporheben, und sich bey allen Gattungen der Gelehrten mehr als jemahlen sehen und hören lassen darff, indem ihre Landsleute fast aller Orten anfangen zu erkennen, daß alle ihr angedichtete Mängel mehr von der unfleissigen Übung derselben als von ihrer innerlichen Beschaffenheit hergerührt haben. Wir haben also teils unserer Muttersprache zur Ehre, teils denen Ferberischen Freunden zu lieb, alles durchgängig teutsch abgefasset, und in unserer Beschreibung selbst diejenige Art die Worte zuschreiben beobachtet, welche denen Gesezen derer gemäs ist, die sich seit geraumen Jahren den Aufpuz der teutschen Sprache am meisten haben angelegen seyn lassen."

Doch kommen wir zur Jubelfeier selbst! Ferber hatte dem durchlauchtigsten Landesvater seine Absicht mitgeteilt, sein 50jähriges Schul-

[1]) Veröffentlicht von E. Nägele, Tübinger Blätter, Jahrgang XI. 1903/04.

Digitized by Google

jubelfest „zum Preiß der göttlichen Güte" öffentlich zu begehen und um gnädigste Genehmigung gebeten. Herzog Karl genehmigte das Gesuch und beauftragte nicht nur den Pädagogarchen in Tübingen, den Jubilanten der gnädigsten Zufriedenheit und insbesondere des gnädigsten Wohlgefallens des Herzogs an dieser Solennität zu versichern, sondern er ließ auch dem Jubilanten durch das Forstamt Waldenbuch ein Stück Schwarzwild und ein Stück Rotwild sowie durch die Stuttgarter Stiftsverwaltung einen Eimer Wein zu der Festlichkeit verabfolgen.

Zur Jubelfeier hatte der Pädagogarch Professor Dr. Maichel die Universität, die staatlichen und städtischen Behörden, die Freunde und früheren Schüler Ferbers feierlich eingeladen in einem gedruckten Programm, in welchem er die Verdienste Ferbers würdigt. Er rühmt seine Geschicklichkeit als Lehrer, sein reiches Wissen, seinen trefflichen Charakter, vor allem das besonnene, heitere, gesellige Wesen, das sich der Jubilant bis in sein hohes Alter bewahrt habe, ohne sich durch die Widerwärtigkeiten des verantwortungsvollen, mühevollen Amtes verbittern zu lassen; er hebt die große Zahl von tüchtigen Männern hervor, die aus Ferbers Schule hevorgegangen seien; dem dermaligen Repetentenkollegium allein gehören drei alte Schüler Ferbers an. Maichel schließt seine Einladung mit dem Wunsche, daß neben der Universität auch die anatolische Schule alle Zeit blühen und gedeihen möge.

Am 26. September 1746, morgens 8 Uhr, versammelten sich die Teilnehmer des Festzugs im Saale des Rathauses, den die Stadtobrigkeit zur Verfügung gestellt hatte. Hier brachten Schüler der verschiedenen Klassen dem Jubilanten in Kürze ihre Glückwünsche dar, und zwar im Namen der vierten Klasse A. Zeller und G. F. Hummel in lateinischen Distichen, im Namen der dritten D. Mannhardt in französischer Prosa; für die zweite Klasse sprach in deutschen Versen D. Fischer, in französischen L. Fr. Biberstein, für die erste Klasse endlich in deutschen Reimen Ferd. Harpprecht; der Jubilant dankte jedesmal in derselben Sprache bezw. Versart. Dann begab sich die Festversammlung, Vertreter der Hochschule, staatliche und städtische Beamte, Freunde und alte Schüler Ferbers sowie die ganze lateinische Schuljugend in feierlichem Zuge nach der anatolischen Schule, wo durch Entfernung der die einzelnen Klassen trennenden Bretterwände ein großer Festsaal hergestellt worden war. Hier wurden die eigentlichen Festreden gehalten, die durch ihre Anzahl und durch ihren Umfang ein rühmliches Zeugnis ablegen von der geradezu bewunderungswürdigen Ausdauer der Zuhörer. Die Reden und Glückwünsche bei diesem Festakt nehmen in Schölls gedrucktem Berichte nicht weniger als 120 Oktavseiten ein. Gesprochen wurde in deutscher, lateini-

Digitized by Google

scher, griechischer, französischer, hebräischer Sprache, in Prosa und in Versen. Was die Form der Reden betrifft, so beweisen dieselben eine außerordentliche Belesenheit der damaligen Schulmänner in den Autoren; man merkt auch hier, die deutsche Wissenschaft hat sich wieder einigermaßen erholt von ihrer Verödung infolge des 30jährigen Kriegs (vgl. auch Häfelins Prüfungsarbeit, Beil. Nr. 8, mit denen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts Beil. Nr. 6). Der Gegenstand und Inhalt der Reden aber will nach unserem Gefühle nicht recht zum freudigen Anlasse passen.

Der erste Redner, M. Häfelin, Präzeptor der dritten Klasse, sprach über die hauptsächlichsten Gründe der Seltenheit der Schuljubiläen. Nach einer Aufzählung sämtlicher bisher in Deutschland gefeierten Schuljubelfeste (im ganzen sind ihm sechs bekannt) schildert er die mit dem Schulamt verbundenen Mühsale und Entbehrungen; er zitiert Nik. Frischlins Definition des lateinischen Schullehrers: Praeceptor est persona publica, faciens officium cum gemitu et strepitu; ebenso des M. Ambrosius Hanemann Worte über den Beruf des lateinischen Lehrers: Hic enim est multum laboris, parum favoris, modicum honoris, minimum valoris, nimium furoris, plurimum pedoris, etc.... Nos vero strenue esurimus, sitimus, algemus. Er selbst bezeichnet die Schule als docentium pistrinum et ergastulum, juvenilis nequitiae stabulum, puerilis petulantiae receptaculum, calamitatis hospitium, thesaurum jugis penuriae, paedoris myrothecium, molestiarum devorsorium, otii negotiosissimi pausam inquietam, operis perpetui reciprocationem, Momi sese exercitantis decursorium, aerumnarum confluxum et miseriarum oceanum, adde etiam flebile saepe delinquentium purgatorium sive expiationis locum. Er führt als Zeugnis an die Verse des Joh. Lauterbach,[1]) weiland Rektors in Heilbronn:

Aeolides saxo damnatus, Tantalus undis
Orbibus Ixion et scopulis Phlegyas
Dimissi terrae, jussu Plutonis, in orbem
Mutata ut regerent condicione scholas.
Sed cum tristitia mistos videre labores,
Quos fidus Ludi quisque magister habet;
Aeolides saxum legit sibi, Tantalus undas,
Orbes Ixion et scopulos Phlegyas.

Außerdem entbehre der Beruf des gebührenden Lohnes und der Ehre, der sich die andern gelehrten Berufsarten erfreuen; darum habe nur selten jemand Lust, lange in diesem Berufe auszuharren. Dazu komme

[1]) M. Joh. Lauterbach, geb. 1531 in Löbau (Oberlausitz), Rektor in Heilbronn 1567—93.

Digitized by Google

noch die Ungunst der Zeit; das eiserne Zeitalter, in welchem sie leben, habe kein Verständnis, keine Würdigung für das Wirken der Männer der Schule, während es doch nach dem Zeugnis gewisser Männer leichter sei, einen Doktor dreier Fakultäten zu finden als einen tüchtigen Schulmann. Einen dritten Grund erblickt er in der Feindseligkeit gewisser Kreise gegen den Lehrerstand und die Bildung überhaupt; diese betrachten den Lehrer als einen öffentlichen Diener, der sich alles gefallen lassen, der alles leisten müsse ohne Anspruch auf Anerkennung oder würdige Entlohnung. Als vierten Grund endlich nennt er den Mangel an Selbstbewußtsein bei vielen Lehrern, die Ovids „Bene qui latuit, bene vixit" allzusehr zu Herzen genommen haben. Je seltener aber solche Schuljubiläen seien, desto größer sei die Ehre für Rektor Ferber, den ersten, der in Württemberg ein solches Fest feiere.

Der zweite Redner, M. Scholl, verbreitet sich in fließenden Hexametern über den Geist, in welchem der Lehrer in der Schule wirken müsse: . . . . Procul inde profanos. Queis sua cuncta placent, qui sese sidera coeli Sustentare putant et mundi sceptra tenere, Pulverulenta scholae gemebundae sceptra tenentes. Der Redner führt aus, daß Ferber in allen Stücken als Vorbild eines Lehrers dienen könne. Der Präzeptor der ersten Klasse, Busch, endlich feiert das Leben und Wirken Ferbers in deutschen Versen.

Auf diese drei Reden der Kollegen Ferbers folgten nicht weniger als acht Reden von Schülern, welche die Vertrautheit der Schüler mit den Regeln der Rhetorik beweisen. Die Reihe eröffnete der Schüler J. J. Neuffer, der an Stelle des erkrankten R. J. Camerer eine lateinische Rede hielt über die Eigenschaften eines guten Schullehrers. Verlangt werden von einem guten Lehrer nicht bloß gründliche Kenntnis der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, sondern auch Bekanntschaft mit den wichtigsten Sätzen der Logik, Metaphysik und Mathematik sowie eine gründliche Ausbildung in der Rhetorik, vor allem aber umfassende theologische Kenntnisse und wahre Religiosität. G. A. Kürner hielt gar eine hebräische Rede über die Ehre, die dem Alter gebührt. In deutscher Prosa sprach F. P. Binder „Von den Vorzügen der alten Schullehrer für den Jüngern". Auf ihn folgte Th. Fr. Haas mit einem „Discours en Vers François, Sur l'amour, que l'on doit rendre aux Précepteurs, tant par les Paroles, que par les effets". Als fünfter Redner trat mit einer griechischen Rede auf den Plan J. F. Hepperlin. Unter Berufung auf Worte Luthers (καθ' ἕκαστον ἑπτάετες σπουδαῖός τε καὶ ἐπιμελὴς παιδοτρίβης διὰ κακὰ καὶ πράγματα ἀμύθητα ἄξιος νομιζέσθω τοῦ στεφάνου Μαρτυρικοῦ), Melanchthons

Digitized by Google

(κἂν τις ἑκατὸν γλώσσας λαλήσῃ, οὐ μὴ δυνήσεται πάσας τῶν Παιδαγωγῶν ταλαιπωρίας λόγῳ συλλαβεῖν) u. a. führt er den Beweis, daß ein Mann, der 50 Jahre lang ein Schulamt verwaltet habe, eine siebenfache Märtyrerkrone verdiene. In einer deutschen, nach der Chrie ausgearbeiteten Rede erörtert J. E. Busch die Frage, ob man ein langes Leben wünschen dürfe oder nicht, eine Frage, die er im Hinblick auf den Jubilanten bejaht. In lateinischen Distichen behandelt Chr. G. Christmann das Solonische: Multa addiscens senesco. Den Beschluß machte der Schüler G. D. Häfelin, der in deutschen Versen an Ferbers Beispiel zeigt, wie man zu einem ruhigen ruhmvollen Alter gelangen könne.

Nachdem die acht Schüler gesprochen hatten, erhob sich auch Ferber zu einer langen lateinischen Rede. Als Text legte er seiner Rede zu Grunde die Stelle im 12. Kapitel des 2. Korintherbriefs: Sufficit tibi gratia mea, nam virtus mea in infirmitate perficitur. Diese Worte des Apostels hatte Ferber, der sich schon in verhältnismäßig jungen Jahren gerne mit dem Gedanken an den Tod beschäftigte, in vorgerückteren Jahren als Text für seine Leichenrede bestimmt; bei seinem Jubiläum nun beschloß er selbst über diesen Text zu sprechen (ante funus meum funeris ipse mei cantator fuero). Nachdem er dann seine Lebensgeschichte ausführlich erzählt hatte, schloß er seine Rede mit Dank und Segenswünschen für alle, die ihm bei seinem Feste die Ehre erwiesen hatten.

Nun traten wieder vier Schüler vor; einer legte dem Jubilar einen Lorbeerkranz aufs graue Haar, ein zweiter überreichte ihm eine silberne Zuckerschale mit sechs kleinen Löffelein, während die beiden anderen entsprechende Verse vortrugen. Gesang beschloß die Feier.

Als die Gäste das Schullokal verlassen hatten, wurde dasselbe eilends in einen Speisesaal umgewandelt; denn auch das Festessen sollte im Schullokal stattfinden. Zum Festmahl eilten Gäste in Menge herbei: im Auftrag der Regierung der Pädagogarch Dr. Maichel; von der Universität kamen neben vielen anderen Dozenten als offizielle Vertreter die Professoren Backmeister und Biberstein, welche dem Jubilar als Ehrengabe der Universität 9 Dukaten überreichten, während die beiden Bürgermeister Beerstecher und Kohler ihm im Namen der Stadt 3 Dukaten verehrten.

Auch während des Essens war der Festreden kein Ende. Ein vierjähriger Enkel Ferbers brachte einen französischen Glückwunsch dar. Dann führten die 12 Enkel Ferbers mit den Buchstaben des Namens Johann Ferber eine ähnliche allegorische Spielerei vor, wie wir sie bei Herzog Karl Eugens Huldigungsfest kennen gelernt haben. Die Reihe der Tisch-

Digitized by Google

reden eröffnete der Pfarrer Göz aus Schlaitdorf als poëta laureatus; dann folgte die endlose Reihe von gereimten und ungereimten Glückwünschen, voran der des Kanzlers Pfaff. Auch von auswärts, zum Teil aus weiter Ferne, waren deutsche, lateinische, griechische Glückwunschschreiben eingelaufen, von Liegnitz, Colberg, Anclam, Mitau in Kurland, Ödenburg in Ungarn. Unter den Glückwünschen alter Schüler ist bemerkenswert ein gemeinsames Gratulationsgedicht der vier Brüder Gmelin: Joh. Konrad, Apotheker; Dr. Joh. Georg, Professor der Chemie und Naturwissenschaften an der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, M. Chr. Gottlieb, Repetent im Stipendium; Ph. Friedrich, Med. Licent. Den Beschluß des redereichen Tages bildete ein Festgesang der Schüler.

Die Ferbersche Jubelfeier ist für die Geschichte des Schulwesens in mehr als einer Beziehung interessant. Dieselbe gibt uns Zeugnis von einem erfreulichen Fortschritt in der Entwicklung des lateinischen Schulwesens. Die Schule zur Zeit Ferbers ist nicht mehr lateinische Schule in dem ausschließlichen Sinne wie noch im 17. Jahrhundert; neben den alten Sprachen erfreut sich auch die deutsche Muttersprache der gebührenden Pflege. Ferbers Schüler werden ebenso gut zum Reden und Versschmieden in der deutschen Sprache wie in der lateinischen angeleitet. Ist auch der deutsche Stil nicht elegant zu nennen, so sind doch die Reden der Lehrer und Schüler weit entfernt von der Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit, wie sie uns in den Berichten und Prüfungsarbeiten am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts entgegentritt. Auch dem Einfluß der französischen Literatur vermag sich die Lateinschule nicht mehr ganz zu verschließen; unter die ordentlichen Unterrichtsfächer hat das französische zwar noch keine Aufnahme gefunden, wie aus den Visitationsberichten und dem Schulbericht des M. Häfelin (s. Beil. Nr. 9) hervorgeht; es ist noch dem Privatunterricht überlassen. Daß aber Lehrer der anatolischen Schule sich in jener Zeit mit französischer Literatur beschäftigten, erfahren wir aus einem Bericht vom Jahre 1752, in welchem gesagt ist, die Präzeptoren Scholl und Busch geben sich mit dem Nachdruck und der Übersetzung französischer Werke ab; so habe Scholl eine Übersetzung der französischen Briefe des Pater Scheffmacher wider die protestantische Religion, Busch eine Übersetzung der Komödien Molières herausgegeben.

Über diese Nebenbeschäftigung der Lehrer wird in dem Bericht geklagt, da durch dieselbe ihre Arbeit in der Schule beeinträchtigt werde. Die dann und wann wiederkehrenden Klagen von seiten des Gerichts, die Lehrer sehen zu viel auf ihren materiellen Nutzen statt auf das

Digitized by Google

Wohl der Schule, waren demnach nicht ganz unbegründet. Zur Entschuldigung der Lehrer wird aber in dem Berichte angeführt, daß dieselben durch ihr ganz unzureichendes Einkommen genötigt seien, auf möglichst viel Nebenverdienst bedacht zu sein und ihre Kraft vor der Zeit aufzureiben. Der Bericht zeigt also, daß die Klagen über den Beruf des Lehrers, wie wir sie in Häfelins Festrede hören, nicht unberechtigt waren. Von dem geringen Einkommen der Lehrer war schon mehrfach die Rede; es möge genügen, zum Vergleich einige Angaben des Tübinger Kompetenzbuchs vom Jahre 1738 anzuführen: das Einkommen des Kanzlers der Universität sowie das des ersten Professors der Theologie wurde auf 603 fl., das des zweiten Professors auf 568 fl., das des Spezials auf 408, des Oberdiakonus auf 300, des Unterdiakonus auf 248 fl. berechnet, der Rektor der anatolischen Schule bezog 286, die drei Präzeptoren 207, 197 und 184 fl., der Modist (deutsche Schullehrer) 178 fl.; die Akzidenzien, die in obige Beträge mit einberechnet sind, waren wohl zu nieder angesetzt, allein dies traf für alle Stellen zu; abgesehen vom Rektor der Lateinschule hatten also alle Präzeptoren ein zum Teil beträchtlich geringeres Einkommen als der jüngste Diakonus, wobei zu beachten ist, daß die Präzeptoren nicht wie die Geistlichen eine Amtswohnung hatten, sondern eine sehr bescheidene Wohnungsentschädigung erhielten. Und wenn in den Festreden viel gesprochen wird vom Lärm und Staub der Schule, so waren diese Klagen gewiß nicht übertrieben. Alle vier Klassen, also zu Zeiten gegen 200 Schüler, waren in einem Lokale[1]) untergebracht; die einzelnen Klassen waren nur durch Bretterwände voneinander getrennt; nur die erste Klasse hatte einen eigenen Ausgang in den Hausflur, die Schüler der drei anderen Klassen mußten ihren Weg immer durch die erste Klasse nehmen. Die hölzernen Scheidewände reichten nicht einmal bis zur Decke des Zimmers, da das ganze Lokal mit einem einzigen, in der ersten Klasse aufgestellten Ofen geheizt werden mußte, ein Zustand, der bis zum Jahre 1811 fortdauerte. Trafen nun gar Umstände zusammen wie im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, wo über Kollaborator Thein geklagt wurde, daß „durch das vielfältige schlagen und schreyen seine Collegae in ihren informationibus sehr verhindert werden", und gleichzeitig über seinen Kollegen Heller, daß infolge seiner allzugroßen Nachsicht gegen die Schüler in seiner Klasse oft ein solcher Tumult sei, daß die Kollegen vor Lärm nicht dozieren können, so läßt sich denken, welche Ansprüche

[1]) Auch im Stuttgarter Pädagogium waren die drei untersten Klassen wenigstens anfangs nach der Ordnung vom Jahre 1559 „als die geringeren und conjunctae Classes" in einem Lokal untergebracht.

Digitized by Google

da an Lunge und Nerven der Lehrer gestellt wurden. Stellt man sich dazu den einstigen Zustand der Straßen der Stadt mit ihrer damals vorzugsweise Landwirtschaft treibenden Bevölkerung vor, so läßt sich ermessen, welche Menge von Schmutz täglich ins Schullokal getragen wurde. In einem Berichte vom Jahre 1741 klagt der Prälat von Bebenhausen, daß in der ersten Klasse die Fenster gegen den Winkel schon viele Jahre nicht gesäubert worden sein müßten und deshalb so verdorben seien, daß kein Licht noch Schein mehr dadurch hereinkommen könne, ohngeachtet sie zu solchem gemacht seien. Welch dankbares Arbeitsfeld hätten damals Schulärzte und Bazillenjäger gefunden! Und als im Jahre 1793 die Regierung durch einen allgemeinen Erlaß an die Städte die Aufmersamkeit auf bessere Reinigung der Schullokale lenkte, erklärte das gemeinsame Oberamt und das Gericht nicht ohne einen gewissen Stolz, für Tübingen sei diese Frage bereits erledigt, indem schon seit einigen Jahren angeordnet worden sei, daß die Schullokale jede Woche einmal durch Leute aus dem Spital (einen besonderen Schuldiener gab es noch nicht) unter Aufsicht des Polizeiinspektors gereinigt würden.

Hatten aber die Lehrer die Woche im Lärm und Staub der Schule mit Schulstunden und Privatstunden zugebracht, so sollten sie sich auch der Sonn- und Festtage nicht wie andere Leute erfreuen. In der Kirche lag ihnen die Führung des Gesangs und das Orgelspiel, sowie die Aufsicht über die Schüler ob; und auch wenn sie keinen offiziellen Dienst hatten, so wurde doch, oft weniger von der Geistlichkeit als von den bürgerlichen Scholarchen, peinlich darüber gewacht, daß sie den Gottesdienst regelmäßig besuchten. Gerade unter Ferbers Rektorat kehren die Klagen oft wieder, die Präzeptoren lassen ihre Schüler an Sonn- und Feiertagen nicht regelmäßig, wie es sich gebühre, nach dem Gottesdienst in die Schule kommen, um sie über die gehörte Predigt abzufragen; diese Einrichtung empfehle sich auch darum, „damit die Praeceptores selbst desto fleißiger zur Kirche kommen und der Predigt Acht geben möchten". Merkwürdigerweise werden dann und wann Lehrer, über deren unregelmäßigen Kirchenbesuch geklagt wird, wegen ihrer geringen Munterkeit und Geschicklichkeit in der Schule zur Verwendung im geistlichen Amt empfohlen. Um so größere Hochachtung verdienen die Schulmänner jener Zeit, wenn sie trotz der ungünstigen äußeren Verhältnisse immerhin so anerkennenswerte Erfolge erzielten, wie sie uns beim Ferberschen Jubelfest entgegentreten.

Ferber hatte zur Zeit seines Jubelfestes den Höhepunkt seines Wirkens jedenfalls schon längst überschritten; man mochte wohl gehofft

Digitized by Google

haben, er werde mit seiner Jubelfeier seine amtliche Tätigkeit beschließen; allein die erwiesenen Ehren waren für den Mann, der trotz seiner vielen Dienstjahre nur ein ganz bescheidenes Vermögen besaß, ein Sporn zu erneutem Schaffen gewesen. Erst als er eine schwere Krankheit durchgemacht hatte, entschloß sich der 74jährige Mann um seine Zuruhesetzung zu bitten, nicht ohne bittere Klagen, daß man ihm gegenüber so wenig Entgegenkommen bei der Stellung von Vikaren zeige, während sein Vorgänger 14 Jahre lang sein Amt größtenteils durch einen Vikar habe besorgen lassen dürfen. Die Verhandlungen zogen sich aber vier Jahre lang hin zum großen Verdruß des M. Häfelin, der schon fast zwei Jahrzehnte Präzeptor an der dritten Klasse war und sich seinerzeit um diese Stelle beworben hatte in der stillen Hoffnung, in nicht allzu fernerzeit der Nachfolger des damals 55jährigen Ferbers zu werden, und sich inzwischen auch mehrmals vergebens um ein Klosterpräzeptorat beworben hatte. Ferber seinerseits fand es kränkend, daß manche Eltern ihre Söhne ein Jahr länger als nötig in der dritten Klasse ließen, ja manchmal dieselben privatim durch Häfelin auf die Hochschule vorbereiten ließen, statt sie dem alten Ferber anzuvertrauen, dessen Kräfte allmählich so abnahmen, daß er nicht einmal mehr zur ordentlichen Verwaltung seines Vermögens fähig war und der Magistrat eingreifen mußte, um seinen Enkeln ihr Vermögen sicher zu stellen. Die geringen Erfolge Ferbers und seine fortgesetzten Reibereien mit Häfelin wirkten so ungünstig auf die Schule, daß die Schülerzahl, die schon 1746 nur noch 132 betragen hatte, bis zum Jahre 1752 auf 89 herabsank. Endlich im Jahre 1757 wurde der 78jährige Ferber mit vollem Gehalt pensioniert; er durfte sich aber seines Ruhestandes nur noch kurze Zeit erfreuen; er starb schon im folgenden Jahre.

An Ferbers Stelle wurde Häfelin Rektor, zunächst nur auf Probe mit seinem seitherigen Gehalt, weil er infolge seiner Reibereien mit Ferber einigermaßen und nicht ganz ohne Grund in den Ruf eines unverträglichen Mannes gekommen war; die dritte Klasse wurde dem Präzeptor Gräter in Vaihingen übertragen, an die zweite rückte Busch vor; die erste Klasse wurde bis zu Ferbers Tod nicht definitiv besetzt, sondern durch den Famulus Kieß besorgt, der Kost und Wohnung im Stipendium behielt und wöchentlich 1 fl. Besoldung aus der Bebenhäuser Pflege erhielt; bei Ferbers Pensionierung hatte also die Stadt nicht mehr die Kosten zu tragen wie z. B. bei Theins und Esenweins. Dagegen wurde der Stadt nahegelegt, die Besoldungen der Präzeptoren zu erhöhen, da es nachgerade schwer werde nach Tübingen einen tauglichen Präzeptor zu bekommen. Anfangs erklärte der Magistrat, die Stadt

Digitized by Google

sei zu weiteren Opfern unfähig, da „die Hälfte wo nicht zwei Drittel der Bürgerschaft ganz ruiniert und gantmäßig sei"; schließlich aber kam 1754 folgende Einigung zustande: das Schulgeld wurde auf 2 fl. im Jahr erhöht und zugleich bestimmt, daß von nun an jeder Präzeptor das Schulgeld seiner Klasse behalten solle[1]); dafür sollten die Heizungskosten, die bisher der Rektor bestritten hatte, je hälftig vom Kirchenrat und von der Stadt übernommen und dadurch sowie durch die Erhöhung des Schulgelds der Rektor entschädigt werden. Der Magistrat benützte diese Gelegenheit, um die Erwartung auszusprechen, daß bei Besetzung von Stellen mehr als bisher Tübinger Bürgersöhne berücksichtigt würden.

Unter Häfelin, dem 1754 das Rektorat definitiv übertragen wurde, hob sich die Schule wieder zusehends; 1763 zählte die Schule bereits wieder 120 Schüler. Dagegen hatte Häfelin manchen Konflikt mit seinem Vorgesetzten, dem Spezial M. Faber wegen Aufnahme und Versetzung von Schülern u. dgl. M. Faber erkennt zwar an, daß Häfelin ein tüchtiger Lehrer sei, doch sei sein Fleiß in der Schule ungleichmäßig; er gebe sich mit Vorliebe mit den begabteren Schülern ab, sei pedantisch und umständlich; sein Unterricht sei recht für Schüler, die sich drei bis vier Jahre bei ihm auf die Hochschule vorbereiten lassen wollen; er lasse sich für seine Privatstunden zugut bezahlen, vor allem aber habe er ein hochmütiges Wesen. Der Vorwurf der Umständlichkeit und Pedanterie wird einigermaßen bestätigt durch den von Häfelin zu seiner Rechtfertigung abgefaßten Schulbericht (s. Beil. Nr. 9). Was aber den Hochmut Häfelins betrifft, so scheint allerdings für den begabten und strebsamen Mann, der das Bewußtsein hatte, daß er es im Kirchendienst schon längst weiter gebracht hätte, wenn ihn nicht „eine natürliche Abscheu und Forcht vor ansteckenden Krankheiten" abgehalten hätte, den Beruf eines Seelsorgers zu übernehmen, die Abhängigkeit von seinem geistlichen Vorgesetzten, der seinerseits den Rektor als einen „Subalternen" behandelte und manchmal nicht gerade rücksichtsvoll in den Betrieb der Schule eingegriffen haben mag, ein Gefühl der Demütigung und Erbitterung hervorgerufen zu haben. Häfelin erreichte nicht das Alter seiner beiden Vorgänger; er starb schon 1764 an einem Schlaganfall.

---

[1]) Diese Lösung der Besoldungsfrage war keine glückliche; dem einzelnen Lehrer mußte jetzt daran liegen, möglichst viele Schüler in seiner Klasse zu haben; noch aus Protokollen vom Jahre 1840 ist ersichtlich, daß bei der Promotion der Schüler darauf Bedacht genommen wurde, wegen des den Klassenlehrern zufallenden Schulgelds die Schüler möglichst gleichmäßig auf die einzelnen Klassen zu verteilen. Seit dem Jahre 1845 erhielten die Lehrer statt des Schulgelds, das jetzt der Stadtkasse zufiel, ein Aversum.

Digitized by Google

Schon vier Jahre vor ihm war Präzeptor Gräter gestorben, der nach Fabers Zeugnis unter allen Lehrern unstreitig der tüchtigste gewesen war. Um die infolge seines Tods durch Vorrücken der beiden andern Präzeptoren erledigte erste Klasse hatte sich Präzeptor Ruthard von Neuffen beworben; dieser hatte zu seinen Gunsten geltend gemacht, daß seine Frau in Tübingen geboren sei und auch von 15 Ahnen abstamme, die alle in Tübingen geboren und in ansehnlichen Ämtern daselbst gestanden seien. Sein Mitbewerber, der Pinzern (s. S. 36) Kreß dagegen hatte sich bereit erklärt, im Falle seiner Ernennung eine der Töchter Gräters, der seine Familie in großer Dürftigkeit zurückgelassen hatte, zu heiraten. Die Stelle wurde aber dem M. G. Chr. Beck übertragen, der dann eine Tochter Gräters heimführte.

Häfelins Nachfolger wurde M. Chr. L. Christmann, der schon seit 25 Jahren im Pfarrdienste (in Neubulach und Rietenau) gestanden war. Da ihm sein Pfarramt viel freie Zeit gelassen hatte, so hatte er in seiner Freizeit nicht nur seine eigenen Kinder, sondern auch fremde „um geringen Lohn aus bloßer Freude am Dozieren" unterrichtet. Mit Rücksicht auf seine sieben unerwachsenen Kinder wünschte er in eine Stadt zu kommen und unterzog sich noch trotz seiner 25 Dienstjahre mit Erfolg der Prüfung auf die Lehrstelle an der vierten Klasse der anatolischen Schule. Christmann leitete die anatolische Schule 16 Jahre lang. Unter seinem Rektorat wird zum erstenmal die Arithmetik als Unterrichtsgegenstand erwähnt; im Visitationsbericht vom Jahre 1773 ist bei Christmann, dessen Unterricht gelobt wird, bemerkt: treibt neben den humaniorbus auch sacra und Arithmetik; dieselbe Bemerkung kehrt 1783 bei seinem Nachfolger Schmid wieder[1]).

Christmann starb, wie sein Vorgänger, inmitten seines beruflichen Wirkens an einem Schlage. Er hinterließ bei seinen Schülern ein gutes Andenken; doch scheint in den letzten Jahren seines Wirkens seine Kraft etwas nachgelassen zu haben. Wenigstens bittet der Spezial Professor Dr. Hegelmaier in dem Bericht über das Ableben Christmanns, man möge einen tüchtigen Mann als Nachfolger schicken, „durch welchen dem seit einigen Jahren ziemlich gefallenen Ansehen dieser sonst berühmten Schule wieder in Bälde möchte aufgeholfen werden". Diesem Wunsche Rechnung tragend übertrug die Regierung die Stelle dem in Tübingen geborenen Präzeptor von Heidenheim, M. J. Phil. Jak. Schmid, „vornehmlich mit Rücksicht auf sein bißher erworbenes stattliches Gezeugnus

[1]) Auch in einem Bericht über die Präzeptoratsprüfung des früheren Famulus Beck im Jahre 1779 wird erwähnt, daß dem Kandidaten die Anfangsgründe der Arithmetik nicht unbekannt seien.

Digitized by Google

eines vorzüglich guten Schulmanns". Schmid teilte sofort nach seiner Ernennung dem Tübinger Magistrat mit, daß ihm bei seiner großen Familie eine Kutsche zum Umzug nicht reiche; die Stadt stellte ihm also eine Kutsche mit vier und eine solche mit drei Pferden, außerdem zur Beförderung seiner Fahrnis zwei Wagen mit je vier Pferden, so daß die Aufzugskosten 125 fl. betrugen, also nicht viel weniger als die Hälfte des Jahreseinkommens des Rektors. Schmid scheint sich in den ersten Jahren mit großem Eifer und Erfolg seinem Beruf gewidmet zu haben; 1783 war sogar die Stadt bereit, wegen der steigenden Frequenz der Schule einen Umbau vorzunehmen; Schmid selbst war anfangs gegen den Umbau wohl wegen seiner Dienstwohnung, die bei einem Umbau in Mitleidenschaft gezogen worden wäre; er schlug vor, der Raumersparnis wegen statt der bisherigen Tische und Bänke Subsellien anzuschaffen. Die Sache blieb zunächst beim alten, und als einige Jahre später die Frage des Umbaus wieder angeregt wurde, zeigte die Stadt keine Lust mehr zur Sache, da man mit Schmids Erfolgen, besonders im Landexamen, nicht mehr so zufrieden war wie im Anfang. Schmid selbst scheint keine Lust mehr zum Schuldienst gehabt zu haben; 1790 wurde er Pfarrer in Wendlingen. Übrigens stellt Prälat Dapp von Bebenhausen dem scheidenden Rektor in seinem Visitationsbericht das Zeugnis aus: Der Rector scholae war in procinctu abzuziehen, und nimmt das gute Zeugnis mit, in seinem ganzen Rektoramt nach allen seinen Kräften mit der erforderlichen Treue und Fleiß gehandelt zu haben.

Zu seinem Nachfolger wurde M. Joh. Georg Hutten, Rektor des Gymnasiums in Speyer, berufen, „um der Schola Anatolica ihren alten Ruhm wiederzugeben". Unter Hutten, einem für die humanistische Bildung von früher Jugend an begeisterten Manne, beginnt eine neue Ära im Leben der Tübinger Lateinschule. Hutten war am 13. Mai 1755 in Kirchheim u. T. als Sohn eines Zahlmeisters geboren. Nachdem er die dortige Lateinschule sowie die Klosterschulen in Blaubeuren und Bebenhausen absolviert hatte, war er 1773 ins Tübinger Stift eingetreten. Er hatte Herbst 1775 den Cursum philosophicum beendigt und studierte kaum ein halbes Jahr lang Theologie, als er, noch nicht 21 Jahre alt, von dem Oberpfarrer und Konsistorialrat der Reichsstadt Speyer, M. Gmelin, die Mitteilung erhielt, daß er „wegen seiner rühmlichen guten Eigenschaften, Tüchtig- und Geschicklichkeiten" aufs Rektorat des dortigen Gymnasiums vorgeschlagen sei[1]). Hutten bat den Herzog

[1]) Der Brief des Oberpfarrers der „Heilg. Reichsfreyen Stadt Speyer" an den

Digitized by Google

Karl Eugen um die Erlaubnis zur Reise nach Speyer, um sich zur Wahl stellen zu können. Er führt in der Eingabe aus, er habe von Jugend an eine große Neigung zu den Schul- und Erziehungswissenschaften gehabt, sei überdem darauf angewiesen, sich möglichst bald nach einem Schulamt umzusehen, da er nicht wisse, woher er die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien nehmen sollte; auch möchte er gerne seine arme Mutter und seine Geschwister unterstützen. Sein Aufenthalt im Ausland aber, hoffe er, werde später auch seinem eigenen Vaterlande zugutekommen. Der Herzog gab Hutten die Erlaubnis zur Reise, jedoch mit der strengen Weisung, eine auf ihn fallende Wahl nicht anzunehmen, ohne vorher des Herzogs ausdrückliche Zustimmung eingeholt zu haben. Hutten wurde gewählt und da auch Bürgermeister und Rat der freien Reichsstadt den Herzog baten, als Zeichen besonderer Huld der Stadt Speyer Hutten als Rektor zu überlassen, so wurde ihm die Annahme des Rektorats erlaubt, wobei ihm gleichzeitig der Rücktritt in den Dienst des Vaterlandes vorbehalten wurde. Dagegen wurde seiner Bitte, ihn jetzt schon außerordentlicher Weise zum theologischen Examen zuzulassen, nicht entsprochen; erst 1778, als seine Promotion (Jahrgang) an der Reihe war, kam er von Speyer nach Stuttgart zum theologischen Examen, das er mit gutem Erfolg bestand. In Speyer waltete Hutten nicht nur seines Schulamtes eifrig, er benützte auch jede Gelegenheit, sich in geistlichen Funktionen, besonders im Predigen zu üben, besonders eifrig aber beschäftigte er sich mit pädagogischen Studien. Mehrmals sandte er von Speyer aus dem Herzog als Zeichen seines Dankes Exemplare seiner zum Besten der ihm anvertrauten Schule und Jugend verfaßten Schriften, so 1788 den ersten Band seines Repertoriums für Pädagogik. Im Jahre 1790 wurde ihm das erledigte Rektorat der anatolischen Schule angeboten, indem ihm zugleich eine Erhöhung des bisher mit der Stelle verbundenen Gehalts in Aussicht gestellt wurde. Hutten, dessen zu wiederholtenmalen von Speyer aus eingereichtes Gesuch um Zulassung zur Prüfung auf ein Klosterprofessorat bisher abgewiesen worden war mit der Begründung, daß dermalen kein Klosterprofessorat erledigt, also auch kein Anlaß vorhanden sei, auf ein Examen für ein Klosterprofessorat Bedacht zu nehmen, ergriff mit Freuden die Gelegenheit, an einer vaterländischen Schule im Geiste des neuerwachten Humanismus wirken zu können. Eine Besoldungserhöhung, schrieb er, werde ihm zwar bei seiner starken Familie willkommen sein, doch mache er die Annahme des Rektorats nicht von einer solchen abhängig; um so sicherer hoffe er, später auf ein

schwäbischen Magister im Tübinger Stift trägt die Aufschrift: Monsieur Hutten Maitre en Philosophie et Candidat en Theologie a Tubingue.

Digitized by Google

Klosterprofessorat befördert zu werden. Hutten tat gut daran, sich für seine neue Stellung mit einem guten Teil Idealismus zu wappnen.

Hutten sollte sein neues Amt sofort nach Abzug seines Vorgängers übernehmen; letzterer aber konnte seine Pfarrbesoldung erst sechs Wochen nach seinem Aufzug beziehen, da bei Erledigung von Pfarreien der Gehalt sechs Wochen lang dem Fiscus Charitativus zufiel; der nunmehrige Pfarrer Schmid bezog also seine Rektoratsbesoldung noch weitere sechs Wochen und Hutten, der eine Frau und sechs Kinder hatte, sollte sich während dieser Zeit mit einer Entschädigung von 2 fl. in der Woche begnügen. Huttens Bitte, ihm die volle Besoldung vom Tag des Amtsantritts zu gewähren, ebenso seine Bitte, die Entschädigung für die Umzugskosten zu erhöhen, da der tatsächliche Aufwand den ihm von der Stadt gewährten Betrag von 125 fl. weit übersteige, wurde abgewiesen. Dagegen blieb ihm freigestellt, nach Antritt seines Amts um ein besonderes Gratial nachzusuchen; schließlich bewilligte ihm die Stadt für die ersten sechs Wochen eine Zulage von zusammen 63 fl.

Auch die äußeren Verhältnisse der anatolischen Schule waren während Huttens Rektorat zum Teil sehr ungünstig. Gleich im Jahre 1791 wurde der 67jährige Präzeptor der dritten Klasse, M. Kies, in besonderer Anerkennung seiner treuen Pflichterfüllung mit vollem Gehalt zur Ruhe gesetzt. Da aber keine Pensionskasse vorhanden war, so wurde bestimmt, Kies solle seine bisherige Besoldung mit allen Emolumenten weiterbeziehen, der Schuldienst an der dritten Klasse aber durch Stipendiaten versehen werden, die neben Kost und Wohnung im Stipendium noch 2 fl. 30 kr. in der Woche erhielten; da die Stipendiaten aber in jener Zeit im allgemeinen sehr wenig Lust zum Schuldienst hatten, fiel es sehr schwer, geeignete Stellvertreter zu bekommen. Auch die Vorstandschaft des Stipendiums sah eine solche Verwendung der Stipendiaten nicht gerne, da dieselbe sich schwer mit der im Stipendium herrschenden Hausordnung vereinen ließ; besonderes Bedenken erregte es, wenn ein solcher Stipendiat dann und wann in heller Kleidung direkt von der Schule kommend sich unter seine schwarz gekleideten Kommilitonen zu Tische setzte. Der fortwährende Lehrerwechsel war der dritten Klasse natürlich nicht zuträglich; im Jahre 1795 war Rektor Hutten genötigt, selbst eine Zeitlang die dritte Klasse neben seiner eigenen zu versehen, da kein geeigneter Vikar aufzubringen war. Um dem fortwährenden, der Schule abträglichen Wechsel ein Ende zu machen, machte der Stadtmagistrat 1795 u. a. den Vorschlag, man solle die Stelle definitiv besetzen, dem Inhaber der Stelle aber bis zum Tod des Präzeptors Kies nur den Vikariatsgehalt bezahlen und ihm zur Bedingung machen, mit der Verheiratung bis

Digitized by Google

zum Ableben des Kies zu warten. Der Vorschlag wurde aber abgelehnt. Erst als 1804 Kies gestorben war, wurde die Stelle definitiv besetzt und zwar erhielt sie Präzeptor J. N. Raiger, der sie seit 1800 provisorisch versehen hatte. Raiger, der vorher Privatlehrer und Stiftsorganist gewesen war, hatte sich 1799 um die erste Klasse beworben und noch in seinem 55. Lebensjahr die Prüfung in Stuttgart mit Erfolg bestanden und die erste Klasse erhalten; 1800 war ihm die dritte Klasse provisorisch übertragen worden mit einer kleinen Zulage zu seinem bisherigen Gehalt, die zum Teil sein Nachfolger an der ersten Klasse zu leisten hatte. Nicht viel besser lagen die Verhältnisse an der ersten Klasse, deren Lehrer Oettinger von 1794 an leidend war und bis zu seinem im Dezember 1799 erfolgten Tode sein Amt nur mit monatelangen Unterbrechungen besorgen konnte.

Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse kam die Schule unter Huttens Leitung bald zu neuem Flor. Die vierte Klasse, die bei Huttens Amtsantritt 29 Schüler gezählt hatte, hatte 1791 bereits wieder 38 Schüler und im nächsten Jahre stieg ihre Zahl auf 50; die ganze Lateinschule hatte in diesem Jahr wieder über 150 Schüler. Man rühmte an Hutten nicht nur seine Erfolge im Landexamen, sondern besonders, daß er die bisherige Kluft zwischen Lateinschule und Universität geschickt auszufüllen wisse, und deshalb brachten ihm auch viele Väter von auswärts ihre Söhne zum Unterricht. Um Hutten, der von Anfang an sein Auge auf ein Klosterprofessorat gerichtet hatte, in Tübingen festzuhalten, bewilligte ihm die Behörde schon 1791, als ein Professorat in Bebenhausen erledigt war, eine persönliche Zulage von 75 fl. Und nicht bloß von seiten der Behörde erfuhr Hutten und seine Schule Beweise der Anerkennung und des Vertrauens: im Jahre 1792 stiftete ein „unbekannt sein wollender Schulfreund" der anatolischen Schule ein Kapital von 500 fl., dessen Zinsen zur Anschaffung einer Schulbibliothek bestimmt waren.

Wichtiger aber ist, daß während Huttens Rektorat Herzog Karl Eugen durch ein Generalreskript vom Jahre 1793 eine Reform des lateinischen Schulwesens anordnete, welche für die Entwicklung der anatolischen Schule von ganz besonderer Bedeutung wurde.

Die Lateinschule, wie wir sie bis zum Ende des 18. Jahrhunderts im Herzogtum Württemberg hatten, wo die geistigen Bewegungen des des 18. Jahrhunderts auf literarischem, philosophischem und besonders auf pädagogischem Gebiet noch wenig Eingang gefunden hatten, entsprach nicht mehr den Anforderungen der neuen Zeit; weder der neuaufleben de Humanismus noch der Realismus konnte sich von ihr befriedigt fühlen. Das Lateinische hatte seine Bedeutung als Verkehrssprache verloren; es

Digitized by Google

war eine tote Sprache geworden; aber darum sollte es nicht aufhören ein vorzügliches Bildungsmittel zu sein; es sollte in formaler Beziehung der Weckung und allseitigen Ausbildung der Geisteskräfte dienen. Vor allem aber verlangte der Neuhumanismus ein tieferes gründlicheres Studium der antiken Sprachen, des antiken Lebens; die solange vernachlässigten griechischen Klassiker wurden den römischen wieder als gleichwertig an die Seite gestellt. Der Realismus dagegen verlangte Aufnahme der Realien in den Unterrichtsplan.

Als besonderer Mißstand wurde es empfunden, daß es in Württemberg außer der Lateinschule fast keine höhere Schule gab, daß also Knaben von der verschiedenartigsten Befähigung, Anlage und Bestimmung in die Lateinschule zu gehen genötigt waren, daß so auf der einen Seite namentlich die zukünftigen Geschäftsleute manches lernen mußten, was für ihr späteres Leben wertlos war, und manches was sie im praktischen Leben nötig hatten, in der Schule nicht lernen konnten, und daß auf der anderen Seite in der Lateinschule viele Schüler saßen, die nach ihrer Anlage und Befähigung nicht in dieselbe paßten und dem erfolgreichen Unterricht der zum Studium bestimmten Schüler hinderlich waren. Die Verordnung vom Jahre 1793 bestimmte deshalb, daß für solche Schüler, die sich nicht dem Studium widmen wollen, womöglich besondere Realschulen gegründet werden sollten; wo die Mittel zur Errichtung besonderer Realschulen nicht vorhanden seien, sollen solche Schüler in Zukunft nur noch in der unteren Klasse (Kollaboraturklasse) der Lateinschule den vollen Unterricht genießen, vom Präzeptor aber nur noch in den Fächern unterrichtet werden, die zur Bildung des Menschen, des Christen und des Bürgers wesentlich notwendig seien. Auch sollten in die Lateinschule in der Regel keine Knaben mehr aufgenommen werden, die nicht fertig lesen und schreiben können.

Der Lateinschule blieb als Aufgabe zugewiesen, für den Staat die zukünftigen Beamten, Seelsorger und Lehrer heranzubilden[1]). Da aber der künftige Beamte, Geistliche u. s. w. sich mit vielen Fächern des menschlichen Wissens zu beschäftigen habe, dürfe auch die Lateinschule sich nicht mehr begnügen mit dem Sprachunterrichte, der nur als Mittel zur Erlangung wissenschaftlicher Kenntnisse zu betrachten sei. Als neue Unterrichtsfächer für die Lateinschule wurden deshalb vorgeschrieben: Geschichte (allgemeine und vaterländische), Erdbeschreibung, Arithmetik und

[1]) „Der lateinische Schüler soll einstens als Diener des Staats das Glück seiner Mitbürger befördern helfen und die Kirche sucht in ihm den Mann, der, als Seelsorger oder Lehrer, ihr Dienste leiste und ächte wissenschaftliche und religiöse Aufklärung über seine Zeitgenossen und selbst über künftige Generationen verbreite."

Digitized by Google

Elementargeometrie; außerdem sollen die Schüler wenigstens das Wichtigste aus der Naturkunde und Naturgeschichte erfahren. Übrigens sollten nicht alle Fächer obligat sein; Griechisch, Hebräisch und Geometrie, Fächer, die immer nur für einen kleineren Teil der Schüler notwendig seien, sollten fakultativ sein.

Das Lateinische blieb das wichtigste Unterrichtsfach; gewarnt wird aber in dem Reskript vor zu frühem Beginn der Kompositionsübungen; diese sollen bei der Kollaboraturklasse ganz ausgeschlossen sein und auch der Präzeptor solle mit Kompositionsübungen erst beginnen, wenn die Schüler in der Exposition eine gewisse Fertigkeit erlangt haben. Betreffs der zu behandelnden Schriftsteller wurden keine bindenden Vorschriften gegeben, doch wurden neben Ciceros Dialogen besonders Eutrop, Nepos, Ovid und Virgil empfohlen. Bezüglich des Griechischen wurde verlangt, daß neben dem Neuen Testament auch leichtere Prosaiker gelesen würden. Im Religionsunterricht, dem der Braunschweigische Katechismus zugrunde zu legen sei, solle die Religion nicht, wie bisher vielfach geschehen, zum Gegenstand des Gedächtnisses herabgewürdigt, sondern, entsprechend der damaligen Richtung der Theologie, die praktische Religion in den Vordergrund treten; Vernunft und geoffenbarte Religion sollten nicht getrennt vorgetragen, sondern beide genau miteinander verbunden werden. Auch der Unterricht in Logik und Rhetorik soll vorwiegend praktisch behandelt werden; nicht nur sollten die Regeln eines guten Vortrags an den Klassikern und an vorzüglichen deutschen Schriftstellern gezeigt, sondern die Schüler auch selbst im Anfertigen deutscher Aufsätze, im Deklamieren und Reden geübt werden.

Als neue Fächer waren aber, wie gesagt, nun auch Realien in den Lehrplan aufgenommen. Freilich wäre es irrig zu glauben, die Schüler der früheren Lateinschule seien auf diesen Gebieten gänzlich fremd geblieben; die Schüler des Rektors Ferber z. B. zeigen in ihren Vorträgen kein geringes Maß von geschichtlichen Kenntnissen. Die Lektüre, besonders aber die Rhetorik und Dialektik gab reichliche Gelegenheit zu Exkursen auf alle möglichen Gebiete des menschlichen Wissens; da aber kein systematischer Unterricht vorgeschrieben war, blieb es ganz der persönlichen Neigung bezw. Fähigkeit des Lehrers überlassen, bei Gelegenheit seinen Schülern Ausblicke auf diese Gebiete zu geben, bezw., wenn er gerade Lust und Fähigkeit hatte, auch in einem solchen Fach zu unterrichten, wie ja z. B. schon bei den Rektoren Christmann und Schmid Unterricht in der Arithmetik erwähnt wird. Jetzt aber durch die neue Verordnung waren wenigstens der Arithmetik, Geschichte, Geographie und Geometrie besondere, regelmäßige Stunden zugewiesen; hinsichtlich

Digitized by Google

der Naturlehre und Naturgeschichte dagegen war bestimmt, die Lehrer sollten nicht nur von Zeit zu Zeit den Stoff zu den Kompositionsübungen aus diesen Gebieten entnehmen, sondern auch zuweilen etwa die letzte Viertelstunde der Schulzeit dazu verwenden, das Faßlichste und Interessanteste aus diesen Wissenschaften ohne systematischen Vortrag auf eine angenehme Art den Schülern mitzuteilen.

Gegen Einführung der neuen Schulordnung machte das gemeinschaftliche Oberamt und der Tübinger Magistrat mancherlei Bedenken geltend. Nicht einverstanden war man mit der Bestimmung, daß die Schüler den ersten Elementarunterricht nicht mehr in der Lateinschule erhalten sollten; besonders aufgebracht aber war man darüber, daß von jetzt an unterschieden werden sollte zwischen den Schülern, die sich dem Studium widmen wollen, und den andern; daß letztere vom lateinischen Unterricht ausgeschlossen werden sollten, sei für manche Eltern kränkend; hart sei schon die bisher geltende Bestimmung, durch welche Söhne von Eltern aus dem Bürgerstande von der Aufnahme in die Klosterschulen ausgeschlossen seien; jeder Bürger sollte doch die Landes- und Lokalanstalten benützen dürfen. Aus dem Bürgerstande gehen vielfach Kaufleute und andere vorzügliche Professionisten hervor; zur Gründung einer besonderen Real- oder Bürgerschule aber habe die Stadt Tübingen nicht die nötigen Mittel; auch lasse sich nicht immer im voraus sagen, wer später studieren wolle, da die Talente oft spät entdeckt würden. Auch gegen die in der neuen Schulordnung vorgesehene Verteilung von Schulpreisen sprach sich das Scholarchat aus, da eine solche „nichts als Erbitterung, Lieblosigkeit und ungerechte Urteile nach sich ziehen dürfte"; man solle sich damit begnügen, ausgezeichnete Schüler bei der Visitation öffentlich zu beloben. Die Aufwendung von städtischen Mitteln zur Anschaffung einer Schulbibliothek, wie das Reskript bestimmte, wurde in Tübingen für unnötig erklärt, da durch die obenerwähnte Stiftung eines Schulfreundes dafür besser gesorgt sei, als die Stadt es tun könnte. Der Pädagogarch ob der Staig, Professor Böck, hatte über die vom Oberamt und Gericht erhobenen Bedenken ein Gutachten abzugeben, auf Grund dessen dann folgender Bescheid erfolgte: Auf der Forderung, daß in die Lateinschule nur Schüler eintreten dürfen, welche die Elemente des Deutschen schon inne haben, müsse beharrt werden. Nicht verlangt, sondern nur empfohlen werde die Verteilung von Schulpreisen, wenigstens an die Schüler der obersten Klasse. Betreffs der Schulbibliothek solle es bis auf weiteres bei der Stiftung des unbekannten Schulfreundes sein Bewenden haben. Söhne, die nicht zum Studium bestimmt seien, sollen zwar nicht von der Lateinschule ausgeschlossen bleiben, aber es

Digitized by Google

werde erwartet, daß Eltern, deren Söhne nach ihrer Bestimmung wissenschaftliche Kenntnisse gar nicht nötig haben, energisch abgemahnt würden, ihre Kinder in die Lateinschule zu schicken. Dementsprechend sei auch auf eine zweckmäßigere Einrichtung des Pauperats Bedacht zu nehmen. In welchem Sinne die Änderung des Pauperinstituts erfolgen sollte, ist in den betreffenden Aktenstücken nicht gesagt; aber aus einem Visitationsbericht vom Jahre 1797 geht hervor, daß dasselbe zu einer Bildungsanstalt für deutsche Schullehrer verwandelt werden sollte; in diesem Jahr, wird berichtet, war bereits der Anfang gemacht worden, indem zwei konfirmierte Schüler den ordentlichen Unterricht und die Singstunden in der anatolischen Schule weiter besuchten, und daneben sich die nötige Privatunterweisung und Übung in den für ihren Beruf nötigen Fächern sich zu verschaffen suchten; der ältere von ihnen hörte auch dem Unterricht im Lesen und in der Religion in der ersten Klasse zu und hatte angefangen, sich in dieser Klasse im Unterrichten selbst zu üben. Auch im Visitationsbericht vom Jahre 1802 wird als Zweck der Pauperanstalt die Heranbildung von deutschen Schullehrern bezeichnet. Diese neue Einrichtung des Pauperinstituts, die sich unmöglich bewähren konnte, da sie den Pauperschülern ein dem Wesen der Lateinschule fernliegendes Ziel steckte, konnte nur dazu beitragen, das Band zwischen Lateinschule und Pauperanstalt, das sich ohnehin seit einiger Zeit etwas gelockert hatte, vollends zu lösen. Der Gesangsunterricht für die Pauper und die andern Schüler war, wie oben ausgeführt, ein wichtiger Teil des Lehrauftrags des Präzeptors der dritten Klasse gewesen; an der Pauperanstalt hatten auch die Lehrer der andern Klassen ein Interesse gehabt wegen des ziemlich einträglichen Singens bei den Leichen; da aber durch die herzogliche Leichenordnung vom Jahre 1784, durch welche der Luxus bei Beerdigungen beschränkt werden sollte, auch der Leichengesang abgeschafft worden war, so hatten die Lehrer der Lateinschule auch kein materielles Interesse mehr an der Pauperanstalt[1]). Als daher der Präzeptor an der dritten Klasse, Kies (1760—91), den Gesangsunterricht wegen Krankheit an den Präzeptor der ersten Klasse, Dettinger, abgegeben hatte und dieser selbst aus Gesundheitsrücksichten denselben nicht mehr geben konnte, hatte kein anderer Lehrer mehr Lust, denselben zu übernehmen; und so

[1]) Als Ersatz für den durch die neue Leichenordnung entstehenden Verlust, den die Lehrer der Tübinger Lateinschule durchschnittlich auf 50 fl. im Jahr berechneten, wurde den lateinischen Lehrern der drei „Residenzstädte" eine Besoldungszulage gewährt, und zwar denen in Tübingen und Ludwigsburg eine solche von 20 fl., den Stuttgartern eine solche von 50 fl., die Lehrer der übrigen Lateinschulen des Herzogtums gingen leer aus.

Digitized by Google

übertrug ihn Kies, zu dessen Verpflichtung der Gesangunterricht gehörte, gegen eine kleine Belohnung an die Praefectos Pauperum, Albrecht und Süßer, welche seit einiger Zeit den Gesang der Pauper beim Herumsingen in den Straßen dirigierten, während früher der älteste Pauper dirigiert hatte. Die Pauperpräfekten hatten keine Beziehung zur Lateinschule selbst; infolge davon hatte der allgemeine Gesangsunterricht in der Lateinschule überhaupt aufgehört; die Pauperpräfekten beschränkten sich darauf, die Pauperschüler einzuüben. Da überdem die dritte Klasse während Huttens Rektorat stets durch Stipendiaten versehen wurde, die sich alle bei der Übernahme der Verweserei von der Führung des Kirchengesangs und dem Orgelspiel hatten entbinden lassen, so war auch der früher übliche Gesang bei der Morgenandacht eingegangen. Da aber die Gemeinde die Wiedereinführung der allgemeinen Singstunde und des Morgengesangs wünschte, so wurde durch eine Verfügung vom Jahre 1795 der Gesangsunterricht den beiden Pauperpräfekten gegen eine jährliche Belohnung von 6 fl. übertragen, welche der mit vollem Gehalt und allen Emolumenten pensionierte Präzeptor Kies ihnen zu bezahlen hatte. Der Unterricht sollte sich auf einfache Choralmusik unter Begleitung von Violine und Orgel beschränken, wobei vorausgesetzt wurde, daß die letztere wieder in Stand gesetzt würde. Zu dieser Singstunde, die in erster Linie für die Pauper bestimmt war, hatten sich auch die übrigen Schüler einzufinden; die Beteiligung am Gesang selbst aber stand ihnen frei; abwechselnd hatte ein Lehrer die Aufsicht zu führen. Auch der Morgengesang wurde wieder eingeführt. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber löste sich die Pauperanstalt vollends von der Lateinschule; mit den erhöhten Anforderungen und dem intensiveren Betrieb des Unterrichts ließ sich die doppelte Aufgabe der Pauperschüler wohl nicht mehr vereinen; durch eine Verfügung des Oberstudienrats wurde denselben 1844 der Zutritt in die inzwischen zum Lyzeum erhobene Lateinschule sowie in die 1822 gegründete Realschule verschlossen. Zwar beschloß im Jahre 1850 das Lehrerkollegium des Lyzeums auf Ersuchen des Gemeinderats, trotz der früheren unerfreulichen Erfahrungen nochmals einen Versuch mit der Aufnahme von Pauperschülern zu machen; der Versuch scheint aber nicht günstig ausgefallen zu sein; wenigstens werden in den Protokollen die Pauper nicht weiter erwähnt; doch blieb die Vorstandschaft der Pauperanstalt mit dem Rektorat des Gymnasiums verbunden, bis sie im Jahre 1864 der zum Rektor des Gymnasiums ernannte Universitätsprofessor Hirzel an den Knabenschulmeister Ritterer abgab. Damit war das alte Band zwischen der anatolischen Schule und der Pauperanstalt endgültig gelöst.

Digitized by Google

Herzog Karls Neuordnung des lateinischen Schulwesens hatte aber noch in anderer Weise in den Organismus der anatolischen Schule eingegriffen. Die Regierung hatte richtig erkannt, daß dem lateinischen Schulwesen mit der Änderung des Lehrplans noch nicht geholfen sei. Die beiden Pädagogarchen hatten in dem Gutachten, das sie betreffs der notwendigen Maßregeln zur Besserung des lateinischen Schulwesens dem Konsistorium vorzulegen gehabt hatten, nachdrücklich darauf hingewiesen, daß vor allem für die materielle Besserstellung der Lehrer gesorgt werden müsse, „da alle noch so guten Vorschriften für Lehrer und Schüler, wenn erstere nicht ein hinreichendes Auskommen haben, fruchtlos seien und bleiben". Dementsprechend war durch das Reskript angeordnet worden, die Städte sollten womöglich zur Erhöhung der Besoldungen veranlaßt werden; den Präzeptoren soll ihr Rang gleich nach dem Diakonus angewiesen werden; Stipendiaten, die vorher Theologie studiert hatten, wurde eine angemessene Beförderung im Kirchendienst in Aussicht gestellt, wenn sie den Schuldienst genug bekämen; verdiente Lehrer, die wegen Krankheit und Alters ihr Amt nicht mehr versehen könnten, sollten einen Vikar auf öffentliche Kosten erhalten. Ebenso dringend aber wie die materielle und soziale Hebung des lateinischen Lehrerstands schien eine zweckmäßigere Ausbildung der Lehrer. Darum sollten von jetzt an unter die gewöhnliche Promotion der künftigen Theologen regelmäßig in die Klosterschulen jedes Jahr zwei bis drei tüchtige Subjekte aufgenommen werden, die sich allein dem Studium der Pädagogik und Philologie widmen sollten; dazu dürften auch Söhne von Eltern genommen worden, deren Stand nach der Regel von der Aufnahme in die niedern Klöster ausschließe (s. S. 33). Nach Absolvierung der Klosterschulen sollten diese, ohne das Studium der Theologie antreten zu dürfen, vier Jahre lang ausschließlich Philosophie und Philologie studieren; daneben sollten sie ihre praktische Ausbildung im Unterrichten in der anatolischen Schule erhalten. Nach Ablauf der vier Jahre sollten sich die Kandidaten in Stuttgart einer Prüfung unterziehen, zu welchen grundsätzlich nur solche zugelassen würden, die nach regelmäßigem Besuch der Lateinschule auf der Universität „durch alle Stufen Philosophie und Philologie studiert hätten"; eine Ausnahme könnte nur bei ganz besonders tüchtigen Autodidakten gemacht werden. Gleichzeitig wurden auch in den „Erneuerten Statuten des Herzoglichen Stifts" die Famuli ernstlich angewiesen, ihre Freizeit auf Erlernung philologischer Kenntnisse zu verwenden.

Rektor Hutten unterzog sich seiner neuen Aufgabe der praktischen Ausbildung der lateinischen Lehramtskandidaten mit großem Eifer. Betreffs der Ausbildung dieser „Präzeptoranden" an der anatolischen Schule

Digitized by Google

war zunächst bestimmt, die Lehrübungen sollen aufs vierte Studienjahr beschränkt bleiben, und zwar habe jeder Kandidat täglich eine Stunde darauf zu verwenden; außerdem sollte jeder Kandidat wöchentlich eine Stunde Privatbelehrung in der Pädagogik und Didaktik durch Rektor Hutten erhalten. Aber gleich beim ersten in Betracht kommenden Kandidaten beantragte Hutten, eine Ausnahme zu machen. Durch die Verordnung vom Jahre 1793 war wohl verfügt, die Lehramtskandidaten sollen vier Jahre lang ausschließlich Philosophie und Philologie studieren; es war aber nicht gleichzeitig für entsprechende Vermehrung der philologischen Lehrkräfte und Vorlesungen gesorgt worden [1]), so daß Hutten berichten mußte, nach Absolvierung des regelmäßigen, den Theologen vorgeschriebenen, philosophischen Kursus habe der Kandidat, der grundsätzlich von den theologischen Vorlesungen ausgeschlossen sei, keine regelmäßige Beschäftigung mehr. Seinem Antrag entsprechend wurde deshalb Hutten beauftragt, den Kandidaten schon in seinem dritten Studienjahre täglich zwei Stunden zu Lehrübungen beizuziehen und ihm außerdem wöchentlich drei Stunden theoretischen Unterricht zu geben. Hutten hatte gleichzeitig vorgeschlagen, man möge an der Hochschule regelmäßige pädagogische Vorlesungen anordnen; die Ausführung dieses Vorschlags wurde aber zurückgestellt bis zur Anstellung eines besonderen Professors der griechischen und lateinischen Literatur. An den Lehrübungen nahmen übrigens auch einzelne Theologen aus Neigung zum Lehrfach teil, ohne damit auf die theologische Laufbahn verzichten zu wollen. Nur wenige Jahre hatte Hutten diese Lehrübungen geleitet, als er im Jahre 1798 seinem lange gehegten Wunsche gemäß ein Klosterprofessorat in Denkendorf erhielt; 1810 kam er in gleicher Eigenschaft nach Schönthal und 1818 wurde er Ephorus des neuerrichteten Seminars [2]) Urach.

Huttens Nachfolger wurde M. Friedr. Ludw. Kauffmann; 1772 geboren als Sohn des Pfarrers in Hegenlohe hatte er den gewöhnlichen Bildungsgang der württembergischen Theologen durch die Klosterschulen und das Tübinger Stift durchgemacht; er hatte derselben Promotion angehört wie der Philosoph Schelling, welch letzterer den ersten Platz in der Promotion einnahm, während Kauffmann selbst der vierte war. Als im Frühjahr 1798 der damalige Verweser der dritten Klasse, M. Gönner, Pfarrer wurde, bat Kauffmann um das erledigte Vikariat an dieser

[1]) Die Pädagogarchen hatten in ihrem diesbezüglichen Gutachten die Anstellung eines weiteren Professors für lateinische und griechische Literaturgeschichte in Aussicht genommen.

[2]) Seit 1806 heißen die Klosterschulen offiziell Seminarien.

Digitized by Google

Klasse. In der Eingabe führt er aus, von seinem 12. bis zu seinem 26. Lebensjahr, in Stadt- und Klosterschulen wie auf der Hochschule, seien Unterrichtsübungen bei Jünglingen des verschiedensten Alters und Talents, bei Kindern, Knaben und Universitätsstudenten für ihn eine unausgesetzte Beschäftigung gewesen. Kein Beruf würde dem Drang seiner Seele nach stiller Wirksamkeit mehr entsprechen als eben der Lehrberuf; ein Vikariat in der Universitätsstadt aber würde er als eine besonders günstige Gelegenheit betrachten, um sich für diesen Beruf zu vervollkommnen; weil er sich jedoch einem Berufe nur widmen möchte, um dauernd bei demselben beharren und durch Konzentrierung seiner Kraft auf diesen Beruf sich in diesem möglichst vervollkommnen zu können, so bitte er zugleich um das Recht der Sukzession an der 4. Klasse, da eine baldige Erledigung des Rektorats doch in Aussicht zu nehmen sei. Letztere Bitte wurde grundsätzlich abgeschlagen, dagegen wurde Kauffmann zum philologischen Examen zugelassen. Im Bericht über seine Prüfung bemängelt zwar der Rektor des Stuttgarter Gymnasiums die Weitschweifigkeit Kauffmanns in der Komposition, rühmt aber seine Leistungen im Mündlichen, ganz besonders seine seltene Geschicklichkeit, Lebhaftigkeit und Fertigkeit in der Lehrprobe. Kauffmann wurde Amtsverweser an der dritten Klasse und als wenige Monate später durch Huttens Beförderung das Rektorat erledigt wurde, wurde dem erst 26jährigen Mann das Rektorat übertragen. Mehrere Monate mußte Kauffmann neben seiner vierten Klasse auch die dritte behalten, da sich nicht sofort ein geeigneter Amtsverweser für letztere fand.

Kauffmann widmete sich mit einem wahren Feuereifer seinem neuen Amte. Nach einem seiner Berichte an die Behörde erteilte er, abgesehen von den übrigen Fächern, in denen sein Vorgänger unterrichtet hatte, auch noch Unterricht in der Geometrie, Technologie und den deutschen Stilübungen. An den vollen Schultagen hatte er morgens im Sommer von 7—11 Uhr, im Winter von 8—11 Uhr, nachmittags im Sommer und Winter von 1—3 Uhr regelmäßigen Schulunterricht, wozu noch die zwei Repetizstunden von 11—12 Uhr für die obere und 3—4 Uhr für die untere Abteilung kamen, so daß er im Winter acht, im Sommer sieben Stunden in der Schule zuzubringen hatte. Daneben war er, um existieren zu können, nach seinem eigenen Bericht, genötigt, Privatstunde an Privatstunde zu reihen, so daß er im Sommer von 7—12 Uhr und von 1—8 Uhr an der Arbeit war mit Ausnahme der einzigen Stunde, während der er an den gymnastischen Übungen seiner Schüler teilnahm. Dabei hatten die Ferien damals noch nicht ihre heutige Ausdehnung: abgesehen von den Sonn- und Feiertagen, sowie einigen Markttagen

Digitized by Google

und zwei Maientagen war im Frühjahr und Herbst eine Vakanz von 14 Tagen [1]).

Ein Schüler Kauffmanns, der spätere Kaufmann L. Bauer in Tübingen, Verfasser der „Rückblicke auf die Vergangenheit Tübingens" und des „Städtischen Haushalts Tübingens" schildert ihn als einen Mann von kräftigem Körperbau, mäßig und einfach im Leben, als Feind aller Verweichlichung. Bei der Visitation pflegte er würdig in Kniehosen und seidenen Strümpfen, den Dreispitz in der Hand, zu erscheinen; eines erinnerte bei ihm noch an die alte Zeit: das gepuderte Haar. Über seinen Unterricht äußert sich Bauer folgendermaßen: „Mit jugendlicher Kraft verband er ein seltenes Lehrtalent, das den wißbegierigen Schüler unwillkürlich an den eifrigen Lehrer fesselte und seine Lernbegierde steigerte. War es doch, als wollte dieser Schulmann im Anblick des neuen Jahrhunderts auch seiner Schule eine neue Bahn brechen und die alten Schlacken der Vergangenheit über Bord werfen." Glänzende Resultate habe Kauffmann im Landexamen [2]), wohin er sie selbst zu begleiten pflegte, mit seinen Schülern namentlich im Hebräischen erzielt. Mit den älteren Schülern las er Sallust und sogar Horaz. Weniger gut scheint der Unterricht Kauffmanns in den Realien, besonders in Arithmetik und Geographie gewesen zu sein; es ist dies begreiflich, wenn man bedenkt, daß die lateinischen Lehrer jener Zeit in der Regel selbst niemals methodischen Unterricht in diesen Fächern genossen hatten. Mit besonderer Vorliebe pflegte dagegen Kauffmann die Deklamations- und Redeübungen, für welche die Stunde am Samstag von 1—2 Uhr bestimmt war. Hier trugen die Schüler selbstverfertigte lateinische und deutsche Verse vor, zuweilen auf dem Fenstersims stehend, in die grünen Vorhänge drapiert. Auch eigene Erzeugnisse in Prosa kamen zum Vortrag. Als Meister im Versschmieden haben sich schon in der Schule

[1]) Von den Vakanzen ist in älterer Zeit nicht viel die Rede, und während in unserer Zeit die Schulverwaltung die Wünsche des Publikums um Gewährung bezw. Ausdehnung der Ferien kaum zu befriedigen vermag, lesen wir in früherer Zeit nur Beschwerden über unnötige Vakanzen.

[2]) Die Schüler machten das Landexamen regelmäßig von der 4. Klasse aus; nur ausnahmsweise konnte auch ein Schüler aus der 3. Klasse zugelassen werden. Auf einem Mißverständnis muß es daher beruhen, wenn in einem Schreiben von Julius Klaiber, auf das sich Weltrich beruft, gesagt ist: „Wir hatten vor 1768 nur eine vierklassige Lateinschule im Lande, die in Tübingen, und bei dieser war es so: Das Landexamen wurde von der Dritten aus gemacht, die vierte „höhere" aber ermöglichte es den Tübingern, ihre Söhne, ohne sie auf das Gymnasium nach Stuttgart zu schicken, direkt auf die Universität vorbereiten zu lassen" (s. Marbacher Schillerbuch 1905. „Friedrich Schiller in der Ludwigsburger Lateinschule" von R. Krauß, S. 191).

Digitized by Google

Ludwig Uhland (Kauffmanns Schüler 1799—1801) und auch Wilhelm Hauff (1815—17) hervorgetan. Was aber Kauffmann besonders die Herzen der Jugend gewann, war seine Freude an körperlichen Übungen.

Um die körperliche Erziehung der Jugend hatte sich die Lateinschule in früheren Jahrhunderten nicht gekümmert; in körperlichen Übungen und Spielen sah die Schule mehr eine Ablenkung vom Studium; in den Statuten des Stuttgarter Gymnasiums war den Schülern nicht bloß das Jagen und Fischen, sondern auch das Baden in kaltem Wasser verboten. Auch in den Akten der anatolischen Schule werden zum erstenmal unter Kauffmann gymnastische Übungen erwähnt. Infolge der Kriege und Truppendurchmärsche am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts hatte auch die Tübinger Schuljugend ein kriegerischer Geist erfaßt. Die Lateinschüler trieben eifrig das Soldatenspiel auf dem Wöhrd unter Leitung eines ausgedienten Unteroffiziers; Rektor Kauffmann selbst besuchte eifrig diese Exerzierübungen, um nach Beendigung der Übungen mit der jungen Schar durchs Neckartor auf den Marktplatz zu marschieren, wo „eingerückt" kommandiert wurde. Auch der Turnübungen nahm sich später Kauffmann eifrig an. Als im Jahre 1818 die Burschenschaft auf einem von der Stadt überlassenen Platze einen Turnplatz anlegte, arbeiteten auch die Lateinschüler, bezw. Lyzeisten eifrig mit an der Instandsetzung des Platzes, Aufstellung der Geräte u. s. w.; sie wurden an besonderen Wochentagen von den Studenten im Turnen unterrichtet; und als später eine Zeitlang der Turnplatz von den Studenten nicht mehr benützt wurde, wurde darauf noch eifrig von den Schülern des Lyzeums geturnt. An freien Nachmittagen zog Kauffmann mit seinen Schülern auf den Spitzberg, wo Schanzen aufgeworfen und Kriegsspiele aufgeführt wurden, bei denen sich besonders der junge Ludwig Uhland hervorgetan habe.

Aus Kauffmanns Schule ging eine Reihe bedeutender Männer hervor, u. a. der Minister Schlayer, General Fleischmann, Prosektor Baur, Professor Lukas Tafel, der erste Professor am Lyzeum und zugleich Professor der griechischen und römischen Literatur an der Hochschule, vor allem aber die Dichter Wilhelm Hauff und Tübingens größter Sohn, Ludwig Uhland. Und daß auch der zukünftige Geschäftsmann die Lateinschule zu Kauffmanns Zeit trotz des mangelhaften Unterrichts in den Realien nicht ohne Gewinn besuchte, zeigt das Beispiel des obenerwähnten L. Bauer, der, im praktischen Leben ein tüchtiger Geschäftsmann, den Sinn fürs Historische und fürs Ideale, der in der Lateinschule in ihm gepflanzt worden war, noch im Alter bewahrte, wie seine beiden angeführten Schriften beweisen. Für Kauffmann und seine Schule aber ist es ein ehrendes Zeugnis, daß gerade solche Männer ihrer

Digitized by Google

Schule eine freundliche und dankbare Erinnerung bewahrt haben, wie es uns z. B. von Uhland durch dessen Witwe ausdrücklich bezeugt ist: Im Jahre 1875 stiftete dieselbe dem Tübinger Gymnasium, in welchem der Dichter, als es noch Schola Anatolica war, seine Jugendbildung erhalten, „zum Andenken ihres Gemahls und zum Ausdruck der Dankbarkeit, welche derselbe stets gegen diese Anstalt hegte," die Summe von 500 fl., das Honorar der im Cottaschen Verlag erschienenen Dramen „Herzog Ernst von Schwaben" und „Ludwig der Bayer", und im Herbst 1876 eine zweite Summe im Betrag von 429 ℳ, das Honorar einer zweiten Auflage des „Herzog Ernst", ebenso im Jahre 1878 das Honorar für die dritte Auflage dieses Dramas mit der Bestimmung, daß die Zinsen des Kapitals alljährlich am 26. April, dem Geburtstag des Dichters, an gutbegabte, fleißige und brave Schüler des Obergymnasiums verteilt würden. Und in der Biographie ihres verstorbenen Gemahls äußert sich dieselbe über Rektor Hutten: „Überhaupt war Hutten bei allem Eifer doch gut gegen seine Schüler", und über Kauffmann: „Er scheint seinen Lehreifer mit vieler Humanität gepaart zu haben".

Da unter Kauffmann die Schülerzahl stark zugenommen hatte, so entschloß sich die Stadt im Jahre 1811 zu einem Umbau der anatolischen Schule. Noch immer waren ja alle vier Klassen in einem Lokal untergebracht; nun sollte durch Aufbau eines weiteren Stockwerks für jede Klasse ein eigenes Lokal geschaffen werden. Die Aufbringung der Baukosten, die sich nach einem Berichte des Oberamts auf über 6000 fl. beliefen, scheint der Stadt in jener Zeit nicht leicht gefallen zu sein; infolge der Kriegslasten waren die öffentlichen Kassen erschöpft, die Steuern nur mit Mühe oder gar nicht einzutreiben; bauliche Veränderungen an der deutschen Knaben- und Mädchenschule waren nötig geworden und zu allem hin war noch ein Stück der Stadtmauer am Neckartor eingestürzt, was allein einen Kostenaufwand von 1500 fl. verursachte. Und als der Umbau der Lateinschule beschlossen war, protestierten die Bewohner der Neckargasse, weil ihnen durch Erhöhung des Gebäudes Luft und Licht genommen werde. Aber alle diese Schwierigkeiten wurden überwunden.

Aber auch in ihrer inneren Organisation, die seit zweieinhalb Jahrhunderten gleich geblieben war, erfuhr die anatolische Schule unter Kauffmanns Rektorat eine wesentliche Bereicherung. Wie Hutten, so hatte sich auch Kauffmann eifrig der praktischen | Ausbildung der Präzeptoranden gewidmet. Während seines Rektorats wurde die anatolische Schule im Zusammenhang mit der weiteren Entwicklung des Präzeptorandeninstituts zum Lyzeum erhoben; freilich nahm die Sache nicht ganz den Verlauf, wie ihn Kauffmann gewünscht hatte.

Digitized by Google

Von Eßlingen aus war der Gedanke zur Gründung eines besonderen Seminars für lateinische Lehrer angeregt worden. Bei der Mediatisierung der freien Reichsstadt Eßlingen hatte König Friedrich versprochen, das dortige Alumneum auch ferner bestehen zu lassen. Das Alumneum, eine dem Tübinger Pauperinstitut vergleichbare, aber viel reicher ausgestattete Anstalt, gewährte zwölf bis achtzehn Zöglingen[1]) freie Wohnung und Kost, zum Teil auch Kleidung, sowie unentgeltliche Ausbildung in der Musik; die Zöglinge sangen in der Kirche, bei Leichen u. dgl., Mittwochs und Samstags vor den Häusern der Honoratioren, und besuchten gleichzeitig die vierklassige Eßlinger Lateinschule, das sog. Pädagogium. Die Zöglinge, die oft erst mit 14 oder gar 16 Jahren dort eintraten, blieben daselbst bis zu ihrem 18. bis 20. Lebensjahr; aus ihnen waren viele literati, besonders Geistliche, namentlich aber deutsche und lateinische Schullehrer hervorgegangen. Nach der Mediatisierung sollte die Anstalt auf Kosten des Kirchen- und Schulfonds erhalten bleiben, die Zahl der Zöglinge aber auf zehn reduziert werden. Nach einem bei Einrichtung der „Neu-Württembergischen Regierung" erlassenen Manifest aber sollte das Alumneum zu einer Bildungsanstalt für deutsche Schullehrer umgewandelt und zugleich in Eßlingen eine Normalschule eingerichtet werden. Gegen dieses Projekt, dessen Ausführung die Loslösung des Alumneums vom Pädagogium zur Folge haben mußte, wandte sich der Rektor des Pädagogiums Reuß mit dem Gegenvorschlag, das Alumneum, das seit seinem Bestehen organisch und räumlich mit dem Pädagogium verbunden gewesen sei, als Seminar für lateinische Lehrer einzurichten. In dasselbe sollten die Zöglinge eintreten im Alter von 12 Jahren und mit den Kenntnissen, wie sie etwa von den Petenten[2]) im Landexamen verlangt würden. Im Pädagogium würden dieselben ihren wissenschaftlichen Unterricht und praktische Anleitung im Unterrichten erhalten. Zu einem solchen Seminar empfehle sich die Stadt Eßlingen mehr als eine klösterliche Abgeschiedenheit, aber auch mehr als eine große Stadt mit ihren Zerstreuungen oder als eine Universitätsstadt mit dem akademischen Geist und Ton, der in die übrige Welt so gar nicht passe. Im Pädagogium könnten sich die Zöglinge soweit ausbilden, daß sie gute Lehrer an unteren oder mittleren Klassen würden; sie könnten es also wohl zum „Collaborator oder Praeceptor vulgaris" bringen; besonders

[1]) Bei der Stiftung des Alumneums im Jahr 1598 war die Zahl der „Collegiaten" auf acht festgesetzt worden; tatsächlich war ihre Zahl meist ziemlich größer. Über dieses „Collegium alumnorum" vgl. „Die lateinische Lehranstalt Eßlingens vor hundert und seit hundert Jahren". Von Rektor Otto Mayer, G. Pr. Eßlingen 1900.

[2]) Petenten hießen die Schüler, die sich zum erstenmal am Landexamen beteiligten.

Digitized by Google

strebsame, wissenschaftlich veranlagte Männer werden sich dann selbst weiterbilden, so daß sie auch zum Unterricht an den oberen Klassen, zum „Oberpräzeptor", tüchtig würden.

Der Pädagogarch ob der Staig, Universitätsprofessor Abel, Schillers früherer Lehrer in Ludwigsburg, erklärte sich in einem Gutachten mit diesem Vorschlag einverstanden. Er empfahl, in ähnlicher Weise auch in einer katholischen Stadt des Königsreichs ein solches Seminar für katholische lateinische Schullehrer einzurichten oder doch zunächst in katholischen Städten, in denen eine Lateinschule vorhanden sei, durch Übertragung der gut dotierten katholischen Mesnerstellen an strebsame Männer diesen die Möglichkeit zu verschaffen, sich zum lateinischen Schuldienst auszubilden. In einem zweiten Gutachten aber, in welchem er sich ausführlicher über den Plan des Rektors Reuß verbreitete, wollte er das in Eßlingen zu begründende niedere Seminar mit einem höheren Seminar in Tübingen in Verbindung gebracht wissen: Nach Absolvierung des Alumneums sollten die Kandidaten etwa im Alter von 18 Jahren in Stuttgart geprüft werden und diejenigen, welche gute Leistungen aufweisen, in ein höheres Seminar in Tübingen aufgenommen werden, wo sie mit staatlicher Unterstützung ihre Studien fortsetzen könnten; solche aber, die geringere Leistungen aufweisen, sollen entweder, bei ungenügendem Fleiß, ganz abgewiesen oder, bei geringerer wissenschaftlicher Befähigung, als Kollaboratoren an den unteren Klassen verwendet werden. Die ins Tübinger Seminar aufgenommenen Kandidaten hätten hier drei Jahre lang nicht nur philosophische, philologische, geschichtliche und mathematische Vorlesungen zu hören, sondern auch die für die Seminaristen besonders einzurichtenden Stunden zu besuchen, in denen „nie der gewöhnliche akademische Vortrag gewählt, sondern die Schüler zur Mitarbeit herangezogen würden". Außerdem sollten diese Studierenden in der anatolischen Schule theoretische und praktische Unterweisung im Unterrichten erhalten. Nach Ablauf des dreijährigen Kurses sollten dieselben in Stuttgart eine Prüfung ablegen, auf Grund deren ihnen die Befähigung für Präzeptorate erteilt würde.

Bei reiflicher Überlegung der Sache kam aber der Pädagogarch Abel zu der Ansicht, daß auch für ein niederes Seminar für lateinische Lehrer nicht Eßlingen, sondern Tübingen der gegebene Ort sei. In einer Denkschrift vom Jahre 1808 führt er diesen Gedanken näher aus: Ein niederes Seminar, wie es in Eßlingen geplant sei, sei in Tübingen eigentlich schon vorhanden, das Famulat. (Den Famulis, die sämtlich zu Kollaboratoren bestimmt waren, gab der Professor der alten Literatur Conz jede Woche sechs Stunden Unterricht, außerdem erhielten sie noch

Digitized by Google

regelmäßigen Unterricht durch einen Repetenten.) Vor allem aber seien in Tübingen die genügenden Lehrkräfte vorhanden; zur praktischen Ausbildung aber sei die anatolische Schule ganz geeignet. Um allen Bedürfnissen zu genügen, bedürfe es nur noch einer Mittelklasse, d. h. einer Klasse, welche zwischen Lateinschule und Hochschule in der Mitte stünde, bezw. könnte auch die anatolische Schule so organisiert werden, daß eine besondere Mittelklasse entbehrt werden könnte. In der Tat habe in Tübingen schon eine solche Mittelklasse existiert; Rektor Kauffmann habe eine Zeitlang junge Leute aus Tübingen und Umgebung, welche die Lateinschule absolviert hatten, zu einer Klasse zusammengenommen und mit Hilfe eines Stipendiaten, der den mathematischen Unterricht zu erteilen hatte, mit ausgezeichnetem Erfolg auf die Hochschule vorbereitet. Auf die Dauer aber habe er die mit der Zahl der Schüler wachsende Arbeit neben seinem ordentlichen Lehramt nicht leisten können. Da Präzeptoren auch Kenntnisse in den Realien nötig hätten, lasse sich mit einem Seminar in Tübingen auch eine Realschule verbinden. Die Errichtung der Mittelklasse ließe sich ohne große Kosten ermöglichen, wenn Professor Conz den bisher den Famulis erteilten Unterricht an der Mittelklasse gebe, deren Unterabteilungen auch die Famuli je nach dem Stande ihrer Kenntnisse zuzuweisen wären; neben dem Professor Conz könnten auch einige ältere Magister und der Rektor der anatolischen Schule als Lehrkräfte beigezogen werden. Der Unterricht in dem Seminar hätte sich nach Abels Antrag zu erstrecken auf folgende Fächer: Lateinisch und Griechisch mit den zugehörigen Realien (Kritik, Mythologie, alte Geschichte, Altertumskunde), Französisch, Geographie, Geschichte, Moral, Religion, Logik, empirische Psychologie, Ästhetik, Didaktik und Pädagogik. In uneigennützigster Weise erbot sich Abel, den Unterricht in Didaktik und Pädagogik mit praktischen Übungen ohne alles Entgelt zu übernehmen. Das Seminar sollte selbständig zwischen der Hochschule und der anatolischen Schule bestehen, aber mit beiden in einer gewissen organischen Verbindung stehen. Die Seminaristen sollten nicht immatrikuliert werden, aber den Freitisch im Stift genießen.

Das K. Oberkonsistorium, das sich über den Vorschlag des Rektors Reuß und über das Projekt des Pädagogarchen zu äußern hatte, erkannte durchgreifende Maßregeln zur besseren Vorbildung der lateinischen Lehrer als dringendes Bedürfnis an. Gegen den Plan des Rektors Reuß aber wurde geltendgemacht, daß nach diesem Plane das Eßlinger Alumneum doch nicht die genügende Zahl von lateinischen Lehrern heranbilden könnte; auch fehle es in Eßlingen an den notwendigen Lehrkräften; trotz aller Tüchtigkeit wäre auch Rektor Reuß nicht imstande, mit den vorhandenen

Digitized by Google

Lehrkräften auf die Dauer das zu leisten, was im Plane vorgesehen sei; noch schlimmer würde die Sache, falls ein Personenwechsel im Amt des Rektors einträte. Überdem wäre neben diesem niederen Seminar doch noch ein höheres in Tübingen nötig; der Besuch dieses höheren Seminars aber würde für die Kandidaten zu kostspielig, auch wenn ihnen der Freitisch im Stift gewährt würde, „da doch aus der Klasse der Armen immer in der Regel die meisten Präzeptoranden sein würden"; auch würde deren Unterbringung in Privathäusern ihre Beaufsichtigung sehr erschweren. Darum könne Eßlingen nicht für ein lateinisches, wohl aber für ein deutsches Schullehrerseminar in Betracht kommen.

Auch der Plan des Pädagogarchen wurde nicht für ganz zweckmäßig erachtet: Für die erste Ausbildung der lateinischen Schullehrer, also für ein niederes Seminar, sei die Universität nicht der geeignete Ort, schon wegen der schwierigen Beaufsichtigung der Zöglinge. Ihre erste Ausbildung würden die lateinischen Lehrer am besten in den niederen theologischen Seminarien erhalten. Darum, beantragte das Konsistorium, solle man jedes Jahr drei bis vier junge Leute beim Landexamen ins Seminar aufnehmen, die sich ausdrücklich zu verpflichten hätten, eine Anzahl von Jahren sich dem lateinischen Schuldienste zu widmen. Im niederen theologischen Seminar sollten sie durchweg den Studiengang der Theologen teilen; ihre eigentliche Fachbildung sollten sie erst auf der Hochschule erhalten, wo sie philosophische, philologische und pädagogische Vorlesungen zu hören und an den Lehrübungen in der anatolischen Schule sich zu beteiligen hätten. Sie sollten aber, im Gegensatz zur Verordnung vom Jahre 1793, vom theologischen Studium nicht ausgeschlossen sein, sondern neben der Philologie auch Theologie studieren. Dies hätte den Vorzug, daß man ältere Lehrer in den minder beschwerlichen und einträglicheren Kirchendienst befördern und so den Lateinschulen immer jugendfrische Lehrkräfte zuführen könnte. Gleichzeitig aber sollte, gleichsam als Ersatz für das geplante niedere lateinische Lehrerseminar, das Kollegium der Stiftsfamuli erweitert und bei der Aufnahme mehr als bisher die geistige Begabung berücksichtigt werden. „Durch die Bildung der Famuli zu Collaboraturen und niederen Präzeptoraten würde auch der Staat geschickte Candidaten erhalten, die genügsam wären, auch die minder reichlich dotierten Präzeptorate und Collaboraturen wenigstens als Anfangsdienste zu übernehmen."

Entsprechend diesem Antrag des Oberkonsistoriums, welchem auch die Oberstudiendirektion zustimmte, wurde durch K. Erlaß vom 8. September 1811 angeordnet, daß alljährlich in eines der niederen Seminarien drei bis vier junge Leute unter den obengenannten Voraussetzungen auf-

Digitized by Google

genommen und ebenso, daß die Zahl der Famuli um drei bis vier vermehrt würde.

Betreffs der praktischen Ausbildung der Lehramtskandidaten wurde bestimmt: Die Vorstandschaft des Präzeptorandeninstituts sollen Pädagogarch Abel als Oberinspektor und Rektor Kauffmann als Inspektor führen: beide sollen sich in Fühlung mit dem Ephorus des Stifts halten. Die anatolische Schule solle eine Musterschule sein, darum solle die Versetzung von einer Klasse zur andern nicht mehr bloß nach dem Alter, sondern nach der Erkenntnisstufe vorgenommen werden (letztere war übrigens schon vorher berücksichtigt worden).

Wegen der Errichtung einer fünften Klasse, die Pädagogarch Abel für notwendig hielt, damit die Kandidaten Gelegenheit hätten, Schüler der verschiedensten Altersstufen zu unterrichten, sollten die notwendigen Verhandlungen mit der Stadt eingeleitet werden. Die Sache war zunächst so gedacht, daß Rektor Kauffmann Hauptlehrer an dieser fünften Klasse werden und zu seiner Entlastung an der vierten Klasse ältere Präzeptoranden als Assistenten erhalten sollte. Die Stadt, welche schon beim Umbau der Lateinschule einer Vermehrung der Klassen Rechnung getragen hatte, war bereit, nicht nur das Lokal zu stellen, sondern auch einen Beitrag von 100 fl. aus Stiftungsmitteln zu gewähren, da man einsah, daß die Errichtung einer fünften Klasse und des Seminars auch im Interesse der Stadt liege. Die Verhandlungen zogen sich bis ins Jahr 1813 hin, wurden aber wegen des inzwischen ausgebrochenen Kriegs nicht zu Ende geführt. Da unterdessen auch der Pädagogarch Abel, der den Plan besonders energisch betrieben hatte, zum Prälaten befördert worden war, so ruhte die Sache bis zum Jahr 1817. Auch die pädagogischen Vorlesungen, die Abel den Präzeptoranden gehalten hatte, waren mit seinem Abgang eingestellt worden, da weder sein Nachfolger im Pädagogarchat noch sonst ein Lehrer der Hochschule bereit war, diese Vorlesungen wie Abel unentgeltlich zu halten. Die Philologen waren nun angewiesen worden, die ebenfalls seit 1811 für die Theologen eingeführten pädagogischen Vorlesungen zu besuchen.

Erst im Jahre 1817 kam man auf Abels Plan zurück. Gegen den ursprünglichen Plan aber erhob Abels Nachfolger im Pädagogarchat, Professor Schott, das Bedenken, daß Rektor Kauffmann nicht zugleich an der vierten und fünften Klasse Hauptlehrer sein könne. Diese Arbeit gehe über die Kraft eines Mannes, auch wäre die Verwendung von Assistenten an der vierten Klasse dieser nicht förderlich. Er beantragte daher, entweder dem Rektor Kauffmann die fünfte Klasse allein zu übertragen und an der vierten Klasse einen Oberpräzeptor anzustellen oder, was ihm noch

Digitized by Google

zweckmäßiger erschien, an der fünften Klasse einen besonderen Professor anzustellen, der zugleich an der Hochschule Vorlesungen halten könnte.

Auf Grund dieses Gutachtens des Pädagogarchen, dem auch der Kgl. Studienrat beitrat, wurde also beschlossen, die anatolische Schule durch Errichtung einer fünften Klasse unter einem besonderen Lehrer zu einem Lyzeum zu erweitern; diese fünfte Klasse sollten auch die Famuli im Stift, soweit es ihre Zeit erlaubte, als Schüler besuchen dürfen. Der Lehrer der Klasse sollte zugleich Vorlesungen an der Hochschule halten. Für diese Stellung aber, glaubte der Kgl. Studienrat und, wie es scheint, auch der akademische Senat, sei Kauffmann trotz seiner anerkannten Tüchtigkeit und Kenntnisse nicht der geeignete Mann, der es verstände, den Kandidaten Lust und Liebe zu den praktischen Übungen einzuflößen. Andererseits aber erschien es untunlich, den verdienten Rektor einem jüngeren Manne unterzuordnen und so kam man zunächst zu folgendem Provisorium: Kauffmann behielt seinen seitherigen Lehrauftrag und hatte an der fünften Klasse nur den Unterricht im Hebräischen, wofür ihm der mathematische Unterricht an der vierten Klasse abgenommen wurde; er erhielt den Titel eines Rektors des Lyzeums; tatsächlich blieb er wie vorher Rektor der Lateinschule, da die fünfte Klasse mit ihren Lehrern direkt unter dem Pädagogarchen stand; mit dem Präzeptorandeninstitut hatte Kauffmann gar nichts mehr zu tun. Zum Hauptlehrer an der fünften Klasse wurde Repetent L. Tafel (s. S. 83) bestellt, dem gleichzeitig das Amt eines außerordentlichen Professors für klassische Philologie übertragen wurde. Tafel sollte sein Lehramt an der fünften Klasse als Nebenamt, sein akademisches Lehramt und die damit verbundene Vorstandschaft des Präzeptorandeninstituts als Hauptamt betrachten. Dementsprechend übernahm Tafel nur den griechischen Unterricht an der fünften Klasse; die übrigen Fächer sollten ursprünglich an drei tüchtige Repetenten des evangelischen Stifts bezw. des katholischen Konvikts verteilt werden, wurden aber 1819 dem Diakonus Pressel übertragen. Mit dem mathematischen Unterricht am ganzen Lyzeum wurde ein Student der Mathematik, Kaspar Erchinger, betraut. Dieser hatte als Bauernbursche in Dunningen, O.A. Rottweil, durch seine erstaunliche Fertigkeit im Rechnen, besonders im Kopfrechnen, allgemeine Bewunderung erregt; er sollte als Assistent des Professors Bohnenberger, der ihn bei seinen astronomischen Berechnungen als Rechenmaschine benützte, zugleich Mathematik studieren. Schon bei seiner Anstellung als Fachlehrer am Lyzeum war bestimmt worden, daß man ihn wegen seines linkischen Wesens und wegen mancher Eigenheiten nur unter Aufsicht eines anderen Lehrers unterrichten lassen dürfe. Seine Anstellung war

Digitized by Google

ein arger Mißgriff; Erchinger war ein ausgezeichneter Rechner, aber ein sehr schlechter Lehrer, der sich infolge gänzlichen Mangels an allgemeiner Bildung keine Achtung bei den Schülern zu erwerben verstand, so daß er seine Stellung nach drei Jahren wieder aufgeben mußte. Überhaupt erwies sich die ganze Organisation des Lyzeums mit der von einem Universitätsprofessor im Nebenamt unter Zuhilfenahme von Fachlehrern versehenen, dem Rektor der Anstalt nicht unterstellten Klasse als ein auf die Dauer unhaltbarer Zustand. Als 1822 L. Tafel ordentlicher Professor an der Universität wurde, wurde für die Oberklasse des Lyzeums ein besonderer Lehrer, Professor Pahl, ernannt; diesem wurde fünf Jahre später, als Rektor Kauffmann unter Verleihung des „Titels und Rangs eines ordentlichen Gymnasialprofessors" als Stadtpfarrer nach Pfullingen versetzt wurde, das Rektorat des Lyzeums und die Vorstandschaft über das Präzeptorandeninstitut übertragen.

Aus der Präzeptorandenanstalt, zu welcher anfangs nur Zöglinge des Stifts und des Konvikts, seit 1824 aber auch Stadttheologen zugelassen wurden, ging 1838 das philologische Seminar hervor. Mit der Schaffung des philologischen Seminars war der Anfang gemacht zur Heranbildung eines selbständigen akademisch gebildeten Lehrerstandes [1]). In die Vorstandschaft dieses Seminars teilten sich ursprünglich die beiden Professoren der klassischen Philologie und der Rektor des Lyzeums; dem letzteren fiel in erster Linie die Leitung der Lehrübungen zu; und auch später, als die Organisation des Seminars sich in wesentlichen Stücken änderte, blieb diese Aufgabe dem Rektor des Tübinger Lyzeums bezw. Gymnasiums; erst als infolge der neuen Prüfungsordnung vom Jahre 1898 und des im Zusammenhang damit eingeführten Praktikantenjahrs die Lehrübungen für die Lehramtskandidaten auf der Hochschule in Wegfall kamen, löste sich diese Beziehung zwischen Gymnasium und Hochschule.

Das Lyzeum erfreute sich während seines sechsunddreißigjährigen Bestehens einer stets wachsenden Frequenz; keine andere Schule lieferte namentlich so viele Kandidaten fürs Landeseramen; besonders erfolgreich war in dieser Beziehung die Tätigkeit des seit 1831 an der vierten Klasse angestellten Professors Schaaf.

Im Jahre 1822 wurde eine Realschule dem Lyzeum angegliedert, welche dem Rektor des Lyzeums bis zum Jahre 1842 unterstellt blieb.

Da der Lehrplan der Oberklasse des Lyzeums nur für 14- bis 16jährige Schüler berechnet war, so waren die Tübinger Lyzeisten genötigt, nach Absolvierung des Lyzeums entweder in ein auswärtiges

[1]) Die Einrichtung des „Famulats" war schon 1830 aufgehoben worden.

Digitized by Google

Gymnasium überzutreten oder sich privatim auf die Reifeprüfung[1]) vorbereiten zu lassen. In weiten Kreisen der Bevölkerung machte sich nun seit 1852 der Wunsch geltend, das Lyzeum möchte zu einem Gymnasium ausgebaut werden. Schon im Jahre 1817, als es sich um Errichtung der fünften Klasse handelte, war der Gedanke angeregt worden, statt eines Lyzeums lieber gleich ein Gymnasium einzurichten[2]); aber der Pädagogarch Schott war diesem Projekt entgegengetreten; für die Zwecke des Präzeptorandeninstituts, um dessen willen damals in erster Linie die Erweiterung der Lateinschule vorgenommen wurde, genügte ein Lyzeum; für ein Gymnasium aber, meinte Schott, sei eine kleine Universitätsstadt, „wo ein zahlreicher Studentenhauf schon eher den Ton angebe", nicht der geeignete Ort; das studentische Beispiel wäre zu gefährlich für die zur akademischen Freiheit noch nicht reifen Gymnasiasten. Als aber im Jahre 1852 in einer von 170 angesehenen Einwohnern der Stadt unterzeichneten Denkschrift das Bedürfnis des Ausbaus des Lyzeums zu einem Gymnasium dargelegt wurde, gingen die städtischen und die staatlichen Behörden gerne auf die Sache ein: noch im Jahre 1853 wurde die provisorische Errichtung einer weiteren Klasse auf städtische Kosten von der Behörde genehmigt, die Ostern 1854 ins Leben trat. Durch Königliches Dekret vom 10. November 1855 wurde dann das Lyzeum zu einem „Landesgymnasium" erhoben. Das Gymnasium hatte anfangs neben dem Rektor fünf Hauptlehrer (Klassenlehrer), zu welchen noch einige Fachlehrer kamen; jede der fünf Klassen, ebenso wie die

[1]) Die Maturitätsprüfung war im Jahre 1811 eingeführt worden; vgl. „Neue organische Gesetze für die Universität Tübingen vom 17. September 1811". Bis dahin hatten die Tübinger Lateinschüler sich vielfach nach Absolvierung der Lateinschule als Studenten immatrikulieren lassen; sie hörten aber, ehe sie zu ihrem Fachstudium übergingen, noch einige Semester allgemein bildende Vorlesungen; so ließ sich z. B. L. Uhland schon 1801 als Jurist immatrikulieren, er hörte aber bis 1805 vorwiegend geschichtliche, sprachliche, literaturgeschichtliche und mathematische Vorlesungen.

[2]) In einem Bericht des Pädagogarchen Dr. Schott vom 5. März 1818 findet sich folgender Satz: „Zwar ist es ein alter, durch dunkle Tradition von einem vor und nach der Reformation hier bestandenen sogenannten Pädagogium fortgepflanzter, durch neuere vor Jahren gemachte Vorschläge genährter und vielleicht auch durch das Beispiel von Reutlingen in lebhaftere Anregung gebrachter Wunsch mehrerer hiesiger Hausvater, daß auch hier, wo die Sache so leicht zu sein scheint, ein eigenes Gymnasium errichtet oder wenigstens der öffentliche Unterricht im Lyzeum über das 16. Jahr hinaus bis zum Übergang zur Universität ausgedehnt werden möchte." (Der Stadt Reutlingen hatte König Wilhelm I. Januar 1818 die Errichtung und Erhaltung eines Gymnasiums auf Staatskosten angeboten, falls die Stadt ein entsprechendes Gebäude zur Verfügung stelle; da aber in letzterem Punkte die Stadt zu wenig Entgegenkommen zeigte, so zerschlugen sich die Verhandlungen. Vgl. G. Pr. Reutlingen 1886/87.)

Digitized by Google

gleichfalls unter dem Rektorat des Gymnasiums stehende Elementarklasse, umfaßte zwei Jahrgänge. Infolge der wachsenden Schülerzahl aber wurde allmählich bei einer Klasse nach der anderen Trennung der beiden Jahrgänge nötig; ihren Abschluß fand diese Entwicklung im Jahre 1879, indem auch die oberste Klasse (Prima), in der allein noch zwei Jahrgänge kombiniert waren, in zwei selbständige Klassen zerlegt wurde. Was die innere Entwicklung der Schule, die Veränderungen im Lehrplan in den Lehrzielen u. dgl. betrifft, so teilte in dieser Beziehung das Tübinger Gymasium das Schicksal der übrigen Gymnasien des Landes; daß in dieser Entwicklung kein Stillstand eingetreten ist, braucht im Zeitalter der Schulreformen nicht erst gesagt zu werden. Einen äußerlichen Maßstab aber für die Entwicklung nicht nur des höheren Schulwesens in Tübingen überhaupt, sondern auch der Stadt Tübingen, ja unseres engeren und weiteren Vaterlandes im verflossenen Jahrhundert möchte folgende Betrachtung geben: Über 4 Jahrhunderte hatte die alte Behausung auf dem Österberg genügt, um die Lateinschule, lange Zeit die einzige höhere Schule der Stadt, zu beherbergen, ohne daß eine bauliche Veränderung nötig geworden wäre; noch vor 100 Jahren waren alle vier Klassen der Lateinschule in einem Lokal untergebracht; nachdem aber 1811 das Gebäude durch Aufbau eines weiteren Stockwerks um ein Beträchtliches vergrößert worden war, waren 50 Jahre später die Räume schon wieder zu enge und die zum Gymnasium ausgewachsene Lateinschule mußte von der Stätte scheiden, die ihr gegen 500 Jahre lang eine Heimat geboten hatte; das Gymnasium siedelte über in das von der Stadt neuerworbene Haus in der Wilhelmsstraße, das damals eines der schönsten Häuser der Stadt war. Doch schon 30 Jahre später wurde die Raumfrage wieder eine brennende; im Jahre 1897 beschlossen die bürgerlichen Kollegien, den Neubau eines Gymnasiums als ein dringendes Bedürfnis für die nächste Zeit ins Auge zu fassen. In den Jahren 1899 bis 1901 wurde das neue Gymnasium erstellt, ein dreistockiges 64 m langes, 11 m breites Gebäude, mit hellen luftigen Klassenzimmern, besonderen Sälen für den naturwissenschaftlichen Unterricht und den Zeichenunterricht und anderen Räumen ausgestattet; neben ihm steht eine Turnhalle mit einem großen Spiel- und Tummelplatz für die Jugend; zwar nicht mehr auf beherrschender Höhe wie die Schola Anatolica, aber inmitten herrlicher Alleen in nächster Nähe des Denkmals Ludwig Uhlands liegt das neue Gymnasium, ein Zeuge des wachsenden Wohlstands der Stadt Tübingen, aber auch der wachsenden Opferwilligkeit seiner Bewohner für die idealen Zwecke der Jugendbildung.

Digitized by Google

Beilage 1. Eid des deutschen Schulmeisters, aus der Tübinger Stadtordnung vom Jahr 1499. U.B. T. Mscr. (Vgl. S. 3.)

Des Tütschen Schulmeisters eyd.

Ir werden Schweren unserem gnedigen gnedig. fürsten und herren und der statt iren frommen zu werben und schaden zu warnen auch dem amptmann und den Richtern gehorsam und gewertig zu sin und die Kinder, so zu üch zur schuel gand, knäblin und döchterlin getrewlichen zu lêren und zu aller zucht zu ziehen und vor unerlichen sachen zu verhütten nach ewrem besten vermögen und wytter dehein belonung von den kindern zu nemen anders dan wie von alters herkomen ist und on verwilligung der stattrechner alles getrüwlich und ungewarlich.

Beilage 2. Bitte der Schüler der 1. und 2. Klasse des akademischen Pädagogiums um Ferien während der Hundstage. U.B. T. Mscr. ohne Datum. (Vgl. S. 21.)

Landabili cum omnium, tum vero nostrae imprimis Scholae consuetudine receptum usitatumque est, Domine praeceptor verecundissime, ut hoc intolerabili canicularium dierum aestu maxima pars huius Academiae tam professorum quam auditorum a frequentioribus lectionibus paululum interquiescant: Ut ea quiete vires animi non nimium onerentur, sed a solito huius temporis torpore ac quasi veterno nonnihil allevati recreentur atque reficiantur. Cum igitur et nos secundae et primae classis paedagogii huius eiusdem Academiae auditores et discipuli, atque idcirco etiam aliqua Scholae huius pars (quamquam minima et infima) simus: Speramus Vestram Dnt. in peiorem partem non accepturam, neque propterea nos reprehensuram, si etiam nos a Vestra Dnt. tanquam a Scholae nostrae paedagogarcha hoc eodem tempore hanc honestam recreationem et intermissionem aliquam lectionum, atque sic huius communis Scholae privilegii communicationem, supplici animo peteremus. Ad quod accedit, quod plerique nostrum a dilectis parentibus atque charis amicis, ut in his canicularibus feriatis diebus domum venirent, (Id quod a multis iam factum est) avocati sunt.

Vestram ergo Dnt. ea qua possumus et debemus humilitate ac observantia vehementer etiam atque etiam rogamus et obsecramus, ut ea nos petitionis nostrae compotes facere velit, nobisque ut aliquamdiu a lectionibus feriari utque animos nostros (sicut et alii huius celeberrimae Academiae diligentes Studiosi iam facere solent) recreare possimus, benigne permittere dignetur. Quod si a vestra Dnt. (ut speramus) impetraverimus: tales nos vicissim praebebimus, ut vestra Dnt. intellegere possit, non ignavum nos feriis hisce ac turpe otium (quod pulvinar Satanae est) sectari eique indulgere voluisse: Sed honestam omnino ac liberalem recreationem atque relaxationem, neque quicquam aliud quaesivisse. Promittimus etiam nos nihilominus tempus hoc bene et utiliter, diligenti scilicet praeteritarum lectionum repetitione, collocaturos, et deinceps eo maiori cum sedulitate in iis visitandis et audiendis esse versaturos; omnemque hanc temporis concessionem studio, obedientia atque observantia nostra erga

Digitized by Google

vestram Dnt. ceterosque nostros praeceptores recompensaturos. Hisce vestrae Dnt. nos ea qua decet humili observantia ac demissione commendamus.

Laetum et exoptatum responsum sperantes et exoptantes

Vestrae Dnt.

Obsequentissimi

Secundae et primae classis paedagogii

Academici omnes et singuli.

Beilage 3. Gutachten der Medizinischen Fakultät vom Jahr 1648. (Vgl. S. 44.)

Uff freundtliches ersuchen Löblichen Magistrats allhie, wegen deß leidigen falles so sich jüngsthin mit Hanß Conrad Leiblin, schuler knabens begeben, welcher den 25. diß entschlaffen, gibt Facultas Medica hiemit nachrichtiglich zuerkennen, daß obgedachtem begeren gemäß, neben und in beysein zweyer abgeordneter vom Gericht auch h Stadtphysici und etlichen Medicinae studiosis die eröffnung vorgenomben, und die interna constitutio volgender maaßen erfunden worden: Nämlich daß sinister lobus pulmonis in postica parte thoracis, bevorab der rechte lungenflügel, mit geblüt hart unterloffen, nicht weniger auch Hepar in sima parte, laediert gewesen, darumbenhero zu vil unterschidlich malen, blut zum mund auß in großer quantität geben worden, so zwar seine intervalla gehabt, wegen gebrauchten medicamenten, aber umb großer contusion willen den wünschenden Zweck nicht erlangen mögen: und hat diese contusion vermehret, nicht allein aetas tenera, als der im 9ten Jhar und noch alle partes zart und blöd, worauf Capivacc. l. 2. c. 6 [1]) deutten thut: sonder auch der verstorbene über tisch zorniger weiß gebogen, mit vilen und starken streichen uff dem rücken übel tractiert worden davon der ganze rück blaw (darauß das übelkommen teste Sennert. l. 2. c. part. 2. c. 6. [1]) also nottrungenlich die vasa interna noch leidem müssen, bevorab die lungen, welche durch den schaumigen außwurff ihr (?) noch bezeuget laut Hipp. pronunciati in Coac. praenot. sec. l. 2. auch l. 5. aph. 13. Gal. l. 4. de loc. affect. c. 6. [2]) So hat auch neben den lungen die laedirte leber sich an tag geben, weil auch salv. ven. per secessum und urinam blut gangen, so vasorum laesorum leider mehr als glaubwürdige zeugen sein, darvon abermalen Hipp. in Coac. Adnot (?) text 450 zu sehen. Es sein zwar bei den authoribus noch mehrere rationes zu finden, so aber unnötig allhie zu allegiren, haben allein oberzehlte zur nachricht andeutten wollen, darauß zu schliessen, da im fall die medicamenta schon besserung gebracht wie sie ihn dan ziemlich lang uffgehalten, iedoch endlich eine lungenfeule darauß erwachsen, und daß leben deßwegen lassen müssen, disem noch durch abkürtzung des lebens dem verstorbenen wohl ergangen welchen der Allmächtig wolle an seinem großen tag mit allen Christgläubigen mit frewden erwecken: Zu urkund beshehener inspection haben wir uns eigenhändig unterscrieben. So geschehen in Tübingen den 27. December Anno 1648.

Johan Gerhard, Dr. Prof. et Facult. Decanus

Samuel Hafenreffer, Dr. et Professor.

---

[1]) Capivaccio 1552 Professor der Medizin in Padua; seine Anatomie war ein Extrakt der galenischen. — Sennert, Daniel, 1602 Professor der Medizin in Wittenberg, sucht in seinen Schriften die Lehren des Paracelsus mit denen Galens zu vereinigen.

[2]) περὶ τῶν πεπονθότων τόπων βιβλία.

Digitized by Google

Beilage 4. Argument vom Jahr 1678. (Vgl. S. 49.)

Lasset nicht von euch gesagt werden, ermahnt der Apostel Paulus, narrentheidung oder schertz, welche euch nicht ziehmen, wie zu lesen ist in der Epistel an die Epheser in dem 5. Capitel vers am 4. Eine solche narrentheidung, oder närrischen schertz, hatt ein alberer, ungehobelter und unter den bauren gebohrener und erzogenener knab vor 3 tagen in dieser Schul begangen mit einem stücklein papier, welches er, weiß nicht was von einem narrengeist angetrieben, zusammengewickelt und durch ein löchlein gestoßen hatt. Mit welcher that er einen solchen Zorn undt ohnruh erwecket hatt, daß auch eines dapffern Mannes entschuldigung weder statt undt platz finden kondte, sondern derselbe unbesonnene tropff für den allerleichtfertigsten und gottlosesten menschen gehalten, ja auch deßelben mitschueler insgesampt solche zu seyn angesehen wurdten. Weil er nun bereits mit seinem bruder einem Stipendiaten hinweggezogen, undt sich zu seinen Eltern, der bevorstehenden herpstvakantz zu genießen, begeben hatt, stehet in gedult zuerwarten, wie entweder er selbsten, oder anstatt deßelben, ein anderer unschuldiger bueßen müßte.

Beilage 5. Prüfung des Stipendiaten Glaser. 1683. (Vgl. S. 52.)

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Fürst und Herr.

Auf Ewer hochfürstl. Durchl. anbefehlen habe Ich in absentia des Paedagogarchae, M. Johann Georg Essichs, fürweisung diß Johann Christoph Glaser uff ein Lateinisch Provisorat examinirt, und deßen qualitäten folgender gestalten befunden. Erstlich hat Er ex Ciceronе Epist. I. libri II (deßen anfang: quo in statu simus, cognoscite) wohl exponirt, construirt und resolvirt; benebens auch in legendo, exponendo et resolvendo Evangelio Graeco sich rechtschaffen hören laßen: Zu dem auch uff etliche quaestiones ex Logicâ et Rhetoricâ fein respondirt, und sonderlich das Exercitium, wie auß der beylag zu sehen, so artlich componirt, daß man Ihme nicht allein anjetzo ein gutes Provisorat vertrauen, sondern auch ins Künfftig ein mittelmäßiges Praeceptorat wohl geben darff, bevorab, weilen Er auch einen Schönen Choral zu führen, und entweder einen Baß oder Tenor mannierlich zu singen weißt. Womit Ewer Hochf. Durchl. zu beharrlichen Mild und Fürstl. Huld und Gnaden Mich unterthänigst befehlen thue.

Stuttg. den 24. Martij.

Ao 1683.

Ewer Hochf. Durchl.
Unterthänigst-Gehorsambster
M. Johann Fridericus Krauß
Paedagogij, ConR.

Beilage 6. Prüfung des gewesenen Pfarrers in Flehenheim. M. Georg Friderich Faber. 7. Mai 1685. (Vgl. S. 52.)

Es scheinet kein guter Tausch zu sein, daß ein und andrer deß Ehrwürdigen Predigambts sich begeben, und dafür in den mühsamen und verachteten Schulstand tretten. Gleich wie aber ohne Zweifel hierinnen ein ieder seine sonderbare ursachen hat: also wann wir ohne vorgefaßte meinung und fleischlich absehen solchen standwechsel bedenckhen, mag man noch wohl mit dem Theuern Luthero anstehen, welches unter

Digitized by Google

beeden das beste seye. Wie dann dieser seel: Mann bekanndt, wann Er das Predigamt sollte oder müßte verlassen, wollte Er am allerliebsten ein Schulmeister werden.

Non bonam esse permutationem videtur, quod nonnulli dignissimo Ministerio valedicant, et econtra laboriosum et contemptum Statum Scholasticum amplectantur. Sicut v. sine dubio quilibet suas peculiares habet rationes, ita etiam, si nos sine praemeditato consilio talem mutationem consideramus, bene cum beato Luthero dubitaremus, utrum praevaleat. Siquidem divus hicce Vir ingenue fatetur, si Ministerium relinquere cogeretur, lubentissime informationem juventutis eligeret.

Φαίνεται οὐκ διαλλαγὴν εἶναι καλήν, ὅτι πολλοὶ τῇ διακονίᾳ ἀποσάζονται καὶ τοὐναντίον τὴν κατάστασιν σχολαστικήν, ἣ καματηρὴ καὶ οὐδαμινή ἐστιν, ἀμφιβάλλει. ὡς δὲ ἀναμφιδόξως ἕκαστος αἰτίας αὐτοῦ ἔχει, οὕτως καὶ εἴ πως ἄνευ τῆς βουλῆς προμελεταομένης τὴν διαλλαγὴν σκεπσόμετα, σὺν τῷ Λουθήρῳ ἀπορῶμεν, ὃ ἄριστον ἦ. ὡς μὲν γὰρ αὐτὸς ἀνὴρ θεῖος προσομολογεῖ ἐπὶ διακονίαν τὴν σχολὴν προσαιρεῖσθαι.

Der Bericht des Professors Schellenbauer lautet: „und befunden, daß derselbe beedes in Versione und Expositione latina et graeca, wie auch in den regulis grammaticis, logicis et rhetoricis, ohne Zweifel nach bißherigen Pfarrgeschäften und Unterlassung philologischer Exercitien, zwar nit sonderlich promptus; doch aber an ihm so viehl zu verspühren, daß er solches alles leichtlich widerumb fassen, und der Jugend mit Nutzen fürstehen könnte."

Beilage 7. Stundenplan von 1682. (Vgl. S. 50.)

Classis II.

Montag: Vormittag. Lateinische Grammatik wird recitirt.
Nachmittag. Die Syntax und Weißmanns Nomenklator.

Dienstag: V. Pro tempore ein Arg. diktirt und examinirt nach der?
N. nichts Gewisses.

Mittwoch: V. recitatio grammatica.
N. Ein Argumentlin diktirt und schriftlich corrigirt.

Donnerstag: V. Catechismus sampt dem ulmischen Spruchbüchlein.
N.

Freitag: V. Vocabula quaedam memoriter recitirt.
N. Ein argument aus dem Evangelio diktirt und examinirt.

Samstag: V. Das Evang. gelesen, explicirt und resolvirt.
N. decliniren und conjugiren.

Schema Lectionum tertiae Classis.

	Vormittag.	Nachmittag.
Montag:	6. Grammatica Latina in Nom.	12. Musicae exercitium.
	8. Conversio Exercit. Styli. Hebdomad. vel breve Exercitium extemporaneum dictatur.	1. Grammatica Latina in Verbo.
	9. Hebdomadarii correctio.	2. Hebdomadarii Correctio.

Digitized by Google

	Vormittag.	Nachmittag.
Dienstag:	6. Grammatica Latina in Syntaxi.	12. Musicae exercitium.
	8. Frischlinus exponitur.	1. Grammatica latina in Syntaxi.
	9. Idem secundum Syntaxin et Etymologiam examinatur.	2. Exercitium Styli extemporaneum.
Mittwoch:	6. Grammatica Lat. in Nomine.	12. Musicae exercitium.
	8. Comenius tractatur.	1. Grammatica Graeca.
	9. Exercit. extemp. ex Comenio ad imitationem dictatur.	2. Evangelium Graecum ejusdem que analysis grammatica.
Donnerstag:	7. Varia motionis et Comparationis exempla repetuntur.	12. Catechismus Latin. vel Germanicus, Psalmi Poenitentiales, it. Dicta Biblica alternatim recitantur.
	8. Concio.	1. Feriae.
Freitag:	6. Gramm. Latin. in Synt.	12. Musicae exercitium. .
	8. Exercitium Styli hebdomadar. dictatur, ex eodem aliquot lineae Graece vertuntur.	1. Scripta vel Graeca vel Lat. vel German. ab omnibus exhibentur.
	9. Confessionalia recitantur.	2. Grammat. Graeca. Evangel. Graecum cum Etymologica resolutione.
Samstag:	6. Lectio nova vel repetitio ex Frischlini Nomenclatore.	12. Alterna repetitio Declinat, Mot. Comparat. et Conjugationum.
	8. Evangel. Lat. expositio,	1. Feriae.
	9. ejusque Etymologica resolutio.	3. Preces Vespertinae vel Concio in Templo.

Classis IV.

Montag:	6. Dialectica et Lat. Gram.	1. Graec. Gram.
	8. Gram. Lat. Hebdomadarium corrig.	2. Evangel. Graec.
	9. Conversio dictatur et extemporaneum.	3. In Repetitione: Extemporaneum.
	10. In Repetitione: Cornel. Nepos.	
Dienstag:	6. Dialect. Gram. Lat. Terent.	1. Gram. Graec.
	8. Gram. Lat.	2. Evang. Graec. Posselius.
	9. Extemporaneum.	3. Extemporaneum.
	10. Cornel. Nepos.	
Mittwoch:	6. Dialectica Gram. Lat. Terentius.	1. Gram. Graec.
	8. Gram. Lat.	2. Evang. Graec. Posselius.

Digitized by Google

	Vormittag.	Nachmittag.
Mittwoch:	9. Catechismus cum nova instructione Cat.	3. Extempor.
	10. Cornelius Nepos.	
Donnerstag:	7. Rhetor. Gram. Lat.	12/1. Psalmi insigniores, Catechismus.
	8. Templum frequentatur.	Hebdomadarium dictatur. Feriae.
Freitag:	6. Dialectica, Gram. Lat. Terentius.	1. Prosodia.
		2. Virgilius.
	8. Gram. Lat.	3. Extempor.
	9. Catechismus cum nova instructione Cat.	
	10. Cornelius Nepos.	
Samstag:	6. Rhet. Gram. Lat. Terentius.	12/1. Posselius.
	8. Gram. Graeca Evangel. Graec.	
	9. et Posselius.	3. Templum frequentatur.
	10. Cornelius Nepos.	

Beil. 8. 12. April 1729. Prüfungsarbeit von M. Häfelin. (Vgl. S. 61.)

Materia Examinalis
elaborata et exhibita
à
M. G. D. Haefelino S. Theol. Stud.

Piae ac venerandae Antiquitati nostrae, haec ipsa, quam nunc colimus, hebdomas jam olim dulcissima atque sacratissima fuit, in qua dignissimam immensi illius amoris, quem Christus passione ac morte sua nobis testatus est, memoriam sanctissime recolere, et mente et ore devote ac solenniter concelebrare solebat. Atque optimo omnino jure nos huncce amorem Sospitatoris ceu exquisitissimum pretiosissimumque eo, quo par est, mentis ardore, exosculari atque venerari juvat; non enim ille, qui tot tamque acerbissima pro nobis tulit ac sustulit, ex religiosorum quondam Patriarcharum sanctorumve Angelorum choro unus extitit, sed supremus ipse Maximi Dei filius, quem coelestis pater ab omni aeternitate in maximis deliciis semper habuit. Penitius (sic!) intuentibus nobis tremendam ipsam cruciatuum molem vastissimi sese infinitorum laborum atque aerumnarum montes offerunt, quibus tum corpore tum animâ miserum atque horrendum in modum usque adeo affligebatur, ut, si a caeteris omnibus discesseris, unicum hocce amoris divini intentissimi, validissimum esse posset documentum. Patet autem mirifice illius dilectionis magnitudo quam maxime etiam ex eo, quod dulcissimus Servator atrocissimam, quam infensissimi nos Dei hostes in aeternum sustinere debuimus, infernalem poenam pro nobis exactissime luit. Aequissimum proinde gratâque mente dignissimum est, ut nos omnes atque singuli laudatissima Majorum nostrorum vestigia sequentes dulcissimâ amoris illius memoriâ jugiter recreari, et exinde uberrimos solatiorum rivulos in languida pectora nostra vera ardentes fide derivare studeamus; cujus specimina aperta satis et genuina dabimus candido ipsum vicissim amore ac pietate prosequuturi.

Digitized by Google

Prüfung Häfelins 1729. Apr.
II. Teil.

Graeca.

Ἀπάρνησαι σεαυτόν, ἆρον τὸν σταυρόν σου, καὶ ἀκολούθει μοι. Πολλοῖς μὲν ἀνθρωποις τοιαῦτα ῥήματα δύσκολα δοκεῖ. Ὡς δύσκολος δὲ οὗτος ὁ λόγος ἔσται ἐν πλείστων ὠσι. Φεύγετε ἀπ' ἐμοῦ οἱ κατηραμένοι εἰς τὸ πῦρ τὸ αἰώνιον. Τί δ'οὖν φοβῇ τὰ Χριστοῦ παθήματα, τὴν πάσης ταλαιπωρίας ἔξοδόν τε καὶ εἰς τὴν τοῦ Θεοῦ βασιλείαν εἴσοδον. ἐν τοῖς παθήμασι πᾶσα σωτηρία, πᾶσα ζωή, πᾶσα λύτρωσις ἀπὸ τῶν ἐχθρῶν ἐστιν, ἐν παθήμασιν ἡ τῆς μεγίστης γλυκύτητος ἔγχυσις. τὸ τῆς ψυχῆς βεβαίωμα, ἡ τοῦ πνεύματος χαρὰ, πλὴν (ὅτι?) καὶ ἡ τῆς ἀρετῆς ἐξοχὴ καὶ τελεία ἁγιωσύνη.

Specimen Poëseos.

Passio dat Christi moesto solatia cordi
plurima, quam jugiter nos meminisse juvat.
Vera fides tantum dignè amplexatur amorem,
osque hunc perpetuo concelebrare studet.

Beil. 9. Beilage zu einem Bericht des Oberamts (Regierungsrath, Hofgerichts-assessor u. Vogt G. F. Schill u. Prof. Theol. u. Pastor D. Gottlieb Faber vom 18. Jan. 1757). (Vgl. S. 68.)

Synoptischer Entwurff
und
richtiges Verzeichniss
derjenigen Letionen und pensorum,
die ich, als Quartanus,
von Georgij 1752 an, da mir quarta classis
Gnedigst anvertrauet worden,
mit 33—45 Scholaren, von Wochen zu Wochen,
so wohl in horis publicis als privatis biß dato tractirt hab.

Monntags. Vormittags, werden 1) von denjenigen Knaben, die ad studia et Examen Provinc: adspiriren die Praeceptae Rhetorica, von denen andern aber die Syntax-Regeln recitiert. 2) wird von der oberen und unteren Claß ein pensum aus dem Schul-auctore α) exponirt, β) syntactice et etymologice resolvirt; γ) das nöthige ex Syntaxi variante et ornata dabey erinnert. δ) phaseologice imitirt; und sodann die phrases ordentlich in die Excerpten-Bücher eingetragen.

In der vormittägigen Schulrepetiz von 10—11 Uhr wird ein Exercitium über eine Regul ex Syntaxi Convenientiae componirt, von den obern excipiert und corrigirt.

Nachmittags werden 1) von einigen die Praeccepta Logica, von den andern aber die Syntaxregeln recitirt. Hierauff 2) wird der oberen Claß ein pensum composit: über eine Regul aus der Syntaxi Discrepantiae, variante oder ornata (alternis hebdomadum vicibus) vorgegeben; und der unteren Claß wird ebenfalls ein Extemporaneum dictirt und corrigirt.

Digitized by Google

In meinen zwey Privatstunden aber (von 4—6 Uhr) wird ein Exercitium componirt, corrigirt, und die Wörter und phrases daraus examinirt.

Dienstags. Den ganzen Tag hindurch sind die Lectiones publicae denen Montags-pensis gleich. Abends aber in denen 2 Privatstunden wird ein Stück eines lateinischen Briefs aus Lichtii Syntaxi Epistolica componirt, corrigirt, und die wörter und phrases daraus examinirt.

Mittwochs werden abermalen die pensa publica, wie an denen vorigen zwey tägen tractirt: Außer daß in der Nachmittagsschul, alternatim, denen obern und untern (statt eines Extemporanei) entweder eine kurtze Materie zur Übung und anweisung in der Lateinischen und deutschen Pöesie aufgegeben; oder ein pensum ex Ovidio vorgenommen wird. In den Abend-privat-Stunden wird das Evangelium Dominicale Graecum exponirt; und die Knaben nach denen darinnen vorkommenden Nominibus und Verbis in ihren Declinationibus und Formatione temporum geübet.

Donnerstags: (so sonsten hier dies feriatus) wird 1) nach der Früh-Predigt von einigen Ebraeo-philis ein vers aus der genesi hebraeisch exponirt, und analysirt: 2) denen obern und untern eine materia hebdomadaria diktirt, und mit den letztern construirt.

Freytags Vormittags werden 1) der in allen Landschulen eingeführten Ordnung gemäß, die Sacra tractirt; als: Kinderlehr, Gesang, Sprüche, Confirmations-Büchlein; denen recitatio praeceptorum ex Grammatica Hebraica beygefügt wird. 2) wird denen oberen ihre Elaboratio Hebdomadarii in dem argument-buch corrigirt, und, sub ductu meo et auspicio, eine variation darüber tentirt. 3) indem die oberen, während der repetiz-stund über ihr hebdomadarium verse machen, wird denen untern ihr Hebdomadarium gleichfalls corrigirt, und sie hernach, wie die oberen, darnach locirt.

Nachmittags werden 1) von einigen die Paradigmata Declinationum und Conjug. aus der griechischen Grammatik, von den andern aber ein Psalm und die wörter und phrases über die Dominical-Epistel aus dem lateinischen vocabulario Castellionis recitirt. 2) wird von den obern ein ganzes oder halbes Capitel, je nachdem es die Zeit leidet, aus dem griechischen N. Testament exponirt, die vocabula auswendig examinirt und die wörter analysirt. 3) bey den untern aber werden die griechischen Vocabula ex Evangelio Dominicali auswendig examinirt. In der Abend-Repetition wird von den obern und untern der Anfang gemacht an der griechischen Composition des Hebdomadarii: von denjenigen aber, so nicht griechisch lernen, wird die epistola Dominicalis ex versione Latina Castellionis exponirt, sodann die phrases und constructiones secundum regulas Etymologicas et Syntact. examinirt.

In den Privatstunden wird die Conpositio Graeca Hebdomadarii von den oberen und unteren absolvirt, und corrigirt.

Samstags. Vormittags werden 1) von denen candidatis Examinis die Praecepta Rhetor.; von denen andern aber die Syntactischen Regeln recitirt. Hernach 2) das Evangelium Graecum noch einmahl, quasi repetitione durchgegangen; exponiert, die wörter daraus gefragt, analysirt, und formirt. 3) Von einigen andern aber das Evangelium Dominic: Latinum exponirt, die wörter und phrases daraus gefragt, und die Constructiones secundum regulas Syntact. resolvirt.

Digitized by Google

In der Morgen-Repetition aber werden den obern und den untern ihre griechische version und verse in dem argumentbuch corrigirt.

Nachmittags sind feriae publicae Scholasticae In den zwey Privatstunden aber wird von den obern und untern ein Exercitium construirt, elaborirt und corrigirt. Zu jedem Exercitio werden von der obern und untern Claß verse gemacht: Und von der oberen Claß alle wochen dreymal ex Phraseologia Corneliana vel Ciceroniana jedesmal eine Seite Phras. recitirt.

Morgens und Nachmittags wird (wie zu Stuttgard und auf dem ganzen Land) so auch hier in allen Classen, eine repetitio Scholastica gehalten, und dafür jedem Praeceptori von jedem Scholaren quartaliter 30 Kr.; für 1 Privat-Stund aber monathlich 30 Kr. bezahlt, wozu noch kommt, daß der Rector Scholae, in winterlicher Zeit, die Stub, worinnen er seine Privatlektionen hält, von seinem eigenen Holz einheizen läßt.

Digitized by Google

Die Werke des Baumeisters Heinrich Schickhardt.

Von Julius Baum aus Wiesbaden.

I. Kirchen.

Abkürzungen.

St.A. Urkunden im K. Geheimen Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart.
F.A. Urkunden im K. Finanzarchiv in Ludwigsburg.
Gemmingen — v. Gemmingen, Heinrich Schickards Baumeisters von Herrenberg Lebensbeschreibung. 1821.
Heyd Heyd, Handschriften und Handzeichnungen des herzoglich württembergischen Baumeisters Heinrich Schickhardt. 1902.
Keppler Keppler, Württembergische kirchliche Kunstaltertümer. 1888.
Klemm W.B. Klemm, Württembergische Baumeister und Bildhauer bis ums Jahr 1750. Württembergische Vierteljahrshefte. 1882.
Paulus Die Kunstdenkmale des Königreichs Württemberg.
Nkr. Neckarkreis.
Schwkr. Schwarzwaldkreis.
Jkr. Jagstkreis.

Quellen und Hilfsmittel.

1. Handschriften und Handzeichnungen Schickhardts. K. Landesbibliothek in Stuttgart. Cod. hist. F. 562, Q. 148. — 2. Heß, Gottlieb Friedrich. Herrenberger Chronik. K. Landesbibliothek in Stuttgart. Cod. hist. F. 278. — 3. Hiller, Hans Martin. Angebot an Herzog Eberhard III., ihm einen Teil der Manuskripte Schickhardts zu verkaufen. St.A. Kasten CXV. o. F. Sign. 54 c. — 4. Kieser, Andreas. Forst-, Stein- und Lagerbücher der Forste von Böblingen 1681, Leonberg 1682, Kirchheim 1683, Schönbuch 1683, Tübingen 1683, Stromberg 1684, Reichenberg 1685, Schorndorf 1686. — 5. Adolzfurt: Bauakten von 1797/98 auf dem F. Hohenloh. Domänenarchiv in Waldenburg. — 6. Beblenheim: Kirchenbauakten aus dem 18. Jahrhundert im Bezirksarchiv des Oberelsasses in Colmar. Fasz. E. 456. — 7. Dachtel: Bauakten im St.A. Bausachen, Kasten CXV. o. F. Sign. 10 c. — 8. Diefenbach: desgleichen. — 9. Ebersbach: desgleichen. — 10. Ehningen: Bauakten im F.A. Geistl. Verwaltung Böblingen. XX a. — 11. Etobon: Beurlin, Mémoire historique sur l'ancienne seigneurie d'Etobon. 1849—1880. Manuskript auf der Bibliothèque publique in Mömpelgard. — 12. Etobon: Beurlin, Régistre du matériel de la paroisse d'Etobon. 1857. Manuskript auf der Bibliothèque publique in Mömpelgard. — 13. Freudenstadt: Schickhardts Risse der Stadt im St.A. Bausachen, Kasten CXIII. o. F.

Digitized by Google

Sign. 32. — 14. Freudenstadt: Vermischte Bauakten im St.A. Kasten IX, F. 17, B. 2. — 15. Freudenstadt: Kirchenbauakten im F.A. Geistl. Verwaltung Freudenstadt XVIII. — 16. Freudenstadt: Miscellanea von Freudenstadt. K. Landesbibliothek in Stuttgart. Cod. hist. F. 355 A. — 17. Freudenstadt: Bezler, Pläne der Kirche auf dem K. Bezirksbauamt in Calw. 1886. — 18. Gölshausen: Bauakten im St.A. Bausachen, Kasten CXV. o. F. Sign. 10 c. — 19. Gölshausen: Bauakten im Großherzogl. Generallandesarchiv in Karlsruhe. Finanzarchiv. Kirchenrat, Lade 242. — 20. Göppingen: Bauakten im St.A. Bausachen, Kasten CXV. o. F. Sign. 10 c. — 21. Göppingen: Bauakten aus dem 18. Jahrhundert. Dekanatsarchiv in Göppingen. — 22. Göppingen: Bauakten aus dem 18. Jahrhundert. Stadtarchiv in Göppingen. — 23. Grüntal: Bauakten von 1591/92. St.A. Bausachen, Kasten CXV. o. F. Sign. 10 c. — 24. Grüntal: Bauakten aus dem 17. und 18. Jahrhundert auf dem Pfarramt in Grüntal. — 25. Heidenheim: Heiligenrechnungen und Stadtrechnungen im Stadtarchiv von Heidenheim. — 26. Hellenstein: Kastnerbericht von 1602. St.A. Bausachen, Kasten CXV. o. F. Sign. 48 c. — 27. Hellenstein: Plan aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. K. Landesbibliothek in Stuttgart. — 28. Herrentierbach: Bauakten von 1738 im F. Hohenloh. Domänenarchiv in Bartenstein. — 29. Hildrizhausen: Bauakten im F.A. Stiftsverwaltung Herrenberg. XX a. — 30. Horkheim: Bauakten im St.A. Bausachen, Kasten CXV. o. F. Sign. 10 c. — 31. Horrheim: desgleichen. — 32. Kleinsachsenheim: Bauakten im F.A. Geistl. Verwaltung Bietigheim. XVIII. — 33. Laichingen: Bauakten im St.A. Bausachen, Kasten CXV. o. F. Sign. 10 c. — 34. Laichingen: Bauakten im F.A. Stiftsverwaltung Urach. XVIII. — 35. Laichingen: Heiligenrechnungen im Rathaus von Laichingen. — 36. Mauren: Bauakten im F.A. Geistl. Verwaltung Böblingen. XVIII. — 37. Metzingen: Bauakten im F.A. Stiftsverwaltung Urach. XVIII. — 38. Mömpelgard: Bauakten aus dem 18. Jahrhundert in den Archives du département du Doubs. Série E. 73. — 39. Mömpelgard: Collection Charles Duvernoy in der Bibliothèque publique in Besançon. — 40. Mömpelgard: Bois de Chesne, Chronique du Comté de Montbéliard, de 1614 à 1665. Manuskript in der Bibliothèque publique in Mömpelgard. — 41. Ochsenbach: Bauakten im F.A. Geistl. Verwaltung Güglingen. XVIII. — 42. Pfaffenhofen: Bauakten von 1610 im St.A. Bausachen, Kasten CXV. o. F. Sign. 10 c. — 43. Pfaffenhofen: Bauakten von 1613 im St.A. Bausachen. Kasten CXV. o. F. Sign. 24 c. — 44. Pfaffenhofen: Plan der Kirche im Pfarramt von Pfaffenhofen. — 45. Reichenweier: Bauakten aus dem 18. Jahrhundert im Bezirksarchiv des Oberelsasses in Colmar. Fasz. C. 1482. — 46. Rommelshausen: Bauakten im F.A. Geistl. Verwaltung Cannstatt. XX a. — 47. Siglingen: Bauakten im St.A. Bausachen, Kasten CXV. o. F. Sign. 10 c. — 48. Spielberg: desgleichen. — 49. Untersteinbach: Bauakten von 1624 im F. Hohenloh. Domänenarchiv in Waldenburg. — 50. Vaihingen: Bauakten im St.A. Bausachen, Kasten CXV. o. F. Sign. 10 c. — 51. Waldenbuch: Bauakten im F.A. Stiftsverwaltung Stuttgart. XVIII. — 52. Wildbad: Bauakten im St.A. Bausachen, Kasten CXV. o. F. Sign. 13 c. — 53. Wildberg: Kirchenbauakten im F.A. Geistl. Verwaltung Wildberg. XVIII. — 54. Zaisersweier: Bauakten im St.A. Bausachen, Kasten CXV. o. F. Sign. 10 c.

Digitized by Google

Einleitung.

Die Bauherrn Schickhardts und der Kunstsinn in Württemberg am Anfang des 17. Jahrhunderts.

§ 1. Die Herzoge und der Adel.

Die Tätigkeit des Baumeisters Heinrich Schickhardt fällt größtenteils in die Regierungszeit der Herzoge Friedrich (1593—1608) und Johann Friedrich (1608—1628). Jener ist ein tatkräftiger Fürst voll Ruhmsinns und Prachtliebe, in der Art der italienischen Herrscher der Renaissance. Ihm bedeutet die Kunst, vor allem die Architektur, ein willkommenes Mittel zur Vermehrung seines Glanzes, für das ihm kein Opfer zu groß ist. Während seiner Regierung entsteht in Stuttgart der Neue Bau, geht die Erweiterung der Schlösser auf Hellenstein, in Mömpelgard, Horburg, Backnang und Tübingen vonstatten. Die Errichtung eines mächtigen Schlosses in Freudenstadt und eines zweiten großen Palastes in Stuttgart, dessen Fundament schon gelegt ist, hindert sein Tod. Nicht minder als die Schlösser zeugen die Kirchen in Freudenstadt und Mömpelgard, Hellenstein und Waldenbuch, Horburg i. E., Neuenstadt und Renningen von seiner großen Bauluſt, besonders die vier ersten, deren Vollendung er mit regem Anteil verfolgt. Für die Gestaltung des Grundrisses der Freudenstadter Kirche ist wohl er selbst verantwortlich zu machen.

Von seiner Baugesinnung erzählen Schrifttafeln an Wänden und in Grundsteinen, so an der Kirche und dem Kollegium in Mömpelgard, der Kirche in Freudenstadt, dem Neuen Bau in Stuttgart.

Durch Schickhardts Inventar sind uns die Kosten einiger seiner Bauten überliefert. Der nicht ausgeführte Prinzenbau in Stuttgart hätte „mit Fünftzig Tausend Gulden nit megen erbaut werden“[1]). Für die Mömpelgarder Kirche werden 23 276 Frs.[2]) verausgabt, für die Freudenstadter über 22 000 fl., ohne die Glocken, Bauholz und Arbeiterverpflegung. In Württemberg haben die Landstände für die Kosten aufzukommen[3]). In seinem Stammlande hingegen bezahlt der Herzog, wie

[1]) Heyd 383.

[2]) Das sind 12 400 fl. Nach einer Bemerkung Schickhardts, Heyd 396, gelten 100 Frs. 53,2 fl. Den Wert des Guldens in heutigem Gelde berechnet Buff („Augsburg in der Renaissancezeit“ 89) für Augsburg 1554 auf etwa 5 ½, 1604 auf über 6 ½ Mark. In Württemberg mögen die Verhältnisse ähnlich liegen.

[3]) Sattler, Geschichte des Herzogthums Würtemberg unter der Regierung der Herzogen, V, 230.

Digitized by Google

es scheint, alles aus seiner eigenen Tasche, nicht nur die kleine Kirche von Etobon, sondern auch St. Martin in Mömpelgard.

Dem Herzog Johann Friedrich mangeln von Anfang an die Mittel zur Betätigung seines Kunstsinns. In die erste Zeit seiner Regierung fällt noch die Ausschmückung des Goldnen Saales in Urach und die Errichtung der Lustgrotte in Stuttgart. Auch den Ausbau des Prinzenbaus plant er, sogar großartiger, als sein Vater es gewollt hatte [1]). Doch dieses Projekt wird nicht verwirklicht, ebensowenig das Schloß in Backnang vollendet [2]).

Später finden sich nur selten noch Beispiele von Baugesinnung. Während der Errichtung der Göppinger Kirche wünscht der Herzog, mit Rücksicht auf die vielen vornehmen Badegäste, daß sie ein Tonnengewölbe mit seinem erhaben ausgeführten Wappen erhalte. Ferner veranlaßt er den Ausbau des ursprünglich sehr einfach geplanten oberen Kirchturms von Freudenstadt im Stile des unteren. Endlich beschließt er nach einer heilsamen Badekur freiwillig die Vergrößerung und Verschönerung der Kirche in Wildbad. Im Verlaufe dieses Unternehmens versucht Schickhardt durch einen Appell an seinen Ruhmsinn vergebens, ihn zur Übernahme der gesamten Baukosten zu bewegen.

Doch bezeichnen in Wildbad, wie in Göppingen, Inschrifttafeln ihn als den Bauherrn.

Neben der Tätigkeit Schickhardts im Dienste seiner Fürsten ist seine Arbeit für andere vornehme Auftraggeber zu beachten. Für die zahlreichen weiblichen Mitglieder des Herrscherhauses, die durch Bestellungen seine Arbeitskraft fortgesetzt in Anspruch nehmen, führt er meist nur kleinere Nutzbauten aus [3]).

Dem Grafen Johann Jakob von Eberstein verändert er mehrere Schlösser; in Gochsheim errichtet er ihm eine sehr ansehnliche Kirche [4]). Die Grafen von Hohenlohe ziehen, obwohl sie treffliche Baumeister in ihrem Lande haben [5]), Schickhardt sehr häufig zu Rate [6]) und kargen nicht mit dem Lohn. Zu den bedeutendsten Arbeiten in ihrem Dienste gehören die Entwürfe zum Schloßneubau und zur Errichtung einer Kirche in Schillingsfürst, beide nicht ausgeführt [7]). Sogar nach Sachsen sendet er

[1]) Heyd 383.
[2]) Heyd 355.
[3]) Heyd 359, 379, 398.
[4]) Heyd 351, 357, 401.
[5]) Klemm, W. B. 163.
[6]) Heyd 356, 403–406.
[7]) Die Risse des Schlosses erwähnt als vorhanden noch Albrecht in „Das

Digitized by Google

einen Abriß „zu einem gewaltigen grosen Schloß und einer newen Hofkürch“ [1]).

§ 2. Städte und Dörfer.

Hinter den Fürsten und dem Adel stehen die Städte nicht zurück, weder hinsichtlich der Aufträge, noch der Ehrungen. Mömpelgard ernennt Schickhardt zum Ehrenbürger, Eßlingen honoriert seine Arbeiten am Steuerhausgiebel und Kanzleibau recht gut, Belfort läßt sich durch ihn ein schönes Rathaus bauen, in Göppingen, Reichenweier, Tübingen und Vaihingen erhält er ansehnliche Geschenke, und überreich wird er von den Cannstattern für den Bau des Kirchturms belohnt [2]). Vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges erfreuen sich einzelne Städte und kleinere Orte, auch Kirchen, einer nicht geringen Wohlhabenheit. Neuenstadt a. L. kann sich seit 1581 eigene Stadtbaumeister halten [3]). In dem kleinen Ort Horkheim wird 1610 lediglich aus dem Kirchenvermögen ein neues würdiges Gotteshaus errichtet und eine Inschrifttafel daran nicht vergessen. 1613 bauen die Metzinger ihren Kirchturm aus, ohne Zuhilfenahme fremder Mittel; in seinem Erdgeschoß werden die Namen und Wappen von Pfarrer, Schultheiß, Rat und Gericht angebracht. In dem reichen Orte Laichingen wird 1617—1619, gegen den Willen des Stuttgarter Kirchenrats, die ganze Kirche mit biblischen Historien ausgemalt und noch 1632 der Turm mit kostbarem Kupfer gedeckt. Auch die Kalksteinreliefs an den Emporenbrüstungen in Ehningen stammen wohl aus dem Ende des ersten Drittels des 17. Jahrhunderts. Bis tief in die Kriegszeiten hinein erhält fast jede Kirche irgendein kleines Zierstück, sei es ein überflüssiges Kranzgesims, wie der Turm in Altdorf, oder Maßwerkfenster, wie der Turm in Ebersbach, eine hübsche Kanzel- oder Emporenstütze, wie die Kirchen in Grüntal und Diefenbach, oder eine gemalte Emporenbrüstung, wie die Untersteinbacher Kirche. Nicht an Kunstsinn mangelt es zumeist, sondern an Mitteln. Manche Kirchen sind so arm, daß sie die dringendsten Herstellungen nur mit Hilfe der benachbarten Heiligen oder des Herzogs vornehmen können. Hier verzichtet man dann wohl auch auf den schlichtesten Schmuck.

Königreich Bayern in seinen . . . Schönheiten“ 1854. III, 289 ff. Heute sind sie verschollen.

[1]) Heyd 356.

[2]) Heyd 412, 413.

[3]) Statutenbuch auf dem Rathaus in Neuenstadt. II. Die Namen der drei ersten sind: Heinrich Derzbach, Peter Hofmann, Bernhard Werner.

Digitized by Google

§ 3. Bürger und Handwerker.

Unter den zahlreichen Privathäusern, die Schickhardt besonders in Stuttgart und Mömpelgard erbaut, lassen die erhaltenen, wie das Wohnhaus Schickhardts in Stuttgart, auf große Sparsamkeit des Bauherrn schließen. Nur das erkergeschmückte ehemalige Haus Keller in Stuttgart[1]) ist ein stattlicher Bau[2]). Daß sich auch unter den verschwundenen Häusern einige sehr ansehnliche befunden haben müssen, beweisen die Summen, die z. B. der Kanzler v. Engelshofen und der Stiftsprediger Lotter dafür aufwenden[3]).

Selbst einzelne Handwerker tragen einen stolzen Ruhmsinn zur Schau. Peter Pfänder, der nach Gunzenhäusers Entwurf die Kirche von Waldenbuch errichtet, meiselt an schönen Steinmetzarbeiten zweimal seine Initialen ein. Auch die Werkmeister Hans Hermann und Kaspar Kachel, welche die Kirche von Pfaffenhofen weit schöner erbauen, als Schickhardt es geplant hatte, verzichten nicht auf den Nachruhm.

I. Abschnitt.

Baugeschichte und Beschreibung der Kirchen Schickhardts.

§ 4. Die Angaben des Inventars.

Schickhardt verfaßt sein Inventar in den Jahren 1630 ff. nach zahlreichen Notizen und den Konzepten seiner Briefe und Kostenanschläge, von denen ein großer Teil im St.A. aufbewahrt wird. Die Aufzählung seiner Bauten dürfte vollständig sein. Wenigstens lassen sich die ihm zugeschriebenen Kirchen von Magny-Danigon, Neuenstein und Waldenbuch nicht als seine Arbeiten nachweisen, ebensowenig die anderen unter der Regierung der Herzoge Friedrich und Johann Friedrich erbauten Kirchen, wie die Gotteshäuser in Hellenstein, Horburg i. E., Neuenstadt a. L. und Renningen.

Sind die Angaben einerseits vollständig, so sind sie andererseits recht ungeordnet. Schickhardt schreibt ohne genaue Disposition und schnell. Die Kirche von Adolzfurt erwähnt er zweimal, drei andere Kirchen muß er nachtragen.

Seine Aufzählung wird hier zunächst wörtlich wiedergegeben[4]). In der nachfolgenden Untersuchung über die einzelnen Bauten sind diese hingegen, mit möglichst enger Anlehnung an die, von Schickhardt gegebene Einteilung des Stoffes, derart gruppiert, daß die gleichartigen Arbeiten in chronologischer Reihenfolge zusammengestellt sind.

[1]) Heyd 382, Paulus Nkr. 34, 40.

[2]) Die prachtige Maison Forstner in Mömpelgard hat sich bisher nicht als Werk Schickhardts nachweisen lassen. Was Duvernoy in „Montbéliard au XVIII• siècle“ p. 84 darüber sagt, ist unbegründet.

[3]) Heyd 382.

[4]) Die bei Heyd 350 ff. ist unvollständig und ungenau.

Digitized by Google

Kurchen die Mitt Gottes Gnediger Hilff Ich Heinrich Schickhardt von Grund auff New erbaut hab.

Anno 1591. 1592. 1. Die Kürch zu Grendel, Dornsteter ampts, von Grund auff new erbaut, anno 1592. Duot der Bauwcost ohne 218 stem Holtz und die frohn 726 fl.

1601. 2. Mümpelgart. Die Newe Kürch zu S. Marten den 5. Marty anno 1601 den ersten stein an solcher Kürchen gelegt, ist lang 138 brait 66 der steine Stockh hoch 40 schuch, hat in allem biß gantz außgemacht gewesen cost 23276 Franckhen . . .[1] Korn 55 pütschat, habern 17 pitschat.

1602. 3. Estobon die new erbaute Kürch dovor nie keine gewesen, Ist lang 60 breit 30, der steine stockh hoch 20 Schuoch, zu disem Kürchen Bauw hat die gemein ales holtz auß Iren welden geben vnd gefiert, quader, maurstein, sand vnd kalg in Irem Costen auff den platz gelifert. ist noch dariber auff gangen 650 franckhen Korn 4 pitschat.

1604. 1608. 4. Zu Fredenstatt von anno 1604 biß 1608 ist disc Kürch (da vor weder Statt noch Kürchen gestanden) von grund auff new erbaut worden, an solchem bauw ist den Handtwerckhsleuten bezahlt worden alß volgt.

Dem Steinmetzen in der ersten Rechnung	2786 fl.	
Dem Zemerman in erster Rechnung hat man geben	1583 fl.	
Dem Steinmetzen vom obern Kürchenturn geben .	2230 fl.	
Dem Zemerman von solchem turn	290 fl.	
Dem Zemerman für den ersten Helm	85 fl.	
Dem Schmid in einer Rechnung geben	197 fl.	
Dem glaser in einer rechnung	50 fl.	38.
für das giter umb den althar	93 fl.	20.
gestrückhdte giter für die fenster	434 fl.	
Dem Kalgschneider für sein arbeit	2197 fl.	30.
Dem Schlosser in einer Rechnung	72 fl.	
Jakob Züberlein dem maler	4451 fl.	42.
mehr dem Schlosser	739 fl.	45.
Dem Schreiner in der ersten Rechnung	602 fl.	49.
mehr dem Schmid	197 fl.	45.
für die Vhr	410 fl.	
Tünchen und mit elfarb anzustreichen	321 fl.	32.
für die orgel	3000 fl.	
geheiszierd und borkürch auch	1000 fl.	
zusamen	4000 fl.	
dem Büldhauwer	570 fl.	
für 4 kupferne Knepff	4 fl.	48.
Dem Schifer Dechter	537 fl.	
Fredenstatt das pflaster bei der Kürch zu machen .	17 fl.	50.
Dem Vhrenmacher für das Giter umb den althar, das 280 pfund gewogen bezahlt für Jedes pfund 20 kr. thut	93 fl.	20.

1608. 3 Glockhen wegen 51 Centner 72 pfund. Vnder obgedachter verzaichnus ist noch weder

[1] Unleserlich.

Digitized by Google

holtz, fuohr, ziegel, Sand, Kalg, Sailer, Zerung
und dergleichen.

Dise Kürch in der Fredenstatt, hat ohne die glockhen Iber zwantzig zweii tausent gulden cost.

1599. 5. Dachtel calwer ampts hab ich anno 1599 ein abriß vnd Iberschlag Iber geben, die Kürchen Sampt dem turn von newem zu Bauwen.

1610. 6. Pfaffenhofen anno 1610 die Kürch von Newem erbaut, ausgenomen zwo mauren nur heher gemacht der turn auch erhecht vnd ein newer Helm darauff gesezdt worden.

1606. 7. Blamont. Der Kürchturn aller denge von newem die Kürch biß an wenig alt maur werckh sonst allerdengs von Newem erbaut worden.

1619. 8. Adelhaitsfurt Graf Ludwig Eberhart von Hohenlo Herr zu Langenberg geherig, Dem hab ich anno 1619 ein abriß zu einer ganz newen Kürche auch newem Stockh vnd Helm der 50 Schuch hoch auff den turn gemacht, soll alles auß gebaut sein.

1620. 9. Tieffenbach Maulbruner ampt hab ich auff den 7. Martij anno 1620 ein abriß vnd Iberschlag zur Cantzleii Iber geben wie nur etlich wenig maurwerckh Von der alten Kürchen bleiben vnd ein gantz newe Kürchen erbaut werden soll.

1620. 10. Stiglingen Meckmiler ampts, Hab anno 1620 ein abriß vnd Iberschlag Iber geben das die alte Kürch soll abgebrochen, vnd ein gantz newe Kürch die noch so groß alß die alt soll erbaut werden.

1619. Adelhaitsfurt den grauen von Hohenlo geherig ein von grund auf Newe Kürchen erbaut, welche lang 60 brait 34 der Stockh hoch 24 schuch. Steht oben noch mal.

1618. 11. Goppengen. Die Kürch von Newem erbaut, daran der Erste stein auf den 14. Februaro anno 1618 ist gelegt worden. Dise Kürche ist lang 140, brait Iber haupt 70, der steine Stockh hoch 40 schuch. Der gantz Bauw cost, so auff disen Kirchenbau gangen ist, 11 105 fl.

1618. 12. Bayhengen. Nach dem die Kürch sampt einem grosen theil der Stat anno 1618 abgebrunen, das nichts den das verbrente maurwerckh stehen bliben, ist solche Kürchen lang 120, brait 78, hoch in der mit 68 schuch. Dise Kürch sampt einem hilzen Stockh und 70 schiehigen Helm auf den turn hat cost auf 4700 fl.

1610. 13. Horckheim weinsperger ampts, ist die Kürch abgebrochen von grund auf new erbaut vnd vil gröser dan sie vor gewesen gemacht worden die lang 62 brait 46 der steine stockh hoch 16 schuch, hat sich in der abrechnung befunden das darauf gangen in Allem (Iber die fuohr und Handt frohn) 1673 fl. Weiter begehrt der Schuldtheis vnd zwen Helgen Pfleger für ihr bemiehung jeder 10 thut 30 fl. Die weil auch in wehrenter Arbeit grose theirung ein gefallen, begehren alle Handwerckhsleit zusamen Iber Jr Verdeng noch 50 fl. Weiter ein steinen und ein hilzen stockh sampt dem Helm auf den Kürchturn zu Setzen, cost 480 fl. Suma die New erbaute Kürch vnd Kürchen turn in Allem zusamen 2233 fl.

1621. 14. Gültzhausen maulbruner ampts, hab den 5. Februarii anno 1621 ein Abris vnd Iberschlag Iber geben wii solche Kürch notwendig von Grund auff von newem soll erbaut werden.

1617. 15. Gochazheim in der pfaltz, Graf Johan Jacob von Eberstein geherig, da hab ich ein gantz Newe Kürchen erbaut, die lang 92, brait 44 Schuch. Die hat iber das so man von der alten Kürchen zum besten gehabt, auch Iber bauw holtz vnd alle frohn noch auf 2000 fl. cost.

Digitized by Google

1624. 16. Schilengsvirt im Franckenland gelegen. ein von Grund auf Rew Kurchen sampt einem Turn und Sacrastey erbaut, welche lang 70, brait 40, der stockh hoch 25, der turn biß ans tach hoch 70, der Helm 50 schuch. Ob die aber weil das Kriegs wesen gleich darnach eingefallen, außgebaut mag ich nit wissen.

1623. 17. Wildtbad, die Kürchen (auß genomen etlich maurwerckh) sonst allerdengs von newem erbaut. 1623.

Kirchen, die Ich Erweiter, erhöhet, Newe Bohr Kürchen gemacht, Newe Stöckh auff alte türn Gesetzt, und Newe Helm darauff erbaut hab.

1609. Canstatt hab ich ein Visierung gemacht, daß der Kürchenturn soll mit 2 steinen und einem Hilzen Stockh umb 40 Schuch erhöhet werden, weil aber dem maurwerckh darunder zu einem so grosen last nit zu trauwen gewesen hab ich mit Rhat und gut ansehen des werckhmeister Külian Kesinbrot enwendig 5 hilzener wol verbiegter Stöckh von vnden an bis vnder die glockhen machen lassen, also das der turn an den glockhen nichdts zu tragen oder sich Ihres Schwanckhens an zu niemen hatt. Diser turn ist mit Kupffer bedeckht und noch ein newe glockh so auff . . . schwehr darein gehengt und mier für mein Bemiehung einhundert Rechsthaler verehrt worden. Hat durch Gottes gnad guten bestand vnd ein fein ansehen, mag der gantze bauwcost sich auff . . . erstreckhen.

1613. zu Metzengen Im vracher thal ist der Steine Stockh am thurn erhöcht ein archetrav fries und Hauptgesims darauf, desgleichen ein vmbgang Sampt einem brust gelenter, alles von Stein gemacht worden, weiter hat der Zemerman ein hiltze Stockhwerckh sampt einem Helm der 56 schuch hoch darauff gemacht. diser Helm ist mit rheinischem Schifer bedeckht worden. Kompt der gantze Bauw Cost auff 2000 fl.

1625. Eberspach in den weihennacht Feiertagen anno 1625 den 5. Januarii hat das weter in den Kürchturn geschlagen dem Helm verbrendt, 3 glockhen verschmelzdt, die vhr Ibel zu gericht, das tach an der Kürch verschlagen vnd alle boden Im turn zu aschen gemacht. In solchen turn hat der Zemerman andre boden, ein Verlornen wol verbiegten Stockh vnder die glockhen, ein Vhrheisle, ein glockhen stul zu 3 glockhen, einen schenen wol auß gegirten Helm, vnd ein newe bor Kürchen gemacht. erstreckhdt sich der Bauw Cost (ohne die glockhen und die Vhr) auf 1200 fl., die glockhen und vhr 2000 fl., in alem 32 000 [sic!] fl.

Newe Stöckh und Helm auff die Kürchen türn gesezdt.

1614. Backhnang am Kürchturn den alten steinen Stockh erhocht, ein newen hilzen stockh der verblendt worden, sampt einem schenen Helm, und kleinen türnlein auff dem Helm erbaut. Vnd ist der Helm sampt dem kleinen türnlein mit Kupfer bedeckhdt worden. In der Kürch hat man ein Bohr Kürch und vast alle stiel von newem gemacht.

1617. Altorff da ist auff den Kürchen turn ein steinener und ein hiltzener Stockh, sampt einem newen Helm erbaut worden.

1619. Horheim fehenger ampts, ist nichdt Horckheim selbig ligt im Weinsperger ampt. Auff den Kürchen turn, hat man ein steinen vnd ein hiltzen Stockh sampt einem Helm so auf 70 schuch hoch gemacht. erstreckhdt sich diser Bauw cost ohne die fuohr vnd Handtfrohn, auch ohne das aiche holtz auf 1200 fl.

1624. Zu Ober Enfengen Nürtinger ampts, da ist auch ein hiltze stockwerckh sampt einem Helm auf den Kürchturn erbaut worden.

Digitized by Google

1629. Calw der alte Helm auf dem Kürchturn nebendt dem Margt, in welchen das weter geschlagen, ist hoch 70 schuch, diser Helm sol sampt dem hilzen stockh abgebrochen, ein wol außgeladen Haupt gesems, sampt einem Vmbgang von Steinwerckh gemacht werden, es soll auch der Zemerman ein hilze Stockhwerckh und etliche gemach für ein turnbleser darein, sampt einem wol auß gegirten Helm machen, darauff oben ein Kleines glockentürnle und auff Jeder seitten ein tachfenster sein soll, es sollen auch Vil stiel verendert und ein newe Cantzel gemacht werden, solches ist mehrerteils den Handtwerckhsleiten verdengt, etliches daran gemacht, aber wegen des leidigen Kriegswesens wider eingesteldt worden.

Kirchen erweitert.

Anno 1623. Herenthierbach Franckhenland nichdt weit von Rotemburg an der tauber, den Herren Grafen von Hohenlo zu Schilingswirst geherig, die Kürchen vmb vil erweitert, die Stiel vnd Cantzel verendert, vnd ein new tach darauff erbaut.

1610. 1618. Wilperg. Die Kürch erweitert, vil Newe stiel gemacht, auch hernacher auß und enwendig getünchdt ist ohngeuer darauff gangen 1200 fl.

1619. Kleinen Sachsenheim. Die Kürchen $4^1/_2$ schuch erhocht, ein newe bor-Kürch erbaut, etliche fenster durch gebrochen, und ein new tach Jber dem Cor gemacht.

1621. Tegerloch die Kürch umb vil erweitert, ein new tachwerckh, ein newe bor Kürch und vil newe Stiel gemacht.

1613. Zu Romoltzhausen die Kürch hat sollen erweitert und der Steine stockh erhohet werden, ob es aber gemacht worden kan ich nit aigentlich wissen.

1627. Zaisersweiher zwen steckh und ein newen Helm auf den turn gemacht, ein Newe bohr Kürch erbaut, die alte fenster erweitert und zweii newe eingesezdt.

1623. Vnder Steinbach in der Grafschafft Hohenlo Waldenberg. Ein Abriß zu einer newen Kürchen gemacht, ob die auß gebaut kan ich nit wissen.

1617. Waldt angeloch in der pfaltz dem Grafen von Eberstein geherig, die Kürch $4^1/_2$ schuch erhöcht, ein steinen und ein hilzen Stockh sampt einem newen Helm erbaut.

Kirchen Gebey.

1632. Laichengen Bracher ampts zwen Stöckh und ein newen Helm (der mit Kupfer bedeckh werden soll) auf den Kürchen turn zu erbauwen, ist bewiligt. soll förderlich erbaut werden, der Jberschlag 1176 fl.

Hab in volgenten Kürchen, in teils Newe borkürchen newe Cantzel, newe stiel, newe tachwerckh machen lassen, oder die sonsten Reparirt. alß volgt. Zu

Bebelsheim Jm Elsaß 1608
Reichenweihr 1607
Hochdorff 1626
Hildritzhausen 1627
Enengen 1630
Mauren 1626
Spilberg 1621
Ochsenbach 1616
Haidenheim
Sultz 1610
Awen 1621
Newensteißlingen
Denckendorff.

Digitized by Google

Betershausen beii Schilengsvirst ein newen Kürchturn gebaut.
1613. Haidenheim die Statt Kürch erbaut.
Sanfulen gen Mümpelgart geherig ein newen Kürchturn gebaut.

§ 5. Die Neubauten.

a) Völlig neu erbaute Kirchen.

Dachtel 1599.

Die frühere Kirche von Dachtel hatte, wie aus dem Aufnahmeplan Schickhardts im St.A. hervorgeht, den gleichen Grundriß wie die jetzige in etwas kleineren Verhältnissen. Sie war 58½′ lang, 33′ breit. Auch stand ihr quadratischer Turm nicht an der Ostecke, sondern vor der Mitte der Südwand. 1599 berichtet Schickhardt, sie sei so schadhaft, daß sich eine Ausbesserung nicht lohne. Er habe darum Entwürfe zu einem Neubau angefertigt, der höchstens 1000 fl. kosten solle und mit dem, trotz der späten Jahreszeit, noch begonnen werden könne. Dem Brief liegen ein Überschlag und mehrere Risse bei, die zeigen, daß Schickhardt anfangs schwankt, wohin er den Turm und die Kanzeltreppe stellen soll. Beide Pläne stimmen darin überein, daß sie ein einschiffiges Langhaus mit Westempore zeigen, das im Osten in drei Seiten des Achtecks geschlossen, 66′ lang und 37′ breit ist. Auf dem einen Plane ist dem quadratischen Turme seine Stellung über der mittleren Seite des Chorschlusses angewiesen, auf dem anderen Risse steht er vor dem östlichen Teile der Südwand, da, wo sie ins Achteck übergeht. Das Untergeschoß des Turmes ist nach dem zweiten Entwurfe für die Sakristei bestimmt. Die Kanzel steht an der Südwand des Schiffes, nahe der Sakristeitür. Sie soll einerseits von der Sakristei aus und anderseits von außen über eine längs der Nordwand des Turmes emporführende Freitreppe zugänglich sein. Nach diesem Plane wird die Kirche 1600 errichtet. Am 26. Dezember 1766 brennt sie vollständig aus. Nur die Umfassungsmauern und der Turm bleiben erhalten[1]). 1768 wird sie neu geweiht, 1823 renoviert, 1886 erfährt der Turm eine Ausbesserung.

Die Kirche ist einschiffig und orientiert, der Chor weder eingezogen, noch durch Querwände vom Schiff getrennt. Die Südseite zeigt drei große spitzbogige Fenster, die ursprünglich durch Sprossen geteilt waren. Zwischen den beiden westlichen befand sich ein rundbogiger Eingang, der 1768 unter das Mittelfenster verlegt wird. Im Osten dieser Seite steht der Turm. Jede Chorseite hat ein großes, heute maßwerkloses Spitzbogenfenster, die Nordseite deren zwei, wovon nur eines ursprünglich ist,

[1]) Beschreibung des Brandes auf dem Pfarramt in Dachtel.

Digitized by Google

und, wie auch die sonst kahle Westseite, einen im 18. Jahrhundert durchgebrochenen Eingang. Um die ganze Kirche läuft ein schlicht abgefaster Sockel, die Langseiten haben ein Karniesgesims.

Das Innere, ursprünglich nur mit Westempore, ist heute völlig verändert. Nur die Kanzel lehnt noch, wie die frühere, an die Südwand neben dem Turme, ist aber nicht mehr unmittelbar von außen zugänglich. Der Turm mit schlankem, eingezogenem viereckigem Helm mit abgeschrägten Kanten ist ein viergeschossiger Bau mit quadratischem Grundriß und schlichten, rechteckigen Fenstern in jedem Geschoß. Die einzelnen Stöcke sind durch Gesimse voneinander getrennt. Die beiden unteren Traufgesimse sind einfache Kehlen, das dritte gleicht dem Kranzgesims der Kirche. Das hölzerne Hauptgesims des Turmes besteht aus Karnies und Wulst, die durch Plättchen voneinander getrennt sind. Im unteren Geschoß ist die niedrige, von außen zugängliche Sakristei untergebracht; darüber befindet sich der rechteckige Turmeingang mit Karniesprofillaibung. Zu ihm führt eine moderne Freitreppe.

Mömpelgard. St. Martin 1601—07.

Auf der Stelle einer gotischen, zu klein gewordenen Kirche läßt Herzog Friedrich auf eigene Kosten [1]) ein neues Gotteshaus bauen. Am 5. März 1601 wird der Grundstein gelegt [2]). Am 13. Mai 1601 liegen die Fundamente bis auf die des Turmes [3]). 1602 ist die Kirche „bis in die 15 schuch hoch von lauter gehauwnen Quader, mit jhren Colonnen,

[1]) Tuefferd, Notice historique sur Montbéliard. Mém. de la société d'émulation de Montbéliard 1866, p. 496.

[2]) Heyd 350. — An der Grundsteinlegung nehmen teil der Superintendent Oswald, die Pfarrer Cucuel und Macler, der Schloßvogt Borne an Stelle des Fürsten, Schickhardt und die Vertreter von Stadt und Land. In den ersten Stein werden Flaschen mit Rot- und Weißwein und ein Pergament mit den Namen sämtlicher Beamten Mömpelgards eingefügt, sowie eine Kupfertafel mit der Inschrift: Quod felix et faustum sit. Anno salutis millesimo, sexcentesimo primo, III. non. Martii. Imperatore Rudolpho II. S. A. etc. Lapis hic primus positus est in fundamento templi huius, quod Dei gratia illustriss princeps ac dominus dominus Fridericus Dux Vuirtembergensis et Teccensis Comes Mombelgardensis etc. ex pia liberalitate loco veteris et angusti, novum et amplum fieri fecit. Opera illustriss. e. c. architecti, Henrici Schickhardi Herrenbergensis. quod ut in laudem et gloriam Christi, ecclesiaeque aedificationem cedat, faxit Deus opt. max. Amen. — In die vier Ecken des Fundamentes stellt man goldne Leuchter (Clém. Duvernoy. Note sur le temple Saint-Martin. Mém. de la soc. d'ém. de Montb. 1902).

[3]) Collection Charles Duvernoy, Bibliothèque publique in Besançon, VI, 27. Tuefferd gibt in der Notice historique die falsche Notiz, 1601 sei bereits die ganze Kirche bis auf den Turm vollendet.

Digitized by Google

Gesimbsen und anderer Gezierdt auffgeführet“ [1]). 1604 scheint das Schiff im wesentlichen vollendet zu sein. In diesem Jahre wird über dem Südportal eine Inschrift angebracht [2]). Von da an schreiten die Arbeiten

Ansicht der Kirche von Mömpelgard. Radierung von H. Schickhardt aus der „Beschreibung einer Reiß“. 1602.

langsamer vorwärts [3]) und werden zuletzt ganz eingestellt. Das Schiff wird vollendet, der Turm nur bis zu dessen Dachfirst geführt [4]). Werk-

[1]) Heyd 293. „1602“, weil in diesem Jahre Schickhardts „Beschreibung einer Reiß in Italiam“ erscheint, der die Notiz entnommen ist.

[2]) Illustrissimus princeps D. Fridericus dux Wirtemb. et Teck, comes Mompelgard. etc. aedem hanc Deo O. M. sacram pio zelo novam erexit. MDCIIII. Opera Henrici Schickhardi Herrenbergensis Architecti.

[3]) Nach Clément Duvernoy, Note sur le temple Saint-Martin, Mém. de la soc. d'ém. de Montb. 1902, aus Mangel an Mitteln. Das ist kaum wahrscheinlich, wenn, wie Tuefferd angibt, Herzog Friedrich den Bau bezahlt.

[4]) Gesamte Baukosten 23 276 Frs.

Digitized by Google

meister ist Stefan Wimmer[1]). Am 18. Oktober 1607 findet die Kirchweihe statt[2]).

Unter Schickhardts Nachfolger in Mömpelgard, Claude Flamand[3]), ruht die Bautätigkeit lange Zeit vollständig. 1656 werden die Fenster ausgebessert[4]). Nach dem Eindringen der Franzosen in die Stadt wird am 8. Dezember 1676 das Geläute der Schloßkirche Saint-Maimboeuf eingestellt. Um die Sonntagsglocke nicht völlig entbehren zu müssen, baut die Stadt nunmehr den Turm von St. Martin aus. Am 11. November 1677 erhält er eine Uhr, die 1690 durch eine bessere ersetzt wird, sowie zwei Glocken. 1684 wird an der Südwand der Kirche eine Empore errichtet[5]). 1736 bedarf die Turmuhr der Ausbesserung[6]). 1738 soll die Empore an der Nordwand mit einem neuen Geländer versehen, die Unterseite beider Emporen erneuert und das ganze Innere getüncht werden[7]). 1755/56 erhält die Kirche eine neue Orgel auf ebenfalls neuer Westempore[8]). 1782 ist wiederum eine Ausmalung

[1]) Unter den Freudenstadter Bauakten findet sich in einem Briefkonzept Schickhardts die Stelle: „Stefan Wimmer, maurer und burger zu Mümpelgard, welcher den Kirchenbau von St. Martin von grund auff gemacht hat . . ."

[2]) Bois de Chesne, Chronique du Comté de Montbéliard. Manuskript auf der Bibliothèque publique in Mömpelgard. — Zuerst predigt der deutsche Pastor Peter Brebach (Christliche Dedications- oder Kirchweihpredigt zu Mümpelgart in der Stattkirchen . . . auff gnedigen befehl den 18. Tag octobris im 1607 jahr in teutscher sprach aus dem ersten Capitel des Heyligen Propheten Haggai gehalten durch M. Petrum Brebachium, der teutschen kirchen Pfarrern und Superintendenten. Getruckt zu Mümpelgart durch Foillet 1608). Ihm folgt Samuel Cucuel (Sermon faict et presché en l'Eglise francoise de Montbeliard le dimanche dix-huitième en octobre l'an 1607, pour la dédicasse du nouveau temple . . . . par Sam. Cucuel, ministre de la parole de Dieu en la diete Eglise. Montbeliard-Foillet 1608). An der Feier nehmen der Gouverneur von Mömpelgard, Baron Leopold v. Landau, an Stelle des Fürsten, der Kanzler und alle Behörden teil, außerdem eine ungeheure Volksmenge. — Die Kirche bleibt dem französisch-lutherischen Gottesdienste vorbehalten.

[3]) Tuefferd, Histoire des comtes souverains de Montbéliard. Mém. de la soc. d'ém. de Montb. 1877 p. 486. Über Schickhardts Bautätigkeit in Mömpelgard vgl. Baum, „Mömpelgard", Staatsanzeiger für Württemberg, Bes. Beilage, 1905.

[4]) Clément Duvernoy, Note.

[5]) Collection Charles Duvernoy. VI.

[6]) Desgleichen.

[7]) Archives du département du Doubs. Série E, liasse 73.

[8]) Desgleichen. Aus den Urkunden geht das Vorhandensein einer älteren Orgel, das nur von Duvernoy, Note, ohne Quellenangabe bezeugt wird, nicht hervor. Es ist möglich, daß der ein wenig calvinistisch gefärbte Gottesdienst (vgl. Viénot, Histoire de la Réforme dans le pays de Montb. 1900, Viénot, La vie ecclésiastique au XVIIIe siècle. 1895) dieses Instrumentes bis 1755 ermangelte.

Digitized by Google

des Schiffes geplant[1]). 1837 findet eine gründliche Herstellung der Kirche statt, wobei die bisher an die Nordwand lehnende Kanzel hinter den Altar gestellt wird und die Empore ihre heutige Gestalt empfängt.

Die ursprünglichen Entwürfe Schickhardts sind verschollen. Charles Duvernoy, einer der gründlichsten Kenner Mömpelgards, erwähnt sie weder in seinem einen Foliobaud füllenden summarischen „Inventaire raisonné des archives de l'ancienne principauté de Montbéliard"[2]), noch in seinen Notizen über die Kirche St. Martin[3]). Auch befinden sie sich weder in den Archiven Württembergs, noch in denen von Besançon, Colmar, Paris und Vesoul.

Infolge dieses Mangels kann über das ursprüngliche Aussehen des Inneren der Kirche wenig Sicheres gesagt werden. Über das Äußere, wie es ursprünglich geplant war, sind wir durch eine der „Beschreibung einer Reiß in Italiam" angefügte, die Nord- und turmüberragte Ostwand der Kirche darstellende Radierung Schickhardts unterrichtet.

Die Kirche ist orientiert, ein rechteckiger Bau von ansehnlichen Verhältnissen, 138′ lang, 66′ breit, bis zum Kranzgesims 40′ hoch, im Lichten nach moderner Messung[4]) 37 m lang, 15,75 breit, 11 hoch, ungefähr doppelt so groß, wie ihre Vorgängerin[5]). Sie ist aus Hausteiu in zwei verschiedenen Qualitäten massiv erbaut, derart, daß für die ruhigen Mauerteile ein grober, poröser Kalkstein, für die Steinmetzenarbeiten ein feiner, heller Sandstein verwandt ist. Sie wird von einem Satteldach bedeckt und hat auf den Schmalseiten im Osten und Westen Giebel. Auf der Ostseite erhebt sich der Turm. Sein unterer Teil ist in den Baurythmus des Ganzen einbezogen und tritt nur wenig aus der Wandflucht vor. Sämtliche Wände werden durch eine einzige Ordnung kräftiger toskanischer Pilaster belebt. Diese erheben sich auf Verkröpfungen des hohen, die ganze Kirche umgebenden Sockels und tragen das mächtige Kranzgesims. Das ist über den Pilastern nicht verkröpft, nimmt aber an dem Vortreten des Turmunterbaus teil. Über dem Kranzgesims ragen noch die beiden steilen Giebel empor. Der Westgiebel hat drei, der Ostgiebel zwei Traufgesimse. Aus dem Ostgiebel wächst der quadratische Turm hervor. Er sollte vom Kranzgesims der Kirche an, wo er erst als selbständiger Organismus hervorzutreten beginnt, vier durch sehr kräftige, dem Hauptgebälke nachgebildete Gesimse getrennte, etwa würfelförmige

[1]) Archives du département du Doubs. Série E, liasse 73.
[2]) Collection Ch. Duvernoy, Bibl. publ. in Besançon.
[3]) Desgleichen.
[4]) Clément Duvernoy, Note.
[5]) Desgleichen.

Digitized by Google

Geschosse erhalten, unter denen das oberste kleiner als die übrigen und von einem durch eine Renaissancebalustrade geschützten Umgang eingefaßt sein sollte. Dieses Geschoß hatte einen elegant eingezogenen viereckigen Helm mit vier Dachfenstern, Laterne und schlanker, vierseitiger Spitze zu tragen.

Die Pilaster scheiden die beiden Langseiten in je sieben, die Schmalseiten in drei Felder. In der Mitte der beiden Langseiten und der Westwand befindet sich je ein Portal mit Rundfenster darüber, rechts und links von den Portalen auf den Langseiten je drei, auf der Westseite ein Langfenster. Die Ostseite hat drei Fenster. Sie ist als die Schauseite behandelt; denn während an den übrigen Wänden zwei benachbarte Felder durch einen Pilaster voneinander getrennt sind und nur die Ecken deren zwei aufweisen, zeigt die Ostseite ausschließlich paarweise gestellte Pilaster, je an den äußeren Ecken und an den Ecken des Turmunterbaus. Auch sind an ihr die Mauerfelder zwischen den Pilastern nicht noch einmal besonders vertieft, wie an den übrigen Seiten, wo jede Wandöffnung wie von einem Rahmen eingefaßt erscheint; sondern nur unter den Fenstern laufen längliche Vertiefungen her. Auch die beiden dem Giebel angehörigen Geschosse des Turmes, an deren unteres sich zierliche Voluten anlehnen, die den Übergang zum breiteren Unterbau vermitteln, zeigen das Rahmenprofil, ebenso die beiden, mit je einem Fenster versehenen östlichen Giebelhälften. Die Giebellinie wird am Fuße und in der Mitte von Voluten unterbrochen, auf welchen kleine Obelisken stehen, in denen die Vertikalbewegung der Pilaster ausklingt. In der ruhigeren Westseite kommen die Kernformen des Baues klarer zum Ausdruck. Über dem Kranzgesims erhebt sich der dreistockige Giebel mit vier teils mit Segment-, teils mit Dreiecksgiebeln bekrönten Fenstern, drei im Untergeschoß, einem im zweiten. Er sollte ursprünglich abgetreppt, mit Voluten, Schweifen und Obelisken versehen und durch einen Rundbogen mit drei Obelisken abgeschlossen werden. Diese Schmuckformen wurden nicht ausgeführt.

Der um die Kirche laufende Sockel springt an seinem unteren und oberen Rande vor. Er trägt die weit aus der Wand vortretenden unverjüngten Pilaster. Sie erheben sich über ohne Plinthen auf dem Sockel sitzenden attischen Basen und tragen toskanische Kapitäle mit eierstabgeschmücktem Echinus, auf denen das schwere Hauptgebälk ruht, das aus dem Architrav, dem durch eine Leiste von diesem getrennten kahlen Fries und dem mächtig vorragenden Kranzgesims besteht. Die drei Traufgesimse des Westgiebels sind lediglich Hohlkehlen.

Die beiden Langseitenportale gleichen einander fast völlig. Sie haben eine rundbogige, tief profilierte Laibung und sind von auf niedrigen

Digitized by Google

Sockeln stehenden toskanischen Säulen eingefaßt, die ein schweres Gebälk tragen, über dem sich der Giebel erhebt. Die Zwickel zwischen Türbogen und Architrav sind mit Dreiecken ausgefüllt. Die Säulen haben diamantierten Sockel, attische Basis, sich verjüngenden, unkannelierten, geschwellten Schaft und reich geschmücktes toskanisches Kapitäl, dessen Hals zwischen dem oberen als Perlstab gebildeten und dem unteren einfacheren Halsring mit Rosetten verziert ist; der Echinus ist als Eierstab behandelt, der Abakus besteht aus drei Plättchen. Der Architrav mit Soffiten, in der Mitte von einer Volutenkonsole gestützt, ist niedrig. Der Fries hat Rahmenprofil; zwischen ihm und dem Geison befindet sich ein Eierstab. Der Südportalgiebel besteht aus einem durchbrochenen Kreissegment mit Inschriftplatte[1]). Das Nordportal hat einen durchbrochenen Dreiecksgiebel, der im übrigen dem des Südportals gleicht. Das Westportal ist einfacher, die rundbogige Laibung von einem flachen Ohrenrahmen umgeben.

Die Portale haben noch die alten, durch einen zierlichen jonischen Pilaster geteilten Flügeltüren, die unten mit diamantierten Buckeln, darüber mit Rahmenwerk und oben im Rundbogen mit Balustern versehen sind.

Die Profile der Lang- und Rundfenster sind gleich. Sie zeigen, hauptsächlich infolge der Verwendung von Wulsten und Hohlkehlen eine ziemlich lebhafte Gliederung. Die Langfenster sind sämtlich mit durchbrochenen Giebeln versehen, und zwar abwechselnd Segment- und Dreiecksgiebeln.

Die Innenwände sind entsprechend den Außenwänden mit toskanischen Pilastern geschmückt, die das Deckengesims tragen. Ob sie Basen hatten, läßt sich nicht feststellen, da die unteren Teile der Wand neuerdings mit Holz verkleidet sind. Ihre Kapitäle sind noch strenger als die der äußeren; der Eierstab im Echinus fehlt. Ihre Anordnung sollte genau der Stellung der äußeren Pilaster entsprechen. Dabei war nicht bedacht, daß Breite und Länge des Schiffes im Inneren geringer sind als außen. Auf der Westseite wurde das Problem, der einfachen Pilasterstellung wegen, leidlich gelöst. Schwieriger lagen die Verhältnisse auf der Ostseite mit ihren Doppelpilastern. Der steinern geplante Turm, von dem drei Wände erst im Dachstuhl beginnen, wo noch die Ansätze von Verstrebungen wahrzunehmen sind, bedurfte eines mächtigen, wenigstens noch seine Osthälfte stützenden Unterbaus. Zu diesem Behufe hatte man nicht nur außen den mittleren Teil der Ostwand, sondern auch innen die Pilaster

[1]) Vgl. Anmerkung S. 115.

Digitized by Google

derart verstärkt, daß deren Dicke in einem argen Mißverhältnis zu derjenigen der übrigen Schiffspilaster steht. Überdies mußten sich die Nord- und Südecke der Ostwand mit einem Pilaster begnügen, während die Ostecken der Nord- und Südwand da, wo das Auge gebieterisch nach einem vertikalen Abschluß verlangt, sogar nur gemalte Pilaster erhielten.

Ob die gemalte Architektur, die sich auch auf das übrige Innere der Kirche in der Weise erstreckt, daß die plastischen Pilaster vor gemalte niedrigere, gleichfalls toskanische gestellt sind, die durch gemalte Archivolten miteinander verbunden sind, von Anfang an vorhanden war, ist unsicher. Die Mattheit der Farben — die vortretenden Pilaster sind weißbläulich, die gemalten Architekturteile hellbraun, die Wandflächen grünweiß gehalten — spricht zwar gegen deren Ursprünglichkeit, nicht aber gegen die der Ausmalung an sich. In Anbetracht der Beliebtheit, der sich die gemalte Architektur in der Spätrenaissance in Deutschland erfreute [1]), kann man die Möglichkeit ihres ursprünglichen Vorhandenseins in Mömpelgard nicht bestreiten.

Sehr reich ist das aus Architrav, Fries und Kranzgesims bestehende Gebälk gebildet, das die aus 45 vertieften Feldern bestehende Decke trägt. Das mittelste ist quadratisch mit vier halbkreisförmigen Ausbuchtungen und mit der Darstellung des guten Hirten geschmückt.

Von der übrigen Einrichtung hat sich nur ein Rest des alten Chorgestühls, heute auf der Westempore, erhalten, die, an die Rückwand der Kirche anlehnend und im Norden und Süden rechtwinklig bis fast zu den Portalen vorspringend, durch Vergrößerung der 1755/56 erbauten Orgeltribüne entstanden ist, deren ursprüngliche, sich von den späteren durch die Schwellung des Schaftes unterscheidende Säulen noch ihre anfängliche Stellung einnehmen. Falls die Kirche im ersten Jahrhundert ihres Bestehens keine Orgel gehabt haben sollte, so ist in Anbetracht ihrer Größe mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sie zunächst, vielleicht abgesehen von einem Fürstenstand, überhaupt keine Empore besaß. Die beiden früher erwähnten sind durch ihre Stellung als anfangs nicht vorgesehene Einbauten gekennzeichnet. Eine Westtribüne wird, obwohl doch die Westwand der natürlichste Platz für eine Empore ist, erst 1755 erbaut.

Ein Taufstein ist nicht vorhanden. Der Altar ist neu, ebenso die Kanzel hinter ihm vor der Mitte der Ostwand, deren mittleres Fenster vermauert ist. Der Altarraum mit modernem Chorgestühl an den Wänden, liegt eine Stufe höher als das Schiff, von dem er durch ein Gitter getrennt ist. Das Gestühl des Schiffes ist neu.

[1]) Lübke, Gesch. der Renaissance in Deutschland. 2. Aufl. I. 209 ff., II. 27, 29.

Digitized by Google

Das Dach hat ein viergeschossiges Hängewerk. In seinem Ostteile sind die oben erwähnten Ansätze einer kühnen Verstrebung sichtbar. Offenbar wagte man doch nicht, den Turm nach Schickhardts Plan in Stein aufzuführen. Der jetzige hölzerne Bau ist sehr geschmacklos.

Überaus zahlreich sind die italienischen Vorbilder, an die sich Schickhardt gehalten haben könnte. Schon die erste Kirche auf welschem Boden, die er kennen lernt, S. Maria Maggiore in Trient[1]) muß ihm wichtige Anregungen geben. Hier findet er zuerst eine Pilasterordnung, doch mit verkröpftem Kranzgesims. Verdoppelung der tragenden Glieder lediglich an den Ecken sieht er zum Beispiel an der Basilika in Vicenza, durchgehend angewandte Doppelstellungen an S. Gesù in Rom, unverkröpftes Gebälk an den Bauten der Hochrenaissance, wie z. B. der Libreria in Venedig, aber auch noch bei Palladio, z. B. am Palazzo Chieregati in Vicenza[2]).

Freudenstadt 1601—15.

Nach dem ersten Plane Schickhardts im St.A. ist der quadratische Grundriß Freudenstadts in neun gleich große Quadrate geteilt, von denen das mittlere einen freien Platz bildet und das nordöstliche für die Erbauung des Schlosses bestimmt ist, während die übrigen von nicht streng regelmäßig angelegten Straßenzügen durchkreuzt werden sollen. In der Nordecke des südwestlichen Karrees, dem großen Platze nahe, ist der Raum für die Kirche vorgesehen. Sie soll auf allen Seiten freistehen und einen rechteckigen Grundriß erhalten.

Dieser Entwurf wird, gegen den Willen Schickhardts, nicht ausgeführt. Herzog Friedrich selbst ändert ihn. Von ihm rührt nicht nur die Anordnung her, „daß henden und vor jedem Haus ein Gassen und das Schloß mitten auff dem Margt stehen soll“[3]); sondern auch der Plan, um die vier Seiten des Marktplatzes einen Laubengang herumzuführen und die wichtigsten öffentlichen Gebäude, Kirche, Rathaus, Kaufhaus und Spital, an bevorzugten Stellen des Platzes zu errichten, geht auf ihn zurück[4]). Die Mitten der vier Seiten konnten hierfür nicht in Betracht kommen, da sie von den zwei sich kreuzenden Hauptstraßen durchschnitten werden. Man verfällt daher darauf, diese Bauten in Winkelhakenform

[1]) Heyd 26. Riehl, Kunst an der Brennerstraße 1898, 238.

[2]) Vgl. Heyd 30, 37, 148, 307.

[3]) Heyd 347.

[4]) Schickhardt schreibt, Heyd 347, er habe den neuen Abriß „Fr. F. G. Befelch gemes“ gemacht. Auch Lübke, Bunte Blätter aus Schwaben 1885, 142, nimmt an, daß ihm der zweite Entwurf durch den Herzog aufgenötigt worden sei.

Digitized by Google

an den Ecken aufzuführen. So entsteht der auf dem zweiten von Schickhardt gezeichneten Stadtplane sichtbare jetzige Grundriß der Kirche.

Über die Herstellung der genaueren Risse für den Kirchenbau ist nichts bekannt. Die Annahme, daß sie von Schickhardt herrühren, stützt sich darauf, daß er das Gotteshaus im Inventar unter seinen Neubauten erwähnt. Erst seit 1604 indes ist er, wie sich aus dem Inventar und den erhaltenen Urkunden ergibt, persönlich zeitweise am Bau beschäftigt.

Am 2. Mai 1601 legt Herzog Friedrich den Grundstein zur Kirche in der Ecke am unteren Turm[1]). In den nächstfolgenden Jahren wird der Bau, wie es scheint, ausschließlich unter Gunzenhäusers Oberleitung ausgeführt und derart gefördert, daß Gunzenhäuser am 13. September 1603 die Uhr für den nördlichen Turm an Jakob Diem in Tübingen und Bartolomäus König in Freudenstadt verdingen kann.

1604 kommt Schickhardt nach Freudenstadt und vergibt die noch auszuführenden Arbeiten, besonders im Innern der Kirche.

Der Kalkschneider Gerhart Schmidt[2]) bekommt den Auftrag, erstens

„Das Gewölbe durchaus mit Rayungen[3]) zu verferdigen"; er erhält dafür	700 fl.
„Item 26 Historyen umb das gelender an der vorkirch . .	371 fl.
„Den Orgelfuoß, welcher mit allerley Bildern erhept unnd unnden durchbrochen sampt oben dem gelender umb die Orgel	200 fl.
„Wer die Decke unnder die Vorkirch zierlich, wie die zu Heydenheim[4]) zu fassen	100 fl.
[Nota, was die zuo Freidenstatt gresser als zuo Heydenheim, soll gemessen und ihme kalgschneider wieder belondt werden.]	
„Für 13 kleine und die 2 großen Krachstein, welche unnder die Vorkirch gemacht sollen werden, sampt den Engelsköpfen	36 fl.
„Und dann für I. F. G. Wappen . . zuo schneiden . . .	36 fl.
„Weiter seindt am gewelb 141 schildt gemachdt	211,30 fl.
„Dann seindt dreißig ein Andtfang[5]) gemacht	93 fl.
„So soll er auch den Bredigstuoll durchaus wie der zuo Heydenheim schneiden und machen, darfür	70 fl.
„Unnd den Aldar mit den 12 Aposteln auch in der Form wie der zuo Heydenheim verferdigt, darfür	60 fl.

[1]) Beschreibung des Oberamts Freudenstadt 138 ff. Das Jahr der Grundsteinlegung wird bestätigt durch Veringer. Der Wortlaut der Inschrift des Grundsteins ungenau in den Miszellaneen. K. Landesbibliothek in Stuttgart Ms. hist. F. 355 a.

[2]) Schmidt scheint durch Gunzenhäuser von Weikersheim, wo er vielleicht im großen Saale des Schlosses arbeitete (dortselbst die Inschrift G.S.) nach Hellenstein und weiterhin nach Freudenstadt gezogen worden zu sein.

[3]) Rayung = Reihung, Rippennetz.

[4]) Hellenstein.

[5]) Rippenanfänge, Konsolen.

Digitized by Google

„Mer für die Mauer in der Kürchen zu machen . . . . . 160 fl.
„Für die Mauer aussen an dem Gang . . . . . 20 fl.
„Für Frieß und Laubwerk unnder den Bilten . . . . . 80 fl.[1])
Ist lang 159 Schuh, hoch 13 zol."

Auf einer angefügten Abschrift des Vertrages notiert Schickhardt: „Summa 2197,30 fl. Begert noch für den Deckhel über den Predigstuol 35 fl." Auf einem weiteren Zettel findet sich der Vermerk, daß der Bildschnitzer Peter Mayer für den Kanzeldeckel ebenfalls 35 fl. verlange. Dieser scheint die Arbeit auch auszuführen. Denn in der Abrechnung heißt es: „Weiter hat Peter Mayer verdient . . . fl." Dagegen erhält nach derselben Abrechnung Schmidt nur 1893,30 fl.

1604 erhält ferner Burckhard Putter[2]) den Auftrag, das Altargitter anzufertigen.

Am 22. Juli 1605 wird Kilian Kesinbrot durch Gunzenhäuser zum Werkmeister in Freudenstadt ernannt. Am 15. April 1606 beklagt er sich, er habe noch keinen Lohn empfangen.

Am 28. Mai 1606 berichtet Konrad Schott[3]), die Orgel sei bis auf die Bemalung fertig. Er empfiehlt als Maler Georg Donauer, der auch die Orgel in der Stiftskirche in Backnang bemalt habe, und Jakob Spiegler. Am 30. Mai 1606 erhalten sie den Auftrag zur Ausschmückung der Orgel. Im Dezember ist ihre Arbeit vollendet. Die Kosten belaufen sich auf 936 fl. Bittbriefe um völlige Vergütung ihrer Auslagen finden sich bis Mitte 1607[4]).

Die Ausmalung der übrigen Kirche wird dem Jakob Ziberlein übertragen. Er stirbt indes im Beginne seiner Tätigkeit. Am 15. Oktober 1607 bittet seine Witwe um Bezahlung der von ihm geleisteten Arbeit, damit sie neue Farben anschaffen und der Sohn des Vaters Tätigkeit fortsetzen könne. Aus der Abrechnung über die Malerarbeit im Jahre 1608 ergibt sich, daß Jakob Ziberleins Sohn, der den Namen Apelles Schickhart[5]) trägt, noch folgende Arbeiten in der Kirche ausführt: Bemalung der Rippen und Wappen an der Decke, der Emporenskulpturen, der Krag-

[1]) Schmidt hat zuerst nur 60 fl. verlangt, erklärt aber nachher, er habe selbst größere Kosten gehabt. Gunzenhäuser führt auf der Bittschrift zu seiner Unterstützung an, das Laubwerk enthalte 60 Tier und Vögel.

[2]) Nach dem Inventar ist er Uhrmacher. Er erhält 93,20 fl.

[3]) Vgl. Beschr. des OA. Freudenstadt 140.

[4]) Im F.A. die ganze unerquickliche Korrespondenz. An der ungenügenden Bezahlung sind Donauer und Spiegler selbst schuld, da sie anfangs so viel verlangen, wie die Maler der Stuttgarter Schloßkapellenorgel erhalten hätten, d. i. 300 fl.

[5]) † schon 20. November 1610 in Tübingen. Vgl. Wintterlin, Württ. Künstler 1895, 113.

Digitized by Google

steine und der Tür- und Fenstereinfassungen, des Kruzifixes, sowie der Uhrtafeln am Turm, Vergoldung des Knopfes des zur Orgelempore führenden Türmleins und des nördlichen Turmknopfes. Im ganzen werden für die Malerarbeit, ohne die an der Orgel, 4451 fl. verausgabt, eine hohe Summe, die sich nur durch den großen Goldverbrauch erklären läßt.

Zum Zwecke dieser Abrechnung kommt Schickhardt am 11. November 1608 nach Freudenstadt, wo er sich mehrere Tage aufhält. Bei dieser Gelegenheit wird nicht nur mit dem Maler und Kalkschneider, sondern auch mit den anderen Handwerkern verhandelt.

Der Werkmeister Michael Nagel bekommt für die Erbauung des unteren Turmes nebst Ausführung der daran befindlichen Steinmetzarbeiten, insbesondere der Wasserhunde und der Brustwehr am Umgang 2786,06 fl.[1]).

Die Zimmerleute erhalten für das hängende Dachwerk der Kirche die ihnen von Gunzenhäuser zugesagten 1583 fl. Gleichzeitig wird dem Zimmermeister Martin die Arbeit am Orgeltürmchen für 85 fl. verdingt.

Die Tüncher David Kleiner und Velten Haber verdienen an Kirche und Turm 321,32 fl.

Der Schreiner erhält für Anfertigung des gesamten Gestühls, insbesondere auch des Fürstenstuhls, der Türen und des Bodenparketts 602,49 fl., der Schlosser hauptsächlich für die Arbeiten am Hängewerk 739,45 fl., nachdem er schon vorher 72 fl. bekommen hat, der Glaser 55,27½ fl., der Uhrmacher Diem 450, der Pflasterer 17,50 fl. Ein Schmied, der nicht in der Abrechnung, sondern nur in den beiden unter sich nicht völlig übereinstimmenden Kostenzusammenstellungen[2]) erwähnt wird, erhält in zwei Raten 197 fl. Aus denselben Zusammenstellungen geht hervor, daß für Fenstergitter 434, für die Orgel 3000 und ihr Gehäus 1000 fl. ausgegeben werden. An besonderer Stelle erwähnt wird ein Künstler, der gleichzeitig Bildhauer und Bildschnitzer ist und den Fries am Fürstenstuhl und die „Zierd" an drei weiteren Stuhlreihen, sowie etliche Engelsköpf in Holz schnitzt und dafür 39,30 fl. erhält, außerdem auch die beiden reichen Arkadenportaleinfassungen für 32 fl. herstellt. Im ganzen werden für Bildhauerarbeit 570 fl. verausgabt. Wer die vier am 1. Mai 1608 schon vorhandenen[3]) Reliefs an den Kirchenportalen fertigt, ist unbekannt.

[1]) Der Steinmetz erhält die Summe nach Schickhardts Inventar in der „ersten" Abrechnung. Dieser muß indes bereits eine frühere in der Abwesenheit Schickhardts vorausgegangen sein; denn einer Bezahlung der Kirche geschieht nirgends Erwähnung.

[2]) Einer im St.A., der andere in Schickhardts Inventar.

[3]) Sie werden in Veringers „Predig" (s. unten) besprochen.

Digitized by Google

Aus einem nach der Abrechnung verfaßten „Memorial“ Schickhardts von 1608 geht hervor, daß die Kirche in diesem Jahre bis auf die Obergeschosse des oberen Turmes fertiggestellt ist.

Die Zahl 1608 findet sich auf dem Risse zu einem gotischen Dachreiter „an den kohr zue Fredenstatt“. Die Schrift verrät die Züge Gunzenhäusers. Er wird nicht ausgeführt.

Am 5. Mai 1613 verdingt Schickhardt dem Michael Nagel und Hans Grotz den Ausbau des bereits 66 Schuh hoch aufgerichteten oberen Kirchturms. Am 26. September 1614 beklagen sich beide, sie könnten für den ausgemachten Preis nicht arbeiten. Am 17. Dezember 1614 kommt es zu einer neuen Abmachung. Danach soll der Bau auf Befehl des Fürsten bis zum Kranzgesims noch um 35′ erhöht und, entgegen dem ursprünglichen, von Hans Braun herrührenden Plane, dem unteren Turm ähnlich gehalten werden, den er um 20′ überragen soll. Am 26. Januar 1615 wird dem Zimmermeister Martin die Aufrichtung der welschen Haube verdingt, die von einem „thürnle mit 4 freyen runden seilen von aiichen holtz, oben mit einem Archetrav, frieß und hauptgesems“ nebst schlankem Helm bekrönt wird. Im Dezember 1615 ist die Steinmetzenarbeit am Kranzgesims fertig. Aus der noch im gleichen Jahr vorgenommenen Abrechnung geht hervor, daß die beiden Werkmeister 2330, der Zimmermann 290 fl. erhalten.

1618 wird die Orgel ausgebessert. Am 14. April 1619 berichtet Neyffer, der Schaffner von Klosterreichenbach, nach Stuttgart, das Dachwerk des einen Turmes sei erheblich beschädigt; es sei höchste Zeit zur Ausbesserung. Er erhält den Auftrag, tüchtige Arbeiter zu Rate zu ziehen und einen Überschlag anzufertigen. Am 20. Juli 1619 berichtet er, der Turm sei mit Zinkblech gedeckt, das rostig geworden sei. Die eingedrungene Feuchtigkeit habe sich schon bis zum Kirchengewölbe durchgefressen. Die Kosten der Herstellungsarbeiten beliefen sich auf 108 fl. Eine neue Kupferbedeckung des Turmes veranschlage der Kupferschmied Joseph Engelhardt, der das Dach des Neuen Baus in Stuttgart mitgedeckt habe, auf 1200 fl. Einen Schieferdecker habe er nicht um Rat fragen können. Ihm wird zurückgeschrieben, er solle die kleinen Reparaturen vornehmen und sich nach einem Schieferdecker umsehen. Erst im Juni 1621 wird die Herstellung begonnen. Am 29. Juli 1621 schreibt Schickhardt, er schätze die Kosten der notwendigsten Arbeiten auf 50 fl. Wegen des Krieges sei gegenwärtig weder Kupfer noch Schiefer „herauf zu bringen“. Man müsse sich daher vorerst mit einer Ausbesserung des Zinkblechs, dessen Verwendung er seinerzeit energisch widerraten habe, begnügen. Am 23. September 1621 berichtet er nochmals, es sei baldige Reparatur erforderlich.

Digitized by Google

Inzwischen greift die Feuchtigkeit im Innern der Kirche derart um sich, daß das Gewölbe in große Gefahr kommt. Friedrich Vischlin wird zur Besehung des Schadens nach Freudenstadt geschickt und macht einen Überschlag für die Reparatur. Doch am 15. September 1625 berichtet Walther, der geistliche Verwalter von Freudenstadt, der Schaden sei viel ärger, als Vischlin bemerkt habe. Seine Pläne reichten gar nicht zur Herstellung aus. Neuerdings sei auch noch die Wand der Kirche gegen das Pfarrhaus[1]) hin um drei Zoll ausgewichen, so daß der Kirche große Gefahr drohe. Es sei notwendig, diese Wand durch bis zum Dach reichende Strebepfeiler zu stützen. Kesinbrot, der die Kirche besichtigt habe, könne genauer berichten. Endlich sei einer der beiden Turmhelme durch einen Sturm auf der Wetterseite ganz entblößt worden. Bei Verzug werde der Schaden sich bedeutend vergrößern.

Über die Herstellungsarbeiten ist nur bekannt, daß 1626 einer der Türme mit Schiefer gedeckt wird. Doch läßt sich aus dem Umstand, daß 1670 die Strebepfeiler schon durch neue ersetzt werden, schließen, daß man sie zuerst wohl auch 1626 errichtet.

Von späteren Erlebnissen der Kirche sind folgende bekannt:

Dem Brande vom 24. Mai 1632 entgeht sie unbeschädigt, obwohl die Feuersbrunst die Häuser auf beiden Seiten der Türme ergriffen hat.

1649 ist die Orgel reparationsbedürftig, das Strebewerk baufällig.

Am 8. Juli 1654 beschädigt ein Blitzschlag den einen Turm nebst Umgang, zerstört das Schieferdach, verbrennt den Helm und schlägt „viele hundert Zentner Quaderstein herab", die das Dach der Kirche beschädigen. Da die früheren Schäden noch nicht abgestellt sind, so ist „summum periculum in mora".

1661 plant man die Wiederherstellung der Kirche. Drei Werkmeister machen Überschläge. Kretzmayer[2]) schätzt die Kosten auf 470,30, Eberlin auf 1728,58, der geistliche Werkmeister Michael Wagner auf 662,33 fl. Herzog Eberhard befiehlt, die Herstellung nach Kretzmayers, mit dem er Rücksprache genommen habe, oder Eberlins Plan auszuführen und die Kirche mit Schindeln statt mit Ziegeln zu decken. 1663 bedürfen die Fenster der Reparatur.

1670 sollen vier Strebepfeiler durch neue ersetzt werden. Die Orgel muß repariert werden. Der Verwalter bittet, die Kirche mit Ziegeln zu decken, da Schindeln das Gewölbe nicht genügend schützten. Der Herzog befiehlt Förderung des Baus.

[1]) früher gegenüber der Südwestecke der Kirche.

[2]) Vielleicht Johann Heinrich, vgl. Klemm W.B. 174.

Digitized by Google

Am 24. Mai 1723 senkt sich das Gewölbe über der Orgel und bringt sie in große Gefahr. 1727 zeigen sich weitere schadhafte Stellen. Im Sommer 1727 untersucht Werkmeister Frey die Kirche, nachdem schon vorher eine Besichtigung durch Landbaudirektor Jenisch und Baumeister Heim stattgefunden hat. 1728 erhalten die Türme neue Schieferdächer.

1752 wird das Kirchendach ausgebessert, 1772 die Orgel.

1773 soll eine neue Kanzel nach dem Vorbild der Ludwigsburger errichtet und diese weiter ins Schiff hinausgerückt werden, da das Predigen im Winkel zu schwer sei. Dies wird aus ästhetischen Gründen nicht genehmigt.

1776 wird die Kirche außen neu verblendet. Im gleichen Jahre droht der von keiner Säule gestützten Empore am unteren Turm infolge der Fäulnis eines Tragbalkens der Einsturz.

1778 sind die Wandmalereien so schadhaft, daß sie übertüncht werden müssen. Die Strebepfeiler werden unter Leitung des Landbaumeisters Göz ausgebessert.

Am 28. Mai 1783 wird das Kuppeldach des unteren Turms vom Blitz entzündet, der Brand aber zeitig gelöscht.

1848 erhält die Kirche eine neue Orgel.

1894—1899 wird die Kirche von Sauter restauriert, wobei die Wandmalereien wieder aufgedeckt und ergänzt, die Emporen durch neue, statt der wohl am Ende des 18. Jahrhunderts aufgestellten einfachen, Pfeiler gestützt werden.

Die Kosten der Erbauung der Kirche belaufen sich auf über 22000 fl. Ihre Glocken stammen von Murrhardt[1]), Taufstein und Lesepult vielleicht von Hirsau[2]).

Die Kirche dient schon 1608 dem Gottesdienst. Am 1. Mai 1608 hält in ihr Andreas Veringer, der seitherige Pfarrer von Freudenstadt, seine Abschiedspredigt, in der er eine ausführliche Beschreibung der „herrlich schönen Kirche“ gibt[3]). Am 29. Januar 1614 findet durch Johann Hippolyt Brenz die Einweihungspredigt statt[4]).

[1]) Adam. Die Kirchenglocken von Freudenstadt. Literarische Beilage des Staatsanzeigers. 1891.

[2]) Keppler. Das Bildwerk des Taufsteins ꝛc. Archiv für christliche Kunst. 1889.

[3]) Ein christliche Predig von der new erbawten Kirchen zur Frewdenstatt, welche ... gehalten worden Anno 1608, den 1. Maij durch M. Andream Veringer. Stuttgart 1609.

[4]) Predigt Stul. Als ... in der weitbekandten und new erbawten Statt, Frewdenstatt genannt, die Cantzel der gantz uberauß zierlichen Kirchen durch ein Predigt den 29. Januarii 1614 Jahrs eröffnet worden. Welche auf Begehrn Author M. Johan

Digitized by Google

Die Kirche besteht aus zwei im rechten Winkel aneinanderstoßenden einschiffigen, fast gleich großen Flügeln, von denen der eine mit der Schmalseite gegen Norden, der andere gegen Osten gerichtet ist. Ein geringer Unterschied in der Größe wird durch die Abschrägung der Ecken des Ostflügels hervorgerufen.

Die Konstruktion des Grundrisses ist sehr einfach[1]). Die Seite des gemeinsamen Quadrates ist im Lichten 12 m. Die an zwei benachbarte Seiten dieses Quadrates angeschlossenen Flügel sind im Lichten ebenfalls 12 m breit und 24 m lang. Die mittlere Gesamtlänge des Schiffes ist demnach = 60 m. Den Schmalseiten der Kirche sind quadratische Türme vorgelegt, deren Grundrißseite 9 m ist[2]). Die vollständige Länge der mittleren Längenachse der Kirche ist demnach = 78 m. Die Breite der gesamten Kirche beträgt, da zur Breite des Schiffes noch die der auf der Innenseite des Winkelhakens angebrachten Arkaden hinzuzufügen ist, 17 m. Die Höhe des Gewölbescheitels über dem Fußboden des Schiffes ist 10 m, die des Dachfirstes 21,5 m. Der Nordturm ist 44,7, der Ostturm 47,7 m hoch.

Das Gotteshaus liegt an einem gegen Westen sich senkenden Hange, derart, daß der Fußpunkt der Westwand wesentlich niedriger ansetzt, als der des Ostturms. Längs der Innenseite des durch die beiden Flügel gebildeten Winkels läuft ein Laubengang, der sich in fünf flachen, durch breite Pfeiler getrennten Bogen gegen den Marktplatz hin, in zwei schmaleren Rundbogen auf den Schmalseiten der Kirche öffnet. Auf der infolge der unten zu besprechenden Abschrägung des Ostschiffes 18 m langen Seite des Ostflügels stehen drei, auf der 21,5 m langen Seite des Nordflügels vier, etwas schmalere Pfeiler derart, daß im Winkel zwei Pfeiler zusammenstoßen. Sie sind mit Sockeln versehen, gerahmt und an ihren Vorderseiten von eleganten jonischen Säulen auf hohen Postamenten eingefaßt und tragen die Flachbogen, die ebenfalls verschieden groß sind. Die Bogengänge sind mit einer kassettierten Flachdecke versehen. Ihre Rückwände haben einen einfachen, abgeschrägten Sockel. In sie sind, scheinbar an beliebigen Stellen, zwei Portale gebrochen. Denkt man sich

Hyppolitus Brenkius Pfarrer und Superintendent zu Herrenberg an Truck geben. Tübingen 1614.

[1]) Den Angaben über die Größe sind die Messungen und Pläne von Bezler, 1886, im K. Bezirksbauamt in Calw zugrunde gelegt. Sie sind auf volle Meter abgerundet.

[2]) Nach einer Skizze in Schickhardts Inventar, wiedergegeben in Hartranft, Hohenkurort Freudenstadt 1903, 59, ist die äußere Langseite eines Flügels 127′, die Turmseite 20′. Dieses Verhältnis ist unrichtig. Es beträgt in Wirklichkeit nicht $6\frac{1}{2}$: 1, sondern 4 : 1 (36 m : 9 m).

Digitized by Google

indes diese Wände bis zur mittleren Längenachse des benachbarten Flügels verlängert, so befänden sich die Portale genau in ihrer Mitte.

Der Laubengang ist aus Haustein erbaut. Die Bogen tragen über einem schlichten Hohlkehlentraufgesims den oberen, verputzten Teil der Nord- und Ostwand, in dem sich fünf Spitzbogenfenster befinden. Ihre Lage wird nicht durch die Scheitel der Arkadenbogen, sondern durch die Rücksicht auf das Gewölbe im Inneren und auf die gleiche Querachsenstellung mit den Fenstern der Süd- und Westwand bestimmt. Infolge dieser unsymmetrischen Durchbrechung der Mauern sind die dem Platze zugewendeten Außenseiten der Kirche jeder klaren Gliederung bar. Dem Innern aber kommt die Anordnung der Fenster, wie unten gezeigt wird, nur wenig zustatten.

Die Fenster reichen bis an das Kranzgesims, dem Fries und Architrav fehlen. Es besteht aus Karnies, Einziehung und Wulst und setzt sich an der nördlichen Schmal- und der westlichen und südlichen Langwand fort.

Die letzteren haben ebenfalls je ein Portal, das sich in der gleichen Querachse mit dem entsprechenden der Ost- und Nordseite befindet. Über dem Portal öffnet sich ein kleines Spitzbogenfenster. Außerdem hat die Westseite links vom Portal zwei, rechts drei hohe Spitzbogenfenster, die Südseite links drei, rechts eins. Sechs plumpe, bis zum Kranzgesims reichende Strebepfeiler mit Sockel und Wasserschlag, zweifellos nach der Katastrophe von 1625 errichtet, stützen die West- und auch noch die Ecke der Südwand, die in einem zierlichen, durch einen eingezogenen Helm bedeckten, mit Sockel und Traufgesims und einem hübschen Eingang versehenen Rundtürmchen, dessen Schnecke früher zur Orgeltribüne führte, einen reizvollen Schmuck erhält.

Infolge des Umstandes, daß der Laubengang gegen die Schmalwände hin offen ist, stehen die Türme nicht vor deren Mitte, sondern vor der Mitte desjenigen Teiles von ihnen, welcher der lichten Breite des unteren Schiffes entspricht. An der nördlichen Schmalwand macht sich das unangenehm fühlbar, indem der Turm die Wand in eine größere östliche und eine kleinere westliche Hälfte scheidet. In jener befindet sich die Schwibbogenöffnung; über ihr wird die kahle Wand nur durch einige Gesimse und ein kleines spitzes Giebelfenster belebt. An der östlichen Schmalwand hat man den der Schiffbreite entsprechenden Teil in drei Seiten des Achtecks geschlossen und den Turm vor die mittlere gestellt. Die beiden anderen Seiten besitzen zwischen Sockel und Kranzgesims hohe Spitzbogenfenster. Der übrigbleibende, ein wenig zurücktretende Teil der östlichen Schmalwand, der unten vom Bogengang durchbrochen wird, gleicht

Digitized by Google

dem an der nördlichen Schmalwand, hat jedoch im Giebel nur eine kleine Luke.

Das gewaltige, vierstockige Dach der Kirche, auf der Nordseite durch einen Giebel abgeschlossen, auf der Ostseite wenigstens gegen den achteckigen Schiffschluß hin abgewalmt, sollte nach einem Plane Gunzenhäusers von 1608 in der Südwestecke einen steinernen gotischen Dachreiter tragen. Der Entwurf zeigt ein kleines Glockenhäuslein, über dem sich ein von vier Pfeilerchen getragener Baldachin erhebt, aus dem eine kühne, von vier kleineren Spitzsäulen eingefaßte, krabbenbesetzte Fiale mit Kreuzblume hervorwächst.

Die beiden vierstockigen Türme sind in den Untergeschossen quadratisch, im dritten Geschoß gehen sie ins Achteck über. Infolge der eingangs erwähnten Lage der Kirche befindet sich der Fußpunkt des Ostturms höher als der des Nordturms. Überdies übertrifft des ersten absolute Höhe die des zweiten. Das ist nicht ursprünglich so geplant. Nach Hans Brauns Entwurf sollte der bis zum Kranzgesims quadratisch projektierte Ostturm um so viel niedriger als der Nordturm werden, daß die Spitzen beider ungefähr die gleiche Meereshöhe erhalten hätten. Erst durch das Dekret des Herzogs von 1614 wurde die Erhöhung des Ostturms und die Überführung seines oberen Stockwerks ins Achteck bestimmt. Am unteren Teile des Ostturmes lassen sich noch deutlich die ursprünglichen Absichten erkennen. Während das Erdgeschoß des Nordturms würfelförmig ist, hat man das des anderen gerade so hoch gebaut, daß sich das unterste und zweite Gesims bei beiden Türmen auf dem gleichen Niveau befindet. Infolgedessen mußte, als der Befehl kam, den Ostturm in der angegebenen Weise auszubauen, sein Obergeschoß nicht unwesentlich gestreckt werden.

Die Schauseiten der zwei Untergeschosse sind bei beiden Türmen lediglich mit dem durchlaufenden Sockel und Gesims geziert und nicht einmal aus Hausstein erbaut. Hier stießen nach dem ursprünglichen Plane unmittelbar Häuser an, die 1632 verbrannten. In die Ostseite des Ostturmes wurde 1899 eine kleine Tür gebrochen, die zur Sakristei führt. Die übrigen Teile der Türme sind sämtlich in Sandstein errichtet. Die beiden anderen Seiten der Untergeschosse wiederholen das Rahmenprofil der Arkadenpfeiler. Der nördliche Turm besitzt im Erdgeschoß zwei Portale, die in eine Vorhalle leiten, darüber auf der Ostseite das württembergische und anhaltische Wappen und ein Ochsenauge, auf der Westseite ebenfalls ein Ochsenauge von zwei kreisförmigen, flachen Blendnischen umgeben, im zweiten Geschoß unten je ein Ohrenfenster, darüber je ein Ochsenauge. Des Ostturms Nord- und Südseite ist wie die Westseite des

Digitized by Google

Nordturms behandelt, hat aber statt der Portale Ohrenfenster. Auf der Nordseite geben fünf kleine Luken einer Schnecke Licht, die in der Nordwestecke der viereckigen Geschosse emporzieht. Über jedem der beiden Untergeschosse befindet sich ein aus Architrav, Fries und Kranzgesims gebildetes Gebälk. Der Übergang in das Achteck erfolgt im dritten Geschoß durch Abschrägung der Viereckskanten. Zwischen den Schrägen, die in Wasserspeiern endigen, setzt sich die Viereckseite beim unteren Turm, mit schmalem, bis zum Geschoßfußboden reichendem und darum durch eine Maßwerkbrüstung geschützten Spitzbogenfenster und Uhrtafel versehen, unmittelbar als Achtecksseite fort, während sie am oberen Turm von einem unten in Wasserspeiern, oben in einer langstieligen Kreuzblume endigenden Giebel abgeschlossen wird, der ebenfalls ein Spitzbogenfenster hat. Im obersten Teile dieses Geschosses befinden sich ebenfalls, teilweise vermauerte, Ochsenaugen. Das prächtige, weit vorkragende Hauptgesims zeigt am unteren Turm Architrav, Fries und konsolengestütztes Gesims, am oberen die gleichen Formen, doch statt der Konsolen einen Eierstab. Der Umgang des Ostturms hat vier Wasserspeier. Die Umgangsbrüstungen bestehen aus Fischblasenmaßwerk zwischen diamantierten Pfeilerchen. Die beiden obersten Stockwerke mit acht rechteckigen und vier runden Fenstern tragen über dem höchsten Gesims, das die Formen des Hauptgebälks in kleinerem Maßstab wiederholt, die achteckige Glockenhaube mit Laterne und viereckigem, schlankem, eingezogenem Helm.

Sieben Portale führen ins Innere; vier entfallen auf das Schiff, zwei auf den Nordturm, einer auf das Türmchen zur Orgeltribüne. Das Süd- und Westportal der Kirche gleichen einander. Sie haben spitzbogige, aus Karnies und Rundstäben gebildete Laibung und sind von auf diamantierten Postamenten stehenden Rahmenpilastern eingefaßt, die ein verkröpftes Gebälk tragen. Pilaster und Fries zeigen ein Rautenornament. Die Zwickel zieren Dreiecke mit Kreisen. Über den Gesimsen sind Reliefs eingelassen, auf der Südseite Moses mit den Gesetzestafeln und vier alttestamentarische Vorgänge, auf der Westseite die Schöpfungsgeschichte darstellend. Das Nord- und Ostportal zeigen zwar im wesentlichen die gleiche Architektur, doch fast erdrückt von Ornamentik. Der Spitzbogen ist hier von einem reichverzierten Rahmen eingefaßt, die Pilaster umgeben Voluten und Fruchtkränze. Fruchtkränze füllen auch den Fries, soweit er sichtbar ist, während die Gesimsverkröpfungen mit Löwenköpfen geschmückt sind. Die Reliefs, Geburt Christi und Sündflut, begnügen sich hier nicht mit der Stellung über den architektonischen Teilen, sondern durchbrechen das Gebälk und reichen bis zur Laibung des Spitzbogens herab, wo sie von einem Kragstein gehalten werden. Um sie

Digitized by Google

winden sich Fruchtgehänge. Am reichsten ist das Ostportal des Nordturms behandelt, das als Eingang des Fürsten dienen sollte. Sein Spitzbogen nähert sich der Rundbogenform. Es ist ebenfalls von einem zierlichen Rahmen eingefaßt, der aus sich kreuzenden Stäben besteht. Dieser wird von kannelierten korinthischen Säulen mit attischen Basen umgeben, die auf rosettengeschmückten Sockeln stehen und ein an den Seiten und in der Mitte verkröpftes und hier von einer Konsole gehaltenes, rautengeschmücktes Gesims tragen, über dem sich ein durchbrochener Dreiecksgiebel erhebt. Das Westportal des Turmes zeigt die gleiche Architektur, nur statt der Säulen rautengeschmückte Pilaster. Das rechteckige Türchen im Turm zur Orgelempore wird von jonischen Pilastern eingefaßt, die ein verkröpftes Gebälk tragen.

Sämtliche Kirchenfenster sind dreiteilig, die Spitzbogen mit stets wechselndem Maßwerk gefüllt. Hauptsächlich finden sich Kleeblattbogen und Fischblasen, daneben auch rein geometrische Formen.

Im Innern der Kirche ist trotz dem starken Ansteigen des Geländes der größte Teil des Fußbodens auf das gleiche Niveau gebracht. Nur der östliche Achtecksschluß liegt um einige Stufen erhöht. Ein Längsgang, von zwei die Portale verbindenden Quergängen durchschnitten, gliedert das Gestühl, das 990 Sitzplätze bietet[1]).

Die Wirkung der Fenster, die reichlich Licht einströmen lassen, kommt nur auf der Empore völlig zur Geltung, da vom unteren Schiff aus die Fenster der nördlichen und östlichen Langseite nicht sichtbar sind. Darum wäre ihre unsymmetrische Anordnung im Innern leichter erträglich als an den dem Platze zugewendeten Außenseiten.

Das ganze Schiff ist von zwei riesigen hängenden, sich über dem Quadrate durchdringenden Flachtonnengewölben mit tiefen Stichkappen überdeckt, denen zur Dekoration ungewöhnlich kräftige Rippen aus Kalkstein vorgelegt sind. An den Seiten des Gewölbes sind die Rippen abgebrochen. Diese sonst besonders in Franken und fränkisch Schwaben[2]) beliebte Behandlung weist vielleicht auf die Heimat des Kalkschneiders hin.

Der Fußboden der Kirche war ursprünglich mit Platten bedeckt, die ein feines Rautenmuster zeigten[3]).

Aus dem Grundriß der Kirche ergibt sich, daß die heiligen Handlungen, wenn sie von beiden Flügeln des Schiffes, von denen von An-

[1]) Wozu noch 430 auf den Emporen kommen.

[2]) So in Ansbach, Dinkelsbühl, Nördlingen. Vgl. Eighart, Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern 1863, 471 ff.

[3]) Veringer, Predig.

Digitized by Google

fang an[1]) der eine für die Männer, der andere für die Frauen bestimmt war, wahrgenommen werden sollen, innerhalb des Quadrates geschehen müssen, das beiden Schiffen gemeinsam ist. Man gibt darum der Kanzel ihren Platz im inneren Winkel und dem Taufstein den seinen auf der die beiden Ecken verbindenden Diagonalen, zwei Drittel ihrer Länge von der Kanzel entfernt. Der Altar findet hinter dem Taufstein, neben ihm der Evangelienpult Aufstellung[2]). Die Orgeltribüne wird an der Südseite, wo sie durch ein eigenes Treppentürmlein zugänglich ist, schräg über dem Altar und gegenüber von einem Emporenerker angebracht, der vielleicht ursprünglich für die Sänger bestimmt ist. Die sehr tiefe Hauptempore, anfangs wohl der Fürstenstand, befindet sich an der nördlichen Schmalwand. Sie ruht ursprünglich nur auf dem Laubengang, einigen Kragsteinen und zwei Querbalken, wahrscheinlich seit 1776 auf Pfeilern, die 1899 durch reicher gehaltene ersetzt werden. Zu ihr führt aus dem unteren Schiff ein Schneckentürmlein mit gedrehter Spindel und aus dem Nordturm ein eigener Eingang, wohl für den Herzog bestimmt.

Auch die Pfeiler der kleineren Ostempore, die ebenfalls auf einer Schnecke mit trefflicher Hohlspindel vom Schiff aus zugänglich ist, stammen aus neuerer Zeit. Beide Tribünen sind durch einen über den Lauben herlaufenden, sie aber an Breite übertreffenden, daher über ihre Innenwand vorkragenden und hier von Konsolen gestützten Gang miteinander verbunden, der gegenüber von der ehemaligen Orgeltribüne altanartig erweitert ist. Hier steht seit 1848 die neue Orgel[3]). Die alte Orgelempore mußte einer modernen Privattribüne Platz machen.

Das Untergeschoß des Nordturms dient als Durchgang zur Kirche, das des Ostturms mit Kreuzrahtgewölbe als Sakristei, die einen alten Ausgang gegen das Schiff hin und einen neuen ins Freie hat. Die oberen Stockwerke sind durch Treppen zugänglich; im Ostturm läuft bis zum Ansatz des Oktogons neben der Holztreppe eine steinerne Schnecke.

Die genaue Beschreibung des nachweislich nicht auf Schickhardt zurückgehenden Schmuckes der Kirche fällt nicht in den Rahmen dieser Arbeit[4]).

[1]) Beringer, Predig.

[2]) Mothes, Handbuch des evangelisch-christlichen Kirchenbaus, 1898, 119, nimmt an, der Altar habe ursprünglich in dem erhöhten, polygonal geschlossenen Teile des Ostschiffs gestanden. Dem widerspricht nicht nur der Umstand, daß er dann von einer Empore überdeckt gewesen wäre, sondern auch Beringer: „... so stehet gleich vor der Cantzel ein schöner Altar und gleich darbey ein Taufstein."

[3]) Über Schicksal und Aussehen der alten vgl. Beschr. d. OA. Freudenstadt a. a. O.

[4]) Vgl. darüber Beschr. d. OA. Freudenstadt a. a. O., Paulus Schwkr. 87 ff., Keppler 103, vor allem aber Beringers Predig. Bei Paulus ist statt Stuck stets Kalk-

Digitized by Google

Die Kanzel und der Altar sind, wie aus dem Vertrag mit Gerhart Schmidt hervorgeht, genaue Nachbildungen derjenigen in der Hellensteiner Schloßkapelle [1]). Die Kanzel wird von einem Engel getragen. Ihre Brüstung zeigt die Reliefs von Moses und Johannes d. T., die Treppenbrüstung die der vier Evangelisten, der Deckel Christus, der die Schlange zu Boden tritt. Der von einem zierlichen Rankengitter eingefaßte Altar enthält in spitzbogigen Nischen Statuetten der Apostel. Auch die Reliefs an den Emporenbrüstungen, Darstellungen aus dem Neuen nebst den zugehörigen Vorbildern aus dem Alten Testament, von den Standbildern der Patriarchen und Propheten eingefaßt, sind wenigstens freie Nachahmungen nach denen von Hellenstein [2]).

Sämtliche Skulpturen im Inneren der Kirche, auch die Rippen und Wappen, sind mit lebhaften Farben bemalt, die Fenster, Türen und Emporen von gemaltem Kartuschenwerk mit Früchten und Putten umrahmt, einer derben Arbeit, die indes durch den sinnlichen Reiz der Farbe stark zu der berauschenden Wirkung des Inneren beiträgt. Diese ist, was schon der Grundriß des Schiffes bedingt, zum geringsten Teile Raumwirkung, wie deutlich aus dem Umstand hervorgeht, daß die Kirche vor der Wiederaufdeckung der Fresken weit nüchterner erschien, als heute. Das Äußere ist, infolge des oben gerügten Mangels, ziemlich wirkungslos. Von einiger Bedeutung für den Gesamteindruck sind höchstens, wie schon Veringer bemerkt, die Türme: „Sonderlich aber finden sich auff beeden Seiten dises new erbawten Gottshauses auch zwen starcke Thurn, welche die Kirche gleichsam zusammen halten."

Es ist eingangs erwähnt worden, daß die Kirche ihre ungewöhnliche Gestalt einer Laune des Herzogs verdankt. Hier mag noch darauf hingewiesen werden, daß Schickhardt sich von der künstlerisch befriedigenden Außenwirkung eines Winkelhakenbaues mit Arkaden in Ensisheim überzeugen konnte. Das 1535 errichtete Rathaus dieser Stadt [3]) ist ein Hakenbau mit zwei nicht völlig gleichlangen Flügeln, von denen der eine im Untergeschoß eine Halle besitzt, die sich gegen die Straße in Schwib-

stein zu lesen. Nach Paulus befindet sich an der Empore ein Zeichen H. G. nebst Hammer und Meißel, das möglicherweise auf „Helias", wie er sich häufig nennt, Gunzenhauser zu deuten ist.

[1]) Heute verschollen.

[2]) Von der Hellensteiner Brüstung haben sich nur die Reliefs von Paradies, Sündflut und Geburt Christi erhalten. Eine Vergleichung mit den entsprechenden Tafeln von Freudenstadt beweist, daß sie stilistisch völlig, inhaltlich nur in den Hauptsachen übereinstimmen.

[3]) Vgl. Mertlen, Histoire de la ville d'Ensisheim. 1840—41. Lübke, Geschichte der Baukunst der Renaissance in Deutschland. 2. Aufl. 1882. I, 270.

Digitized by Google

bogen öffnet. Nachweislich ist Schickhardt zwar erst 1604[1]) nach Ensisheim gekommen, wahrscheinlich aber schon viel früher auf einer seiner zahlreichen Reisen zwischen Württemberg und Mömpelgard[2]).

Etobon. 1602—1603.

Am 18. März 1602[3]) findet die Grundsteinlegung der Kirche von Etobon statt[4]), an einer Stelle, „davor nie keine gewesen". Die frühere Kirche war baufällig und zu klein. Da das Kirchenvermögen gering ist, so steuert die Gemeinde nur das Rohmaterial bei, während der Herzog die 650 Frs. betragenden Baukosten bezahlt[5]). 1602 bringt man nur den Rohbau unter Dach[6]). Die Fenster und die innere Einrichtung werden 1603 vollendet. Am 30. Oktober 1603 vollzieht Pfarrer Antoine Thierfault von Blamont die Einweihung. 1694 und 1819 wird der Turm erneuert, der ursprünglich eine, seit 1787 zwei Glocken enthält, 1738 wird eine Westempore errichtet, 1854 die Kirche abgebrochen.

Das Gotteshaus war 60′ lang, 30′ breit, 20′ hoch, einschiffig, rechteckig, mit Satteldach bedeckt und mit Giebeln im Osten und Westen versehen. Über dem Westgiebel erhob sich ein kleiner, hölzerner Turm. Die Außenarchitektur war sehr einfach. Die Kirche hatte fünf Langfenster, von denen sich zwei in jeder Langseite, eins auf der Ostseite befanden. Zwischen den Langseitenfenstern war je eine Tür. Im Innern hatte die Decke Eichengetäfel; der Boden war mit Ziegeln gepflastert. Der Altar stand in der Mittelachse des Schiffes vor der Ostwand; hinter

[1]) Heyd 361.

[2]) In der Zeit von 1594 bis 1604 lassen sich mindestens sieben derartiger Reisen sicher feststellen, die notwendig durch das Elsaß führten und ohne Umweg durch Ensisheim führen konnten. Daß Schickhardt schon 1590 nach Mömpelgard gekommen sei, wie Heyd 1 annehmen möchte, ist unrichtig. Die Notiz über die Besichtigung von Clerval, Heyd 349, muß nicht auf das Jahr 1590 bezogen werden. In der fraglichen Zeit weilt Schickhardt überdies in Schiltach, 1591 legt er drei große württembergische Festungen in Grund und baut in Eßlingen, 1592 ist er in Deckenpfronn, Grüntal, Schiltach und Tuttlingen, 1593 am Lusthaus und Collegium illustre, ferner in Bittenfeld, Hochberg, Mönchberg, Weilderstadt, Wildberg und Zuffenhausen beschäftigt. Erst mit dem Herbst 1593 setzt eine rege Tätigkeit Schickhardts in Mömpelgard ein, die während der ganzen Dauer seines Aufenthaltes anhält. Ganz unbegründet ist die Notiz in Duefferd, Histoire des comtes, 473, nach der Schickhardt sich schon 1581 in Mömpelgard aufhält.

[3]) Bois de Chesne, Chronique, Bibl. publ. in Mömpelgard.

[4]) In Anwesenheit des Burgvogts von Mömpelgard, Pierre Borne, des fürstl. Domanenverwalters Jacques Méguin, Schickhardts und aller Einwohner von Etobon.

[5]) Beurlin, Mémoire historique, Bibl. publ. in Mömpelgard.

[6]) Beurlin, Régistre du matériel, desgleichen.

Digitized by Google

ihm befanden sich die Stühle der Kirchenältesten, neben ihm, an der Nordwand, die Kanzel. Der Taufstein fehlte; auch Emporen scheinen ursprünglich nicht vorhanden gewesen zu sein.

Die Kirche war demnach eine schlichte Nachahmung von St. Martin in Mömpelgard.

b) Entwürfe zu Neubauten.

Schillingsfürst 1624.

Die alte protestantische Kirche in Frankenau-Schillingsfürst ist 1615 baufällig[1]). 1624 entwirft Schickhardt die Pläne zu einer neuen, 70′ langen, 40′ breiten und bis zum Kranzgesims 25′ hohen Kirche nebst 70′ hohem Turm mit 50′ hohem Helm, sowie Sakristei. Das Gotteshaus wäre ausgebaut eine der stattlichsten Kirchen Schickhardts. Doch wird es gar nicht in Angriff genommen. Die im übrigen sehr ausführliche Pfarrbeschreibung[2]) berichtet nichts davon. Auch die bei Merian[3]) sichtbare Kirche scheint kein Renaissancebau zu sein. Diese wird 1824/25 abgebrochen. Die Pläne Schickhardts sind in den Hohenlohischen Archiven nicht mehr aufzufinden.

Sachsen. 1625.

Dem „Herzogen zu Sachsen" fertigt Schickhardt 1625 einen Abriß zu einem gewaltig großen Schlosse und einer neuen Hofkirche. Risse davon haben sich weder im Dresdener[4]), noch im Stuttgarter Archiv gefunden.

c) Mit Benützung geringer Mauerreste errichtete Neubauten.

Blamont. 1606.

Die Kirche von Blamont wird nebst Turm 1606 von Schickhardt mit Benützung weniger Reste einer älteren Kirche errichtet. 1726 fällt sie einer Feuersbrunst zum Opfer[5]). 1823 wird an ihrer Stelle die jetzige katholische Kirche völlig neu erbaut[6]).

Adolzfurt 1619—1621.

1619 fertigt Schickhardt dem Grafen Ludwig Eberhard von Hohenlohe-Langenburg die Risse zu einer ganz neuen 60′ langen, 34′ breiten

[1]) Wibel, Hohenloh. Kyrchenhistorie. 1752. I. 533.
[2]) Im protestantischen Pfarramt in Schillingsfürst.
[3]) Topographia Franconiae. 1648.
[4]) Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Professors Gurlitt.
[5]) Collection Charles Duvernoy, Bibl. publ. in Besançon.
[6]) Portalinschrift. Die beiden Pfarrämter des Ortes bewahren keine Nachricht über die alte Kirche.

Digitized by Google

und bis zum Kranzgesims 24′ hohen Kirche, die an die Reste eines älteren Turmes angebaut werden soll[1]). Noch im gleichen Jahre empfängt er die Bezahlung dafür[2]). Ausgeführt wird der Bau erst 1621. Diese Jahreszahl liest man über dem Westportal. 1797/98 wird der Turm, dem Einsturz nahe, gründlich hergestellt[3]), 1862 die ganze Kirche restauriert[4]).

An das rechteckige Schiff schließt sich im Osten ein eingezogener Chor, der durch drei Seiten des Achtecks abgeschlossen wird. In der nördlichen, durch die Einziehung des Chors gewonnenen Ecke steht, ein wenig über die nördliche Schiffswand vorragend, die quadratische Sakristei, in der Südecke, über dem gleichen Grundriß, der Turm. Die Anlage ist streng symmetrisch.

Das Äußere der Kirche zeichnet sich durch große Einfachheit aus. Sockel und Gesimse fehlen. Der Westgiebel ist ungegliedert. In der unteren Westseite befindet sich ein rundbogiges Portal mit gotisch profilierter Laibung und der Jahreszahl 1621, darüber ein Rundfenster; der Giebel hat drei kleine Luken. Die Langseiten haben je zwei von Anfang an maßwerklose Spitzbogenfenster, die heute mit später eingebrochenen plumpen Ochsenaugen abwechseln. Die Mitte der Südwand hat ein zweites, dem ersten gleichendes Portal. Die Außenwände des Chors sind etwas höher als die des Schiffes. Jede der drei Chorschlußseiten hat ein schlichtes Spitzbogenfenster. Eine rundbogige Tür führt von außen in den Turm, eine zweite von ihm ins Schiff. Eine steinerne Schnecke mit glatter Spindel führt bis zum Glockenstuhl hinauf. Die Turmfenster sind klein und viereckig, nur die obersten sind rundbogig und größer. Über einem ziemlich reichprofilierten Kranzgesims erhebt sich der schlanke, viereckige Zeltdachhelm mit abgeschrägten Ecken. Die Sakristei hat nur ein rechteckiges Fenster mit abgefaster Laibung.

Im Innern sind Chor und Schiff durch einen schmalen, rundbogigen, schlicht abgeschrägten Triumphbogen getrennt. Der Chor ist um zwei Stufen erhöht. In seiner Mitte steht der schmucklose Altar, davor der moderne Taufstein. Die Kanzel auf altem Konsolenunterbau, im übrigen nebst ihrem Deckel neu, lehnt an den nördlichen Teil der Schiffsostwand, in den eine Tür zur Sakristei gebrochen ist. An dem gegen-

[1]) Da der Ort erst 1606 eine eigene Pfarre bekommt (Wibel a. a. O. I, 528 ff., Weller, Entstehung der Kirchen in der Diözese Ehringen, Blätter für württ. Kirchengeschichte. N. F. VII. 1903), so handelt es sich wohl nicht um einen älteren Kirchturm.

[2]) Heyd 404.

[3]) Bauakten im K. Domänenarchiv in Waldenburg.

[4]) Beschr. des OA. Ehringen 186.

Digitized by Google

überliegenden südlichen Teil befindet sich die kleine, vom Turm aus zugängliche Herrschaftsempore mit hermengeschmückter Brustwehr auf schrag gerippter hölzerner Säule. Die alte Westempore ist später durch Anbauten vergrößert. Sie ruht auf Pfeilern mit originell profilierten Kämpfern.

Die Wände und die Flachdecke des Chors sind getüncht und modern bemalt, die des Schiffes ist gefeldert und wird von zwei Längsbalken getragen, die mit Voluten verziert sind. Der Boden ist mit Platten belegt.

§ 6. Mit Benützung größerer Reste früherer Bauten neu errichtete Kirchen.

Grüntal.

Die gotische Kirche von Grüntal ist 1591 zu klein. Am 27. Oktober 1591 fertigt Georg Beer einen Überschlag nebst Plänen[1]) zum Neubau des Langhauses, der sich auf 487 fl. beläuft. Es wird 41′ breit und bis zum Kranzgesims 24′ hoch, nach einer späteren Angabe Schickhardts 27′ hoch und 60′ lang, erhält schlichte Sockel und Kranzgesimse und auf der Süd- und Westseite rundbogige Eingänge mit Rundfenstern darüber. Die Südseite bekommt zwei große und gegen Westen ein kleines rundbogiges Sprossenfenster; unter diesem befindet sich ein ebenso gebildetes noch kleineres. Die Nordseite erhält drei Fenster. Die westliche Giebelwand bekommt oberhalb des sie durchquerenden Kranzgesimses zwei kleine Luken und ein rundes Loch zur Beleuchtung des Dachbodens. Im Innern wird der Triumphbogen erweitert; unter ihm steht der Altar, in der Nordostecke des Schiffes die Kanzel; der Taufstein fehlt. An der Westwand zieht sich eine Empore entlang. Das Dach erhält ein Hängewerk.

Die Leitung des Baus, der im Sommer 1592 stattfindet, wird Schickhardt übertragen. Am 18. Januar 1593 rechnet er mit den Handwerkern ab. Die Kosten belaufen sich auf 725 fl. Verursacht ist die Überschreitung nicht nur durch die Erhöhung der Mauern, sondern, wie es scheint, auch durch die Vergrößerung der Empore. Für die Wahrscheinlichkeit, daß die Empore nicht nur längs der Westwand, wie es ursprünglich geplant ist, sondern auch längs der Nordwand her geführt wird, spricht der Umstand, daß die Fenster auf der Nordseite bis zum 19. Jahrhundert so klein waren, daß sie nur zur Emporenbeleuchtung dienen konnten.

1668 erhält die Kirche einen neuen Dachstuhl. 1739 wird das Dach abermals ausgebessert, die Empore vergrößert[2]).

[1]) Im St.A.

[2]) Bauakten auf dem Pfarramt in Grüntal.

Digitized by Google

Die Kirche ist orientiert, einschiffig, flachgedeckt. Die Westseite, deren Giebel in einem Kreuze kulminiert, hat drei Hohlkehlentraufgesimse, aber keine Fenster. Das Westportal ist rundbogig und hat eine schlicht abgeschrägte Laibung, deren Fase durch von länglichen Dreiecken eingefaßte Kreise freundlich ornamentiert wird. Über dem Portal ein Rundbogenfenster. Die Südseite, mit noch einfacherem Portal mit der Jahreszahl 1592, hat infolge der Vergrößerung des Westfensters drei hohe rundbogige Sprossenfenster mit Kleeblattmaßwerk. Die Nordwand hat zwei ebenso gebildete, erst neuerdings vergrößerte Fenster und gegen den Chor hin zwei viereckige Luken. Der um das Langhaus laufende Sockel zeigt in der schrägen Fläche, die den Übergang zur Hochwand vermittelt, eine Hohlkehle. Ähnlich ist das Kranzgesims gebildet.

Im Inneren zieht die Empore allen Wänden entlang, derart, daß nur noch über der Kanzel ein kleiner Raum freibleibt. Die älteren Emporen, an der Nord- und Westseite werden von abgefasten Viereckspfeilern mit reich profilierten Kämpfern getragen. Die gesamte Brüstung ist mit Apostel- und Prophetenbildnissen, wohl aus der Zeit um 1700, bemalt.

Die Kanzel befindet sich, entgegen dem ursprünglichen Plane, in der Südostecke des Schiffes. Sie ist selbst einfach, ruht aber auf einer Säule mit attischer Basis und zierlichem jonischem Kapitäl, dessen Hals mit Akanthusblättern bedeckt ist.

Der Altar steht vor dem Triumphbogen und ist modern bemalt. Der Taufstein, aus der Entstehungszeit des Langhauses, ist mit Fischblasenornament verziert und ruht auf einer schräg gerippten Säule.

Horkheim. 1610/11.

Die alte Kirche mit 43′ langem, 18′ breitem Schiff und durch einen Triumphbogen getrenntem, nicht eingezogenem Chor im Untergeschoß des Ostturms ist schon 1602 baufällig. In diesem Jahre fertigt Baumeister [Niklas?] Vischlin einen Überschlag zu ihrer Herstellung und Vergrößerung, wofür er 3000 fl. vorsieht. Dieser wird am 13. Januar 1610 Schickhardt mit dem Befehl übersandt, er solle die Kirche möglichst bald besichtigen, sich überzeugen, ob der Neubau des Turmes notwendig sei und ob die Kosten sich nicht verringern ließen, sowie einen neuen genauen Überschlag einreichen. Am 17. Februar 1610 meldet Schickhardt[1]), es empfehle sich ein Neubau, dessen Kosten er auf 1280 fl. veranschlage. Da der Heilige in Horkheim groß und gut verwaltet sei, so könne aus ihm der Bau vollständig bezahlt werden. Die Einwohner hätten sich

[1]) Akten im St.A.

Digitized by Google

überdies zu Hand- und Fuhrfrohn erboten. Der alte Turm sei niedrig und schlecht, könne indes noch einen weiteren Stock tragen. Für die Kosten habe der Deutschorden in Heilbronn aufzukommen.

Aus dem Überschlag vom 17. Februar 1610 ergibt sich, daß drei Seiten der alten Kirche abgebrochen werden, die Ostseite rechts und links verlängert und die Kirche so auf 62′ Länge, 44′ Breite und 26′ Höhe vergrößert wird, derart, daß der Chor vor der Mitte der Ostwand stehen bleibt, doch nunmehr eingezogen erscheint. In die Mitte jeder der drei freien Seiten kommt ein Portal, die Langseiten erhalten je drei rechteckige Fenster, die Giebelseite ein Rundfenster. Der Triumphbogen soll höher gebrochen werden. Die Zimmerarbeiten werden dem Georg Kaiser aus Horkheim übertragen. Es wird eine Westempore errichtet, die Kanzel findet ihren Platz an der östlichen Nordwand, vor der Sakristei. Sie erhält die übliche Achtecksform und ruht auf einem gewölbten Kanzelfuß, der von einer toskanischen Säule auf hohem Postament getragen wird. Der Kanzeldeckel wird mit einer Rosette geschmückt. Der Altar bleibt, unter der Voraussetzung der Höherbrechung des Triumphbogens, im Chor. Die Wände werden innen und außen geweißt, die Fenster mit gemalten Quadern eingefaßt, die Türen außen grün, innen rot gestrichen. Das Dach erhält ein Hängewerk.

Wider Erwarten macht die Legung der Fundamente Schwierigkeiten. Auch erweist sich eine Vergrößerung der Chorfenster und der Sakristeitür als nötig. Die Folge ist eine Erhöhung der Baukosten, die durch das Eintreten einer Teurung noch vergrößert wird. Am 28. Januar 1611 bittet Schickhardt daher, der Herzog möge den Handwerkern den Lohn erhöhen. Zwei Tage später berichtet er die Fertigstellung der Kirche. Da der Turm, dessen Holzwerk ohnehin faul sei, jetzt niedriger als der Dachfirst der Kirche und darum das Geläute nur auf geringe Entfernung vernehmbar sei, so sei die Errichtung eines weiteren steinernen und hölzernen Geschosses nebst neuen Helmes für 480 fl. notwendig. Mit dem Deutschorden seien weitere Verhandlungen erforderlich.

Ob die Erhöhung des Turmes sofort ausgeführt wird, steht dahin. Nach der Beschreibung des OA. Heilbronn[1]) findet 1617 eine Reparatur statt. Im Chor findet sich die Jahreszahl 1628.

Die Kirche ist rechteckig, orientiert, flachgedeckt. Der Turm enthält im Untergeschoß den alten Chor. Den ganzen Bau umgibt ein schlicht abgeschrägter Sockel; ein Kranzgesims fehlt. Die Westseite hat ein rundbogiges Portal mit abgeschrägter Laibung, darüber ein ein-

[1]) 2. Aufl. II. p. 373 ff.

Digitized by Google

faches Rundfenster. Der simslose Giebel hat drei kleine, rechteckige Fenster und endigt oben in einem Kreuz. Nord- und Südseite haben in der Mitte ein ebenfalls ganz schlicht profiliertes Portal, darüber und rechts und links davon je ein rechteckiges Fenster; nur eines von ihnen wird noch durch Sprossen geteilt. An die Ostwand der Kirche, die nur im Giebel zwei kleine Luken hat, ist in ihrer Mitte der viergeschossige, quadratische, von einem vierseitigen Helm mit abgefasten Kanten bedeckte Turm, nördlich von ihm die mit einem Pultdach sich an ihn anlehnende Sakristei erbaut. An seiner Südseite führt eine rechtwinklig geknickte, bedeckte Treppe zu einem korbbogigen, 1610 datierten, zur Orgelempore führenden Pförtchen in der Ostwand. Ihr unterer Teil wird gegen Osten von einem mächtigen Strebepfeiler überschnitten, der, wie eine Skizze Schickhardts zeigt, bereits in älterer Zeit zur Stützung des Chorgewölbes errichtet ist. An der Ostseite des Chors befindet sich ein ebenfalls vorschickhardtischer Vorbau mit großem rechteckigem, früher spitzbogigem Fenster und Satteldach. Die zahlreichen Überschneidungen geben der Ostpartie der Kirche ein gar malerisches Ansehen. Der Turm hat in jedem Geschoß kleine rechteckige Fenster, Kehlgesimse und ein aus Architrav, Fries und Kranzgesims bestehendes Hauptgebälk. An der Südseite der Kirche ist eine Inschrifttafel angebracht[1]).

Das Innere, 1897/98 mit einem Aufwand von 3000 Mark geschmacklos ausgemalt[2]), ist flachgedeckt; die Decke ist geweißt und bemalt. Der tonnengewölbte Chor ist vom Langhaus durch einen schmalen, spitzen Triumphbogen getrennt. Ein zweiter, diesem gleicher Bogen öffnet sich gegen den oben erwähnten östlichen Anbau. Er trägt die Zahl 1628, ist aber älter. Der Sakristeianbau ist zweigeschossig: Das Erdgeschoß ist ebenfalls tonnengewölbt; der hölzerne, die heutige Sakristei enthaltende Oberstock ist wohl neu, da er in Schickhardts Überschlag noch nicht erwähnt wird.

An die Nordwand der Kirche lehnt, nahe der Sakristei, die Kanzel auf hölzerner, kannelierter toskanischer Säule und gewölbtem Kanzelfuß. Ihre Brüstung ist gefeldert, ihr Deckel mit Voluten verziert. Der schlichte Altar steht in der Mittelachse des Schiffes, vor, nicht im Chor. Der Tauf-

[1]) Wortlaut: Anno 1610 hat Hertzog Johann Friderich dise Kirche von Grund aufbawen lassen durch Henrich Schikart Bavmeister als im Ampt war Joachim Baier Keller, Bernhart Reuselin Schulthais, Hans Ramm und Jacob Meurer Hailgenpfleger, Johann Broll Pfarr, Wercklent Veltin Sar und Georg Tumbler Maurer, Jerg Kaiser Zimmermann, Hans Rieler Schreiner, Jerg Roesch und Caspar Mercklin Burgermaister.

[2]) Beschr. des OA. Heilbronn a. a. O.

Digitized by Google

stein vor dem Altar ist von 1725. Die Westempore ruht auf vier vierkantigen Pfeilern, von denen die beiden vorderen, in der Mitte stark anschwellend, mit toskanischen Kapitälen versehen und mit der Zahl 1610 bezeichnet sind. Die hinteren mit abgefasten Ecken und ohne Kapitäl sind einfacher. Auf ihnen und den Kragsteinen ruhen Pfetten, welche die mit Balustrade versehene Empore tragen. In der Nordostecke der Kirche befindet sich ein Herrengestühl, darüber eine kleine Tribüne aus dem 18. Jahrhundert, welche die Orgel trägt. Sie ist auf Schickhardts Plan nicht eingezeichnet, muß aber schon eine Vorgängerin gehabt haben, wie der besondere, 1610 datierte Eingang beweist.

Pfaffenhofen. 1610/12.

Die gotische Kirche von Pfaffenhofen mit eingezogenem, quadratischem Chor vor der Mitte der Ostwand, über dem sich der Turm erhebt, und Westempore ist 1610 zu klein. Schickhardt macht Überschlag und Zeichnungen[1]) zu einem Neubau, dessen Kosten sich auf 800 fl. belaufen sollen. Nach diesen Plänen bleiben von der alten Kirche nur die Nord- und Westwand, sowie der Turm, der den Chor beherbergt, erhalten. Der Südteil der West- und der Triumphbogenwand wird verlängert, die Südwand des Schiffes weiter hinausgerückt. Die neue Kirche soll 64′ lang, 49′ breit und bis zum Dachansatz 23′ hoch werden. Der Nordwand bleiben ihre drei schmalen Fenster, der Westwand das ursprünglich in ihrer Mitte befindliche Portal. Die Südseite erhält zwei rundbogige Eingänge, den westlichen für die Empore, den östlichen fürs Schiff bestimmt, sowie vier rechteckige Fenster. Die zwei vorderen Ecken des Langhauses werden mit Quadern ausgestattet, das Kranzgesims kann von Holz oder Backstein gemacht oder auch ganz entbehrt werden. Das Dach bekommt ein Hängewerk, die Kirche eine Flachdecke, auf der West- und Südseite Emporen, und in der Südostecke ein Herrengestühl. Die neue, achteckige Kanzel mit Füllungen und Fries, auf einem von einer Säule mit schlichtem Postament und toskanischem Kapitäl getragenem, gewölbtem Fuß, beschützt von einem mit Rosetten und Voluten geschmückten Deckel, findet ihren Platz ungefähr auf der Stelle der alten, nahe der gotischen Sakristei. Vor dem Triumphbogen steht der Altar; ein Taufstein ist auf dem Plane nicht aufgezeichnet.

Am 17. Mai 1610 wird den Werkmeistern Hans Hermann von Güglingen und Kaspar Kachel von Pfaffenhofen der Bau verdingt. Am 5. Juni 1610 ist die Arbeit bereits in Angriff genommen. Am 17. Juni

[1]) Im St.A.

Digitized by Google

1610 schreibt der Schultheiß Reinhart dem Meister Hans, er träfe Schickhardt, sofern er mit ihm wegen des Baues sprechen wolle, bis zum 24. Juni in Herrenberg. Die Zimmerarbeiten verdingt Schickhardt am 30. Juni 1610 dem Zimmermeister Hans Seyfried von Calmbach. Er hat nicht nur für die Kirche ein neues Dachwerk zu fertigen, sondern auch den Turm um ein hölzernes Stockwerk zu erhöhen und mit einem neuen Helm zu versehen.

Am 16. Mai 1612, gerade als die Kirche vollendet ist, schlägt der Blitz in den Turm und beschädigt ihn. Schickhardt besichtigt darauf die Kirche und berichtet am 7. Januar 1613, es sei das Schieferdach des Helmes abgedeckt und die Riegelwand des oberen Stockes verdorben, ferner ein Chorfenster beschädigt. Auch habe der Blitz einige Quader aus der Wand gerissen. Die Wiederherstellungskosten beliefen sich auf 65 fl.

Seitdem finden nur noch kleinere Veränderungen statt, deren wichtigste die 1854 zur Erzielung größerer Helligkeit vorgenommene Übertünchung der Fresken im Schiff und Chor ist[1]).

Hans Hermann — er scheint nach dem unten erwähnten Steinmetzenschild zu schließen der bedeutendere der beiden Werkmeister — begnügt sich nicht mit der Ausführung der schickhardtischen Risse, wenn er auch die Veränderung der Anlage wohl kaum ohne Zustimmung des Baumeisters vornimmt. Statt der Nordwand läßt er die Südwand stehen, die Westseite rückt er weiter hinaus, die Kanzel meißelt wohl er selbst in Stein aus; auch gibt er ihr einen anderen, als den von Schickhardt bestimmten Platz. Auch der Taufstein ist vielleicht sein Werk. Nicht minder trägt der Zimmermeister zur Verschönerung der Kirche bei, indem er ihr ein hölzernes Tonnengewölbe gibt. Von dem Bausinne zeugen nicht nur ein Meisterschild, sondern auch eine Schrifttafel[2]).

[1]) Pfarrbeschreibung im Pfarrhaus von Pfaffenhofen.

[2]) Wortlaut: Der Baw, wie da vor augen staht,
Erweittert ist mit gemeinem raht
Vom Casten gut zu Gottes Ehr,
Dass darin werdt die Göttlich Lehr
Rein unverfelschdt gelehrt und ghört
Zum ewigen Heil von Christi werdt.
Den Kirchenbaw sampt deiner Gmein
Lass dir, Herr Gott, bevohlen sein.
Verleih, dass sie nach deinem Wort
Dich herzlich preisen hie und dort.
Im dausendt sechshundert zwölften jar
Der Kürchenbaw verfertiget war.
Gott geb, dass er langwierig sey,
Vor Straal und Feuers, wassersnöten frey.

Digitized by Google

An der Kirche lassen sich vier Bauperioden unterscheiden. Chor und Unterteil des Turmes stammen aus dem 13. Jahrhundert[1]), die Südseite mit ihren drei des Maßwerkes beraubten Fenstern ist wohl 1453 erbaut. Diese Zahl findet sich über dem Eselsrücken des mittleren Portals. Die Sakristei nördlich vom Turm errichtet 1515 Hans Wunderer. Alles übrige rührt von dem Umbau aus den Jahren 1610—12 her.

Die Kirche ist rechteckig und orientiert. An der Ostseite des Schiffes ist im Süden der Turm mit dem Chor im Untergeschoß und nördlich an ihn anlehnend die Sakristei erbaut. Die Westwand wird nur von einem kleinen viereckigen Fenster durchbrochen, aber von einem trefflichen vierstockigen Giebel abgeschlossen, dessen kraftvoller Umriß durch abwechselnd konkave und konvexe Linien bestimmt wird, aus deren Übergangsstellen jeweils ein fialenartig behandelter Obelisk mit Kreuzblume hervorwächst, während schlichte Traufgesimse die Giebelwand gliedern. Ihr unterstes Geschoß hat ein Rundfenster, das die Westempore im Innern beleuchtet, das zweite ein rechteckiges, das dritte ein eiförmiges mit Fischblasenmaßwerk. Den obersten Giebelabschluß bildet eine Muschel mit Obelisken. Im Westen der Südwand findet sich zunächst eine korbbogige Pforte, neben ihr die oben erwähnte, 1453 datierte, deren Laibung die der ersten Tür nachgebildet ist. Beide Laibungen bestehen aus Hohlkehlen und Rundstäben. Über der Tür von 1453 die Inschrifttafel von 1612, östlich daneben eines der drei alten Spitzbogenfenster. Das benachbarte ist durch Anbau einer hölzernen Treppe in einen Emporeneingang verwandelt. Zwischen ihm und dem dritten öffnet sich unten ein spitzbogiger Eingang ins Schiff. Über dem Scheitel ein Meisterschild mit der Inschrift H. H. C. P. (Hans Hermann Caspar (?) Pfaffenhofen) und der Zahl 1611. Der alte Sockel hat Hohlkehlenprofil, das vom Umbau herrührende Kranzgesims besteht aus Einziehung und Wulst.

Die mit schlichtem Sockel und Kranzgesims versehene 1610/12 erbaute Nordseite hat drei maßwerklose, spitzbogige Fenster mit schlichter Laibung, aber im Westen ein mit durch Karnies, Rundstab und Hohlkehlen reich profilierter Laibung versehenes Portal. Die Sakristei hat einen hölzernen Aufbau, der quadratische Turm drei steinerne und ein hölzernes Geschoß mit spitzbogigen und rechteckigen Fenstern. Über dem nur aus einer Hohlkehle bestehenden Kranzgesims erhebt sich der vierseitige, abgefaste, eingezogene, schieferbedeckte Helm mit kleinen runden Luken[2]).

[1]) Keppler 50.

[2]) Unten am Turm die Inschrift: Am Kirchweyhabend 16. Mai 1612 um 4 uhr hat der Stral dissen Eckstein oben am Helm herausgeschlagen. Erbarm dich unser, Jesu.

Digitized by Google

Das Innere des Schiffes wird von einem hölzernen Tonnengewölbe überspannt, das in flache, längliche Felder geteilt ist. An drei Wänden laufen Emporen entlang, von jonischen Säulen gestützt, durch eine Balusterbrustwehr geschützt. Die steinerne Kanzel am nördlichen Triumphbogenpfeiler, frei nach Schickhardts Entwurf ausgeführt, ruht auf einem einer Palmenkrone ähnlichen Untersatz, der von einer korinthischen Säule getragen wird. Ihre Felder sind mit Akanthusblättern geziert; der Deckel ist einfach. Aus der Sakristei führt eine Treppe mit maßwerkgeschmücktem Geländer zu ihr. Vor ihr steht in der Mittelachse des Schiffes der schmucklose Altar, davor der im Stil der Kanzel gehaltene kelchförmige Taufstein.

Der Chor mit frühgotischem Rippenkreuzgewölbe ist vom Schiff durch einen niedrigen, spitzbogigen Triumphbogen getrennt. Er besitzt schönes Renaissancegestühl.

Heidenheim 1613?—1622.

In seinem Inventar erwähnt Schickhardt Heidenheim erstens in der Rubrik über die kleineren Veränderungen, zweitens im Nachtrag mit dem Zusatz: „1613 die Stadtkirch erbaut." Die erste Erwähnung bezieht sich offenbar auf die Schloßkirche in Hellenstein [1]), die zweite scheint nur teilweise richtig.

Die Quellen der Baugeschichte der Pfarrkirche St. Michael fließen sehr spärlich. Auch ihr Aussehen verrät wenig über ihre Entstehung, läßt aber immerhin erkennen, daß die Kirche kein einheitlicher Bau ist. Steinhofers Notiz von einem 1601 vorgenommenen Neubau [2]) bezieht sich auf Hellenstein. Doch wird, wie die Heiligenrechnungen [3]) bezeugen, auch an der Pfarrkirche vom Ende des 16. Jahrhunderts bis 1622 alljährlich gearbeitet, am meisten 1621/22, am wenigsten 1613. Wenn Schickhardts Pläne zur Ausführung kamen — er wird in den Rechnungen nicht genannt —, so kann es frühestens acht Jahre nach ihrer Einreichung geschehen sein. Daß vorher keine wesentliche Veränderung an der Kirche vorgenommen wird, geht mit Sicherheit aus einer Notiz in den Gemeinderechnungen [4]) von 1621/22 hervor, wonach in diesem Jahre die Stadt dem Heiligen einen Zuschuß zu einer Erweiterung gewährt, weil „die Kirche finster und für die Gemeinde zu eng geworden" [5]). Der Turm

[1]) S. d. p. 183.

[2]) Steinhofer, Neue wurttemb. Chronik I. 1744. 336.

[3]) Im Stadtarchiv von Heidenheim.

[4]) Im Stadtarchiv.

[5]) Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Lehrers Mez in Heidenheim.

Digitized by Google

wird 1668[1]) verändert, der Chor 1777/78 zum Zwecke der Aufstellung einer neuen Orgel wesentlich erweitert, die ganze Kirche 1823 gründlich renoviert. Gegenwärtig dient sie nicht mehr dem Gottesdienste.

Die Kirche erscheint von der Nordseite betrachtet, als ein Winkelhakenbau, verdient diesen Namen aber nur mit Einschränkung. Denn ihr Grundriß ist im wesentlichen quadratisch. Er ist dadurch zustande gekommen, daß an ein rechteckiges Schiff, vor dessen mittlerer Westwand ein quadratischer Turm steht, während sich an die Ostwand ein Chor anschließt, zunächst, nach Beseitigung des größten Teiles der Nordwand gegen Norden hin ein Anbau angefügt ist, der mit dem übrigen Schiffe gleiche Höhe hat. Der so gewonnene Winkelhaken besitzt zwei etwa gleich lange, nur wenig über das ihnen gemeinsame Quadrat vorspringende Flügel. Diese Kirche aber hat man durch Erweiterung an der einspringenden Nordwestecke, indem man die Westwand des Nord- und die Nordwand des Westflügels durch starke Holzsäulen ersetzte, in eine mit quadratischem Grundriß umgeformt. In der Emporenhöhe rückte man die Westwand des Schiffes sogar noch weiter, bis in die Flucht der Westwand des Turmes, hinaus. Das war darum leicht möglich, weil hier das Gelände so stark ansteigt, daß z. B. der Turm erst in der Höhe des Kranzgesimses des Langhauses aus dem Erdboden hervorwächst. Von diesem Anbau bildet der an den Turm anstoßende Teil eine besondere Kammer.

Die Außenseiten geben kein deutliches Bild des komplizierten Grundrisses. Dafür lassen sich hier die vier Hauptteile des Baus klar sondern: 1. das alte Langhaus mit dem im 18. Jahrhundert erweiterten Chor, 2. der nördlich angebaute Flügel mit gleicher Dachhöhe mit dem alten Langhaus, 3. die nordwestliche Erweiterung mit flachem Dach, 4. der Turm. An die Nordseite des Chors schließt sich die Sakristei, ein späterer Anbau.

Die Südwand des Langhauses erscheint als ein einheitlicher Bau mit drei großen, maßwerklosen Spitzbogenfenstern und zwei Portalen, von denen das östliche, 1621 datierte, von einem flachen Kleeblattbogen, das westliche von einem Korbbogen abgeschlossen wird. Über ihm öffnet sich ein kleines Spitzbogenfenster, westlich von ihm ein moderner Emporeneingang. Die Wand gehört wohl noch dem alten Bau an; sämtliche Fenster und Türen scheinen 1621 vergrößert worden zu sein.

[1]) Die Beschr. des OA. Heidenheim, 123, spricht fälschlich von einem Neubau. In den Gemeinderechnungen von 1668/69 ist nur von einer Veränderung des Turmdaches die Rede. Wahrscheinlich wird bei dieser Gelegenheit der noch bei Merian, Top. Suev. 1643, 95 sichtbare Helm in eine Kuppel umgewandelt.

Digitized by Google

Die westliche Giebelseite, vor deren Mitte sich der Turm befindet, sowie die anschließende Westseite des Anbaus, sind kahl. Um so fensterreicher ist die Nordwand, die außen ebenfalls erst in Emporenhöhe über dem Erdboden ansetzt. Sie scheidet sich deutlich in die dem Winkelhakenbau angehörende Giebelwand und die Wand des flachgedeckten Anbaus. Jene hat einen spitzbogigen Eingang, von zwei maßwerklosen Spitzbogenfenstern umgeben, sowie in dem früher durch Gesimse gegliederten Giebel drei kleine, gotische Fenster, von denen jedes durch Backsteinmaßwerk in zwei Spitzbogen mit Kreisfenster darüber, gegliedert ist. Im obersten Stock öffnet sich noch ein einzelnes Spitzbogenfenster. Die westlich anstoßende Wand hat deren zwei und außerdem ein Ochsenauge. Der Chor, in drei Seiten des Achtecks geschlossen, zeigt die im 18. Jahrhundert üblichen Flachbogenfenster.

In dem um zwei Stufen erhöhten Chor befinden sich Altar, Kanzel, Taufstein, Orgeltribüne nebst Orgel, sämtlich aus dem 18. Jahrhundert. Das Innere des Schiffes hat am Fußboden quadratischen Grundriß. Es wird auf drei Seiten von Emporen mit Felderbrüstungen eingefaßt. Die Südempore ruht auf hölzernen dorischen Säulen; die übrigen Emporenstützen haben keine Kapitäle. Im nördlichen Teile der Kirche tragen fünf mächtige toskanische Holzsäulen die geweißte, von einem modernen Kranzgesims eingefaßte Flachdecke.

Einen Beweis dafür, daß das Langhaus durch Abbruch der Nordwand nach Norden hin erweitert wurde, bietet die Dachkonstruktion. Der westöstlich gerichtete Flügel des Hakens hat einen vollständigen, noch die mittelalterliche Balkenzusammenfügung mittels abgeschrägter Ecken zeigenden Dachstuhl, der auch da nicht durchbrochen ist, wo der nordsüdlich verlaufende Flügel ansetzt, dessen Dachstuhl überdies eine andere Zimmertechnik zeigt. Dazu kommt, daß Winkelhakenkirchen vor der Errichtung der Freudenstadter Kirche unbekannt sind. Gerade Schickhardt aber war am ehesten berufen, den in Freudenstadt erprobten Grundriß an einer zweiten Kirche anzuwenden [1]).

Ob auch der nordwestliche Anbau auf Schickhardt zurückgeht, ist unsicher. Die Spitzbogenform seiner Fenster gestattet keine allzu späte Datierung; das flache Dach beweist, daß der Bau erst später an die fertige Winkelhakenkirche angefügt wurde; andernfalls hätte man den quadratischen Innenraum wohl mit einem einzigen Satteldach überdeckt.

[1]) Fast gleichzeitig mit der Kirche von Heidenheim wird diejenige von Unterschüpf bei Mergentheim in einen Winkelhakenbau umgewandelt. Vgl. v. Oechelhäuser, Die Kunstdenkmale des Großherzogtums Baden IV. 2, 214. Auch dieser Bau wäre ohne das Freudenstadter Vorbild nicht denkbar.

Digitized by Google

Das Ergebnis des Umbaus von 1621/22 ist demnach: Vergrößerung der Kirche gegen Norden hin, Veränderung der Türen und Fenster auf der Südseite.

Gochsheim. 1616.

In Gochsheim baut Schickhardt für den Grafen Johann Jakob II. von Eberstein an den 1499 errichteten Westturm „eine gantz newe Kürchen" von recht ansehnlichen Dimensionen, 92' lang, 44' breit, die, abgesehen von Material und Frohn, noch etwa 2000 fl. kostet. Am 18. November 1616 erhält er für den Plan zu dieser und dem Umbau der Waldangellocher Kirche 17 Taler[1]). Die Kirche wird am 2. August 1689 von Duras verbrannt, 1697—1704 durch Herzog Friedrich August von Württemberg vollständig neu erbaut[2]). Nur der Westturm bleibt erhalten. In den alten Gochsheimer Pfarrbüchern findet sich keine Erwähnung des Schickhardtischen Baues.

Göppingen. 1618/19.

An der Stelle der jetzigen Kirche stand eine Johanneskapelle[3]). Ihr durch drei Seiten des Achtecks geschlossener Chor war gegen Südosten gerichtet. An ihrer westlichen Ecke stand, aus der Wand vorspringend, ein Turm[4]), der nicht lange vor dem Jahre 1615 erneuert worden war. Als man in diesem Jahre daran ging, die Kapelle durch eine größere Kirche zu ersetzen, galt es daher, ihn nach Möglichkeit zu erhalten. Schickhardt löst diese Aufgabe in befriedigender Weise, indem er den Turm in die Westecke der Kirche stellt. Schon 1615 fertigt er den ersten Plan, nach dem die Kirche ein einfacher, rechteckiger Bau wird. Nordost- und Südwestwand bekommen schlichte Giebel mit Traufgesimsen; „ist aber ein Sach, die nit eben sein muß". Die Viereck- und Rundfenster der Kirche erhalten architravierte Rahmen, die beiden „vorderen" Portale reichen Schmuck. Die Kanzel mit schön geschweiftem Untersatz und zierlichem Schalldeckel wird bemalt und findet ihren Platz in der Mitte der Südwand, neben dem dort befindlichen Portal, während Altar und Taufstein der Kapelle entnommen und im Ostteile des Schiffes aufgestellt werden. Der Kanzel gegenüber erhebt sich an drei Wänden die Empore mit Balustrade auf neun schlanken toskanischen Säulen. Längs der Nordwest- und Nordostwand befindet sich das Herrengestühl. Die Decke

[1]) Heyd 401.

[2]) Feigenbutz, Kraichgau 124. Kolb, Histor. Statist. Topogr. Lexikon von Baden I. 302.

[3]) Beschr. des OA. Göppingen 112.

[4]) Aufnahmeplan und Entwürfe zur neuen Kirche im St.A.

Digitized by Google

erhält achtzig tiefe Felder; sie wird von einem Kranzgesims getragen. Die Größenverhältnisse sind: Länge im Lichten 133′, im ganzen 140′, Breite 60′ und 66′, Höhe bis zum Kranzgesims 40′.

Ausgeführt wird der Bau in etwas größeren Dimensionen, Länge 141′, Breite 73′. Auch erhält die Kirche entgegen dem ursprünglichen Plane auf der Außenseite ringsum laufendes Kranzgebälk, auf der Nordwestseite Fenster, reicheren Portalschmuck, eine eigene Sakristei — ursprünglich ist für sie das Turmuntergeschoß vorgesehen — und einen höheren Turm. Der Herzog hätte das Innere gerne mit einem gipsernen Tonnengewölbe und seinem Wappen, „erhaben darein gemacht", versehen. Mit Rücksicht darauf, daß das Dachgeschoß zum Fruchtboden bestimmt ist, entscheidet sich Schickhardt jedoch für die Flachdecke. Die Kirche wird ganz hell gehalten, das Deckengetäfer mit weißer Ölfarbe gestrichen und mit goldenen Rosetten und dem fürstlichen Wappen bemalt, Fenster und Türen werden mit gemalten Quadern eingefaßt.

Mit dem Schlosse wird die für den Fürsten bestimmte Nordostempore durch einen Gang verbunden[1]).

Die Vorbereitungen zum Kirchenbau ziehen sich drei Jahre hin. Beim Reformationsjubiläum, 1617, wird der Plan öffentlich verkündigt. Am 14. Februar 1618 wird der Grundstein gelegt, am Sonntag vor Martini 1619 findet die Einweihung statt. Die Kosten betragen 11105 fl.

1705 erhält die Kirche eine neue Orgel. 1738 wird über der Nordwestempore eine zweite Tribüne errichtet[2]). 1746 wird der Dachstuhl repariert. 1769 ff. nimmt Baumeister Göz eine große Herstellung vor, in deren Verlauf der Turmhelm ausgebessert, das Kranzgesims an Kirche und Turm ergänzt, die Decke im Innern umgestaltet und vor allem eine ganz neue Emporenanlage geschaffen wird, wobei die Kanzel ihren Platz hinter dem Altar erhält. 1838 wird der Turm, weil dem Einsturz nahe, beseitigt[3]) und in den folgenden Jahren der heutige Turm vor der Mitte der Westwand erbaut. Diesem Neubau fällt das alte Westportal zum Opfer. Über die Zeit des Abbruchs des Schloßganges hat der Verfasser nichts erfahren können.

Die Kirche ist ein länglich rechteckiger Bau mit ringsum laufendem Sockel und Kranzgesims. Die Schmalseiten zeigen hohe Giebel, von denen der nordöstliche drei Traufgesimse hat, während der südwestliche sie entweder niemals besaß oder beim Anbau des jetzigen Turmes verlor. Der Nordostgiebel enthält in seinen vier Geschossen neun kleine und ein großes

[1]) Sichtbar bei Merian, Top. Suev. 1643.

[2]) Urkunden im Dekanatsarchiv in Göppingen. Dort ein Plan der Kirche von 1738.

[3]) Beschr. des OA. Göppingen a. a. O.

Digitized by Google

rechteckiges Fenster mit sorgfältig profilierten Laibungen, während der durch den modernen Turm in zwei Hälften geschiedene Südwestgiebel in jeder der beiden Hälften ein oberes einfaches und ein unteres Doppelfenster zeigt. Ob die Untergeschosse des alten Turmes in den Baurhythmus der Südwestseite einbezogen waren, ist unbekannt. Aus Schickhardts Grundriß geht nur hervor, daß er nirgends über die Kirchenwände hinaus vorsprang. Der untere Teil der Südwestwand hatte zwischen zwei länglichen Fenstern und unter einem Rundfenster ein reichgeschmücktes Portal, das ungefähr in der Mitte, nicht der gesamten Wand, sondern desjenigen Teiles derselben lag, der sich zwischen dem Turm und der südöstlichen Langseite befand. Beim Bau des neuen Turmes wurde es beseitigt. Aus der Vorhalle in dessen Untergeschoß, d. h. in der Mitte der Südwestwand, führt jetzt eine schmucklose Tür ins Schiff. Entsprechend dem ehemaligen Südwestportal liegt auch das dem Schloß benachbarte Nordostportal in der östlichen Hälfte der Nordostwand. Es wird ebenfalls von zwei Rechtecksfenstern und einem Rundfenster eingefaßt. Die Südostseite zeigt in streng regelmäßiger Anordnung in der Mitte wiederum ein Portal mit Rundfenster, rechts und links je drei Langfenster, unter deren mittlerem sich je eine kleine, aus dem Jahr 1769 stammende rundbogige Tür befindet. Die gegen den ehemaligen Zwinger gerichtete Nordwestseite ist vernachlässigt. Von ihren sechs Fenstern sind vier alt; das südlichste wurde nach der Beseitigung des alten Turmes eingebrochen, das mittlere ist durch Vergrößerung einer auf dem Plane von 1738 sichtbaren Emporentür gewonnen.

Die beiden erhalten gebliebenen Portale sind gleich gebildet. Sie haben eine rundbogige Laibung mit maskengeschmücktem Schlußstein und elegant architraviertem Profil. Sie werden von auf schlichten Postamenten und attischen Basen sich erhebenden Säulen mit zierlichen korinthischen Kapitälen eingefaßt, die Architrav, Fries und Kranzgesims und darüber einen geraden, in der Mitte durchbrochenen Giebel tragen. Der Giebel des Südostportals zeigt in der Mitte das württembergische und brandenburgische Wappen, der des Nordostportals eine Schrifttafel[1]). Der Entwurf Schickhardts für die Giebel ist erhalten. Die Holztüren hatten, nach einer Skizze Schickhardts, zwei durch einen Pilaster getrennte, gefelderte Flügel. Der obere Teil war mit Balustern geschmückt.

[1]) Am Fries des Südostportals: Johann Friderich H. z. Wirtemb. Barbara Sophia. Marg. z. Bra. In der Schrifttafel des Nordostportals: Verbum Domini manet in Aeternum. Darunter: Introibo in domum tuam. Adorabo ad templum sanctum tuum. Psalm V. Darunter: „M. G. V. S. Stainmetz“ (Melcher Gockeler von Schorndorf; vgl. Klemm, W.B. 186).

Digitized by Google

Rund- und Viereckfenster sind architraviert. Die schmalen Viereckfenster tragen durchbrochene, dem des Nordportals ähnliche Giebel.

Der um die Wand laufende Sockel besteht aus Wulst, Karnies und Platte, das kräftige Kranzgebälk aus Architrav, Fries und weit vorspringendem Hauptgesims. An den Ecken hat es Masken.

Im Innern wurde früher die durch die seitliche Verschiebung der Schmalwandportale bewirkte Unsymmetrie dadurch aufgehoben, daß die Nordwestempore gerade ein Drittel der Kirchenbreite einnahm. Infolgedessen gliederte der zwischen den zwei Portalen laufende Längsgang den unüberdeckten Teil des Schiffes in gleiche Abschnitte, die von einem Quergang halbiert wurden. Im Längsgang standen gegen Nordosten, doch noch nicht unter der Fürstenempore, Altar und Taufstein, während die Kanzel sich ursprünglich neben dem Südostportal befand. Die Orgel stand über dem alten Südwestportal.

Aus der Erbauungszeit haben sich im Inneren nur die gefelderte, aber 1772 neu bemalte und mit anderem Kranzgesims versehene Decke, Altar und Taufstein, beide ganz schlicht, Reste des Herrengestühls und eine Inschrifttafel [1]) erhalten.

Vaihingen. 1618/19.

Die Kirche von Vaihingen [2]), 1513 in ansehnlichen Verhältnissen begonnen, bleibt unvollendet. Die Wölbung des Schiffes und der Ausbau des Chores kommen nicht zur Ausführung [3]). Im Anfang des 17. Jahrhunderts erfährt sie zahlreiche Verschönerungen. 1610 wird im Südteile der Westseite eine kleine Pforte mit zierlichem Renaissanceschmuck angebracht. Besonders auf Betreiben Andreäs, der 1614—1620 Helfer

[1]) Wortlaut:

Dis Haus nun new erbawet ist
Zu Lob dem Herren Jesu Christ.
Der geb, dass [es] auch fraus bleib rein,
Nichts hör dann Gottes Wort allein.
Die erste Predig darin that
Und durchs Gebet geweyhet hat
Philip Schickhart Pfarrer der Zeit.
Gelobt sey Gott in Ewigkeyt.
Anno 1619 Sontags vor Martini.

Philipp Schickhardt ist ein Bruder Heinrichs. Vgl. Heyd 333, Württembergische Vierteljahrshefte 1898, 259: Hausleutner, Schwabisches Archiv I. 1790.

[2]) Vgl. Beschr. des OA. Vaihingen 1856, 85. Keppler 371. Klemm, Die Altertümer im OA. Vaihingen. Literarische Beilage des Staatsanzeigers 1875. Paulus, Nkr. Merz, Leid und Freud einer schwabischen Kirche. Christl. Kunstblatt. 1893.

[3]) Vgl. bei. Merz a. a. O.

Digitized by Google

in Vaihingen ist, wird das Innere in dieser Zeit durch Johann von Rothenburg reich bemalt, ferner auch mit einer neuen Orgel versehen. Bei dem Brande vom 1. November 1617 kommt die Kirche in große Gefahr, wird jedoch gerettet[1]). Schlimmer ergeht es ihr bei dem zweiten Brande am 9. Oktober 1618. Zuerst wird die hölzerne Pyramide des steinernen Turmes vom Feuer ergriffen. Von hier springt es auf das Kirchendach über, das einstürzt. Turm und Schiff brennen aus. Die Hitze bringt sogar die zwölf massiven Rundpfeiler im Innern zum Glühen. Am 20. Oktober 1618 besichtigt Herzog Johann Friedrich die Kirche und ordnet ihre Wiederherstellung an. Am 23. Oktober 1618 ist Schickhardt, der schon im Jahre vorher den Aufbau der Stadt geleitet hat, mit der Aufnahme des Gebäudes beschäftigt. Beim Ausräumen der Kirche zeigt sich, daß abgesehen von den Säulen und Scheidbogen das Mauerwerk des Turmes nur wenig, das der Kirche gar nicht beschädigt ist. Für seine Ausbesserung ist im Überschlag zur Wiederherstellung kein Posten vorgesehen. Vielmehr beschränken sich die Maurer- und Steinmetzenarbeiten auf die Ausbesserung des südlichen Portals und der zu ihm hinaufführenden Stufen, die Erhöhung der die Südportalvorhalle einfassenden Pfeiler und die Anlage eines Altanes über der Vorhalle nebst einer nur von der Westseite zu ihm leitenden Freitreppe, sowie das Durchbrechen einer Tür nebst Rundfenster vom Altan zur Empore, ferner auf Schaffung zweier neuer Portale an den Schmalwänden, von denen das eine nördlich vom Turme durch die Westwand in die Kirche, das andere neben dem Nordpfeiler des Choransatzes durch die Ostwand in die Sakristei führen soll. Die „ibel verbrunenen" Säulen und Scheidbogen, sowie die beschädigten Strebepfeiler, werden nur notdürftig vergipst, aus diesem Grunde, um nämlich die vergipsten Stellen zu verdecken, auch das ganze Mauerwerk innen, obwohl die Kirche aus Quadern erbaut ist, getüncht und geweißt. Größere Arbeit hat der Zimmermann, Meister Hans von Vaihingen, der einen neuen Dachstuhl machen muß. Der Turm erhält über den drei steinernen Stöcken einen Umgang und darauf ein achtzehn Schuh hohes hölzernes Geschoß, das Elias Welscher von Vaihingen und Hans Kepfle von Grimmingen aufrichten. In seinem Inneren bekommt er eine Schneckenstiege bis unter den Helm. Die gleichen Meister fertigen auch die beiden neuen Emporen über den durch die Strebepfeiler gebildeten Kapellen. Der Kalkschneider Adolf Studion macht die neue Flachdecke. Der Maler Israel Rumpler bemalt die Kanzel und vergoldet den Turmknopf, nachdem der hölzerne Stock am 28. März 1619

[1]) Andreä, Memorialia. Straßburg 1619.

Digitized by Google

„ohne Verletzung einiges Menschens" aufgeschlagen ist. Die Herstellungskosten der Kirche belaufen sich auf 4700 fl.

Auch der von den Franzosen veranlaßte Brand vom 17./18. August 1693 ist der Kirche sehr verderblich. Wiederum brennen Langhaus und Turm bis auf das Mauerwerk aus. Die Herstellung zieht sich von 1698 bis 1710 hin, ist aber ganz ungenügend. Das Fenstermaßwerk wird zum Teil hölzern ergänzt, die Säulen verwandelt man durch Gipsummantelung in achteckige Pfeiler, den Turmhelm, der noch bei Merian[1]) zu sehen ist, in eine Kuppel mit Laterne. Die 1892/93 erfolgte Restaurierung läßt vom alten Bau wenig übrig.

Es ist eine dreischiffige Anlage mit niederen Seitenschiffen und Fenstern in den Kapellenwänden und in den von zehn Säulen getragenen Hochwänden des Mittelschiffes. In den Kapellen scheint die Kirche schon vor dem Schickhardtischen Umbau Emporen besessen zu haben, wie die Staffeln in den Ecken der Kirche beweisen, die im Aufnahmeplan eingezeichnet sind. Ebenso dient schon vor dem Umbau von 1618 das nordwestliche Seitenschiffjoch als Sakristei. Die drei Schiffe sind flach gedeckt. Sie sind nach Schickhards Messung 120′ lang, 78′ breit. Die Höhe des Mittelschiffes beträgt 68′, die der Seitenschiffe 31′. Vor der Mitte der Westseite steht der Turm mit offener Halle, schon im zweiten Geschoß ins Achteck übergehend. Vor dem Brande saß sein Pyramidenhelm unmittelbar auf dem steinernen Stock.

Durch den Umbau von 1618/19 erhält der Turm ein stark ausladendes, aber schlichtes Kranzgesims, einen Umgang, ein hölzernes oberes Stockwerk und einen neuen spitzen Helm. Über das Aussehen der andern durch Schickhardt angefügten Bauteile ist wenig bekannt. Dem bereits in der Baugeschichte Gesagten ist noch hinzuzufügen: Der nur von Westen zugängliche[2]) Altan auf der Südseite wird von einer hübschen Balustrade eingefaßt, die von ihm zur Empore führende Tür mit Eierstäben geziert[3]). Ferner fertigt Schickhardt für die neue Decke drei Entwürfe, einen für eine einfache, flache Felderdecke, einen zweiten für eine prächtige Kassettendecke mit reichen, hauptsächlich aus Rosetten gebildeten Einzelheiten, einen dritten für eine Flachtonne mit vorgelegten sternförmig angeordneten Rippen, Engeln als Konsolen, Köpfen als Schlußsteinen und ganz naturalistischem Pflanzen-

[1]) Top. Suev. 1643, 76.

[2]) Die jetzige Doppelfreitreppe mit ihrem geschmacklosen Geländer ist modern.

[3]) Klemm, Die Altertümer im OA. Vaihingen a. a. O. 1885 hat man sie, um der Stileinheit willen, durch eine spitzbogige ersetzt. Über das Aussehen der beiden anderen von Schickhardt durchgebrochenen Eingänge vor der letzten Restauration hat der Verf. nichts erfahren können.

Digitized by Google

ornament. Welcher von diesen Entwürfen zur Ausführung kommt, ist unbekannt. Für die Flachdecken sieht er ein kräftiges Kranzgesims vor; auch gibt er den Säulen gipserne toskanische Kapitäle, wie sich aus einem Plane erkennen läßt.

Diefenbach. 1620/1621.

Zur Wiederherstellung der baufällig gewordenen Kirche wird Schickhardt im Februar 1620 nach Diefenbach gesandt. Am 5. März 1620 berichtet er, die Kirche sei zu klein und so schadhaft, daß sich eine Ausbesserung nicht lohne. Der Turm könne erhalten bleiben. Nur sein Holzwerk müsse ausgewechselt werden. Die Kosten des ganzen Neubaus beliefen sich auf 800 fl.[1]).

Zwei Aufnahmeskizzen der alten Kirche zeigen diese schmaler als den quadratischen Turm, der auf beiden Seiten über die Schiffswand vorspringt. Sein steinerner Stock reicht bis zum Dachfirst der Kirche; darüber hat er ein Fachwerkgeschoß und einen auf allen vier Seiten abgewalmten, doch nicht spitz, sondern in einen First zulaufenden Helm. Die alte Schiffssüdwand hat ein rundbogiges Portal mit hölzerner Vorhalle, östlich davon ein rechteckiges Sprossen-, links ein Rechteckfenster. An der Westseite führt eine bedeckte Freitreppe zu einer Emporentür. Die Nordwand ist fensterlos. An ihr befindet sich die kleine Sakristei. Der Chor ist vom Schiff durch den noch jetzt vorhandenen rundbogigen Triumphbogen getrennt. An seine Nordseite lehnt die Kanzel. Die Kirche ist 34′ lang, 24′ breit.

Die neue Kirche erhält eine Länge von 50′, eine Breite von 35′ und eine Wandhöhe von 24′. Die Südwand der alten bleibt erhalten. Schickhardt verlängert sie gegen Westen und vergrößert ihre Fenster und Tür. Sie tritt noch jetzt hinter die Flucht des Chors zurück. Hingegen wird die Nordwand weit hinausgeschoben, ebenso die Westwand, an die innen eine Empore gebaut wird. Als Zimmermann erscheint 1620 Elias Welscher von Vaihingen.

Später werden eine Nordempore und im Chor eine Orgeltribüne angefügt. Der Turm wird im 18. Jahrhundert verändert[2]). Die Kanzel und der Durchgang vom Chor in die Sakristei stammen von 1771.

Dem rechteckigen, flachgedeckten Schiff der Kirche liegt im Osten der umfangreiche quadratische Turm vor, dessen Untergeschoß den Chor bildet. Dieser hat noch ein frühgotisches Fenster. Sein Gewölbe verlor

[1]) Bauakten im St.A.

[2]) Auf Miesers Zeichnung im Stromberger Forstbuch, 1684, hat er noch die gleiche Form wie auf Schickhardts Aufnahmeplan.

Digitized by Google

er beim Bau der Orgelempore. Die Außenwände des Schiffes haben weder Sockel noch Gesimse. Die Westseite besitzt im Giebel drei rechteckige Luken, darunter ein modernes Fenster, die Südseite ein hübsches rundbogiges Portal mit schlichter Hohlkehlenlaibung. Im Schlußstein ein Engelkopf, das württembergische Wappen und die Jahreszahl 1621. Über dem Portal öffnet sich ein Rundfenster, rechts und links von ihm ein langes Sprossenfenster mit flachem Kleeblattbogen, im Westen noch ein modernes Emporenfenster. Die Nordwand zeigt die gleiche Gliederung; nur ist hier das westliche Langfenster durch Herausbrechen der Sprosse und Anfügen eines Gestäffels in eine Tür umgewandelt. Der Turmoberbau trägt heute ein spitzes Zeltdach.

Das Innere der Kirche hat noch die alte Westempore auf einer einzigen prächtigen Steinsäule mit überaus zierlichem, weißem, jonischem Marmorkapitäl, Schaftring und zwei Inschriften, deren obere die Bauherrn bezeichnet, während die untere Offenb. Joh. 22, 18, 19 paraphrasiert[1]). Zwischen beiden die Zahl 1621. Die Empore wird von einer Balustrade eingefaßt.

Der schlichte Altar steht unter dem Triumphbogen, vor ihm der mit diamantierten Quaderchen geschmückte Taufstein aus der Erbauungszeit des Schiffes. Die Rokokokanzel lehnt an die Südostecke. In die Ostwand ist der alte Chorgewölbeschlußstein und das Relief des Maulbronner Wappens mit der Zahl 1621 eingemauert. Die tonnengewölbte Sakristei, nördlich vom Chor, stammt wohl aus dem 17. Jahrhundert.

Siglingen. 1620/21.

Die alte Kirche von Siglingen, ein schmaler, einschiffiger Bau mit eingezogenem Ostchor, ist schon 1566 so baufällig, daß Herzog Christoph ihre sofortige Herstellung befiehlt[2]). Diese scheint nicht ausgeführt zu werden. Am 13. Januar 1620 wird Schickhardt von Neuenstadt, wo er sich damals gerade aufhält, nach Siglingen berufen, um die Kirche zu untersuchen. Er findet sie in „heillosem Zustand" und sendet sofort Überschlag und Risse zu ihrer Wiederherstellung nach Stuttgart. Am

[1]) Die untere Inschrift, deren Entzifferung der Verf. Herrn Professor Reitle in Maulbronn verdankt, lautet:

Absit ab hoc templo siquis vult addere Christi
Salvifico verbo velquo detrahere.
Abstrahit aut si aliquis quid poena manebit
Talis eum qualem pagina sacra refert.
Aures adde tuas verbo te substrahe pravo
Si quaedam gaud . . adde detrahere.

[2]) St.A.

Digitized by Google

23. Februar 1620 bittet ihn der Pfarrer Johann Hellwer von Siglingen, er möchte unter Berufung auf Herzog Christophs Befehl auf Beschleunigung der Arbeit dringen. Am 23. März 1620 ersucht der Zimmermann Hans Ulmer aus Siglingen um Zusendung der Pläne. Am 6. Januar 1621 befürwortet Schickhardt den Bau beim Herzog, am 29. Januar bittet Hans Ulmer nochmals um Förderung der Arbeit. Ob der Bau ausgeführt wird, ist unbekannt. 1636 brennt die Kirche nieder. 1650 wird sie neu erbaut, 1867 [1]) und 1902 ausgebessert.

Nach Schickhardts Plan bleibt von der alten Kirche nur der Turm stehen. An ihn wird das rechteckige Schiff nicht, wie gewöhnlich, in der Längs-, sondern in der Querrichtung angefügt. Doch ist die Querachse des neuen Schiffes noch größer als die Längsachse des alten. Im Norden und Süden bekommt die Kirche Giebelwände, in der Mitte der Nord- und Westwand von Fenstern eingefaßte Portale, in der Südwand zwei, im Osten ein Fenster, über deren Aussehen sich nichts ermitteln läßt, da unter den Plänen ein Aufriß fehlt. Der Chor wird aus dem Untergeschoß des Turmes in den südlichen Teil des Schiffes verlegt. Vor der Südwand, längs der sich das Herrengestühl hinzieht, steht in der Mittelachse der Altar. Schräg vor ihm lehnt die Kanzel an die Ostwand. An der Nordwand des Langhauses steht eine breite, von zwei Treppen im Innern aus zugängliche Empore mit Balusterbrüstung auf zwei toskanischen Säulen. Das Dach erhält ein Hängewerk. Die Kirche wird 58′ lang, 40′ breit und bis zum Kranzgesims 28′ hoch.

Der jetzt vorhandene Bau ist eine Vergrößerung der ursprünglichen Kirche, doch durchaus nicht im Sinne des Schickhardtischen Entwurfes.

Gölshausen. 1620/26.

Am 12. Februar 1620 berichtet der Schultheiß von Gölshausen [2]), das Dach der Kirche seines Ortes drohe einzufallen. Schickhardt erhält Befehl, den Schaden abzustellen, findet aber, wie er am 30. Januar 1621 schreibt, 1620 nicht die Zeit, einen Überschlag anzufertigen. Diesen übergibt er vielmehr erst am 5. Februar 1621, mit dem Bemerken, die Kirche sei zu klein und liederlich gebaut, weshalb sich eine Reparatur nicht empfehle. Am 2. März 1621 bittet der Schultheiß um baldigen Beginn des Baus. Das Holzmaterial sei schon zur Stelle. Am 8. Mai 1621 fragt der maulbronnische Pfleger in Knittlingen an, ob das Pflegevermögen für den Bau der Gölshauser Kirche verwendet werden dürfe,

[1]) Beschr. des OA. Neckarsulm, 639. Paulus, Nkr. 451.

[2]) Akten im Großherzogl. Generallandesarchiv in Karlsruhe, Kirchenrat, Lad. 242. Schickhardts Risse im St.A.

Digitized by Google

da der Heilige arm sei. Er erhält bejahende Antwort. Am 30. Juli 1621 empfängt Schickhardt Befehl, sich nach Gölshausen zu begeben, um die letzten Anordnungen zum Bau zu treffen. Am 7. Januar 1622 berichtet der Knittlinger Pfleger, die Arbeiten seien verdingt, man warte seit langem auf den Baumeister. Am 3. Februar 1622 teilt er mit, die Sakristei sei eingestürzt. Am 18. März berichtet Schickhardt, er habe sich im abgelaufenen Jahre nimmer nach Gölshausen begeben können; erstlich sei es ohnehin zu spät gewesen, den Bau noch zu beginnen, zweitens habe er gleichzeitig den Befehl erhalten, im Lande nach einem geeigneten Platze für eine Münzstätte zu suchen und in Berg eine solche zu errichten[1]). Dabei habe ihn ein Fieber befallen, von dem er gegenwärtig noch nicht geheilt sei. Er fügt noch bei, er wisse nicht, ob sein Überschlag richtig sei, da er in Gölshausen keinen genauen Bescheid über die Materialkosten habe erhalten können[2]). Sollte der Bau wegen „gantz beschwehrlicher Zeit" eingestellt werden, so möge man das Bauholz in Sicherheit bringen.

An die Einstellung der Arbeit wird indes noch nicht gedacht. Da Schickhardt arbeitsunfähig ist, so rückt Friedrich Vischlin an seinen Platz. Dieser berichtet in einem Briefe vom 1. April 1622, aus dem ein gewisser Neid[3]) auf Schickhardt herauszulesen ist, die Sakristei müsse allerdings neu gebaut werden; dagegen sei die Kirche nur wenig beschädigt und auch hinreichend groß. Sollte sie wirklich neu errichtet werden, so reichten dazu 630 fl. nicht aus, nicht einmal 1200 fl. Er selbst liefert einen Überschlag ein, nach welchem dem Schaden billig abgeholfen werden kann. Trotzdem wird die Reparatur nicht ausgeführt. Am 30. April 1623 bittet der Schultheiß, man möge dem Orte das verfaulende Bauholz überlassen, da er durch den Krieg in arge Bedrängnis geraten sei. Am 12. Mai 1624 ersuchen Pfarrer und maulbronnischer Pfleger nochmals um Herstellung der Kirche, der völliger Einsturz drohe. Am 30. Juni 1626 bittet der Schultheiß von Gölshausen, wenigstens das Allernotwendigste ausbessern zu lassen. Am 8. Juli 1626 wendet sich der maulbronnische Pfleger nochmals an den Herzog; neuerdings sei auch noch der Turm baufällig geworden. Nun endlich wird Vischlin wieder nach Gölshausen geschickt. Er liefert auch einen Überschlag für die Herstellung des Turmes ein, stirbt aber am 17. Oktober 1626[4]). Ob die Kirche

[1]) Vgl. Heyd 366.

[2]) Damit sucht Schickhardt späteren Vorwürfen im voraus die Spitze abzubrechen.

[3]) Über die tieferen Gründe dieses Neides vgl. Klemm, Die Nachfolger des fürstl. Baumeisters Tretsch. Württ. Vierteljahrshefte. 1889. p. 106 ff.

[4]) v. Georgii-Georgenau, Württ. Dienerbuch. 1877. p. 207.

Digitized by Google

hergestellt wird, ist unbekannt, ebenso, ob sie oder eine Nachfolgerin es ist, die 1860 dem Abbruch verfällt [1]).

Die baufällige Kirche hat, wie aus Schickhardts Aufnahmeplan hervorgeht, die Form eines länglichen Rechtecks. Der orientierte Chor ist nicht eingezogen, doch vom Schiff durch einen schmalen Triumphbogen getrennt; er bildet das Erdgeschoß des quadratischen Turmes. An seiner Nordseite die kleinere, ebenfalls quadratische Sakristei. Diese Kirche will Schickhardt in der Weise vergrößern, daß er die dem Schiff und Chor gemeinsame Südwand verlängert, West- und Nordwand weiter hinausschiebt, sodaß das Schiff nunmehr 31 Schuh breit und, ohne Chor, 47½′ lang, dabei bis zum Kranzgesims 21′ hoch wird. Die Südwand behält ihre alte Tür, über der eine Schrifttafel und ein Rundfenster angebracht werden; zwei rechteckige Fenster, von denen eines durch Vergrößerung eines älteren gewonnen wird, fassen sie ein. Die Westwand erhält eine Tür, die Nordwand ein Fenster, das Schiff einen neuen Dachstuhl. Am niedrigen Turm wird nur das Fachwerk des Oberstockes und der Helm ausgebessert.

Das Innere bekommt eine tiefe Westempore, die auf zwei toskanischen Säulen mit attischen Basen und hohen Postamenten ruht und durch eine Balustrade abgeschlossen wird. Die Kanzel findet ihren Platz an der Nordwand, nicht fern der Nordostecke, von wo eine durch die Ostwand des Schiffes zu brechende Tür in die Sakristei führt, deren Fenster vergrößert werden. Sie ruht auf einem von einer toskanischen Säule getragenen Untersatz. Ihre Brüstung ist gefeldert. Der Schalldeckel ist reich mit Kartuschenwerk dekoriert. Altar und Taufstein behalten ihren Platz, jener vor der Ostwand des Chors, dieser an dessen Nordwand. Die Kirche wird innen und außen hell getüncht, die Fenster werden mit gemalten Quadern eingefaßt, die Türen außen grün, innen rot bemalt.

Wildbad. 1623/24.

Im Frühjahr 1623 macht Herzog Friedrich in Wildbad eine glückliche Badekur durch. Dankbaren Herzens beschließt er, die bereits 1558 und 1601/02 restaurierte [2]) gotische Kirche zu vergrößern und zu verschönern.

Die alte Kirche, orientiert [3]), einschiffig und flachgedeckt, mit eingezogenem, in drei Seiten des Achtecks geschlossenem Chor, ist 74½′ lang, wovon 31′ auf den Chor entfallen, im Schiff 35′, im Chor 24′ breit.

[1]) Das Großherzogtum Baden. 1885. p. 832.

[2]) Renz, Das Wildbad. 1874. p. 102 ff.

[3]) Desgleichen.

Digitized by Google

Die Kanzel steht am südlichen Triumphbogenpfeiler. Im Chor befinden sich Emporen. Der niedrige quadratische Turm springt nur zur Hälfte aus der Mitte der Westwand vor. Der vordere Teil seines Untergeschosses bildet eine Vorhalle vor dem Hauptportal der Kirche. Ein Seitenportal öffnet sich in der Südwand, nahe der Südwestecke. Die Sakristei ist auf der Südseite in den Winkel zwischen Chor und Schiff eingebaut. Der Chorschluß stößt hart an die Stadtmauer.

Nach Schickhardts Überschlag vom 24. Mai 1623 im St.A. wird die Kirche gegen Osten hin vergrößert. Es werden die Sakristei, der Chor und der anstoßende Teil der Stadtmauer abgebrochen. Vom Triumphbogen an wird die Kirche in der Breite des Schiffes auf etwa 90′ verlängert und auch jetzt auf der Ostseite in drei Seiten des Achtecks geschlossen. Die Stadtmauer wird, um den Laufgang nicht zu unterbrechen, im Bogen um den Chor herum geführt, die Sakristei weiter hinausgeschoben. Der Turm soll ursprünglich nur ein weiteres Stockwerk bekommen. Während der Arbeit befiehlt der Herzog 1624, ihn um zwei Geschosse zu erhöhen.

Die Vergrößerung der Kirche fällt in ihrer ersten Periode in die Kipper- und Wipperzeit. Dieser Umstand im Verein mit der Saumseligkeit des Werkmeisters, erschwert die Arbeit bedeutend. Durch die Münzverwirrung erhöhen sich die Baukosten von den anfänglich geplanten 1810 auf 4435 fl. Infolge des gleichen Umstandes muß die Arbeit mehrmals neu verdingt werden.

Die erste Verdingung findet am 24. Mai 1623 statt. Die Preise werden in Gulden ausgemacht; die Bezahlung erfolgt dagegen größtenteils in Hirschgulden, die anfangs noch den vollen Guldenwert haben. Die Maurer- und Steinmetzarbeiten erhält Hans Keßler von Calw mit vier oder fünf Gesellen, die Zimmerarbeiten Martin Ehrmann von Wildbad, Michael Fieg von Calmbach und Bernhard Kibler, die Schreinerarbeiten Hieronymus Moy. Dieser erklärt schon am 2. Juni 1623, er könne bei der „grausamen Teurung" die Arbeit nicht zu dem festgesetzten Preise liefern. Am 16. August 1623 meldet Schickhardt dem Herzog, der Bau gehe flink von statten; doch seien die Arbeiter verbittert, weil sie um ihren Verdienst betrogen würden. Sie bäten, der Herzog möchte ihren Lohn erhöhen und ihn in Reichstalern, statt in Hirschgulden, auszahlen lassen. Als Antwort erfolgt zunächst, am 23. August 1623, die Herabsetzung des Kurswerts sämtlicher Geldsorten[1]) mit der Schlußbe-

[1]) z. B. des Reichstalers, der bisher 6 fl. galt, auf 1,30 fl., des Hirschguldens auf 10 Kreuzer. Vgl. Sattler, Württemberg unter den Herzogen VI, 193 ff. Jäger, Beiträge zur Geschichte des Münzwesens in Württemberg. 1840. p. 22 f.

Digitized by Google

stimmung, daß für Zahlungen, die vor das Inkrafttreten des Befehles fielen, der alte Kurswert des Hirschguldens beibehalten werden solle. Am 5. September 1623 findet dann doch eine neue Verdingung statt, durch die die Arbeiter wesentlich besser gestellt werden. Nur der Werkmeister ist unzufrieden. Am 28. September 1623 berichtet der Wildbader Vogt Demmler, der die Oberaufsicht über den Bau hat, da Keßler nachlässig sei, habe er sich nach neuen Maurern umgesehen, damit der Bau vor dem Winter noch unter Dach komme. Am 14. Oktober hat er wenig Hoffnung, daß das Ziel noch erreicht werde. Keßler habe viel „verschlumpert", bleibe jede Woche zwei bis drei Tage fort, um seine Bauten in Hirsau und Zavelstein zu besichtigen, habe auch die von Demmler geworbenen Maurer kurzerhand wieder fortgeschickt. Bis zur Vollendung der Maurerarbeiten seien die anderen Handwerker gelähmt.

Am 18. April 1624 meldet Demmler dem Herzog Johann Friedrich, des Steinmetz habe im Laufe des Winters bereits seinen ganzen Lohn empfangen und verzehrt. Nun sei er fleißig bei der Arbeit. Um seine Gunst zu erhalten, müsse man ihm wohl noch einen Zusatz zu dem vertragsmäßig bestimmten Lohn geben. Am 10./22. Juli 1624 findet die dritte Verdingung statt. Keßler erhält gegen die Verpflichtung, noch einige kleine Änderungen vorzunehmen, eine beträchtliche Aufbesserung zugesagt. Gleichzeitg werden die Zimmer-, Schreiner- und Tüncherarbeiten neu vergeben. Am 14. August 1624 berichtet Schickhardt dem Herzog eingehend über die letzten Abmachungen. Keßler habe gedroht, davonzulaufen, wenn man ihm nicht noch 700 fl. bezahle, „dariber der Vogt und ich uns iber die maßen hoch verwundert, ihme hart darauf zugesprochen und seine Saumseligkeit und übel bestellte Haushaltung ihm hoch verwiesen". Er habe denn auch versprochen, die Arbeit gut zu Ende zu führen und sich mit 340 fl. begnügt. Am Schluß des Briefes bittet Schickhardt, der Herzog möchte, nachdem er die ganzen übrigen Kosten getragen habe, auch das Chorgestühl noch bezahlen: „Ob nun E. F. G. den Ruom haben wollen, daß sie alles bezahlt haben, oder ob die burger dise 117 fl. selber bezahlen sollen, steht zu derselben gned. Belieben. Ist doch zu besorgen, weil der armen burger mehr denn der reichen, es wer hart bei ihnen anstehen." Am 19. August 1624 schreibt Demmler an Schickhardt, Keßler habe sein Geld abgeholt und sei nach Calw heimgekehrt; sein Gesinde wisse nicht Bescheid. Auch die Zimmerleute und Tüncher seien nachlässig. Der Pfarrer meine, zwei statt der geplanten drei Chorstuhlreihen seien ausreichend. Am 27. August teilt Demmler Schickhardt mit, die Arbeiten werden im Laufe der Woche fertig. Am 29. Dezember 1624 berichtet Schickhardt dem Herzog, die Kirche sei vollendet und habe ein schön und

Digitized by Google

luſtig Anſehen; es mangele nichts mehr, denn über den Altar, die Kanzel und den Taufſtein die Decken.

Am 11. Juni 1626 fügt Schickhardt einem Bittgeſuch Keßlers an den Herzog ein unterſtützendes Begleitſchreiben des Inhalts an: er ſei in Armut geraten, weil er gleichzeitig an fürſtlichen Bauten in Wildbad und Hirſau gearbeitet und deswegen ein großes Geſinde unterhalten habe, das er nicht habe überwachen können; ſeine Arbeit jedoch ſei gut und beſtändig. Die letzte Abrechnung über den Kirchenbau findet erſt 1628 ſtatt.

Am 20. April 1645 [1]) brennt die Kirche aus, wird bis 1662 ſchöner und höher wiederhergeſtellt, 1742 aber, nach einem zweiten Brande durch einen völligen Neubau erſetzt [2]).

Infolge der Vergrößerung von 1623/24 wird die Kirche ein ſehr anſehnlicher Bau, etwa 90′ lang, 35′ breit und 35′ hoch. Im Oſten iſt ſie durch drei Seiten des Achtecks geſchloſſen; an die Südwand iſt die quadratiſche Sakriſtei angebaut. Vor die Mitte der Weſtfaſſade ſpringt mit ſeiner halben Breite der in den drei unteren Geſchoſſen ſteinerne, in den zwei oberen hölzerne quadratiſche Turm vor. Sein Untergeſchoß bildet eine offene Halle vor dem Weſteingang. Die beiden oberen Stockwerke werden zur Hälfte vom Dachſtuhl des Schiffes getragen. Über dem Kranzgeſims erhebt ſich ein elegant eingezogener, vierſeitiger Helm mit Laterne und ſchlanker Spitze. Sämtliche Turmgeſchoſſe ſind durch kräftige Geſimſe voneinander getrennt. Die ſteinernen Stockwerke haben kleine quadratiſche, die hölzernen oblonge Fenſter. Über der Halle, die ſich in einem Rundbogen gegen das Freie hin öffnet, wird eine Inſchrifttafel [3]) angebracht.

Um die ganze Kirche laufen Sockel und Kranzgeſims. Die Faſſade hat rechts und links vom Turm zwei Paar ſehr ſchmale Fenſter übereinander, im Giebel je eine Luke. Die Südſeite behält ihr Portal und bekommt zu den drei alten ein neues ſpitzbogiges Sproſſenfenſter; die gleichen Fenſter erhalten zwei Seiten des Chorſchluſſes. Auf der Nordſeite werden zwei Türen, die öſtliche zur Empore, die weſtliche ins Schiff führend, eingebrochen, dazwiſchen ein kleines Fenſter.

[1]) Beſchr. des OA. Neuenbürg. 261.

[2]) Renz a. a. O.

[3]) Wortlaut: Als anno MDCXXIII der durchleichtig hochgeborne Fuerst und Herr Herr Johann Friderich Hertzog zu Wuertemberg und Teck, Graf zu Muempelgart, Herr zu Heidenheim etc. durch Gottes Gnad ein glueckliche Badencur allhie in Wildbad gebraucht, Haben Ihr F. G. Gott zu Ehren dise Kuerche erweitern und renoviren lassen.

Digitized by Google

Im Innern wird der Triumphbogen beseitigt; doch scheint der untere Teil der nördlichen Triumphbogenwand als Emporenstütze verwendet zu werden. Die Kanzel erhält ihren Platz an der Südwand, nahe der Sakristei; sie ruht auf einer Konsole. Der Kanzeldeckel ist turmhelmartig. Längs der Nordseite und des Abschlusses des Chores ziehen Emporen her. Sie haben Balustraden und ruhen auf Säulen, ebenso die Westempore im Schiff. Der Altar steht in der Mitte des Chores, wahrscheinlich vor ihm der Taufstein. Im Chor wird auch das Herrengestühl aufgestellt.

Die hölzerne Flachdecke hat 88 Füllungen, die am Chorabschluß fächerförmig, im übrigen rechteckig angelegt sind.

Die Kirche ist ganz hell gehalten. Nicht nur die Wände, sondern auch die Emporenteile und die Füllungen der Decke werden weiß gestrichen, die Leisten der Felder hellblau. Die Türen sind außen grün, innen rot.

Untersteinbach. 1623/25.

Die eine der beiden Marienkapellen in Untersteinbach[1]) soll 1623 vergrößert werden. In diesem Jahre macht Schickhardt die Abrisse zum Umbau. Sie sind verloren. An Weihnachten 1624 erst werden die Arbeiten verdingt[2]). Werkmeister Hans Zieher und Michael Horlacher sollen die nördliche Langseite der Kirche weiter hinausrücken und zwei Türen, zwei Lang- und ein Rundfenster darein brechen. Die eine Tür ist für die Empore bestimmt; an sie wird außen eine steinerne Staffel angelegt. Der Westgiebel wird vergrößert und mit drei Traufgesimsen und einem Zugfenster versehen. Die Langwände werden erhöht. An Stelle des alten Turmes wird ein neuerer in größeren Dimensionen erbaut und so hoch gemauert, „daß die Glock zehn Schuch hoch über dem Langhaus naushang". Der Helm wird 60′ hoch.

Am 6. August 1783 wird der Turm von einem Blitzschlag unwesentlich beschädigt. Im 19. Jahrhundert wird die Kirche restauriert, wobei mehrere Fenster eingebrochen werden.

Die Kirche ist einschiffig, orientiert, flachgedeckt. Der quadratische Turm, mit Chor im Erdgeschoß, steht vor der Mitte der Ostwand. Die Wände haben einen schlicht abgeschrägten Sockel und ein steinernes Hohlkehlenkranzgesims. Die Südseite zeigt noch romanische Reste[3]). Sie hat

[1]) Weller, Die Entstehung der Kirchen und Pfarreien in der Diözese Ehringen. Bl. für württ. Kirchengeschichte N. F. VII. 1903.

[2]) Bauakten im F. Hohenloh. Domänenarchiv in Waldenburg.

[3]) Vgl. Keppler 265.

Digitized by Google

zwei große rundbogige Fenster, von denen eines in einen Emporeneingang verwandelt ist, außerdem eine kleine Tür in das Schiff. Im Osten schließt sich in einem jüngeren Anbau die Sakristei an.

Die Nordseite hat vier rundbogig geschlossene Öffnungen mit Hohlkehlenlaibung, zwei Fenster und zwei Türen, von denen die eine, über der sich ein Kreisfenster befindet, ins Schiff führt, während die andere, höher gelegene, von einer Freitreppe aus zugängliche, auf die Empore leitet.

Die Westseite läßt deutlich die Vergrößerung nach Norden hin erkennen. In der alten Mittelachse liegt noch ein Rundfenster, während das Portal und das große Giebelfenster ihren Platz in der durch den Umbau gewonnenen mittleren Höhenachse gefunden haben. Der Giebel wird von drei Hohlkehlentraufgesimsen gegliedert. Das große Giebelfenster wird von drei kleineren umgeben.

Der Turm ist von dem Sakristeianbau aus zugänglich, von dem zwei Türen ins Freie münden. Nördlich ist an den Turm eine Holztreppe angebaut, von der man durch eine Tür zur Schiffsempore und durch ein Chorfenster zur Orgeltribüne im Chor gelangen kann. Der Turm hat im untersten und obersten Geschoß große, rechteckige Sprossenfenster, dazwischen nur Luken. Schlichte Kaffgesimse trennen die drei Geschosse. Das Kranzgesims, für das Schickhardt wohl nicht verantwortlich zu machen ist, besteht aus zwei steinernen Wülsten und einer hölzernen Leiste. Der unten vierseitige Pyramidenhelm geht oben in eine achtseitige Pyramide über.

Im Innern ist das Schiff durch einen sehr breiten rundbogigen, an den Kanten abgefasten Triumphbogen vom Chor getrennt. Das Langhaus ist ungefähr quadratisch. Sein Grundriß wird, vielleicht nach dem Muster der Kirche von Waldenburg, durch vier in der Mitte angeordnete Säulen in neun gleiche Quadrate geteilt. Die Holzsäulen, die statt der Basen und Kapitäle plumpe Wülste haben, tragen die an den drei Wänden entlang laufenden Emporen und setzen sich über deren mit Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament bemalten Brüstungen als Deckenstützen fort. Die Decke ist flach, geweißt und modern bemalt. Der schlichte Altar steht im erhöhten Chor, vor ihm auf den Chorstufen der mit Akanthusblättern verzierte Taufstein. Die Kanzel auf zierlicher Säule zeigt auf der Brustwehr Darstellungen Christi und der Evangelisten. Der Deckel ist mit Kartuschenwerk geschmückt. Orgel und Orgelempore im Chor stammen aus dem 18. Jahrhundert.

Digitized by Google

§ 7. Kleinere Kirchenerweiterungen.

Wildberg. 1610/18.

Die gotische Kirche von Wildberg[1]) ist 1610 zu klein. In diesem Jahre macht Schickhardt die Pläne zu einem Umbau, der 1612 ausgeführt wird, wobei die Kirche auch teilweise neues Gestühl erhält. Am 4. Januar 1618 berichtet die Gemeinde an den Herzog[2]), vor sechs Jahren habe das Vermögen nicht zur Vollendung der Kirche ausgereicht. Nunmehr wolle man sie noch tünchen und das Uhrwerk ausbessern und bitte deshalb um Erlassung der Steuer zum Kirchenbau in Schopfloch. Die Gesamtkosten belaufen sich nach Schickhardts Angabe auf 1200 fl.

1772 wird das Langhaus neu erbaut[3]). Von Schickhardts Umbau hat sich daher nichts erhalten. Nach Merians Zeichnung[4]) ist der östliche Teil der ursprünglichen Basilika in ein Hallenschiff umgewandelt. Vielleicht ist diese Veränderung der 1612 vorgenommene Umbau. Der alte Turm erlitt durch Schickhardt keine Veränderung.

Rommelshausen. 1613.

Am 24. Juni 1613 berichtet Schickhardt[5]) die Kirche von Rommelshausen sei zu klein, weshalb die Notdurft ihre Verlängerung und Erhöhung erheische. Kaspar Kretzmayer habe bereits einen Überschlag zum Umbau gemacht, der 1155 fl. erfordere. Der Heilige besitze nichts, auch die Gemeinde sei arm, wolle aber außer der Frohn noch 200 fl. und 13 Eimer Wein beisteuern. Da auch der Herzog 300 fl. bewilligt, so dürfte der Umbau wohl ausgeführt worden sein. Doch läßt sich dies nicht ermitteln, da die Kirche 1843 abgebrochen wird. Die auf Kiefers Zeichnung sichtbaren Formen[6]) sind gotisch. Der Turm hat einen schlanken Helm.

Waldangelloch. 1617.

Im Jahre 1617 erhöht Schickhardt die 1518[7]) errichtete Kirche in Waldangelloch um 4½′ und baut einen steinernen und hölzernen Stock

[1]) Vgl. Keppler 238.
[2]) Brief im F.A.
[3]) Beschr. des OA. Nagold 255.
[4]) Topographia Sueviae 93.
[5]) Brief im F.A.
[6]) Schorndorfer Forstbuch 1686.
[7]) Vgl. Lagerbuch im Rathaus in Waldangelloch aus dem 18. Jahrhundert, unzuverlässig.

Digitized by Google

nebst Helm auf den Turm. Er erhält dafür und für den Neubau der Gochsheimer Kirche 17 Reichstaler[1]).

1862 wird die Kirche abgerissen. Eine Abbildung von ihr hat sich auf einer Lithographie von E. Kaufmann in Lahr nach einer 1860 verfertigten Zeichnung von L. Mack erhalten. Danach war sie ein gotischer Bau mit aus drei Seiten des Achtecks geschlossenem, nicht eingezogenem Chor mit Strebepfeilern. Der Turm stand neben der Südseite. Er war quadratisch, hatte ein Fachwerkobergeschoß und einen vierseitigen Helm.

Kleinsachsenheim. 1619.

Die Kirche stammt aus dem 15. Jahrhundert[2]) 1564 wird eine größere Veränderung an ihr vorgenommen. Diese Jahreszahl zeigt der Südeingang. Auch der Turm wird zur selben Zeit erhöht[3]). 1619 muß die Kirche vergrößert werden. Mit den Vorarbeiten werden, wie aus einem Schreiben des Vogtes Sebold Kepler an den Herzog hervorgeht, Kretzmayer und Kesinbrot[4]) betraut. Nach ihren Untersuchungen ist es nötig, „auff der ainen seitten der Kuerchen, so fuenffzig schuech lang, vuerzehen schuech hinauf zu verruecken, einen gantzen newen tachstuell zu machen und daß gemeyer, dann stein gnueg zugegen, bis zum tachstuell rings umb die Kuerch umb fuenff schuech zu erhoehen, auch theylls die Fenster um besserer Helle willen erweittern zu lassen. Welches ueber dasjenige, daß die burgerschafft als Fuohr und Handarbeit in Frohn zue thuen erbuetig, gemachtem ueberschlag nach uff 800 fl. Bawkosten erfordern mechte". Schickhardt wird in dem Berichte nicht genannt. Da er aber das Gotteshaus im Inventar erwähnt, so hat er wohl nach den Aufnahmen der Werkmeister die Risse für den Umbau angefertigt.

Chor und Turm, dieser vor der Westwand, jener im Osten des Schiffes, liegen in der gleichen Längsachse, die nicht mit der Mittelachse des Schiffes zusammenfällt. Denn dessen Nordwand wurde bei der Erweiterung hinausgeschoben, so weit, daß sie die Nordwand der alten, dem Chor seitlich angefügten Sakristei gerade fortsetzt. Diese Vergrößerung und die mit ihr verbundenen Erhöhung der Wände läßt sich auch auf der Westseite deutlich erkennen.

Die Nordwand hat ein mit einem flachen Kleeblattbogen geschlossenes und mit der Zahl 1619 versehenes Portal; seine Laibung zeigt einen Rundstab zwischen zwei Hohlkehlen. Das Portal umgeben drei Kleeblatt-

[1]) Heyd 401.

[2]) Beschr. des OA. Vaihingen 189.

[3]) Brief des Vogtes Sebold Kepler an den Herzog vom 8. April 1619. F.A.

[4]) Vgl. auch Heyd 346.

Digitized by Google

bogenfenster mit sehr großem mittlerem Bogen und schlicht abgefaster Laibung. An der Südwand des Chors rühren drei, elegant mit Karnieſen profilierte Kragsteine, die das weit vorspringende Dach tragen, vom Umbau von 1619 her, im Innern die ganz schlichte West- und Nordempore. Auch die Kanzel mit gefelderter Brüstung auf einem pyramidenförmigen Untersatz und zierlichem Deckel, an der abgeschrägten Triumphbogenwand stehend, stammt vielleicht aus dieser Zeit. Altar und Taufstein, im Schiff befindlich, sind schmucklos. Die Decke ist gefeldert und wird von drei Holzpfeilern getragen.

Degerloch. 1621.

Die romanische Kirche, ursprünglich mit Ostchor und Westturm, wahrscheinlich 1468 vergrößert[1]), wird 1621 von Schickhardt einem bedeutenden Umbau unterzogen. Er erweitert sie, gibt ihr ein neues Dach, neue Empore und teilweise neues Gestühl. Um 1820 wird der Turm erhöht, 1889 die ganze Kirche abgerissen.

Der von Leins[2]) überlieferte Grundriß und das Weingärtnerbild von 1868 im Rathaus von Degerloch geben eine Vorstellung ihres Aussehens. Sie war einschiffig und rechteckig. Die Nordwand hatte im Westen noch ein romanisches Rundbogenfenster. Ihm folgten gegen Osten ein großes, erst im 17. Jahrhundert durchbrochenes, maßwerkloses Spitzbogenfenster, eine Tür mit darüber befindlichem, über ein Gestäffel erreichbarem Emporeneingang, ein weiteres Rundbogenfenster, ein spitzbogiges Portal mit der Jahreszahl 1621, noch ein großes Spitzbogenfenster und ein Ochsenauge. Zwischen dem zweiten Rundbogenfenster und dem Portal war die Ansatzstelle des später hinzugefügten Anbaus deutlich sichtbar. Die Ostseite hatte einen mit einer Luke und drei Traufgesimsen versehenen Giebel, ein Rundfenster zur Beleuchtung der Orgelempore und ein zu ihr führendes, über einer Treppe erreichbares Türchen. Neben der Treppe sprang die Sakristei vor. Die Südseite besaß, nach dem Plane von Leins, ebenfalls eine Emporentreppe mit Tür, sowie sechs Wandöffnungen, von denen wohl eine ein Portal war. Das Innere war durch Tribünen völlig verbaut. Ursprünglich bestand wohl nur eine Westempore, die sehr weit vorgesprungen sein muß, da die Zugänge zu ihr sich beinahe in der Mitte der Langwände befanden. Später errichtet man eine Ostempore und verbindet sie durch einen Gang mit der Westempore, die überdies noch an der Südwand erweitert wird. Der nicht von den Emporen

[1]) Sattler, Topogr. Geschichte des Herzogtums Württemberg 85.

[2]) Leins, Beitrag zur Kenntnis der vaterländischen Kirchenbauten. 1864.

Digitized by Google

überdeckte Teil des Schiffes läßt gerade für die an die Südwand lehnende Kanzel und den Altar in der Mittelachse Raum.

Herrentierbach. 1623.

Die Kirche von Herrentierbach ist 1623 zu klein. Schickhardt vergrößert sie beträchtlich, verändert Gestühl und Kanzel und errichtet ein neues Dach. Am 31. Juli 1737 wird sie vom Blitz stark beschädigt und darauf 1738/39 durch einen Neubau ersetzt[1]). Abgesehen von dem gotischen Untergeschoß des Turmes im Osten, das den Chor enthält, bleibt nur ein Rest der Schickhardtischen Empore, auf toskanischen Säulen ruhend, an der Westwand erhalten.

§ 8. a) Turmumbauten mit Veränderungen im Innern verbunden.

Cannstatt. 1612/13.

Der in den Grundmauern noch romanische nördliche Chorturm der 1471—1506 erbauten Stadtkirche von Cannstatt soll 1609 um 40′ erhöht werden. In diesem Jahre macht Schickhardt eine „Visierung". Weil er dem alten Mauerwerk nicht traut, baut er mit Kesinbrot, wie schon 1600 in Eßlingen, ein eigenes, fünfstockiges Holzgerüst für den Glockenstuhl. Im Äußeren setzt er auf den Unterstock zwei quadratische Quadergeschosse, denen oberhalb des Umgangs noch ein Fachwerkstock folgt. Am 15. Mai 1612 wird der erste Stein gelegt, 1613 ist der Bau vollendet[2]). Da er „den Herren wohl gefallen", so verehren sie Schickhardt 100 Reichstaler.

1830 wird das Kranzgesims, 1904 der gesamte Turm restauriert

Über einem Gesims, das den älteren Bau abschließt, erheben sich die beiden durch ein kraftvolles Gesims und fassettierten Fries getrennten Quadergeschosse. Die Wände sind gerahmt. Dem Untergeschoß gibt Schickhardt kleine, rechteckige, schlicht eingefaßte Fenster, während das Obergeschoß hohe Rundbogenfenster mit architravierter Laibung erhält, die von leichteren Formen umgeben werden. In beiden Fällen stützen Pilaster, unten ohne, oben mit jonischen Kapitälen, ein gut profiliertes, aus Architrav, Fries und Kranzgesims gebildetes Gebälk, das an den oberen Fenstern noch von einer zugleich als Schlußstein des Laibungs-

[1]) Bauakten im F. Hohenloh. Domänenarchiv in Bartenstein.

[2]) Laut Inschrift. Weitere Inschriften: 1612 außen am Turm, 1612 große Glocke, 1614 mittlere Glocke. In der Laterne: Cannstatter Wappen. K. R. 1613. Nach Klemm, W. B. 187 findet sich am Eingang ein dem des Melcher Gockeler verwandtes Zeichen.

Digitized by Google

bogens dienenden Konsole gehalten wird. Im unteren Geschoß trägt das Gebälk von Spitzpfeilerchen durchbrochene Flachgiebel, im oberen Voluten-giebel, aus deren Mitte Granaten emporsteigen. Unmittelbar über ihnen setzt das dem Fenstergebälk ähnliche Hauptgebälk des Turmes an, dessen Fries diamantiert ist, während das Kranzgesims von Konsolen getragen wird. Über ihm läuft ein Umgang mit modernem Eisengeländer her, darüber beginnt der quadratische Fachwerkbau mit schlichten viereckigen Fenstern[1]) und den Uhrtafeln. Oberhalb des einfachen, hölzernen Gesimses setzt der treffliche viereckige Helm an. Der untere Teil ist elastisch eingezogen und hat auf jeder Seite ein zierliches, helmbedecktes Fensterchen[2]). Darüber erhebt sich die viereckige Laterne, von einer schlanken Spitze bekrönt.

Das kleine Schneckentürmlein, das an das ältere Untergeschoß angelegt ist, hat ein schlichtes Hohlkehlenkranzgesims, darüber ein eingezogenes steinernes Kegeldach mit zwiebelartigem Knopf.

Mit der Turmerweiterung wird die Anlage einer nicht mehr vorhandenen Empore im Innern der Kirche verbunden.

Metzingen. 1613.

Am 3. Juli 1566 klagt Klaus von Grafenegg, Obervogt zu Urach, „vor etlich Jahren in Menschengedächtnis" sei die neue Pfarrkirche in Metzingen zu bauen begonnen, doch sei weder der Turm, noch das Langhausgewölbe vollendet worden. Vielmehr habe man das Schiff nur mit einem offenen Dachstuhl versehen, der nicht mehr regendicht sei. 1576 wird die Bitte um Herstellung des Gebäudes wiederholt. Die Kirche erhält denn auch eine Flachdecke[3]).

Am 29. Mai 1609 berichten Pfarrer, Amtmann und Gericht, der infolge Geldmangels seinerzeit als Notbau errichtete Turmabschluß sei schadhaft. Man wolle ihn jetzt ausbauen. Hans Braun fertigt 1609 den „Ueberschlag zu dem Kirchturm zue Metzingen under Aurach, wie solcher mit newem Hauptgesembs, sambt einem steinin freyen umbgang, auch einem hiltzin verblendten Stockh, sambt dem Tachwerckh, uff dem alten obern steinin Stockh solle von newem erbawet werden"[4]). Vor

[1]) An ihrer Stelle zeigt Kieser im Schorndorfer Forstbuch, 1683, im Gegensatz zu Merian, Top. Suev. und einer weiteren Zeichnung von 1655 im St.A. Bausachen, Kasten CXIII, sign. 35, ein riesiges Rundbogenfenster auf jeder Seite.

[2]) Abbildung bei Lübke, Gesch. der Baukunst der deutschen Renaissance. 2. Aufl. 1. 235, sowie bei Paulus, Nkr.

[3]) Das vorgesehene Gewölbe wird erst 1872 ausgeführt. Keppler 369.

[4]) Im F.A.

Digitized by Google

dem Beginn der Arbeit stirbt Braun am 22. Mai 1611 [1]), worauf Schickhardt den Bau 1613 nach Brauns Plänen ausführt. Die Kosten belaufen sich auf 2000 fl.

Der steinerne Teil des quadratischen Turmes wird von einem kräftigen, aus Architrav, Fries und weit ausladendem Kranzgesims bestehenden Gebälk abgeschlossen, das die Brüstung des Umgangs trägt. Sie wird aus Fischblasenmaßwerk gebildet, das von kleinen, mit diamantierten Quaderchen geschmückten Pfeilern eingefaßt wird, die zierliche Obelisken tragen. Das hölzerne Obergeschoß hat auf allen Seiten eine Uhrtafel zwischen zwei kleinen Fenstern und endigt in einem aus Wulsten und Hohlkehlen gebildeten Gesims. Darüber erhebt sich der 56′ hohe eingezogene viereckige Helm mit abgefasten Ecken.

Über dem älteren Turmportal befinden sich die Wappen von Pfarrer, Schultheiß, Gericht und Rat, die den Ausbau vornahmen, nebst der Zahl 1613.

Schickhardt erwähnt die Kirche im Inventar in der Rubrik über Veränderungen an Türmen und im Innern. Über die zweiten läßt sich nichts nachweisen.

Backnang 1614.

Über dem in drei Seiten des Achteckes geschlossenen Chore der 1122 gegründeten Michaelsbasilika in Backnang [2]) erhebt sich schon in der Frühgotik ein Turm. 1614 [3]) wird die Kirche restauriert und der Turm vom zweiten Geschoß an von Schickhardt durch einen Neubau ersetzt. 1693 brennt das obere Fachwerkgeschoß des Turmes ab und er selbst innen aus. Bei der Herstellung erhält er statt des Helmes einen Kuppelabschluß.

Der Grundriß des Chors bedingte für den Oberbau eine unregelmäßige Gestalt. Gewöhnlich werden Türme über polygonal geschlossenen Chören derart angelegt, daß der Turm sich quadratisch über dem vorderen, westlichen Teile des Chors erhebt, während dessen hinterer Teil mit einem Walmdach versehen wird. In Backnang bildet der ganze Chor das Turmuntergeschoß; daraus ergibt sich für den Querschnitt des Turmes notwendig die Achteckform. Diese ist indes unregelmäßig: die gleich große Nord- und Südseite des Querschnitts sind länger als die drei gleich langen Ostseiten; im Westen übertrifft die mittlere Seite die beiden sie einfassenden an Länge.

[1]) v. Georgii-Georgenau, Württ. Dienerbuch. 1877. p. 208.

[2]) Vgl. Beschr. des OA. Backnang. 129. Paulus, Kfr. 50 ff.

[3]) Zeiller gibt in der ersten Auflage der Topogr. Sueviae, 29, fälschlich 1612 an.

Digitized by Google

Bis über die Dachfirsthöhe des heute profanierten Langhauses hinaus hat sich Schickhardt begnügt, die Mauern des Turmes kahl zu lassen; nur auf der Westseite befindet sich eine Luke. Über einem schlichten Traufgesimse aber öffnet sich dann auf den vier Hauptseiten je ein großes Rundbogenfenster mit architravierter, tief unterkehlter Laibung, dessen Scheitel fast bis zum Hauptgebälk des Turmes reicht. Dieses besteht aus Architrav, diamantiertem Fries und weit vorspringendem, von Konsolen gestütztem Kranzgesims, von dessen kassettierten Hängeplatten zapfenartig gebildete Tropfen herabhängen. Über dem Gesims läuft ein Umgang mit modernem Geländer. Darüber war, wie Kiefers Zeichnung erkennen läßt[1]), ein hölzernes Achteckgeschoß mit Rundbogenfenstern und Kranzgesims, über dem sich der elastisch eingezogene achteckige Helm mit Laterne und schlanker, kegelförmiger Spitze erhob.

Von den Arbeiten, die Schickhardt im Innern der Kirche vornahm, hat sich nichts erhalten.

Ebersbach. 1625.

Am 5. Januar 1625 schlägt der Blitz in den alten viereckigen, mit vier Giebeln versehenen und mit grün glasierten Ziegeln gedeckten, an hundert Schuh hohen Turm der Kirche von Ebersbach, verbrennt den Helm, bringt die Glocken zum Schmelzen und zerstört die Uhr und einen Teil des Kirchendaches. Mit der Herstellung wird eine Veränderung im Innern der Kirche verbunden. Am 13. Februar 1625 sendet Schickhardt mit einem Briefe, in dem er die „jemerliche Verwüstung" schildert, den Überschlag ein.

Die vier alten Turmgiebel werden abgebrochen, da sie vom Feuer stark angegriffen sind und der eine Giebel bereits überhängt. Auch das oberste Turmgeschoß muß teilweise beseitigt werden. Die zwei Fenster in ihm soll der Maurer höher brechen. Der Helm bekommt die Form eines „wohl eingezogenen" 55′ hohen Zeltdaches. Im Innern des Turmes soll ein freies Holzgerüst für den Glockenstuhl errichtet werden.

Die Empore auf der Südseite der Kirche wird in den Chor hinein verlängert und von außen zugänglich gemacht. Sie erhält eine Länge von 25′, Breite von $8^1/_2$′ und drei Reihen Sitzbänke. Drei gedrehte Eichenholzsäulen, vier Kragsteine und Pfetten sollen sie tragen. Zur Emporentür führen 18 Staffeln.

Die Kosten belaufen sich auf 1200 fl., wozu noch 2000 fl. für neue Glocken und das Uhrwerk kommen. Daniel Strehlein soll die Zimmermanns-, J. Rhot die Maurerarbeiten übernehmen.

[1]) Kiefer, Reichenberger Forstbuch I. 1685.

Digitized by Google

1899 wird die Kirche gründlich erneuert. Von der alten Inneneinrichtung bleibt nichts übrig.

Die auf dem Friedhof stehende einschiffige Kirche mit rechteckigem, flachgedecktem Langhaus, eingezogenem, durch drei Seiten des Achtecks geschlossenem, mit Strebepfeilern und Netzgewölben versehenem Chor und quadratischem, eine offene Vorhalle bergendem Turm vor der Mitte der Westwand, ist ein gotischer, außen bis auf einige Fensterdurchbrüche gut erhaltener Bau [1]). Das östliche Südwandfenster ist, wohl von Schickhardt, durch Ausbrechen des Maßwerkes und Vermauerung des unteren Teiles, an den ein steinernes Gestäffel angelegt ist, in einen Emporeneingang verwandelt.

Der Turm ist dreigeschossig. Der von Schickhardt so gut wie neu erbaute Oberstock hat auf der Nord- und Ostseite spitzbogige Fischblasenmaßwerkfenster. Auf der Südseite wurde später ein Fenster durchgebrochen. Der schlanke eingezogene Helm ist viereckig, mit abgefasten Ecken. Nach Kiefers Zeichnung [2]) hatte er auf der Nordseite ein mit einem spitzen Helm bedecktes Fenster. Das freistehende Glockengerüst im Turme wurde nicht ausgeführt.

Zaisersweiher. 1627.

1627 beklagen sich die Einwohner von Zaisersweiher über die Kleinheit ihrer Kirche. Am 29. April 1627 berichtet Schickhardt, die Kirche sei in gutem Zustande. Um dem Platzmangel abzuhelfen genüge die Anlage einer 30′ langen, 8′ breiten Nordempore mit drei Stuhlreihen; die Westseite scheint bereits eine zu besitzen. Auch sei es angebracht, die alten Fenster zu erweitern, zwei neue durchzubrechen und die ganze Kirche zu weißen. Der niedrige Turm, dessen Holzwerk verfault sei, müsse um ein Stockwerk erhöht werden. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 500 fl. Die Gemeinde wolle gerne Frohn leisten, sei aber im übrigen so arm, daß sie für den Kirchenbau die Mildtätigkeit der benachbarten Heiligen in Anspruch nehmen müsse.

Die Kirche wird 1769 durch einen Neubau ersetzt [3]). Kiefers Zeichnung [4]) zeigt den Turm mit zwei Fachwerkgeschossen, von einem schlanken, eingezogenen, vierseitigen Helm überdeckt. Die neuen Kirchenfenster sollten nach einem flüchtigen Entwurfe Schickhardts rundbogig und durch eine Sprosse geteilt sein.

[1]) Vgl. Keppler 139.
[2]) Kiefer, Schorndorfer Forstbuch. 1686.
[3]) Beschr. des OA. Maulbronn 306.
[4]) Kiefer, Stromberger Forstbuch. 1684.

Digitized by Google

Calw 1629.

Die Pfarrkirche von Calw, ein gotischer Bau, wird 1626/27 auf Betreiben Andreäs, der seit 1620 Stadtpfarrer in Calw ist, zur Aufnahme weiterer tausend Personen eingerichtet[1]), durch Einbrechen mehrerer Fenster besser erleuchtet und ausgemalt. Kaum ist diese Arbeit vollbracht, trifft, 1629, ein Blitzstrahl den Turm und deckt das Dach ab[2]). Zur Wiederherstellung wird Schickhardt berufen. Er hat die Absicht, den 70' hohen Helm samt dem darunter befindlichen hölzernen Stock abzubrechen und ein wohl ausgeladen Hauptgesims samt einem Umgang von Steinwerk, darüber ein hölzernes Stockwerk mit etlichen Gemachen für den Turmbläser nebst Helm mit Dachfenstern und Glockentürmlein an seine Stelle zu setzen.

Auch in der kaum hergestellten Kirche plant man das Gestühl schon wieder zu verändern und eine neue Kanzel zu machen. Doch wird die Arbeit wegen des Krieges bald wieder eingestellt.

1634 verbrennt die Kirche bis auf das Mauerwerk[3]). Die Herstellung ist 1654, die des Turmes schon 1651 vollendet. Bei dem Brande von 1692 scheint er abermals Not gelitten zu haben. Denn seine drei Glocken stammen aus der Zeit von 1700—1730[4]). 1884 wird er abgerissen[5]).

Wieviel 1629 nach Schickhardts Entwürfen fertiggestellt wird, ist unbekannt. Merians Stich Calws in der 1643 erschienen Topographia Sueviae, der doch nicht allzulange vor der Herausgabe des Werkes entstanden sein kann, gibt der Kirche einen Turm ohne Umgang mit schlankem, vierseitigem Helm ohne Laterne. Aus Kiefers sorgfältiger Zeichnung[6]), die den Turm in dem durch den Umbau von 1651 gewonnenen Zustande darstellt, geht hervor, daß dieser Umbau nicht nach den Plänen Schickhardts ausgeführt wird. Nach ihr ist der Turm ohne Umgang oben ins Achteck übergeführt und mit einer Kuppel mit Laterne und kuppelförmigem Abschluß versehen. Dieser Zustand erhält sich bis 1884[7]).

[1]) Eine Erweiterung der Kirche scheint jedoch nicht stattzufinden. Bei der Aufzählung der verwendeten Künstler und Handwerker erwähnt Andreä keinen Architekten. Vgl. Seybold, Selbstbiographieen berühmter Männer II. 1799. 113.

[2]) Heberle, Gesch. der evangelischen Pfarrkirche in Calw. 1864. 7 ff.

[3]) Heberle a. a. O.

[4]) Beschr. des OA. Calw. 1860. 131.

[5]) P. F. Stälin, Gesch. der Stadt Calw. 1888.

[6]) Kiefer, Böblinger Forstbuch. 1681.

[7]) Photographie aus dieser Zeit auf dem K. Bezirksbauamt in Calw.

Digitized by Google

Auch über die von Schickhardt im Innern der Kirche vorgenommenen oder geplanten Veränderungen ist nichts Näheres bekannt[1]).

b) Turmveränderungen.

Eßlingen, St. Dionys Glockenstuhl, 1600.

Die große 1421 gegossene Glocke des Südturmes von St. Dionys in Eßlingen wird, da dieser 1549 „erkracht", herabgenommen[2]). 1600 errichtet Schickhardt im Innern des Nordturmes einen freien, nirgends mit der Mauer in Berührung stehenden Glockenstuhl, an dessen oberem Ende die Glocke aufgehängt wird. Am 12. Mai 1600 erhält er für diese Arbeit einen Becher im Werte von 36 fl.[3]).

Saint-Julien.

In Saint-Julien baut Schickhardt während seines Mömpelgarder Aufenthaltes einen neuen Kirchturm[4]). Von ihm hat sich keine Spur erhalten. Der jetzige stammt mit der ganzen Kirche aus dem 18 Jahrhundert.

Altdorf 1617.

Auf den vor der Südseite der Altdorfer Kirche stehenden alten Turm setzt Schickhardt 1617 ein neues steinernes und hölzernes Stockwerk nebst neuem Helm.

Die beiden Untergeschosse des quadratischen Turmes sind alt. Über einem Hohlkehlengesims erheben sich die neuen Stockwerke, das untere steinern, das obere hölzern, mit schlicht profilierten Fenstern, durch ein einfaches Traufgesims voneinander getrennt. Ein aus Architrav, breitem Fries und Kranzgesims bestehendes hölzernes Gebälk trägt den viereckigen, geknickten, an den Kanten abgeschrägten Helm.

Horrheim 1617/19.

Die Kirche von Horrheim, ursprünglich gotisch, wird 1596 von E. R. verändert[5]). Der Altar ist 1599, das Nordportal zur Empore 1600 datiert.

---

[1]) Zeiller erwähnt als Merkwürdigkeit, daß sie zwei Kanzeln besitzt.

[2]) Schwäbische Kronik. 1900, 12. Mai.

[3]) Heyd 412.

[4]) Die Pfarrbücher in Saint-Julien, die bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurückreichen, melden nichts darüber.

[5]) Inschrift über dem Westportal. Keppler, 373, läßt diesen Meister fälschlich die Reparatur von 1619 vornehmen.

Digitized by Google

Am 15. September 1617 berichtet Schickhardt an Herzog Johann Friedrich[1]), er habe dem Befehl gemäß „in Hora des Kuerchenturms halber einen Augenschein eingenomen" und befunden, daß das hölzerne Obergeschoß an der Westseite verfault sei. Statt einer Herstellung empfehle sich eine Erhöhung des viel zu niedrigen Kirchturms. Auch die Kirche bedürfe einer Vergrößerung in der Breitenrichtung, wodurch die Anfertigung eines neuen Daches notwendig werde. Die Emporen müßten erweitert werden; in die obere Triumphbogenwand [über dem Chor] solle man zur besseren Beleuchtung des Schiffes zwei Fenster brechen.

In dem ersten Überschlag ist lediglich von einer Ausbesserung des Turmes die Rede. Kosten 70 fl.

Am 14. Februar 1618 schreibt Poppo von Witzleben[2]) an Schickhardt, er möchte dem Jerg Zimmermann von Haslach, der die Türme in Nieder- und Hohenhaslach aufgeführt habe, die Zimmerarbeiten in Horrheim übertragen. Schickhardt gibt diese Arbeiten 1619 dem Elias Welscher von Vaihingen.

Am 16. September 1619 teilt Tobias Brackenheimer, der Untervogt von Vaihingen, Schickhardt mit, im Winter solle mit der Herbeiführung des Materials begonnen werden. Am 29. September berichtet Schickhardt dem Herzog, die Materialkosten seien wesentlich gestiegen. Die Ausbesserung des Turmes koste 100, die Erhöhung 1100 fl.

Nach dem zweiten Überschlag von 1619 soll das steinerne quadratische Geschoß durch „vier Vahsen aus Quaderstucken" ins Achteck übergeführt werden. Auf das steinerne Oktogon soll Welscher ein hölzernes Geschoß und darauf den 70′ hohen Helm setzen.

Das Schiff wird nicht verändert. Dies geht deutlich daraus hervor, daß der Aufnahmeplan Schickhardts von 1617 mit der jetzigen Gestalt des Langhauses noch übereinstimmt. Nicht einmal die Fenster in der Oberwand des Triumphbogens werden durchgebrochen[3]).

Der 170′ hohe[4]) Turm enthält in seinem Erdgeschoß den sterngewölbten Chor, dessen aus drei Achtecksseiten gebildeter Abschluß über die Ostseite des Turmes vorragt. Über dem Chor bildet er ein viereckiges Stockwerk, um das sich oben ein Traufgesims legt, über dem der durch

[1]) Bauakten im St.A.

[2]) Vgl. Heyd 408. M. Seubert, Einige historische Notizen über Freudental. Mskrpt. in der K. Landesbibliothek in Stuttgart.

[3]) Für die Behauptung bei Paulus, Nkr. 477, Heyd 353, Kgr. Württemberg, 1904, I. 594, das Schiff sei 1619/25 von Schickhardt umgebaut worden, läßt sich kein Beweis erbringen.

[4]) Beschr. des OA. Vaihingen 175.

Digitized by Google

die Abfasung der Ecken bewirkte Übergang ins Achteck ansetzt. Das steinerne Achtecksgeschoß hat auf der Nord- und Südseite kleine rechteckige Fenster. Über einem zweiten Traufgesims erhebt sich das heute mit Schiefer verkleidete hölzerne Achteck mit acht großen Fenstern und den Uhrtafeln. Es trägt auf einem hölzernen, weit ausladenden Kranzgesims den schieferbedeckten, achtseitigen Pyramidenhelm.

Spielberg. 1621.

Am 20. August 1621 berichtet Schickhardt[1]) er sei kürzlich nach Spielberg berufen worden, um den Kirchturm zu besichtigen. Dabei habe sich herausgestellt, daß im Helm einige Sparren faul seien und sowohl Helm, wie auch Kirchendach an einigen Stellen neu gedeckt werden müßten. Er habe mit Zimmermann Martin und Maurer Hans Grotz von Freudenstadt Rücksprache genommen, daß sie den Schaden ausbesserten.

Das Turmdach, an dessen Gestalt Schickhardt wohl nichts verändert, ist eine niedrige vierseitige Pyramide.

Bellershausen. 1624.

Im Jahre 1624 läßt Luzia von Hatzfeld, die Gemahlin des Grafen Christian von Hohenlohe-Schillingsfürst, die verfallene Kirche von Bellershausen aus eigenen Mitteln wiederherstellen[2]). Auf diese Herstellung bezieht sich wohl die Notiz Schickhardts im Inventar. Das ist um so wahrscheinlicher, da Schickhardt 1624 in Schillingsfürst mit den Vorarbeiten für die dortige neue Kirche beschäftigt ist. Von den weiteren Schicksalen der Bellershausener Kirche ist nur bekannt, daß 1840 der Blitz in den Turm schlägt und ihn beschädigt[3]).

Über dem noch romanischen Chor der Kirche erhebt sich der niedrige Turm mit Ohrenfenstern und achteckiger Kuppel mit Laterne. Ob sie von dem Schickhardtischen Umbau herrührt, ist unbekannt.

Oberensingen. 1624.

Auf den alten Turm der gotischen Pfarrkirche von Oberensingen[4]) setzt Schickhardt 1624 ein hölzernes Stockwerk samt neuem Helm. 1727 und 1902 finden Reparaturen statt, die ihn nicht verändern, wie eine Vergleichung seines jetzigen Zustandes mit dem auf Kiesers Zeichnung[5]) beweist.

[1]) Brief im St.A.

[2]) Mitteilungen des Historischen Vereins in Mittelfranken VII, 69.

[3]) Pfarrbeschreibung im protestantischen Pfarramt in Schillingsfürst.

[4]) Beschr. des OA. Nürtingen 210.

[5]) Kieser, Kirchheimer Forstbuch. 1683.

Digitized by Google

Der Turm wächst, nur vom Dachstuhl gestützt, aus der Westfassade hervor. Er hat auf der Westseite ein langes, schmales, auf den anderen Seiten kleinere Spitzbogenfenster, keine Traufgesimse und ein einfaches Hohlkehlenkranzgesims. Der schlanke, eingezogene, vierseitige Pyramidenhelm mit abgeschrägten Ecken ist mit grün glasierten Ziegeln gedeckt.

Hildrizhausen. 1627.

Die ursprünglich romanische dreischiffige Pfeilerbasilika[1]) ist am Ende des 16. Jahrhunderts sehr baufällig. Am 8. September 1589 wenden sich Schultheiß, Gericht und Rat von Hildrizhausen, unterstützt von den Herrenberger Vögten, mit der dringenden Bitte um Herstellung der Kirche an Herzog Ludwig. Georg Beer in Stuttgart und Elias Gunzenhäuser, Werkmeister in Tübingen, empfangen den Befehl, die Kirche zu untersuchen. Am 2. Februar 1590 sendet Gunzenhäuser einen Überschlag mit Rissen[2]) ein, woraus hervorgeht, daß der Turm in gutem Zustande ist, während das Mittelschiff neu gedeckt werden muß. Die Dächer der Seitenschiffe sind so schadhaft, daß ihre Herstellung kaum bedeutendere Kosten verursacht, als eine Erhöhung der äußeren Langwände zu dem Zweck, die drei Schiffe unter ein Dach zu bringen; eine Maßregel, die gestattet, die Seitenschifffenster zu vergrößern und so dem dunklen Innenraum mehr Licht zuzuführen. Die Entwürfe scheinen nicht ausgeführt zu werden. Daß statt dessen das nördliche Seitenschiff schon damals abgerissen wird, ist nicht nachweisbar.

Zur Erntezeit des Jahres 1627 wird der Kirchturm durch einen Sturmwind arg beschädigt. Schickhardt hält schleunige Abhilfe für notwendig, da der Turm die Umgebung gefährde, und schätzt die Herstellungskosten auf 200 fl. Am 19. Oktober 1627 teilt er dem Herzog mit, der eine Schild des Turmes sei schon herabgestürzt, er müsse durch einen anderen ersetzt, der Helm neu gedeckt werden. Auch habe die Kirche auf der einen Seite nur zwei kleine Fenster[3]). Sie müsse man höher brechen, damit dem Schiff, sonderlich in der Nähe der Kanzel, mehr Licht zugeführt werde.

Die durch den Krieg erschöpfte Gemeinde erhält von Herzog Johann Friedrich eine Unterstützung von 100 fl., fragt aber am 24. April 1628 ratlos an, woher sie die übrigen Mittel zum Bau nehmen solle.

Von den durch Schickhardt vorgenommenen Veränderungen lassen sich keine Spuren mehr nachweisen.

---

[1]) Vgl. Beschr. des OA. Herrenberg 206 f. Paulus, Schwkr. 123 ff.

[2]) Im F.A.

[3]) Das trifft nach Gunzenhausers Grundriß für die ehemalige Seitenschiffnordwand zu.

Digitized by Google

Laichingen. 1632.

An der gotischen Kirche von Laichingen wird im Anfang des 17. Jahrhunderts mehrmals gearbeitet. 1604 erhält sie eine neue Empore, 1617/19 werden ihre Wände und Emporenbrüstungen von Friedrich Ramsler aus Urach vollständig bemalt [1]).

1631 ist der Turm baufällig. Am 29. Oktober 1631 machen Zimmermann Hans Gerstenmayer und Maurer Stoffel Erhart von Blaubeuren Riß und Überschlag zu einem neuen. Der erhaltene Entwurf [2]) zeigt einen massiven Quaderbau, der oberhalb des Erdgeschosses aus dem Viereck ins Achteck übergeht und über dem Kranzgesims eine Haube mit Laterne trägt. Am 20. Januar 1632 werden die Pläne zur Genehmigung nach Stuttgart gesandt. Herzog Julius Friedrich bittet darauf Schickhardt, der sich, wie es scheint, seit 1629 als Hausvogt der Herzogin Anna in Ehningen aufhält [3]), um ein Gutachten, worauf dieser erwidert, der Überschlag sei zu hoch und der eingereichte Bericht zu ungenau. Er werde selbst nach dem Rechten sehen. Auf einer Reise nach Brenz besichtigt er denn auch mit Pfarrer Eberhard Andler von Blaubeuren am 31. Mai 1632 die Laichinger Kirche. Am 1. Juli 1632 berichtet er, der vierstockige Steinbau des Turmes sei in gutem Zustande; dagegen bedürfe der hölzerne der Erneuerung der Riegelwände und der 55′ hohe Helm müsse durch einen neuen ersetzt werden. Es empfehle sich, auf den hölzernen Stock noch einen zweiten und darauf erst ein geschmeidiges Helmlein zu setzen. Die Heiligenpfleger möchten es gerne mit Kupfer decken lassen, da auf der freien Höhe ein Ziegeldach nicht halte. Ein solches koste zwar nur 300′, ein kupfernes aber 512 fl. In Anbetracht der weiten Sichtbarkeit des Turmes indes, meint Schickhardt, möge man auf eine so geringe Kostenerhöhung nicht achten. Einige zögen dem Helm die welsche Haube vor, die nicht viel teurer zu stehen komme. Er habe darum zweierlei Abrisse gemacht [4]). Der Umbau soll 1176 fl. kosten. Die Gesamtausgaben betragen, wie die Heiligenrechnung [5]) nachweist, allerdings 2773 fl.

---

[1]) Urkunden im F.A.

[2]) Desgleichen.

[3]) Gemmingen, 34. Für die Richtigkeit der Annahme spricht, daß Schickhardt 1630/31 nur Bauten in der Umgegend Ehningens vornimmt, 1630 Bauten an der Ehninger Kirche, Reparaturen an den Pfarrhäusern von Böblingen und Poltringen und eine Stadtvermessung von Stuttgart, 1631 Arbeiten am Schloß in Nußdorf, OA. Vaihingen.

[4]) Im St.A. Die Zeichnung der Haube ist so flüchtig, daß sie nicht zur Ausführung bestimmt sein kann.

[5]) Im Laichinger Rathaus.

Digitized by Google

Der Riß Schickhardts, welcher zur Ausführung kommt, zeigt einen hohen, viereckigen, fünfgeschossigen Turm mit unten kleinen, in den beiden Fachwerkstöcken größeren Fenstern und mächtigem hölzernem, aus Architrav, Fries und Kranzgesims bestehendem Hauptgebälk; für dieses fertigt Schickhardt einen eigenen Entwurf in der wirklichen Größe. Über dem Gesims erhebt sich der elegant eingezogene, vierseitige Helm mit vier Fensterlein mit Spitzhelmen.

Schon 1636 wird das Kupferdach von den Kaiserlichen abgehoben und weggeschleppt. Es wird 1652 durch Weißblech ersetzt. Doch der Turm ist so schlecht gebaut, daß man 1697 die beiden hölzernen Stockwerke abbrechen und mit Überführung der obersten ins Achteck neu aufschlagen muß. Der Helm wird in eine Kuppel umgewandelt, die mit Kupfer bedeckt wird [1]). In diesem Zustand befindet sich der Turm noch heute.

Denkendorf. 1633.

Einbau und Dach des Turmes der Denkendorfer Klosterkirche fallen am 4. April 1633 einem Brande zum Opfer [2]). Die Wiederherstellung dürfte aus folgendem Grunde auf Schickhardt zurückzuführen sein.

Der Name Denkendorf findet sich im Inventar als letzter in der Rubrik „Kirchen Gebey". Da nun die Niederschrift dieses Teiles des Inventars in das Jahr 1632 fällt [3]), das Wort „Denkendorf" aber mit einer anderen als der sonst verwendeten Tinte später hinzugefügt ist, so ergibt sich daraus eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß dies 1633 geschieht. Daß Schickhardt in diesem Jahre noch tätig ist, beweist die Erwähnung des Baus einer Zisterne in Ellwangen [4]).

Schon das hölzerne Obergeschoß des Turmes, mit großen Rundbogenfenstern, gehört dem neu errichteten Teile an. Es endigt in einem aus Architrav, Fries und Kranzgesims bestehenden hölzernen Gebälk, über dem sich der vierseitige, eingezogene Helm mit kleiner Laterne und spitzem Abschluß erhebt. Diese Gestalt hat er bereits auf Kiefers Zeichnung [5]).

---

[1]) Ziegele, Bilder aus der Geschichte von Laichingen. Schwäb. Albzeitung 1893.

[2]) Beschr. des OA. Eßlingen 1845 p. 148.

[3]) Laichingen wird bereits erwähnt, und zwar nicht im Nachtrag.

[4]) Heyd 357. Auch 1634 entfaltet er noch eine rege Tätigkeit, wie seine Entwürfe für Waldanlagen, Ziegeleien u. s. w. im St.A. beweisen.

[5]) Kiefer, Kirchheimer Forstbuch. 1683.

Digitized by Google

c) **Veränderungen im Innern.**

Mauren. 1626/27.

Die gotische Kirche in Mauren[1]) erfährt im Anfang des 17. Jahrhunderts einige kleine Reparaturen[2]). 1605 und nochmals vor 1615 wird das Dach der Kirche ausgebessert. 1615 findet Friedrich Vischlin sie in gutem Zustande. Doch 1624 ist das Dach wieder so schadhaft, daß der Bau bei Regen, wie Hanns Friedrich Schertlin von Burtenbach, damals Schloßherr auf Mauren, dem Herzog schreibt, „besser einem Badhaus als einer Kuerchen kann verglichen werden". Er gibt Vischlin mehrmals Anweisung, die nötigen Arbeiten vorzunehmen. In der Tat werden 1624 76 fl. für die Ausbesserung des Daches verwendet.

1626 sind die Wandgemälde, die die Geschichte des Erlösers darstellen[3]), die Fenster und das überdies ungenügende Gestühl in sehr schlechtem Zustand. Am 30. September 1626 erhält Schickhardt, durch des Herzogs persönliches Eingreifen, den Befehl, einen spezifizierten Überschlag anzufertigen. Dieser ist verloren. Wir erfahren nur, daß der Dachstuhl keiner Reparatur bedarf, während die Fenster ausgebessert und neue Stühle hergestellt werden müssen. Am 29. September 1627 ist die Arbeit bereits längere Zeit vollendet.

Ehningen. 1630.

Die Kirche stammt aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, der Chor von 1476[4]). 1628 ist der Turmgiebel auf der Wetterseite baufällig; die Kirche bedarf „wegen Erstarckung der Commun" einer neuen Empore, das Kirchendach der Ausbesserung[5]). Kosten 400 fl. Sie werden allein von der armen Gemeinde getragen.

Am 3. Juni 1630 wird der Herzogin Anna auf die Bitte, ihr einen Platz in der Kirche einzuräumen, von Schultheiß, Gericht und Rat erwidert, man sei gerne bereit, ihr die jüngst erbaute Empore abzutreten, wenn als Entgelt ein neues Gestühl im Chor der Kirche hergestellt würde. Die Kosten betrügen etwa 80 fl. Indes findet Schickhardt[6])

---

[1]) Vgl. Beschr. des OA. Böblingen 172 f. Keppler 41. Paulus, Nkr. 100.

[2]) Bauakten im F.A. Die von Heyd als im St.A. befindlich erwähnten sind nicht vorhanden.

[3]) Reste davon sind noch jetzt an den Wänden des profanierten Schiffes wahrzunehmen.

[4]) Beschr. des OA. Böblingen 163 f.

[5]) Archivalien im F.A.

[6]) Heyd bezieht die Erwähnung dieses Baus irrtümlich auf Eningen OA. Reutlingen. Vgl. Heyd 353.

Digitized by Google

eine bessere Lösung der Aufgabe. Am 31. Juli 1630 berichtet er dem Herzog Ludwig Friedrich, nach einer Untersuchung der Kirche scheine es ihm am zweckmäßigsten, auf der Südseite des Chors eine kleine fürstliche Empore anzulegen. die auf einer Treppe zugänglich sein soll, welche man durch eine in die untere Südwand des Chors zu brechende Tür von außen erreicht. Die Baukosten beliefen sich auf 72 fl., an Material brauche man nur drei Eichenstämme als Emporenpfeiler und acht Tannen. Sollte die Kirche geweißt und angestrichen werden, so erhöhten sich die Kosten auf 140 fl. Die Gemeinde wolle gern Frohn leisten, könne aber kein Geld für die Tüncherarbeiten beisteuern. Die Empore wird darauf errichtet. Auch eine am 4. Mai 1631 an den Herzog Julius Friedrich gerichtete Bitte um einen Beitrag von 50 fl. zur Ausmalung der Kirche wird genehmigt.

Die Außenarchitektur der einschiffigen gotischen Kirche, mit eingezogenem, in drei Achtecksseiten geschlossenem Ostchor, ist fast unverändert. Nur in der Südwand des Chors ist ein kleines Portal mit Korbbogenabschluß gebrochen, dessen Laibungsquerschnitt sich von dem der übrigen, spitzbogigen Kirchtüren durch größere Mannigfaltigkeit unterscheidet. Innen führt neben der Tür ein Gestäffel zur Empore.

Die Emporen der Kirche sind sämtlich spätere Einbauten. Die Brüstung der wohl 1629 errichteten Westtribüne ist mit Bildnissen Christi und der Apostel im Stile des 17. Jahrhunderts bedeckt. Die von Schickhardt erbaute Empore beschränkt sich nicht auf die Südwand des Chors, sondern füllt fast den ganzen Chor aus. Jenseit des Triumphbogens setzt sie sich bis zum Südportal des Schiffes fort, und auch zwischen dem Südportal und der Westempore befindet sich noch eine kleine Tribüne. Die Chorempore zeigt eine recht feine Behandlung der Einzelheiten. Sie ruht auf mehreren verschiedenartig profilierten Kragsteinen, sowie auf drei schlanken, eichenen Säulchen mit attischen Vasen und zierlichen toskanischen Kapitälen, deren Hals von Akanthusblättern eingefaßt wird, während der obere Halsring mit einer Perlschnur und der Echinus mit einem Eierstab geschmückt sind. Die Brüstung wird von einem kraftvollen Gebälke getragen, dessen unterer Teil auf Konsolen ruht. Viel nüchterner sind die beiden Südemporen des Schiffes gehalten. Sie können indes nicht viel später als die Chortribüne errichtet sein, da die Brüstungen aller drei mit geschnittenen, unbemalten Kalkreliefs mit Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament geschmückt sind, deren Stil auf die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts hinweist.

Digitized by Google

§ 9. Unbestimmbare kleinere Veränderungen.

Von den in der Rubrik „Hab in volgenten Kürchen, in teils Newe borkürchen newe Cantzel, newe stiel, newe tachwerckh machen lassen, oder die sonsten Reparirt" erwähnten Bauten lassen sich nur die Arbeiten in Spielberg, Mauren, Hildrizhausen und Ehningen, mit einiger Wahrscheinlichkeit auch Denkendorf, ermitteln. Die Suche nach den übrigen an dieser Stelle genannten baulichen Veränderungen (vgl. S. 112) blieb erfolglos. Die folgenden Bemerkungen können daher nur über die Wege Aufschluß geben, die vergeblich eingeschlagen wurden, diese Ziele zu erreichen.

Reichenweier. 1607.

Die 1437 erbaute Margaretenkirche[1]), in der Schickhardt 1607 Veränderungen vornimmt, wird 1846 abgerissen[2]).

Beblenheim. 1608.

Die alte Sebastianskirche in Beblenheim, die Schickhardt 1608 verändert, wird 1864 abgebrochen[3]).

Sulz. 1610.

1610 verändert Schickhardt die Kirche in Sulz. Die 1896/97 erfolgte gründliche Herstellung der Kirche von Sulz a. N. hat keine Spur früherer Einbauten übrig gelassen. Auch Klemm erwähnt in seiner Monographie dieser Stadtkirche[4]) nichts von Schickhardt, sondern nur die An-

---

[1]) Kraus, Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen II, 553.

[2]) Möglicherweise bezog sich Schickhardts Arbeit auch auf eine der beiden neben der Kirche stehenden Kapellen. Merians Ansicht Reichenweiers in der Topographia Alsatiae, 1644, und die nach ihr gefertigte Zeichnung der Kirche von Enzfelder, in der Sakristei der jetzigen protestantischen Kirche von Reichenweier, sind beide ungenau. Sie lassen den Turm der Kirche aus der Südwand vorspringen, was in Wahrheit nicht der Fall ist, wie aus Plänen der Kirche aus dem 18. Jahrhundert hervorgeht, die sich im Bezirksarchiv des Oberelsaß in Colmar unter C. 1482 befinden. Daselbst auch unter E. 457 ein Brief des württembergischen Agenten Sandherr vom 19. Juli 1788, der sich mit früheren Reparaturen der Reichenweirer Kirche befaßt, eine solche von Schickhardt aber nicht erwähnt. — Die noch ungeordneten Reste des alten Herrschaftsarchivs in Reichenweier konnten vom V. nicht benutzt werden.

[3]) Mitteilung des Herrn Pfarrers Meyer in Beblenheim. Die bis ins 16. Jahrhundert zurückgehenden Pfarrbücher im Rathaus von Beblenheim erwähnen den Umbau nicht. Aus alten Photographien im Pfarrhaus geht hervor, daß das ursprünglich gotische Schiff später gegen Osten verlängert und mit einem neuen Turm versehen ist. Dieser Umbau fand wahrscheinlich 1777/84 statt. Bauakten im Bezirksarchiv des Oberelsaß unter C. 1466 und E. 456.

[4]) Württ. Jahrbücher. 1897.

Digitized by Google

schaffung der großen Glocke, 1611, und die Ausbesserung des Turmhelmes, 1616. Daß Schickhardt zu diesen Veränderungen in Beziehung steht, ist möglich, aber nicht beweisbar.

Wahrscheinlicher ist, daß Schickhardt von Wildberg aus, wo er 1610 beschäftigt ist, das nahe Sulz im OA. Nagold aufsucht und hier an der Kirche eine kleinere Veränderung vornimmt. Aus den Urkunden des Pfarramts dieses Ortes läßt sich indes nichts ermitteln, und auch die 1891 restaurierte Kirche hat außer der 1590 datierten Kanzel nur eine Nordempore mit Renaissanceprofilen, die aber nicht eben von Schickhardt herrühren muß.

Ochsenbach. 1616.

Die gotische Kirche von Ochsenbach ist 1616 baufällig. In diesem oder dem folgenden Jahre nimmt Schickhardt eine Reparatur daran vor[1]), die indes nur den ärgsten Übelständen abzuhelfen scheint. Genaueres darüber ist nicht bekannt. Am 12. Februar 1621 schreiben ihm Schultheiß und Pfarrer von Ochsenbach, da er doch wisse, in welchem Zustande die Kirche sei, so möchte er sich ihrer annehmen. 1620 habe Bischlin einen Überschlag zur Herstellung gemacht; doch nehme die Sache keinen Fortgang. Am 22. August 1627, also nach Bischlins Tode, berichtet der Vogt, die Kirche sei so baufällig, daß ihr nicht mehr geholfen werden könne.

Sie wird indes, wenn auch nicht nach Bischlins Plänen, hergestellt, und ist noch jetzt vorhanden, seit 1901 geschmacklos vergrößert.

Owen. 1621.

An der Marienkirche in Owen nimmt Schickhardt 1621 eine kleine Veränderung vor. Sie läßt sich nicht mehr nachweisen[2]). Wahrscheinlich hängt sie mit der 1622 ausgeführten Erneuerung und Bemalung des Chors zusammen[3]). Die Turmkuppel rührt auf keinen Fall von Schickhardt her. Sie wird 1756 errichtet. Auf Kiefers Zeichnung[4]) hat der Turm noch einen spitzen Helm.

---

[1]) Heyd 353. Brief des Vogtes Aulber an Herzog Johann Friedrich vom 18. Juni 1628; mit Bischlins Plänen im F.A.

[2]) Zufällig sind noch zwei H. S. an der Kirche beschäftigt. Die Initialen des einen finden sich mit einer Jahreszahl (nach Klemm, W. B. 169: „1580"; wohl unrichtig; vgl. Rooschüz, Owen 120 f.) am ersten Fenster des nördlichen Seitenschiffs, die des anderen mit der Zahl 1711 am südlichen Strebepfeiler der Westwand.

[3]) Rooschüz, Owen. 1884, 123.

[4]) Kiefer, Kirchheimer Forstbuch. 1683.

Digitized by Google

Hochdorf. 1626.

Es gibt fünf Orte namens Hochdorf in Württemberg. Keiner der fünf Pfarrämter bewahrt Nachrichten über einen Schickhardtischen Kirchenumbau. Die Kirche von Hochdorf OA. Kirchheim wird 1775, die von Hochdorf OA. Freudenstadt 1799 neu erbaut. Für eine stilkritische Untersuchung kommen daher nur die drei übrigen in Betracht.

Die Kirche in Hochdorf OA. Horb ist gotisch. Das Zeltdach des Turmes ist modern, ebenso Kanzel und Gestühl. Die alte Empore wird 1642 von den Franzosen völlig verbrannt, 1644 durch eine neue ersetzt, die 1776/77 vergrößert wird [1]).

Die Kirche in Hochdorf OA. Vaihingen [2]) wird 1582 durch Jerg Haß von Beutelsbach [3]) völlig umgebaut. Unter ihren Renaissanceformen ist keine, die sich ausschließlich auf Schickhardt zurückführen ließe.

Die Kirche in Hochdorf OA. Waiblingen [4]) besitzt ein frühgotisches Schiff mit übereck gestelltem Ostturm, in dessen Untergeschoß sich der Chor befindet. Die Fenster und Türen sind teilweise gotisch, teilweise entstammen sie dem 18. Jahrhundert. Die Einbauten sind: eine spätgotisch dekorierte Westempore und eine, wohl aus der Frührenaissance stammende, auf stark anschwellenden Säulchen ruhende Nordempore. Der Taufstein ist romanisch, Altar und Kanzel sind neu. Der Turm, unten unregelmäßig fünfeckig, geht über dem Dachfirst des Schiffes mit Hilfe einer staffelförmig vorkragenden Konsole in ein quadratisches Fachwerkgeschoß über, das von einem schlichten Kranzgesims und dem 1865 erneuerten [5]), eingezogenen, vierseitigen Pyramidenhelm bekrönt wird.

Allenfalls ließe sich der Oberbau des Turmes auf Schickhardt zurückführen. Ähnliche Konsolen finden sich an den Schlössern in Kirchheim u. T. und Einsiedel.

Für die Möglichkeit, daß Hochdorf im OA. Waiblingen in Betracht kommt, spricht ein wenig auch der Umstand, daß Schickhardt 1625 in diesem Orte mit dem Bau einer Mühle beschäftigt ist [6]).

Hellenstein.

Die Urkunden über den großen, von Herzog Friedrich begonnenen Schloßbau auf Hellenstein sind verschollen. Aufgefunden hat sich bisher

[1]) Aus Prozeßakten über die Unterhaltungspflicht der Kirche im Pfarramt von Hochdorf.

[2]) Beschr. des OA. Vaihingen 158.

[3]) Klemm, W. B. 165.

[4]) Beschr. des OA. Waiblingen 159. Keppler 379.

[5]) Pfarrbeschreibung.

[6]) Heyd 366.

Digitized by Google

nur ein Bericht des Kastners Justinus Kerner vom 25. März 1602[1]), aus dem hervorgeht, daß die Handwerksleute auf Schloß Hellenstein an den ihnen durch den fürstlichen Baumeister Gunzenhäuser verdingten Gebäuen auf Abrechnung warten[2]). Für die Wahrscheinlichkeit, daß Gunzenhäuser der leitende Architekt ist, spricht die Stilverwandtschaft der Schloßkirche von Hellenstein mit Gunzenhäusers Kirche von Waldenbuch (Staffelgiebel, Fenstermaßwerk), sowie der Umstand, daß während der Erbauungszeit der Hellensteiner Kirche Schickhardt seinen Wohnsitz in Mömpelgard hat[3]).

Die Kirche ist eine Nachahmung der Stuttgarter Schloßkapelle. Altar und Kanzel, teilweise auch die Emporenreliefs, dienen als Vorbilder für diejenigen in der Freudenstadter Kirche, und sind wohl, wie diese, von Gerhart Schmidt ausgeführt.

Daß Schickhardt an der Kirche arbeitet und was er daran baut, ist nicht sicher festzustellen. Die Annahme, daß er überhaupt an ihr tätig ist, stützt sich auf folgende Tatsachen. Erstens erwähnt Schickhardt im Verzeichnis seiner Kirchen zweimal den Namen „Heidenheim", das einemal mit dem Vermerk „die Stadtkirch erbaut", das anderemal ohne weiteren Zusatz. Zweitens ist nicht anzunehmen, daß er, auch wenn er wiederholt an der Stadtkirche beschäftigt gewesen wäre, was nicht nachweisbar ist, dies zweimal erwähnt hätte. Auch die Kirche von Wildberg, an der er 1610 und 1618 arbeitet, nennt er nur einmal. Drittens wird Schloß Hellenstein meistens schlechtweg „Heidenheim" genannt, so z. B. in dem Freudenstadter Vertrag mit Gerhart Schmidt.

Es muß aus dem Umstand, daß Schickhardt 1604 eben diesen Vertrag schließt, nicht gefolgert werden, daß er damals die Hellensteiner Kirche gekannt habe. Doch, auch wenn dies der Fall ist, ergibt sich daraus nicht, daß er an der Errichtung dieses Gotteshauses beteiligt ist. Hat er wirklich an der Hellensteiner Kirche gearbeitet, so geschah es aus den eingangs erwähnten Gründen wahrscheinlicher nach ihrer Fertigstellung[4]).

---

[1]) Im St.A.

[2]) Über den weiteren, nicht hierher gehörigen Inhalt dieses Schriftstückes vgl. Hartmann, Schloß Hellenstein. 1892, 28.

[3]) Außer dem Kastnerbericht existiert noch ein Übersichtsplan des Schlosses (in der K. Landesbibliothek in Stuttgart) aus dem 17. Jahrhundert, doch nicht von Gunzenhäusers Hand.

[4]) Offenbar unabhängig von der Arbeit an der Kirche ist eine Reparatur in einem anderen Teile des Schlosses. 1620 verändert Schickhardt die Küche und Pfisterei (Bauakten im St.A.). Darauf bezieht sich wohl die Erwähnung Hellensteins in der Rubrik der Schloßbauten (Heyd 359).

Digitized by Google

Weilersteußlingen.

Über die von Schickhardt vorgenommene Veränderung an der Kirche von „Neuensteußlingen" ist nichts bekannt. Der jetzige Bau stammt von 1755[1]).

§ 10. Zuschreibungen.

Magny-Danigon.

Die alte Kirche von Magny-Danigon brennt 1561 ab[2]). Die neue wird nach Clément Duvernoy[3]) von Schickhardt erbaut, 1864[4]) abgebrochen. Nachrichten über ihre Erbauung und ihr Aussehen sind nicht erhalten. Ein Beweis für die Behauptung Duvernoys läßt sich nicht erbringen.

Neuenstein.

In Schickhardt vermutet Gradmann[5]) den Schöpfer der Kirche von Neuenstein, weil er in seinem Tagebuch sagt, er habe in Neuenstein viel gebaut, und weil das Langhaus der Neuensteiner Kirche aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammt. Nun erwähnt Schickhardt aber ausdrücklich seine Arbeiten im Schlosse und den Entwurf zu einem Lustgarten in Neuenstein. Daß er die Kirche in seiner Aufzählung vergessen haben sollte, erscheint bei ihrer Ansehnlichkeit recht unwahrscheinlich. Überdies zeigt ihre dreischiffige Anlage stilistisch keine Verwandtschaft mit den sämtlich einschiffigen Bauten Schickhardts.

Waldenbuch. 1606/07.

Die Kirche in Waldenbuch[6]) wird mit Unrecht allgemein Schickhardt zugeschrieben. Sie wird in Wahrheit nach Entwürfen Gunzenhäusers aus dem Jahre 1605 von dem Leonberger Steinmetzen Peter Pfänder, dessen Initialen sich an ihrer Ostseite und an der Kanzel finden, 1606/07 erbaut[7]).

[1]) Beschr. des OA. Ehingen. 1893. 222.

[2]) Coll. Charles Duvernoy, Bibl. publ. in Besançon. I. 150.

[3]) Note sur le temple Saint-Martin. Mém. de la soc. d'ém. de Montbéliard. 1902. 56 ff.

[4]) Inschrift an der jetzigen Kirche.

[5]) E. Gradmann, Altfränkische Kunst in Württembergisch Franken. „Württ. Franken". N. F. 1897. 168.

[6]) Beschr. des OA. Stuttgart. 268.

[7]) Vgl. hierüber den während der Drucklegung dieser Arbeit erschienenen Aufsatz O. Springers, „Ist die ... Kirche zu Waldenbuch ... ein Werk Schickhardts?", Staatsanzeiger für Württemberg, Bes. Beilage. 1905.

Digitized by Google

Besprechung.

Die Kämpfe um Reichsverfassung und Kaisertum 1870—1871. Von Dr. Wilhelm Busch, o. Professor der Geschichte an der Universität Tübingen. Tübingen, Mohr. 157 S. 3 Mark.

In ähnlicher Weise wie Busch zu Anfang des Jahres die Frage der Beschießung von Paris mit eingehendster, streng methodischer Ausnutzung der uns heute zu Gebote stehenden Quellen behandelt hat, untersucht er nunmehr die Entstehungsgeschichte von Reich und Kaisertum. Nicht leicht wird ihm irgend etwas, was über diese Angelegenheit irgendwo gedruckt vorliegt, entgangen sein, und aus den mit unendlicher Mühe gesammelten und kritisch durchgearbeiteten Quellen versteht er ein anziehendes und lebensvolles Gemälde vor uns erstehen zu lassen. So klein verhältnismäßig die Schrift ist, so reif und meisterhaft ist sie. Busch beginnt mit dem Artikel des „Schwäbischen Merkur" vom 21. Juli 1870, der sofort nach der Kriegserklärung wünschte, daß ein unauflöslicher Bund aller Deutschen aus dem in den Tagen der Bedrängnis geschlossenen Pakt erwachsen möge. Wir folgen dann dem Anwachsen der nationalen Strömung infolge der Siege, wobei Bayern freilich, dessen Volk vor dem Preußisch- und Lutherischwerden gruselig gemacht war, am schwerfälligsten sich anließ; doch tat hier die Vertretung der Stadt München den das Eis brechenden Schritt, und Badens entschlossenes Vorgehen brachte die Sache weiter in Fluß. Wie dann Sachsen, im Wunsche aus seiner Isolierung im Norddeutschen Bund herauszukommen, nach einer Unterredung des Kronprinzen Albert mit Bismarck am 21. August, bei den Süddeutschen wirkte, lesen wir S. 29 ff.; ebenso wird, wie Bismarck durch Ablehnung des Gedankens Elsaß-Lothringen an Preußen zu geben sozusagen die Notwendigkeit schuf, einen Gesamtbesitzer der rückgewonnenen Westmark, also ein Deutsches Reich, zu errichten, S. 18 ff. entwickelt. Die Rolle, welche Württemberg spielte, wird genau geschildert; bei Hof war, sobald Suckow und Mittnacht fern waren, die Stimmung im Erkalten, S. 42 ff., und das bekannte Haltsignal vom 11. November (S. 63) nennt Busch S. 67 mit Recht verhängnisvoll, weil Bismarck erst durch den drohenden Abfall Württembergs bewogen wurde, Bayern Zugeständnisse zu machen, welche sonst vermieden werden konnten: die Selbständigkeit des Heeres im Frieden, das Gesandtschaftsrecht, den berühmten Ausschuß des Bundesrats für diplomatische Angelegenheiten unter bayerischem Vorsitz, über den Busch treffend sagt: „Dieser Ausschuß erscheint als die Todgeburt des alten impotenten Souveränitätspartikularismus und mag als dessen dauerndes Denkmal seine Stellung in der Reichsverfassung behaupten." König Ludwig II. hätte bekanntlich gerne für Bayern eine Vergrößerung durch die Rheinpfalz herausgeschlagen, wofür Baden im Elsaß entschädigt werden sollte, S. 76; daß das abgelehnt wurde, verwand er nicht leicht, verstand sich aber am Ende doch zum Angebot des Kaisertitels; denn dieser beseitigte in gewissem Sinn die Unterordnung unter Preußen, insofern er die Zentralgewalt als selbständigen Kommissar der verbündeten Fürsten und Stämme erscheinen ließ. Seit Busch die Schrift hinausgegeben hat, ist im „Schwäbischen Merkur" vom 18. November 1905 ein wertvoller Artikel des Staatsministers a. D. Freiherr v. Mittnacht erschienen, der auf die württembergische und bayerische Politik 1870—71 neues Licht wirft und auch für den von Busch behandelten Gegenstand von Interesse ist.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Okkupation des Limesgebietes [1]).

Von Professor G. Lachenmaier.

Das republikanische Rom, dessen Interesse fast ausschließlich dem Mittelmeerbecken zugewendet war, hatte für die Sicherung der langen Nordgrenze des Reichs fast nichts getan: die ausgedehnten Berglandschaften der Balkanhalbinsel waren trotz mehrfacher Feldzüge Rom nicht botmäßig, ebensowenig die Pyrenäen und das asturisch-kantabrische Gebirgsland, ja nicht einmal die unmittelbare Gebirgsgrenze Italiens, die Alpen, mit ihren

[1]) Die vorliegende Arbeit ist der in allen wesentlichen Punkten unveränderte Abdruck eines Vortrags, den ich am 25. Febr. 1902 als Königsrede im Realgymnasium in Stuttgart gehalten und dessen Hauptresultate ich sämtlich schon in dem schriftlichen Bericht über meine Arbeiten als Straßenkommissar der Limeskommission im Jahr 1899 ausgesprochen habe. Nennenswerte Abweichungen und Erweiterungen hat der Vortrag nur da erfahren, wo es notwendig war, mit seitdem erschienenen einschlägigen Veröffentlichungen, wie vor allem den wichtigen Arbeiten von Professor E. Fabricius, sich auseinanderzusetzen („Ein Limesproblem", Freiburg 1902, und „Die Besitznahme Badens durch die Römer", Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission, 1905), oder wo das fortschreitende Material, namentlich die neuen Hefte des Limeswerkes, und das jüngst erschienene Buch von Robert Knorr, Professor an der Kgl. Kunstgewerbeschule in Stuttgart, „Die verzierten Terra sigillata-Gefäße von Cannstatt und Köngen-Grinario", Stuttgart 1905, herausgegeben von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte, eine Berücksichtigung forderten. Auch die beigegebene Karte stammt unverändert aus dem Jahr 1902, und eine nach meiner damaligen Skizze als Anschauungsmittel zu dem Vortrag ausgeführte große Wandkarte hängt seit Februar 1902 im Lehrerzimmer des Realgymnasiums. Die Karte wurde von mir damals entworfen teils nach meinen eigenen Grabungsresultaten (in dem Dreieck: Landesgrenze in der Gegend von Pforzheim—Herrenberg im Westen gegen Aalen im Osten), teils nach dem von meinen württembergischen Straßenkollegen, Prof. Dr. Drück für die östliche Alb, Prof. Nägele für die westliche Alb und Baar u. s. f., Prof. Dr. Richter für das württembergische Unterland, mir freundlichst zur Verfügung gestellten Material; denselben Herren bin ich jetzt zu Danke verpflichtet für die Erlaubnis der Veröffentlichung. Die über Württemberg hinausreichenden Straßenzüge habe ich nach dem Aufsatz des militärischen Dirigenten der Reichslimeskommission, Generalleutnant z. D. v. Sarwey, „Römische Straßen im Limesgebiet" (Sonderabdruck aus der Westdeutschen Zeitschrift) konstruiert und gezeichnet.

Digitized by Google

vielen kleinen Raubstämmen keltischer, ligurischer, rätischer Herkunft. Oft genug war deshalb das Vorland aller drei Gebirgsgebiete von den Bergstämmen überrannt und schwer geschädigt worden, ohne daß der Senat sich um das Los der Betroffenen, meist bloßer Provinzialen, viel gegrämt hätte. Erst die Monarchie hatte ihre Grenzschutzverpflichtung gegenüber den Untertanen in höherem Sinne aufgefaßt und gleich ihr faktischer Begründer, der große Julius, war auf diesem Gebiete Bahnbrecher gewesen. Er hatte wenigstens den Nordwesthang der Alpen in den römischen Machtbereich einbezogen, das Reich bis zu den natürlichen Grenzen, zum Ozean und zum Rhein ausgedehnt und zugleich die Sicherung der Rheinlinie vom Bodensee bis Bingen gegen weiteres Herüberdrängen der überrheinischen Germanen — bekanntlich standen hundert Suebengaue unter den Brüdern Nasua und Cimberius bereits gegenüber dem Treverergebiet übergangsfertig am rechten Stromufer B.G. I, 37 — dadurch bewerkstelligt, daß er einen Kordon botmäßiger Stämme entlang dem linken Rheinufer ansiedelte. Es waren das an der ostwestlichen Rheinstrecke vom Bodensee bis zur Basler Flußecke die Trümmer des helvetischen Völkerzugs, Helvetier und Rauraker [1]), am südnördlichen Stromlauf Basel-Bingen die jedenfalls beträchtlichen Reste des offenbar keineswegs so völlig vernichteten Ariovistusheeres: die Triboker im mittleren Elsaß um Brocomagus-Brumat, die Nemeter in der Gegend von Noviomagus-Speier, die Vangionen im Wormsfeld um Borbetomagus [2]), vielleicht auch schon ihnen gegenüber in der unteren Neckarebene die Vorfahren jener Sueben, die Trajan später als civitas Ulpia Sueborum Nicretum, die ulpische Gemeinde der Neckarschwaben, um Lopodunum-Ladenburg organisierte.

Diesen auf die Grenzregulierung im Norden hinweisenden Fingerzeig von Cäsars politischem Testament befolgte Augustus, sobald seine Alleinherrschaft im September 31 v. Chr. Geb. bei Aktium entschieden war. Schon im Jahr 29 ließ er durch M. Licinius Crassus, einen Enkel des Opfers der Partherkatastrophe, die gewaltsame Regulierung der Nordgrenze auf der Balkanhalbinsel ausführen, vor allem gegen die Bastarnen, die Vorposten der späteren großen Ostgermanenzüge in diese Gegenden [3]). Im Jahr 27 gestaltete Augustus persönlich die bisher nur provisorische

[1]) Wenn Cäsar, B. G. I, 28 auch die Rauraker nach der Helvetierniederlage nicht mehr besonders erwähnt, so läßt doch wohl der Name der nachmaligen römischen Kolonie Augusta Rauracorum trotz der seltsamen Reihenfolge B. G. VI, 25 auf ihre Anwesenheit in jener Gegend schließen. — [2]) Die beiden letzteren hatten, wie es scheint, erst in der Ariovistuszeit die Mediomatriker vom Rhein abgedrängt. — [3]) Müllenhoff, D. A. II, 110.

Digitized by Google

Einrichtung der drei von Cäsar eroberten gallischen Provinzen zu der endgültigen Organisation von 60 Gaugemeinden aus[1]). Im folgenden Jahr 26 begann er, wiederum persönlich, trotz schmerzhafter Krankheit, die Sicherung der pyrenäischen Nordgrenze in hartnäckigen Kämpfen mit den Asturiern und Kantabrern, die erst Agrippa im Jahr 19 v. Chr. Geb. zu Ende führte[2]).

Gleich darauf traten Ereignisse ein, die zur Einsetzung des Schlußsteines in diesem Gebäude, zur endgültigen Grenzgestaltung in der Rhein- und Donaugegend, gebieterisch aufforderten. Schon 20 Jahre früher, im Jahr 38 v. Chr. Geb., waren Cäsars ehemalige Schützlinge, die römischgesinnten Ubier, von ihren suebischen Nachbarstämmen durch unaufhörliche Beunruhigungen zur Auswanderung auf das linke Rheinufer genötigt und von Agrippa in der Gegend von Köln angesiedelt worden. Nicht lange nachher hatten die feindlichen Nachbarn ihre Beutezüge auch auf das neue Gebiet über den Strom herüber ausgedehnt und nunmehr im Jahr 16 v. Chr. Geb. erfolgte ein Gesamtvorstoß der mittelrheinischen Germanen, hauptsächlich der Sugambrer, Usipeter und Tenkterer, bis tief nach Gallien herein, bei dem eine ganze römische Legion, die fünfte, mit Verlust ihres Adlers und ihres Legaten M. Lollius vernichtet wurde[3]). Jetzt wurde die planmäßige Regulierung der Germanengrenze beschlossen: Augustus ging persönlich zur Übernahme der Oberleitung nach Gallien[4]) und wie wichtig er die Sache nahm, zeigt die fast dreijährige Dauer seines dortigen Aufenthalts. Seine beiden Stiefsöhne aber, Drusus und Tiberius, schufen im Feldzug des Jahrs 15 v. Chr. Geb. durch Einverleibung der Alpen und ihres nördlichen Vorlands die Grundlage ferneren Vorgehens. Drusus brach sich von Italien aus in schwierigen Kämpfen das Etschtal hinauf und durch die bayrischen Alpen Bahn in die Lechgegend; Tiberius war unterdessen von Gallien her an den Bodensee vorgestoßen, hatte auf diesem eine Flotte gebaut und die Vindelicier in einer Seeschlacht geschlagen und über Kempten dem Bruder die Hand gereicht: am Kaisertag des Jahrs 15 aber, am 1. August, wurde ein entscheidender Sieg erfochten, der Rätien und das Vindeliciergebiet, also Tirol und Bayern südlich der Donau, den Römern unterwarf[5]).

In den folgenden Jahren wurde die militärische Organisation des Gebiets vorgenommen. Im Osten wurde die Alpenstraße des Drusus

---

[1]) Dio, LIII, 22. Strabo, IV, 1 ff. — [2]) Suet. Oct. 26 und 81, Dio LIV, 11. — [3]) Vell. II, 97. Dio, LIV, 20. — [4]) Dio LIV, 25 .. πάντα τά τε ἐν ταῖς Γαλατίαις καὶ τὰ ἐν ταῖς Γερμανίαις . . διῳκήσατο. — ibid. 23. τότε δὲ πόλεις ἔν τε τῇ Γαλατίᾳ . . . συχνὰς ἀπῴκισε. — [5]) Dio LIV, 22. Strabo, IV, 206. Suet. Tib. 9. Kallée, Württ. Vierteljahrshefte 1888 S. 85 ff. Mommsen, R. G. V, 15.

Digitized by Google

von Tridentum-Trient bis nach Augsburg, der neuangelegten Augusta Vindelicorum durchgeführt [1]), übrigens infolge innerpolitischer Rücksichten ohne daß ein Generalkommando senatorischen Rangs hier geschaffen worden wäre. Die Provinz blieb vielmehr bis nach der Mitte des 2. Jahrhunderts lediglich mit Auxiliartruppen, allerdings von beträchtlicher Stärke, unter einem kaiserlichen Prokurator belegt; in den kottischen Alpen im Südwesten und in den norischen im Osten wurde die Form von Klientelfürstentümern für die Organisation gewählt; Legionslager wurden nur in den beiden Flanken Rätiens im Verlauf der unmittelbar anschließenden großen germanischen und pannonischen Operationen geschaffen: im Osten Poetovio, das heutige Pettau an der mittleren Drau; im Westen Vindonissa-Windisch am Zusammenfluß von Aar, Reuß und Limmat, die nördliche Kopfstation der großen St. Bernhardstraße an dem wichtigen Punkt gegenüber der Wutachausmündung, dem strategischen Zugang zum oberen Donau- und Neckargebiet. Als Stützpunkte für die beabsichtigte weitere Offensive gegen Germanien wurden außerdem auf der gallischen Ostfront angelegt am Mittelrhein Mogontiacum-Mainz gegenüber der Mainmündung, der Haupteinbruchspforte in Mitteldeutschland; am Unterrhein Vetera zwischen Birten und Xanten, gegenüber der Lippemündung, dem Haupteinfallstor nach Niederdeutschland [2]). Auch die civitas Ubiorum-Köln erhielt eine starke Garnison.

Nunmehr konnte die Weiterführung des Baues beginnen: Tiberius übernahm es, den schon von Agrippa begonnenen [3]) Anschluß gegen die, wie oben gesagt, schon 29 v. Chr. durch Crassus einverleibten unteren Donaugebiete herzustellen und unterwarf in drei Feldzügen 12—10 v. Chr. Geb. Pannonien, das westliche Ungarn bis zur Donau. Drusus trug in der gleichen Zeit die römische Offensive bis zur Elbe, indem er im ersten Kriegsjahr mit der Flotte auf der Nordsee gegen die friesischen Inseln wie gegen die Friesen und Chauken an der Küste erfolgreich focht, in den folgenden teils von Birten teils von Mainz aus Sugambrer, Chatten und Cherusker niederwarf und schließlich die Eroberungen durch ein weitverzweigtes Kastellsystem an wichtigen Punkten des Inneren, wie vor allem entlang der langgestreckten rheinischen Operationsbasis sicherte. Nach seinem tragischen Tod aber infolge eines Sturzes vom Pferd im

[1]) C. J. L. V, 8003. Mommsen, R. G. V, 19 Anm. — [2]) Wenn der Bau des Drususfestungsgürtels von Florus IV, 12. 26 (per Rheni quidem ripam quinquaginta amplius castella direxit) auch erst zum dritten Feldzugsjahr des Drusus in Deutschland, zum Jahr 10, berichtet wird, so kann doch kein Zweifel sein, daß die Hauptstützpunkte des Kriegstheaters vor Eröffnung der Operationen eingerichtet sein mußten. — [3]) Dio LIV, 28.

Digitized by Google

Jahr 9 v. Chr. Geb. trat Tiberius an seine Stelle und brauchte Waffen wie Diplomatie mit solchem Nachdruck und Geschick, daß im Jahr 7 v. Chr. Geb. die Unterwerfung der Germanen bis zur Elbe so ziemlich als vollendet betrachtet werden konnte[1]). Zwar die eigentliche militärische Verteidigungsstellung blieb noch am Rhein; aber die politische Grenze war an die Elbe vorgeschoben. Im Norden war eine militärische Linie schon bis tief ins Flußgebiet der Lippe nach Aliso geführt und in den nächsten Jahren schlossen sich ihr die pontes longi des Domitius Ahenobarbus durch das sumpfige Flachland zwischen Rhein und Ems an[2]). Im Mainland griff wie ein großer, strategischer Brückenkopf das Gebiet der befestigten Lager von Castel, Wiesbaden[3]), Hofheim[4]), Höchst[5]) bis zur Niddamündung vor. Am Oberrhein sicherten die Windischer Vorpostenstellungen Augst bei Basel, die Brückenköpfe von Zurzach-Rheinheim und von Eschenz-Stein am Rhein nebst Kastell Konstanz den Zugang zum Donau- und Neckargebiet[6]). Der politischen Einverleibung sollte die juristische und religiöse auf dem Fuße folgen: Schon hielt der Statthalter auf seinen Sommererpeditionen nach römischen Rechtsformen und in lateinischer Sprache Gericht; schon war in der Ubierstadt Cöln jene ara Ubiorum[7]) gegründet, die nach dem Muster des zwei Jahre vorher errichteten Augustusaltars von Lyon in Gallien der religiöse Mittelpunkt der neueinzurichtenden Provinz werden sollte. Zwar trat vom Jahr 6 vor bis 4 n. Chr. Geb. infolge eines Familienzerwürfnisses zwischen Augustus und Tiberius, das den letzteren zur Niederlegung seines Kommandos und zum Genuß eines otium cum dignitate in Rhodus veranlaßte, eine bedenkliche Stockung in Germanien ein und da und dort erhob sich schon wieder bewaffneter Widerstand. Aber das rechtzeitige Wiedererscheinen des Tiberius und seine Feldzüge vom Jahr 4 und 5 n. Chr. Geb. machten dem bald ein Ende: Mit der Vereinigung seiner Nordseeflotte und seiner Legionen an der Elbe war die Unterwerfung Germaniens bis zur Elblinie vollendet und es blieb nur noch übrig[8]), durch Einverleibung auch des Markomannenreiches unter Marbod im ehemaligen Bojerheim den Anschluß von der mittleren Elbe bis zur Donau in der Wiener Gegend herzustellen.

[1]) Vell. II, 97 . . pervagatusque victor omnes partes Germaniae, sine ullo detrimento commissi exercitus . . sic perdomuit eam, ut in formam paene stipendiariae redigeret provinciae. — [2]) Tac. Ann. I, 63. — [3]) Limes-Blatt, Art. 136. — [4]) Dieses vielleicht identisch mit dem praesidium in monte Tauno (Tac. Ann. I, 56) und dem φρούριον ἐν Χάττοις παρ αὐτῷ τῷ Ῥηνῷ (Dio, LIV, 33); Sarwey, l. c. S. 19. — O.R. L. Lief. VII. L.-Bl. Art. 90; 142; 148. — [5]) L.-Bl. Art. 189. — [6]) Sarwey, l. c. S. 95. — [7]) Mommsen, R. G. V, 32. — [8]) Dio, LIV, 32. Liv. Epit. lib. 136—137. — [8]) Vell. II, 108.

Digitized by Google

Dann konnte die neue Provinz endgültig eingerichtet und wohl auch die militärische Grenze in die Elblinie vorgelegt werden.

Schon war Tiberius im Jahr 6 n. Chr. Geb. im Begriff durch eine großartige kombinierte Expedition[1]) — der pannonischen Legionen unter seiner eigenen Führung von Karnuntum aus, der germanischen unter der Führung des Sentius Saturninus von Mainz aus — auch diese Aufgabe zu lösen. Da gebot das Schicksal dem ganzen römischen Offensivvorgehen ein unerwartetes, energisches Halt. Die Entblößung Pannoniens und Illyriens durch den Abmarsch der dortigen Legionen zum böhmischen Feldzug veranlaßte einen furchtbaren Aufstand in Pannonien und Illyricum[2]), den niederzuwerfen der schleunigst zurückgekehrte Tiberius drei lange Jahre voll der unerhörtesten Anstrengungen und der blutigsten Kämpfe bedurfte. Die Herbeiziehung der altgedienten germanischen Legionen aber auf den pannonischen Kriegsschauplatz und ihr Ersatz am Rhein durch Rekrutenlegionen hatte gerade im Schlußjahr des pannonischen Aufstands, eben als Rom wieder aufzuatmen begann, 9 n. Chr. Geb. die Vernichtung des Varus mit drei Legionen im Teutoburger Wald und jene furchtbare germanische Katastrophe zur Folge, deren Hinübergreifen nach Gallien vermutlich nur das rasche Eintreffen der beiden Mainzer Legionen unter L. Nonius Asprenas verhindert hat. Beide Aufstände vereinzelt betrachtet Hindernisse, die einen Großstaat wie das römische Weltreich nicht auf seinem Weg aufhalten konnten; beide aber in ihrem Ineinanderwirken und in ihrer Verkettung mit der sonstigen Reichslage eine schwerwiegende Mahnung zur Vorsicht! Hatte die bloß vorübergehende Entfernung der pannonischen Legionen aus ihrer Provinz schon diesen schreckenvollen Aufstand verschuldet, so konnte mindestens die dauernde Vorlegung der Rheinlegionen an die Elbe dieselbe Folge in Gallien haben, das sicherlich nicht durch die 1200 Mann starke Garnison von Lyon, wie die römischen Kannegießer manchmal behaupteten, sondern nur durch den Druck der nahen rheinischen Legionen im Gehorsam gehalten wurde[3]). Eine doppelte Grenzbesetzung aber, am Rhein und an der Elbe, an der Save und in Böhmen-Mähren, vermochte die Steuerkraft des Reiches keinesfalls zu tragen. Augustus erkannte, daß das Bessere des Guten Feind sei, daß die an sich zweifellos günstigere Führung der Reichsgrenze entlang der Elbe zur mittleren Donau die Sicherheit der rückwärtigen Provinzen gefährde. Er gab den so kühn und so vielversprechend begonnenen Plan auf und Tiberius, mit wie schwerem

[1]) Vell. II, 109. — [2]) ibid. 110. Dio LV, 28. — [3]) Mommsen, R. G. V, 52 und 74.

Digitized by Google

Herzen er auch seines Bruders und sein eigenes Werk in Trümmer gehen sah, schloß sich dem politischen Testament seines Stiefvaters an. Zwar die römische Waffenehre ward natürlich schnell wiederhergestellt: schon unter Augustus von 10 bis 14 n. Chr. Geb. mit der energischen Neuorganisation der Grenze durch Tiberius[1]) und einige Vorstöße über den Rhein; unter des Tiberius eigenem kaiserlichen Regiment sodann durch die großen germanischen Feldzüge des Germanicus 14 bis 16 n. Chr. Geb. und seine Siege auf dem Idisiaviſofeld und am Angrivarierwall. Als aber Germanicus Miene machte, über das kaiserliche Programm hinaus zu großgermanischen Eroberungsplänen zurückzugreifen[2]), wurde er abberufen und die römische Offensivpolitik gegen Germanien auch äußerlich zu Grabe getragen durch die Aufhebung des einheitlichen Kommandos der beiden — grundsätzlich vielleicht schon seit der Varusschlacht geteilten — Germaniae[3]).

Immerhin war, was aus dem Schiffbruch der augustischen Elbgrenzplane gerettet wurde, nicht so gar wenig[4]). Zunächst einmal der Name! Lagen auch die großen Standlager, Nymwegen und Birten, Cöln und Bonn, so gut als Mainz, Straßburg und Windisch alle auf dem linken Rheinufer und damit im Gebiet der Gallia Belgica, so hielt man doch mit Hinweis auf die linksrheinischen Germanenstämme, Triboker, Nemeter, Vangionen und Ubier, die Illusion einer Germanenherrschaft aufrecht und nannnte die beiden durch den Vinxtbach gegenüber Rheinbrohl unterhalb Andernach geschiedenen militärischen Kommandobezirke — übrigens jeder mit 4 Legionen belegt und jeder einem kaiserlichen Legaten unterstellt, von denen der „obere" in Mainz, der „untere" in Cöln residierte — nach wie vor „Germanien", ohne daß diese gewohnheitsmäßige Benennung eine Änderung in ihrer administrativen Zugehörigkeit zur Belgica bewirkt hätte. Weiterhin aber dauerte neben dem Namen tatsächlich auch eine nicht unbeträchliche Macht auf dem rechten Rheinufer fort: einerseits blieb im unteren Germanien das ganze Gebiet der Bataver, Canninefaten und Friesen[5]), also reichlich das heutige Holland, dazu ein ziemlich breiter, durch eine rechtsrheinische Heerstraße[6]) abgeschlossener Ödlandstreifen bis gegen Mainz hinauf, ungestört in römischem Besitz; andererseits wurden auch im oberen Germanien die Mainebene

[1]) Vell. II, 120: Mittitur (Tiberius) ad Germaniam, Galliam confirmat, disponit exercitus, praesidia munit. — [2]) Tac. Ann. II, 22 Caesar congeriem armorum struxit, superbo cum titulo: debellatis inter Rhenum Albimque nationibus exercitum Tiberii Caesaris ea monimenta Marti et Jovi et Augusto sacravine. — [3]) Mommsen, R. G. V, 50. — [4]) ibid. 107 ff. — [5]) Mommsen, R. G. V, 115 Anm. 2. — [6]) Tac. Ann. I, 50.

Digitized by Google

bis zur Niddamündung und an der Rheinlinie Bodensee-Basel nicht nur die schon erwähnten Brückenköpfe festgehalten, sondern in den nächsten Jahrzehnten auch private Siedelung wohl hauptsächlich von Windischer Veteranen bis in die Gegend von Schleitheim-Juliomagus gestattet. Das machen die für die dortigen villae rusticae teilweise von der Militärverwaltung gelieferten Ziegel der 21. Legion, die im Jahr 69 in die Rheinlande abrückte, sehr wahrscheinlich[1]). Ja selbst als Claudius, um seine britannischen Eroberungspläne auszuführen, im Jahr 47 die bisher noch festgehaltenen rechtsrheinischen Posten[2]) völlig räumen ließ[3]), blieben die agri des rechten Ufers dennoch vacui et militum usui sepositi[4]), für die linksrheinischen Garnisonen reserviertes Ödland. Noch unter Nero im Jahr 58 und später genügte das bloße Machtwort Roms, um die versuchte Ansiedlung von Friesen[5]) und nachher von Ampsivariern auf diesem Ödlandstreifen zu verhindern; und mußte gelegentlich eine deutlichere Lektion auf dem rechten Ufer erteilt werden, wie den Chauken durch Corbulo 47 n. Chr. Geb.[6]), den Chatten unter Pomponius Secundus im Jahr 50[7]), so ging das immer glatt und siegreich vonstatten.

So hatte sich also die von Tiberius getroffene Grenzeinrichtung durch die ganze julische Zeit herunter bewährt. Nur Eine Unbequemlichkeit hatte die Grenzorganisation: die schlechte Verbindung der großen rheinischen Garnisonen mit Rätien und dem weiteren Osten. Die rätische Grenze nämlich zweigte von der obergermanischen erst bei Stein am Rhein am Westende des Bodensees ab[8]), zog von hier zur Donau in die Gegend von Sigmaringen und Mengen und von hier führte über Rißtissen, Finningen, Günzburg die große, nach Prof. Konrad Millers Nachweis[9]) wohl in augustische Zeit zurückreichende Donaustraße ostwärts. Das Gebiet aber zwischen diesem die mutmaßliche rätische Grenze darstellenden Straßenzug und der Rheinlinie, also ganz Baden mit Ausnahme des Hegäus, Württemberg und Hohenzollern nördlich der Donau, sowie Hessen-Starkenburg, waren unbesetzt und nicht römisch, so daß Truppenverschiebungen von Mainz und Straßburg an die mittlere Donau statt auf dem nächsten Weg quer durch das Neckarland vielmehr auf dem weiten, spitzwinkeligen Umweg über die Rheinecke von Basel und den Bodensee ausgeführt werden mußten.

Die gewöhnliche Erklärung für diese jahrzehntelange Zurückhaltung

---

[1]) Schumacher, Neue Heidelberger Jahrbücher VIII, (1898) S. 106. — [2]) Schon einige Jahre vorher war auch die Legion von Straßburg nach England abkommandiert worden. Sarwey, l. c. 105. — [3]) Tac. Ann. XI, 19. — [4]) ibid. XIII, 54. — [5]) ibid. — [6]) ibid. XI, 18. — [7]) ibid. XII, 27 u. 28. — [8]) Mommsen, Hermes XVI, Schweizerische Nachstudien. — [9]) Oberamtsbeschreibung Ehingen, 1893 S. 304 f.

Digitized by Google

Roms im oberen Germanien und dafür, daß trotzdem die rätische Grenze im allgemeinen anscheinend ungefährdet blieb, ist die, daß das Land, die sogenannte „Helvetierwüste“ [1]) so gut wie verlassen, eine Einöde gewesen sei, wo — nach dem vorübergehenden Zuströmen und Zurückebben der Arioviststämme, insbesondere nach dem Abzug der Markomannen kurz vor Christi Geburt — höchstens in der Rheinebene einzelne zurückgebliebene Häuflein keltischer und germanischer Abstammung, wie die Kelten von Riegel am Kaiserstuhl oder die Neckarschwaben von Ladenburg in losem Untertanenverhältnis zu Rom geduldet worden seien [2]). Mir scheinen dieser Auffassung verschiedene Bedenken entgegenzustehen. Zunächst dürfte auf den Namen selbst kein allzugroßes Gewicht zu legen sein. Die Frage, ob wirklich die Helvetier einmal bis in die untere Neckargegend oder gar bis zum Main [3]) gesessen und ob wirklich durch ihren Abzug Zustand und Name der Helvetiereinöde entstanden sind [4]), kann dabei ganz aus dem Spiel bleiben. Denn eine Stelle wie Dimensuratio prov. 18, wo Agrippa die Βοΐων ἐρημία Strabos [5]) ganz ruhig bezeichnet als die an der pannonischen Westgrenze gelegenen deserta, in quibus habitant Boi et Carni, beweist wohl zur Genüge, daß der Ausdruck deserta nicht gepreßt werden darf. Das bojisch-norische Reich des Kritasiros war zwar etwa um die Zeit von Cäsars Tod durch die Daker unter Börebistas vernichtet worden; aber daß die Überreste der Bojer, welche samt den Karnern die deserta bewohnen, nicht so ganz schwach gewesen sein werden, zeigt der schon oben gestreifte Umstand [6]), daß die Römer bei der Organisation des Ostalpengebiets das regnum Noricum eine Zeitlang noch in dem annähernden Umfang des Kritasirosreichs als Klientelstaat fortbestehen ließen [7]).

Außerdem wissen wir aber auch tatsächlich, daß das nachmalige Dekumatland gar nicht so leer gewesen ist. Einmal sind im Süden des Gebiets, in der Baar und im oberen Neckarland, durch die Peutingerkarte einige Namen keltischer Oppida erhalten, Brigobanne in der Nähe

[1]) Ptol. 2, 11, 10: ἡ τῶν Ἑλουητίων ἔρημος μέχρι τῶν εἰρημένων Ἀλπίων ὀρέων ὑπὲρ τὴν κεφαλὴν τοῦ Δανουβίου. — [2]) Fabricius, Neuj.Bl. 1905, S. 30 cfr. auch S. 12 u. 23 f. — [3]) Tac. Germ. 28. — [4]) Müllenhoff, D. A. II, 269 hält es für unwahrscheinlich, schon weil Cäsar, B. G. I, 2, garnichts davon gehört habe; und er müßte es allerdings gehört haben, wenn Hertlein in seiner sorgfältigen Untersuchung „Die geschichtliche Bedeutung der in Württemberg gefundenen Keltenmünzen“ Fundberichte aus Schwaben, XII. Jahrg. S. 98 u. 101 damit recht hat, daß das Zurückweichen der Kelten vor den Germanen wohl erst um 80—70 v. Chr. anzusetzen sei. Hertlein denkt übrigens selbst an die Möglichkeit einer ehemaligen helvetischen Nordgrenze vom Virngrund bis zum Heuchelberg l. c. S. 103. — [5]) VII, 1. — [6]) s. o. S. 190. — [7]) Mommsen, R. G. V, 17 und Müllenhoff, D. A. II, 267.

Digitized by Google

des Donauursprungs — vielleicht erinnern die beiden Donauquellbäche Brege und Brigach noch daran — und Sumelocenna, das heutige Rottenburg. Ptolemäus 2, 11, 30 nennt außerdem ein Tarodunum, dessen schon länger angenommene Identität mit Zarten im Dreisamtal Fabricius in den Neujahrsblättern 1905 S. 13 f. erwiesen hat; und derselbe Forscher hat l. c. S. 16 in sehr einleuchtender Weise den großen Wall von Rottweil als ein Tarodunum analoges keltisches Oppidum in Anspruch genommen, dessen keltischer Name durch das römische arae Flaviae verdrängt worden wäre. Daß Brigobanne und Sumelocenna zur Zeit der römischen Okkupation des Landes noch ihre keltischen Einwohner hatten und daß speziell Sumelocenna gerade diesem Umstand seine Bedeutung und seine Stellung als römischer Verwaltungssitz verdankt, ist wohl allgemein angenommen. Dasselbe wird dadurch auch für Arae Flaviae wahrscheinlich gemacht und wenn im Höllental neben dem Ortsnamen Zarten auch noch der keltische Flußname Dreisam[1]) erhalten geblieben ist, so ist wohl auch dort die Kontinuität der Besiedlung gesichert. Ob also noch die alten Taroduner Kelten oder irgendwelche Nachfolger von ihnen im Höllental saßen, unbewohnt war es nicht.

Ebensolche keltische Siedlungsnamen bietet die Peutinger Tafel aber auch für das mittlere Neckarland in dem erst neuerdings glücklich identifizierten Grinario-Köngen[2]) mit seinem Kult des Deus Mercurius Visucius und der sancta Visucia[3]) und in dem sehr wahrscheinlich bei Cannstatt im Herzen des Landes, im zentralen Neckarbecken anzusetzenden Clarenna. Vielleicht darf auch das vermutlich nach Aalen fallende Aquileia als eine keltische Bildung analog Noreia, Celeia, Matreia angesehen werden[4]). Ein noch etwas weiter nördlich sitzender Keltenrest ist sodann inschriftlich bezeugt durch die exploratores Boi[5]) von Mar-

---

[1]) Der Name wohl identisch mit dem des Trigisamus oder Tragisamus, an dem das niederösterreichische Trigisamum der Peutingerkarte liegt, heute Traisem und Traismauer. Vgl. Buck, Schwierigere württembergische Ortsnamen, Württ. Vierteljahrshefte 1880 S. 44. — [2]) Wenn Fabricius, Neuj.Bl. S. 34, die Namen Brigobanne, Sumelocenna und Grinario beweisen läßt, daß „in dieser von der Natur besonders geschützten Landschaft am oberen Neckar und auf der Baar" sich vielleicht Bewohner gehalten haben, so trifft diese Ortsbestimmung für Grinario nicht mehr zu und Clarenna vollends, das Fabricius ganz übergeht, (wohl weil es noch nicht inschriftlich bezeugt ist), dessen Identität mit Cannstatt aber schon durch den Charakter der Peutinger Straße als einer Kastellverbindungsstraße äußerst wahrscheinlich gemacht ist (vgl. auch meine kleine Abhandlung Westd. Zeitschr. 1901 S. 5 ff.) liegt im zentralen Neckarbecken. — [3]) Haug-Sixt 184. — [4]) Buck, Württ. Vierteljahrshefte 1887 S. 184. — [5]) Es kommt dabei nicht darauf an, ob sie als Reste der alten Bojersiedlung in der Maingegend (s. auch S. 195, Anm. 7) aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. oder als Rest aus jener

Digitized by Google

bach[1]), mit denen möglicherweise auch der Kult des Mars Cnabetius von Erbstetten, 10 km östlich von Marbach an der Murr im Zusammenhang steht[2]). Auch die Mediomatrikerfamilie von Meimsheim mit ihren fünf keltischen Namen[3]) deutet vielleicht auf einen Rest des erst von den Germanen Arioviſts vom elsässischen Rheinufer abgedrängten Stammes, der noch früher auch rechtsrheinisch ansässig gewesen sein könnte[4]).

Noch weiter im Norden sitzt dann — abgesehen von dem durch die Neckarschwaben übernommenen keltischen Ortsnamen Lopodunum — in der Gegend des Miltenberger Mainknies eine besonders interessante Gesellschaft von keltischen Resten beieinander, Santonen, Kubier und Turonen, an deren Erkennung Hirschfeld[5]) und Zangemeister[6]) den Hauptanteil haben. Die Kubier, in deren Gebiet Domitian nach Frontin, strat. 2, 11, 7 Kastelle anlegte, sind geographisch fixiert durch den Obernburger Grabstein des Grisonius, Cubi filius[7]); auf die Santonen weist der Deus Santius-Kult aus dem Lagerdorf vom Kastell Miltenberg; an die Turonen, die auch Ptolemäus 2, 11, 7 in der Gegend nennt, erinnert der alte Name von Walldürn-Turninu. Die auf den ersten Blick etwas lustig scheinende Begründung namentlich der beiden letzten Gleichsetzungen wird dadurch trefflich gestützt, daß Santonen, Bituriges Cubi und Turonen alle drei als nächste Nachbarn zwischen Gironde und großem Loirebogen beisammen wohnen; dazu noch südlich der Gironde die Bituriges Vivisci, wohl die moralischen Urheber des helvetischen Auswanderungsplans nach dem Santonischen[8]), sofern sie, die aus der Gegend von Viviscus-Vevey Stammenden, den verwandten Helvetiern Platz im nördlichen, an die Santonen anstoßenden Teil ihres Landes angeboten hatten. Auch lag etwa 24 km südlich von der Viviskerhauptstadt Burdigala ein Ort Boji, so daß auch die Teilnahme der Bojer an dem Helvetierzug eine ansprechende Erklärung erfährt[9]). Das überraschende

---

Zeit zu betrachten sind, in der nach B. G. I, 5 (Helvetii) Bojos receptos ad se socios sibi adsciscunt). — [1]) Haug-Sixt 327. — [2]) ibid. 335. — [3]) ibid. 359 Jumma(e), Exobni fil(io), cive Mediomatrico, annoru(m) C, Atuns, Unnae filia(e), co(n)jugi ejus, annoru(m) LXXX, Dome Justu(s), filius et (h)ere(s), parentibus fecit. — [4]) Ob der Mars Caturix und Deus Taranucnus von Böckingen (Haug-Sixt 371 u. 372) unter diesen Kulten aufzuzählen sind, welche die Anwesenheit keltischer Volkssplitter aus alter Zeit her beweisen sollen, möchte ich bezweifeln, da beide leicht von der I. Helvetierkohorte mitgebracht sein können, die in Böckingen stand. Der Mars Caturix kommt ja nicht bei den Katurigern, sondern gerade in der Schweiz vor (Inscr. Helv. app. Kelleri 15. 16. 18.); sein Name ist also nicht mit dem Volksstamm der Katuriger in Verbindung zu bringen, sondern appellativisch = „Kampfkönig" zu fassen. — [5]) Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1896 S. 453 ff. — [6]) Westd. Zeitschr. I (1882) S. 264). — [7]) ibid. IX (1890) S. 85. — [8]) B. G. I, 10. — [9]) Zu den ganzen

Digitized by Google

Ineinandergreifen all dieser Zusammenhänge macht es in der Tat fast sicher, daß die genannten Völkersplitter im Odenwald Trümmer der alten Keltenbedeckung Südwestdeutschlands sind.

Aber nicht bloß die aufgezählten Namen keltischer Städte und Stämme machen die Anwesenheit keltischer Volksreste in unserem Gebiet zu einer gesicherten Tatsache, sondern auch eine beträchtliche Anzahl Flußnamen keltischer Abstammung, die über das ganze Dekumatland verteilt und, auch soweit ihre ältesten Namensformen nicht schon in römischen, sondern erst in mittelalterlichen Quellen sich finden, überraschend gut erhalten sind[1]), beweisen, wenn nicht ein Durchdauern keltischer Siedler bis zur Alemannenzeit, so doch mindestens eine völlige Kontinuität der Tradition, so daß das Land jedenfalls nie völlig leer gestanden haben kann. Es sind das im Oberschwäbischen die zwei bekannten Hauptflüsse des Landes Danuvius und Nicer; (Rottum und Weihung = Rodama und Viana[2]) gehören nach Rätien). Gegen die Mitte des Landes gehören hierher jedenfalls die Erms mit ihren confanesses Armiss(ens)es[3]) von Metzingen, die Rems und die Brenz, endlich die Murr, der Fluß der vicani Murrenses von Benningen)[4]). Im Norden sind die Jagst (Jagisa)[5]) und der Kocher (Kochana), die Bühler (Bilerna) und die Kupfer (Kupfere, Kopara[6]), die Bibers (vgl. Biberussa)[7]) und Ette (vgl. Atta Adda), die Sulm (Sulmana) und Tauber (Dubra), die Seckach (vgl. Sequana) und die Schefflenz (Skaplanza) und andere unzweifelhaft vorgermanischen, keltischen Ursprungs. In die gleiche Reihe gehören aber sicherlich auch die Namen Elantia = Elz und Alisia, Alisontia, Alisineus[8]) oder wie sonst die Elsenz geheißen haben mag, von denen

---

Ausführungen vgl. auch Domaszewski, Die Beneficiarierposten ꝛc., Westd. Zeitschr. 1902 S. 203 f. und Fabricius, Neuj.Bl. 1905 S. 18 ff. — [1]) Vgl. Blind, die Kelten im wurtt. Franken, Württ. Vierteljahrhefte 1889 S. 180 bis 202, sowie die schon S. 196, Note 1 und 4 zitierten Abhandlungen von Buck. — [2]) Vgl. Rhodanus, Rhone, mhd.: der Rotten; nur daß bei der Rottum statt der Ableitungssilbe mit n die mit m gesetzt ist wie in Dreisam=Trigisamus. — Viana zu Vienna; und wie in Gallien ein Vienna an der Vienna liegt, so ist auch hier ein Ort Viana (von Buck mit Wain an der Weihung gleichgesetzt) vorhanden, vgl. die Grabsteine römischer Soldaten aus Mainz, auf denen Viana in Rätien als Heimat angegeben ist, Bramb. 152 u. 182. — Bucks weitere Gleichsetzung dieses Viana mit dem nach seiner Meinung verschriebenen Viaca der Peutingerkarte würde voraussetzen, daß auch die Entfernungszahl von Augsburg = XX stark entstellt wäre. — [3]) Haug=Sixt 174. — [4]) ibid. 323. — [5]) Die ohne weiteren Zusatz in Klammern stehenden Formen sind die ältesten, urkundlich erreichbaren. — [6]) Vgl. keltische Flußnamen wie Av-ara, Aut-ara; auch den Caffarus am Idreosee. — [7]) Vgl. auch die Biberich bei Solothurn, Förstemann ahd. ONB. S. 216. — [8]) Vgl. Müllenhoff, D. A. II, 224 u.

Digitized by Google

die Brittones Elantienses und die civitas Alisinensis von Bonfeld ihre Namen haben [1]).

Zu den durch all diese Nachweise sicher oder wahrscheinlich gemachten gar nicht so unbeträchtlichen Resten keltischer Bevölkerung kommen aber auch noch germanische Volksteile. Zunächst sind nach Cäsars Erzählung B.G. I, 53 die Scharen Arioviſts nach der Niederlage des Jahrs 58, soweit sie nicht von Cäsar in ihren schon gewonnenen linksrheinischen Sitzen belassen wurden, über den Rhein zurückgeflutet und von den Markomannen ist es sicher, daß sie von 58 bis etwa 4 v. Chr. Geb. [2]) im unteren Neckar- und im Mainland südöstlich der Chatten gesessen sind [3]). Daß bei ihrer Auswanderung nach Böhmen unter Marbod einzelne Reste auch in unseren Gegenden sitzen geblieben sind, wie weiter nordöstlich die Variſten am Fichtelgebirge [4]), ist nach Analogie all dieser Völkerwanderungen zum mindesten wahrscheinlich. Inschriftlich bezeugt ist es von einem andern Splitter des Arioviſtusheeres, einem Tribokerschwarm, der mit den oben erwähnten keltischen Bojern als Exploratores bei Benningen zusammensitzt [5]); ein Beweis, daß Tribokerteile entweder von Anfang an auf dem rechten Rheinufer zurückgeblieben oder nach der Niederlage von Mühlhausen, während ihre Hauptmasse um Brocomagus sitzen blieb, mit den Markomannen über den Rhein zurückgeflüchtet sind. Außerdem sind aber auch beträchtlich ältere Germanentrümmer in der Main- und unteren Neckargegend vorhanden, sofern der bekannte Toutonenstein vom Greinberg bei Miltenberg, ein roher, fast 5 m hoher Sandsteinobelisk mit der derbgemeißelten Aufschrift Inter Toutonos C H A F [6]) und der in nächster

---

[1]) Sollte also Fabricius, Neuj.Bl. 1905 S. 59 auch recht haben, daß hier keine alten Ortsnamen erhalten gewesen (weil die römischen Namen von Flußnamen gebildet seien), so würde die Erhaltung der alten Flußnamen trotzdem einen gewissen Zusammenhang in der Besiedelung erfordern. Im übrigen weiß ich nicht, warum ein altes Elantia oder Alisincum (cfr. oben Vienna an der Vienna und Trigisamum am Trigisamus) unmöglich sein sollte. Hätte die Tab. Peut. uns nicht bloß den einen Straßenstrang Windisch—Regensburg, sondern auch nur ein halbes Dutzend ähnlicher Wegzüge erhalten, so würden wahrscheinlich eine Menge von Ortsnamen, alte und neue, keltische Taufpaten erhalten. — [2]) Müllenhoff, D. A. IV, 44 f. — [3]) Flor. 4, 12 führt die Völker in der Reihenfolge von NW nach SO auf. — [4]) Ptol. 2, 11, 23 und Müllenhoff, D. A. II, 302; IV, 477 f. — [5]) Haug-Sixt 327. — [6]) Fabricius, Neuj.-Bl. 1905 S. 20. — Von Interesse ist auch die Volkssage, welche die Brüder Grimm „Deutsche Sagen" (4. Aufl., besorgt von Reinhold Steig, Berlin 1905, S. 15) folgendermaßen erzählen: Bei Miltenberg oder Kleinen-Haubach auf einem hohen Gebürg im Walde sind neun gewaltige, große steinerne Säulen zu sehen und daran die Handgriffe, wie sie von den Riesen im Arbeiten herumgedreht worden, damit eine Brücke über den Main zu bauen; solches haben die alten Leute je nach und nach ihren Kindern erzählt, auch daß in dieser Gegend vor Zeiten viele Riesen sich aufgehalten.

Digitized by Google

Nähe seines Standorts inschriftlich bezeugte Kult des Mercurius Cimbrianus[1]) zusammen mit dem Mercurius Cimbrius-Dienst aus der Heidelberger Gegend ein Zurückbleiben von Resten der beiden Stämme bezeugen.

Das Ergebnis der ganzen Untersuchung scheint mir doch zu sein, daß das Land keineswegs menschenleer, auch nicht nur in den „von der Natur besonders geschützten Landschaften am oberen Neckar und auf der Baar" dürftig besiedelt, sondern daß im mittleren Neckargebiet und im Unterland nicht minder als im südlichen Schwarzwald und im Odenwald überall eine Kontinuität der Siedlung und Namensüberlieferung vorhanden, das Land von einer Menge vereinzelter Stämme und Völkersplitter besetzt war. Aber freilich sind diese Stämme offenbar ohne alle größeren politischen Zusammenhänge: Reste geschlagener Germanen, verloren unter Kelten eingesprengt, die Kelten ihrerseits der zurückgebliebene Bodensatz ihrer großen Wanderzeiten[2]). Dazuhin sie alle eingeklemmt zwischen den gewaltigen Fangarmen des römischen Forceps, zwischen der Rhein- und Donaugrenze des Weltreichs mit ihren Legionslagern und Auxiliarkohortengarnisonen! Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß sie sich so wenig als möglich bemerklich machten, daß die rätische Grenze von ihnen trotz der klaffenden Lücke zwischen Donau- und Rheinlinie unbelästigt blieb; begreiflich auch, daß die Römer mit des Drusus großer strategischer Idee einer Aufrollung Germaniens von Nordwesten, vom Unterrhein her diesen südmainischen Winkel unbeachtet ließen, der ihnen nach Durchführung jenes Gedankens ohne Schwertstreich in den Schoß fallen mußte. Als sie dann aber nach dem Scheitern jenes weitaussehenden Plans ein paar Dezennien später unter Vespasian auf bescheidenerer, aber ebendeswegen auch soliderer Grundlage die germanische Grenzregulierung von Südwesten, vom Oberrhein her von neuem aufnahmen, bildete das bisher scheinbar vergessene Winkelland am Neckar das erste Angriffsobjekt und daß die dort siedelnden Stämme zahlenmäßig gar nicht so verächtlich gewesen sein können, zeigt der ungewöhnliche Truppenaufwand des ersten Feldzugs in dieser Gegend vom Jahr 73 auf 74 n. Chr. Geb.[3]). Denn nicht bloß das ganze obergermanische Heer, 4 volle Legionen[4]) mit den gesamten Auxilien in Stärke von mindestens 6 Alen und 12 Kohorten führte Cnejus Pinarius Cornelius Clemens, der damalige Kommandeur im oberen Germanien, über den Rhein, sondern es wurden ihm auch noch Auxilien des untergermanischen Heers in beträchtlicher Stärke zur

[1]) Fabricius, ibid. — [2]) S. S. 202, Anm. 7. — [3]) Zangemeister, Neue Heidelb. Jahrb. III, Heft 1, S. 11 ff. und Asbach, Bonner Jahrb. LXXXI, S. 28 ff., vgl. auch Fabricius, Neuj.Bl. S. 36. — [4]) Straßburg war eben zum Zweck der germanischen Unternehmungen seit dem Jahr 70 wieder mit einer Legion belegt.

Digitized by Google

Verfügung gestellt. Daß aber von diesen Truppen nicht etwa bloß an Lager- und Straßenbauten geschanzt und gekarrt, sondern auch wirklich geschlagen wurde, geht aus den verschiedenen imperatorischen Akklamationen Vespasians in den Jahren 73 und 74, von denen sicher die eine und andere hierher zu beziehen ist, ferner aus den ornamenta triumphalia, die dem Pinarius Clemens „wegen des glücklich geführten Feldzugs in Germanien" verliehen wurden, schließlich aus der nur im Fall wirklicher Grenzerweiterung des Reichs zulässigen Erweiterung des Pomeriums von Rom (Anfang 75) hervor, lauter Dingen, die der tapfere Bezwinger des jüdischen und des großen germanisch-gallischen Aufstands nicht nötig gehabt hätte, wären ihnen nicht wirkliche Tatsachen zugrunde gelegen.

Mit dem Gesagten ist schon vorweggenommen, daß Vespasian es war, der die oben erwähnte Unbequemlichkeit der Grenzführung am Rhein und die störende Gestalt der donau-rheinischen Querverbindung aus der Welt geschafft hat. Ihm ist ja die Wichtigkeit der westöstlichen Querverbindungen von Anfang an besonders eindringlich nahegelegt worden sowohl durch die Geschichte seiner Thronerhebung, wie durch die des großen Civilisaufstands in Germanien und Gallien und durch die gleichzeitigen Sarmatenkämpfe in Mösien. Zur Durchführung des Kampfes um den Thron mußten die pannonischen und mösischen, ja sogar ein Teil der syrischen Legionen auf weiten ostwestlichen Märschen schleunigst nach Italien dirigiert werden[1]); unmittelbar nach der italischen Entscheidung mußten gegen Civilis — außer den italischen — auch von Westen her drei spanische Legionen, von Osten her starke Auxiliarabteilungen an den Rhein geworfen werden[2]); schließlich verlangte im gleichen Sommer die schwere Niederlage des Fontejus Agrippa in Mösien die eilige Detachierung der VII Claudia in umgekehrter Richtung vom Rhein nach dem Osten[3]). Kein Wunder nach alledem, daß gerade Vespasian in die notwendig gewordene Wiederherstellung der Rheingrenze, deren Festungsgürtel während des Civilisaufstands mit Ausnahme von Mainz und Windisch in Trümmer gelegt worden war[4]), auch die Korrektur der obergermanisch-rätischen Querverbindung einbezog und nach Vollendung der nötigsten Erneuerungsarbeiten an der Rheinbasis selbst[5]) gleichzeitig von Windisch und von Straßburg aus die Herstellung einer Abkürzungsstraße durch das den ganzen Schwarzwald bequem durchquerende Kinzigtal in Angriff nehmen ließ. Dabei betrieb die Straßburger Legion, die

[1]) Tac. Hist. II, 83. 85. 96—101. — [2]) Mommsen, R. G. V, 127. — [3]) Ritterling, Westd. Zeitschr. XII, 112 f. — [4]) Tac. Hist. IV, 61. — [5]) Ein Zeugnis von ihrem Umfang geben die Centurienstein der I Adjutrix und der XIIII Gemina in Mainz; Ritterling, l. c. 114 f.

Digitized by Google

VIII Augusta[1]), wohl den Bau von Straßburg über Offenburg das Kinzigtal hinauf; die Windischer Legion, die XI, baute die südnördliche Zufahrtsstraße Zurzach—Donaueschingen—Schwenningen—Rottweil; vielleicht beide gemeinsam dann das Endstück der Querverbindung Kinzigtalschluß—Tuttlingen mit Einmündung in die rätische Donaulinie.

Bloße Unterkunftsbauten für die südnördliche Straßenstrecke scheinen die von Schumacher[2]) wahrscheinlich gemachten Erdkastelle von Schleitheim und Hüfingen zu bezeichnen. Energischeren Schutz dagegen bedurfte die neue, wichtige Querstrecke Offenburg—Rottweil—Tuttlingen. Am Westeingang des Kinzigtals bei Offenburg läßt ein dort zutage gekommener Grabstein des Centurio einer Auxiliarkohorte ein Kastell fast mit Sicherheit vermuten[3]). Am Ostausgang des Tals deckte, wie der Name „Schänzle" und der von einem Centurio dedizierte Abnobastein[4]) beweist, gleichfalls irgendeine Befestigung den Aufstieg aufs Plateau westlich Röthenberg. Auf der Wasserscheide zwischen Kinzig und Neckar wurde zunächst als Erdwerk das Kastell Waldmössingen angelegt. Die Zentralstellung im oberen Neckartal deckte das starke Lager von Rottweil und das nordwärts zur Sperrung sowohl der tiefeingerissenen Neckarspalte wie der Hauptanmarschlinien auf den Höhen vorgeschobene Steinkastell Sulz. Ob die schon erwähnten Kämpfe des obergermanischen Statthalters Cn. Pinarius Clemens zur Vorbereitung dieses Straßenbaus oder zu seinem Schutz nötig waren, ist nicht sicher; jedenfalls aber war im Jahr 74, wie ein bei Offenburg gefundener Meilenstein verkündet, das Iter in R . . . . = in R(aetiam), wie Zangemeister[5]), oder in R(ipam Danuvii), wie Domaszewski[6]) ergänzen will, dessen Meilen von Straßburg aus gezählt wurden, vollendet und die Verbindung vom mittleren Rhein zur Donau um 5—6 Tagemärsche gekürzt[7]). Manche Gelehrte nehmen an,

[1]) S. S. 200, Anm. 4. — [2]) Schumacher, N. Heidelb. Jahrb. VIII, 94 ff. — [3]) Brambach 1684, vgl. Domaszewski, Benefiz. P. S. 201. — [4]) Haug-Sixt 100. — [5]) Westd. Zeitschr. III, 247. — [6]) Benefiz. P. S. 201. — [7]) Fabricius, Neuj.Bl. S. 32 ff. läßt dieser Aktion Vespasians eine kurze Periode vorhergehen, in welcher die römische Regierung, um die Einverleibung des fraglichen Landes in den Reichsverband vorzubereiten und zu ermöglichen, „die Wiederbesiedlung Oberdeutschlands nicht bloß geduldet, sondern gewünscht und in die Wege geleitet haben muß". Als Beweis dient die bekannte Stelle Tac. Germ. 29: Non numeraverim inter Germaniae populos, quamquam trans Rhenum Danuviumque consederint, eos qui decumates agros exercent: levissimus quisque Gallorum et inopia audax dubiae possessionis solum occupavere. Mit Recht jedenfalls lehnt Fabricius die gewöhnliche Auffassung ab, daß es sich dabei bloß um private Besitzergreifung vereinzelter Abenteurer handeln könne, schon weil die Öffnung der Grenze für eine so starke Kolonistenmasse (vgl. auch Fabr. l. c. S. 59), sowie die Erhebung des Zehnten irgendwelche staatliche Mitwirkung und den Bestand eines staatlich überwachten Pachtverhältnisses voraussetze. Andererseits aber will es scheinen, als ob

Digitized by Google

daß bei dieser Gelegenheit auch gleich das ganze Neckargebiet besetzt worden sei; ich glaube aber, das läßt sich — abgesehen von dem, was

bei der Annahme einer staatlichen Oberleitung der ganzen Besiedlung und offizieller Verpachtung des Bodens durch die kaiserliche Domänendirektion, wenn der Ausdruck gestattet ist, schon der ganze Ton des Tacitus höchst seltsam und Ausdrücke wie inopia audax und insbesondere solum dubiae possessionis in hohem Grade befremdlich wären. Wer auf den Ruf einer „Reichsansiedlungskommission" sich in einem unter Staatsaufsicht und unter besonders günstigen Bedingungen ($^1/_{10}$ statt $^1/_3$ des Ertrags! Fabr. l. c. S. 58) zu vergebenden Gebiet ansiedelte, den konnte man unmöglich deshalb einen „leichtfertigen, durch Armut verwegen gemachten Menschen" nennen und der Boden, den er übernimmt, ist keine dubia possessio mehr. Fabricius erklärt freilich mit Betonung des juristischen Begriffs possessio = private Okkupation von Staatsland, wenn ich ihn recht verstehe, die Stelle etwa so: „sie besetzten den Boden, obgleich zweifelhaft war, ob das okkupierte Staatsland einmal in ihren Privatbesitz übergehen werde." In diesem Fall paßt aber, soviel ich sehe, das audax noch weniger. Ich möchte mir gestatten, für die Stelle, die so oder so erklärt, immer gefährliche Klippen bietet, einen Erklärungsversuch vorzuschlagen, über dessen Kühnheit ich mir nicht im Unklaren bin, der mir aber trotzdem der Diskussion wert erscheint. Müllenhoff, D. A. II, 250 ff. hat gezeigt, daß die Berichte des Livius V, 34. 35 von König Ambigatus und seinen Neffen und ihren großen Keltenauswanderungen aus dem eigentlichen Gallien nichts anderes als keltische Volkssagen, und daß die Berichte des Cäsar und des Tacitus B. G. VI, 24 und Germ. 28 von einer ehemaligen Überlegenheit der Kelten über die Germanen, so daß sie Kolonien über den Rhein geschickt hätten, wie die volkischen Tectosagen im hercynischen Wald (Cäsar) und die Helvetier und Bojer im Rhein-Mainland und im Bojerheim (Tacitus) lediglich gelehrte Geschichtskonstruktionen sind, die teils auf jener keltischen Volkssage beruhen, teils auf dem Trugschluß, daß zur Zeit der beiden Autoren das eigentliche Keltenland das linksrheinische Gallien war, daß also alle außerhalb Galliens sitzenden Kelten dorther kommen müßten. In Wirklichkeit verhielt sich, wie Müllenhoff überzeugend nachgewiesen hat, die Sache gerade umgekehrt: Die Mainzegend ist zweimal der Ausstrahlungspunkt jener großen keltischen Völkerwanderungen gewesen, die — beidemal vermutlich infolge germanischen Druckes von Nordosten her — sich südwärts ergossen; die erste unter Hauptbeteiligung der Bojer etwa um 400 v. Chr. Geb. in der Richtung einerseits auf Italien (cfr. z. B. auch die römischen Gallierkämpfe), andererseits auf die Ostalpengebiete, wobei die Bojer selbst nur nach Bojohaemum, andere Keltenstämme aber, Taurisker, Karner, Latoviker, Japuden weiter nach Südosten gelangten; die zweite unter Hauptbeteiligung der unterdessen in die leeren Bojersitze am Main nachgedrängten Volker etwa um 300 v. Chr. Geb., und zwar wiederum in zwei Richtungen: einmal nach Südgallien (cfr. Hannibals Begegnung dort mit Volkern (Liv. XXI, 26 f.) und nach Oberitalien (cfr. das κίνημα ἐκ τῶν Τρανσαλπίνων, Polyb. 2, 19), sodann aber nach Südost, wo die in den Ostalpen sitzen gebliebene Masse der letzten Wanderung mitgerissen und die ganze Bewegung bis Griechenland, ja bis Kleinasien getragen wurde. Also: Die Volker in der Rhonegegend, die Santonen, Rubier, Turonen zwischen Gironde und Loire waren aus der Maingegend nach Gallien gewandert, ihre im Odenwald und seiner Nachbarschaft noch nachweisbaren Namensbrüder sind in den ursprünglichen Sitzen zurückgeblieben, nicht aus Gallien rückgewandert, und auch Cäsars volkische Tektosagen am hercynischen Wald sind erst kurz vor Cäsars Zeit hinter den nach Norikum drängenden Bojern aus ihren Mainsitzen dort eingerückt, keineswegs aus Gallien. Trotzdem schreibt

Digitized by Google

nachher über Domitian zu sagen ist — mit zwei Gründen widerlegen. Der erste, literarische ist der, daß Plinius in seiner im Jahr 77, also drei Jahre nach dem vespasianischen Vorgehen abgeschlossenen Naturalis Historia noch nichts von rechtsrheinischen Besitzungen Roms weiß. Er schreibt zwar an der betreffenden Stelle das große Werk des Agrippa aus der augusteischen Zeit aus; immerhin aber exzerpierte ein römischer hoher Offizier, der unter Neros Regierung persönlich in Germanien gedient hatte, ein altes Buch gewiß nicht so gedankenlos, daß er eine so bedeutende und wichtige Gebietserweiterung wie die Annexion des gesamten Neckarlandes vergessen hätte, wenn sie gerade vorher vollendet und in aller Munde gewesen wäre. Dagegen die vespasianische Eroberung, im wesentlichen eine bloße Straßenführung zur Vermeidung der Basler Rheinecke, konnte er immerhin übersehen oder absichtlich ignorieren. Der zweite Grund liegt in den Verhältnissen des Kastells Sulz; nach diesem führen nämlich von Süden, von Waldmössingen, Rottweil und Binsdorf her, drei römische Straßen hinein, aber keine nach Norden weiter. Es ist also zweifellos nur zur Deckung des Straßenbaus und der Straße in ripam Danuvii, aber nicht zur Anknüpfung einer Verbindung mit dem mittleren Neckar vorgeschoben worden.

Wer hat nun, wenn nicht Vespasian, die Besetzung der Neckarlinie vorgenommen? Die erste klare literarische Erwähnung dieser Gebietserweiterung findet sich in der im Jahr 98 herausgegebenen Germania des Tacitus, unmittelbar nach der S. 202, Anm. 7 besprochenen Notiz

---

Cäsar sein B. G. VI, 24, schreibt Tacitus ihm sein Germania 28 nach: gelehrte Geschichtskonstruktionen, wie so häufig in antiken Quellen gerade in derartigen Fragen. — Und nun möchte sich glauben, daß die ganze Tacitusnotiz Germ. 29 von dem levissimus quisque Gallorum nichts anderes ist, als eine Neuauflage des obigen Trugschlusses und der obigen Geschichtskonstruktion. Tacitus weiß als aufmerksamer Leser seines summus auctor, divus Julius, daß die Nordgrenze der Helvetier längst nicht mehr der Main, sondern der Rhein, daß weiter nördlich vielmehr jene Suevenwüste seiner Quelle ist von 120 Meilen Breite (B. G. IV, 3 — Müllenhoff, D. A. IV, 391). Er weiß aber auch, daß jedenfalls jetzt zu seiner Zeit versprengte keltische Reste in dem Winkel zwischen Main und Rhein wohnen und da ist es nach seiner Vorstellung, daß Gallien das keltische Stammland sei, nur selbstverständlich, daß er die erklärende Geschichtskonstruktion von früher von einer Einwanderung aus Gallien wiederholt und um das Vorhandensein jener keltischen Volkssplitter zu erklären, seine gallischen Abenteurer jene Suevenwüste mit ihren zweifelhaften Besitzverhältnissen in Beschlag nehmen läßt. So erklärt sich auch der ganze Ton seiner Notiz. In Wirklichkeit aber sind seine vermeintlichen gallischen Abenteurer niemand anders, als jene oben aufgezählten keltischen Volksreste; dieselben, die auch Strabo meint, wenn er VII, 1, in. sagt: Προσάρκτια μὲν οὖν ἐστι τῷ Ἴστρῳ τὰ πέραν τοῦ Ῥήνου καὶ τῆς Κελτικῆς . ταῦτα δ'ἐστὶ τά τε Γαλατικὰ ἔθνη. καὶ τὰ Γερμανικὰ μέχρι Βασταρνῶν . . . .

Digitized by Google

und besagt, daß eben jene Gebiete jenseits Rhein und Donau, wo vorher nur die bekannte gallische Abenteurergesellschaft sich eingenistet gehabt, mox limite acto promotisque praesidiis sinus imperii et pars provinciae habentur = „nach Ziehung eines Limes und nach Vorschiebung von Kastellen als Vorsprung des Reichsgebiets und als Teil der Provinz gelten". Daraus geht also hervor, daß vor 98 diese Grenzverlegung an die Neckarlinie vollendet war. Unter Titus ist nun in dieser Gegend keinesfalls etwas geschehen; es bleiben demnach nur Domitian und Nerva, bezw. Trajan, der anfangs als Legat, dann als Mitregent Nervas seit Frühjahr 97 am Rhein verweilte. Wäre jedoch Trajan der Urheber dieser Grenzerweiterung, so hätte Tacitus, dessen Schwiegervater Agricola schon den Trajan als künftigen politischen Heiland preist[1]), und der ihn auch selbst als Schöpfer eines glückseligen Zeitalters feiert[2]), sicherlich nicht versäumt ihm sein Kompliment zu machen. Sein Schweigen weist vielmehr mit Sicherheit darauf hin, daß der verhaßte Domitian, der „ihm 15 Jahre aus seinem Leben gestohlen"[3]), der Urheber jener bedeutsamen Maßregel ist, deren Ruhm ihm Tacitus mißgönnt. Aber neben diesem argumentum ex silentio haben wir auch direkte Beweise für Domitians Verdienste, die eben durch des Tacitus beredtes Schweigen nun ihrerseits Sprache und Farbe gewinnen. Daß Domitian einen Offensivkrieg gegen die Chatten persönlich geleitet hat, ist sicher[4]); die meisten Schriftsteller freilich[5]) behaupten mit allerlei gehässigem Klatsch dessen Erfolglosigkeit. Nur der Militärschriftsteller Frontinus, freilich die beste Quelle, da er wahrscheinlich in Domitians Stab den Krieg mitmachte[6]), urteilt in mehreren, freilich nur kurzen Stellen seiner Strategemata völlig anders: das eine Mal[7]), Domitian habe durch eine neue taktische Maßregel (Absitzen der Kavallerie in schwierigem Gelände) erreicht, „ne quis non locus ejus victoriam miraretur"; das andere Mal[8]), der Kaiser habe „durch eine Limesanlage von 120 römischen Meilen Länge nicht nur einen völligen Umschwung in der Kriegslage, sondern geradezu die Unterwerfung der Feinde herbeigeführt, deren Fliehburgen er freigelegt habe". Neben diesem offiziösen Schriftstellerurteil sprechen aber auch offizielle

---

[1]) Tac. Agr. 44. — [2]) ibid. 3. — [3]) ibid. — [4]) Suet. Domit. 6 expeditiones partim sponte suscepit, partim necessario; sponte in Cattos . . . .; Eutrop VII, 23. — [5]) z. B. Dio LXVII, 4 μὴ ἑωρακὼς που πόλεμον ἐπανῆκε. Agric. 39. Germ. 37. — [6]) Strat. IV, 3. 14. — [7]) ibid. II, 3, 23. — [8]) Strat. I, 3, 10: Imperator Caesar Domitianus Augustus, cum Germani more suo e saltibus et obscuris latebris subinde impugnarent nostros tutumque regressum in profunda silvarum haberent, limitibus per centum viginti milia passuum actis non mutavit tantum statum belli, sed et subjecit dicioni suae hostes, quorum refugia nudaverat.

Digitized by Google

amtliche Tatsachen für die Bedeutung des domitianischen Chattenkriegs: Im Jahr 83 vermehrt sich die Zahl von Domitians imperatorischen Anrufungen um drei und seit 83 auf 84 beginnt auf seinen Münzen das Auftreten des Titels „Germanicus", das nach dem Urteil einer Autorität wie Gutschmid[1]) damals durchaus noch keine bloße Spiegelfechterei war, wie z. B. der Umstand zur Genüge beweist, daß Domitian trotz eines verhältnismäßig recht vorteilhaften Friedensschlusses mit den Dakern den Titel „Dacicus" nicht annahm.

Dazu kommt noch, daß die Linie Lahnmündung—Ems mit Fortsetzung entlang der ältesten Limestrace über die Taunushöhen und um die Wetterau herum ziemlich genau die Länge der Frontinangabe, 120 MP = 177 km aufweist[2]); kommt weiter, daß Ringwälle wie etwa der auf dem Altkönig oder auf dem Kapellenberg bei Hofheim[3]) sehr einleuchtende Illustrationen zu den obscurae latebrae in profundis silvarum und zu den refugia nudata Frontins bilden; dazu kommt schließlich noch die Beobachtung, daß gerade nur entlang diesem Limesstück die ältesten Holzturmanlagen auf weite Strecken offenbar schon kurz nach ihrer Entstehung durch Brand zerstört wurden, während nördlich der Lahn und südlich des Mains Ähnliches sich nicht gefunden hat. Nun muß der domitianische Limes aber gleich im Januar 89[4]) im Aufstand des obergermanischen Legaten Antonius Saturninus von den mit diesem verbündeten Chatten durchbrochen worden sein; denn Suet. Domit. 6 berichtet, nur ein schwerer Eisgang auf dem Rhein habe die Barbaren am Flußübergang gehindert. So zeigen gerade die Brand- und Zerstörungsspuren ihres Einbruchs, welche Limesstrecke die älteste ist[5]).

Zwingt schon das Bisherige zweifellos zu dem allgemeinen Schluß, daß Domitian der wirkliche Chattenbesieger und der Schöpfer des Taunus-Wetteraulimes ist, so ermöglichen uns die Grabungsergebnisse und die Chronologie der Keramikfunde sogar einen ziemlich ins einzelne gehenden Einblick in den Hergang der Limesanlage, von der Herstellung der ersten unregelmäßigen Miniaturerdschanzen als Unterkunfts- und Depoträume für die Arbeitskommandos[6]) und von der Eröffnung des Grenzstreifens bis zur Errichtung der ersten definitiven Anlagen, der Holztürme und regelrechten kleinen Erdkastelle für die Vorpostendetachements im Gebirge, von größeren Kastellen wie Hofheim, Heddernheim, Okarben und Friedberg in der Ebene als zentrale Bereitschaftsstellungen für Alen und Ko-

[1]) In seiner von mir gehörten Vorlesung über römische Kaisergeschichte; vgl. auch Sarwey, l. c. S. 32 f. — [2]) Bericht über die Arbeiten der R.L.K. 1899 S. 95. — [3]) O.R. L. Lief. 7, Hofheim, S. 17 ff. — [4]) Ritterling, Westd. Zeitschr. XII, 226 ff. — [5]) Jahresber. der R.L.K. 1900 S. 85 f. — [6]) ibid. 1899 S. 86 f.; 1900 S. 85.

Digitized by Google

horten, und zwar alles schon, laut Ausweis namentlich auch der Legionsziegel, zwischen 83 und Ende 88 n. Chr. Geb. Weiter zeigen dann die Spatenfunde die schon erwähnte teilweise Zerstörung der Anlagen und die nach erneuter Niederwerfung der Chatten seit dem Jahr 89/90 sich anschließende Wiederherstellung, wobei der Unterbau der Holztürme durch Trockenmauerwerk mit Balkendurchzug verstärkt und in Gestalt eines Flechtwerkzauns die erste, wenn auch schwache, aber doch streckenweise zusammenhängende mechanische Grenzsperre angelegt wurde[1]).

Hat nun aber Domitian im Anschluß an die Taunus-Wetterau-linie auch gleich die Odenwald- und Neckarlinie besetzt? Erwarten muß man es unbedingt; denn konnte auch der seit der augusteischen Zeit vorhandene strategische Brückenkopf von Wiesbaden, Hofheim, Höchst sich mit dem bloßen Flankenschutz durch den Main begnügen, so konnte doch unmöglich eine ganze große, militärisch wie bürgerlich gleich wichtige Landschaft, die ihre Limesfront im Norden und Nordosten einem keineswegs verächtlichen Gegner zuwandte, ihre langgestreckte südliche Rückenlinie nur einfach an den Main lehnen; sie mußte vielmehr durch die Vorlegung der Grenze in die Main-Neckarlinie gedeckt werden.

Für die Schlüssigkeit dieser Überlegungen liegen aber auch positive Beweise vor in der Literatur sowohl, wie insbesondere in den Keramikfunden. Für das Nordende der Linie im Odenwald ist die Tätigkeit Domitians unmittelbar bezeugt in jener schon erwähnten Frontinstelle, Strat. II, 11, 7: Imperator Caesar Augustus Germanicus eo bello, quo victis hostibus cognomen Germanici meruit, cum in finibus Cubiorum castella poneret, pro fructibus locorum, quae vallo comprehendebat, pretium solvi jussit: atque ita justitiae fama omnium fidem adstrinxit[2]). Denn diese Kubier saßen zweifellos, wie oben gezeigt, in der Gegend von Obernburg am Beginn der Odenwaldlinie. Mittelbar weisen die vielen Stellen aus anfangs der neunziger Jahre erschienenen Gedichten, in welchen Domitians Hofdichter Statius und Martial vom captivus Rhenus[3]) oder famulus Rhenus[4]), von Rheni fracta flumina[5]) sprechen oder den Kaiser anreden summe Rheni domitor[6]), mit größter Wahrscheinlichkeit nicht bloß auf Überschreitung des Rheins an einer einzelnen Stelle, sondern auf die Vorschiebung der Grenze auf der ganzen Rheinlinie hin; und die Münzen aus den letzten achtziger Jahren mit der Inschrift Germania capta oder mit einem Bild,

[1]) Jahresber. der R.-L.-K. 1898 S. 86; 1899 S. 81 f. und 88; 1900 S. 86; 1901 S. 69. — [2]) Nebenbei zeigt diese Rücksichtnahme, ob schauspielerisch oder echt, doch wohl, daß diese Keltenreste nicht so ganz schwach waren. — [3]) Stat. Silvae I, 1, 150. — [4]) Martial IX, 1, 3. — [5]) Silvae V, 2, 133. — [6]) Mart. IX, 6, 1.

Digitized by Google

auf dem der Kaiser den Flußgott Rhenus unter seine Füße tritt[1]), schließen sich den Dichterstellen an.

Nicht minder deutlich reden für Domitian die Keramikfunde. Über die am Südende der Neckarlinie liegenden Kastelle von Cannstatt und Köngen z. B. sagt eine sehr sorgfältige Arbeit von Prof. Knorr[2]) geradezu: „Die älteren Cannstatter Gefäße sind demnach nur wenig jünger als die Rottweiler- und Pompeji-Funde; reihen sich also diesen unmittelbar an. Nur nach den Stempeln dieser Schüsseln und nach ihren stilistischen Merkmalen zu schließen, müßte somit die erste römische Besiedlung Cannstatts und Köngens unter Domitian erfolgt sein." Auch in der Mitte der Linie, in Neckarburken-West und Wimpfen, ergibt sich dasselbe. In Neckarburken-West ist neben manchen nur wenig jüngeren Gefäßen, z. B. aus den Werkstätten des Satto und des Sacer[3]), auch des Tritus, vor allem ein Stempel des Fuscus von Bedeutung[4]). Denn ein Stempel desselben Fabrikanten, nur um ganz wenig kleiner als der Neckarburkener, sonst völlig gleichartig, ist auch im Graben des großen Erdlagers von Heldenbergen[5]) gefunden worden, der sicher nur ganz kurze Zeit während der eigentlichen Okkupationsarbeiten in der Wetterau in den achtziger Jahren offen gewesen ist[6]). Außerdem fanden sich unter dem Prätorium von Neckarburken-Ost an der Stelle eines abgebrochenen, jedenfalls ursprünglich in Verbindung mit dem Westkastell gestandenen Gebäudes Urnenscherben sehr früher Zeit[7]). Ähnlich sind die Befunde von Kastell Wimpfen[8]). Ist aber so für Nord- und Südende wie für die Mitte der Linie Herstellung in domitianischer Zeit festgestellt — weiteres wird noch bei der Frage des Anschlußgelenkes an Rätien besprochen werden — so ist kein Zweifel, daß die ganze Main-Neckarlinie ihm zuzuschreiben ist, um so mehr, als auch die Münzfunde, soweit auf sie überhaupt chronologische Berechnungen aufgebaut werden können, vermöge ihres fast allgemeinen Emporschnellens in flavischer Zeit mit diesem Ansatz übereinstimmen.

Genauere zeitliche Anhaltspunkte ergeben sich aber noch aus folgenden Erwägungen. Einmal sind in den beiden Kastellen der nördlichen Rheinebene, zwischen Main und Neckar, Großgerau und Neuenheim[9]), in diesem Legionsziegelstempel der XIIII Gemina, in jenem solche der

[1]) Eckhel, Doctr. numm. 6, 380. — [2]) Die verzierten Terra sigillata-Gefäße von Cannstatt und Köngen-Grinario, Stuttgart 1905 S. 8. — [3]) ibid. S. 14 u. 18. — [4]) O.R.L. Lief. 9, S. 25. — [5]) O.R.L. Lief. 13, Heldenbergen, S. 18. — [6]) ibid. S. 9 f. — [7]) O.R.L. Lief. 9, S. 33. — [8]) O.R.L. Lief. 13, Wimpfen S. 12 u. — [9]) Schumacher, Neue Heidelb. Jahrb. VIII, (1898), S. 110 und Lim.-Bl. Nr. 31, Art. 192.

Digitized by Google

XIIII und der XXI Rapax gefunden worden, zusammen mit Stempeln der XXII, und zwar noch ohne deren späteren Beinamen PFD. Nun lag aber die XIIII nur von 70—89, die XXI gar nur von 83—89 in Mainz, weil beide nach dem Saturninusaufstand aus Obergermanien abgeschoben wurden[1]), und beide wurden in Großgerau und Neuenheim offenbar unmittelbar von der bis Anfang 89 in Untergermanien stehenden XXII abgelöst, noch ehe diese mitsamt dem ganzen untergermanischen Heer den Ehrentitel Pia Fidelis Domitiana erhalten hatte, bezw. solange sie noch mit Ziegelbeständen ohne den neuen Stempel arbeitete. So ergibt sich als sicher, daß beide Legionen gleich nach dem Chattenkrieg von 83 bis zu der Saturninuskatastrophe an den Befestigungen der Rheinebenenbasis arbeiteten. — Ferner ist der Umstand, daß die bei Erneuerung der zerstörten Holztürme seit 89 angewendete „gallische" Technik[2]) (Trockenmauerwerk mit Balkenversteifung) im Odenwald gleich von vornherein durchgeführt wurde[3]), ein deutlicher Fingerzeig dafür, daß der Bau der Odenwaldtürme gleichzeitig mit jener Erneuerung im Taunus anzusetzen ist.

Aus alledem ergibt sich, daß die Weisung zur allgemeinen Überschreitung der Rheinlinie von Domitian offenbar sofort nach seinem Chattensieg vom Jahr 83 gegeben und die Einrichtungsarbeit, Kastell- und Straßenbau 2c., an der Basis in der Rheinebene unmittelbar nachher in Angriff genommen worden ist. Dagegen an der Ostfront scheint eine Verzögerung von einigen Jahren eingetreten zu sein, verschuldet teils durch die Notwendigkeit schrittweisen Vorrückens der Organisation von der Basis nach vorne, teils aber wohl auch durch den schlechten Willen des Antonius Saturninus, der ja eben hier kommandierte. Nach seiner Niederwerfung wurde aber auch in der Front die Durchführung energisch angefaßt und die südliche Fortsetzung des Wetteraulimes von Großkrotzenburg am linken Mainufer aufwärts bis Wörth, von da an den Main verlassend über den dem Mümlingtal östlich vorliegenden Höhenrücken nach Süden fortgeführt, um nach dem Neckarburkener Elzübergang den Neckar bei Kastell Wimpfen an einer strategisch sehr bedeutsamen Stelle gegenüber der Jagst- und Kochermündung zu erreichen und dann als nasse Grenze entlang dem durch eine Kastellreihe gedeckten Fluß bis Cannstatt und Köngen zu ziehen. Dabei scheint mit dem Anfang der im wesentlichen geradlinigen Strecke von der Schlossauer Ecke weg das Arbeitsgebiet der VIII Legion von Straßburg begonnen zu

---

[1]) Ritterling, Westd. Zeitschr. XII, S. 231 ff. — [2]) Jahresber. 1899 S. 82 f. — B. G. VII, 23. — [3]) ibid. 1900 S. 86.

Digitized by Google

haben; begreiflicherweise, da die einzige Mainzer Legion, welche die XIIII und XXI nach dem Aufstand ablöste, die XXII[1]), mit dem Wiederaufbau der weithin zerstörten Taunus- und Wetterauanlagen und mit den Abschlußarbeiten in der Rheinebene (s. o.) alle Hände voll zu tun hatte. So reichen denn auch ihre Ziegel an der Odenwaldlinie nur bis Schlossau; ihren wenigen aus den Nieder Zentralziegeleien stammenden Stücken in Oberscheidental[2]) stehen als Hauptmasse Ziegel aus den Beständen der Straßburger VIII Legion gegenüber und von da an südwärts beherrscht diese die Erstanlage der Kastelle, z. B. in Neckarburken[3]), Böckingen[4]) und Wahlheim[5]).

Eine wichtige Frage ist nun diejenige nach dem Anschluß dieser Odenwald-Neckarlinie an Rätien[6]). Drei Tatsachen schienen mir für ihre Beantwortung von jeher maßgebend: Einmal der Bericht des Tacitus Germ. 41 über den freundschaftlichen Verkehr der Hermunduren bis nach Augsburg herein „propior, ut quo modo paulo ante Rhenum, sic nunc Danuvium sequar, Hermundurorum civitas, fida Romanis; eoque solis Germanorum non in ripa commercium, sed penitus atque in splendidissima Raetiae provinciae colonia", wo die Worte „mit ihnen wickelt sich der Verkehr nicht am Flußufer, sondern im Innern ab" offenbar ungezwungenerweise keine andere Auffassung der Sachlage zulassen, als daß damals die rätische Nordgrenze noch am Donauufer lag. Außerdem aber zwei archäologische Tatsachen. Davon die erste: Von allen Straßen meines Gebietes ist die zweifellos altertümlichste die Straße Pforzheim—Cannstatt. Zwischen der Landesgrenze[7]) im Abtswald westlich Friolzheim und der Höhe der Solituder Berge öst-

[1]) Ritterling, l. c. S. 218 ff. u. 231. — [2]) O.R.L. Lief. 6, Oberscheidental, S. 12 f. — [3]) O.R.L. Lief. 9, S. 26. — [4]) O.R.L. Lief. 10, Böckingen, S. 16. — Die hier vorhandenen Stempel der XXII. stammen als Namensstempel aus etwas späterer Zeit. — [5]) O.R.L. Lief. 8, Wahlheim, S. 16. — [6]) Bisher war die gewöhnliche Annahme über diesen Anschluß, die rätische Grenze sei gleichfalls schon über die Donau vorgerückt und in die ungefähre Linie des späteren Limes geschoben gewesen und das Anschlußglied Rätiens an Obergermanien habe irgendwo zwischen Haghof und Cannstatt oder Benningen gelegen. Neuerdings hat nun Prof. Fabricius, der beste Kenner all dieser Fragen, auf Grund seiner Urspringer Grabungen die Linie Cannstatt—Urspring—Faimingen als obergermanisch-rätische Grenze in Anspruch genommen (Neuj.Bl. S. 46 und O.R.L. Lief. 24, Urspring) und damit ist zu meiner Genugtuung eine Anschauung durchgedrungen, die ich schon lange in meinem Straßenbericht niedergelegt (vgl. auch Sarwey, l. c. S. 117, Note 62 u. S. 118, s. f.) und in meinem Vortrag vom Februar 1902 ausgesprochen hatte. Nur in betreff einer — freilich für die domitianische Zeit nicht unwichtigen — Teilstrecke der Linie weiche ich noch von ihm ab. — [7]) Hier begann meine Strecke; die badische Fortsetzung der Straße ist, soviel ich weiß, von Prof. Schumacher untersucht.

Digitized by Google

lich Leonberg ist sie vielfach als verlassene Dammstraße, zum Teil von beträchtlicher Höhe, auf den Heiden und in den Wäldern des hinteren Leonberger Amtes noch oberirdisch sichtbar und hält dabei in ihrem Zug den Grundsatz der Geradlinigkeit mit geradezu verblüffender Konsequenz fest, indem sie z. B. zwischen Friolzheim und Perouse auf noch nicht 6 km Entfernung über vier beträchtliche Höhen mit drei starken Taleinschnitten dazwischen, den Bezenbuckel, Mittelberg, Dickenberg und Schönbühl wegklettert, während sie bei leichter nördlicher Ausweichung in die Trace der heutigen Landstraße keinerlei nennenswerte Höhenunterschiede zu überwinden gehabt hätte[1]). Mit derselben geradlinigen Entschlossenheit fährt sie noch mehr als 9 km weiter östlich den Steilhang des Solituder Plateaus in der Nähe der ehemaligen Leonberger Kleemeisterei an. Erst auf der Höhe selbst, wo sie in einen prähistorischen Naturweg einmündet, verliert sie die starre Geradlinigkeit und vertauscht dieselbe entsprechend dem Charakter des Naturwegs mit der Rücksicht auf Rundblick und Höhenlage am aussichtsreichen Rand der Solituder Hochebene und auf dem beherrschenden Rücken zwischen Botnanger- und Lindental, übrigens auch hier wieder mit weiten geradlinigen Strecken. Während alle anderen Straßen meines Gebiets teilweise — mit Ausnahme der gleich nachher noch zu erwähnenden Fortsetzung der hier besprochenen — einen wesentlich anderen Charakter tragen, macht sie durchaus den Eindruck der ältesten Invasionsstraße ins Neckarland[2]). Dazu stimmt auch vollkommen ihr Ausgangspunkt Straßburg, dessen Legion ja ihr besonderes Arbeitsgebiet gerade am Neckarlimes hatte (s. o.); dazu stimmt auch ihr Ziel, das zentrale Cannstatter Neckarbecken, damals zweifellos wie heute das Herz des Landes und deshalb auch die Stelle einer größeren keltischen Niederlassung, Clarenna. Die zweite archäologische Tatsache ist dann die Existenz der drei Kastelle Köngen—Urspring—Faimingen, die, während sie bei der gewöhnlichen Annahme früher völlig in der Luft standen, doch zu irgendeiner Zeit eine strategische Bedeutung gehabt haben müssen, und das Vorhandensein einer

[1]) Der Einzeichnung auf der Fabriciusschen Karte in den Neujahrsblättern scheint die moderne Trace zugrunde zu liegen. — [2]) Fabricius' Auffassung (Neuj.Bl. S. 41), daß die Straße Mainz—Stettfeld, Stettfeld—Cannstatt—Plochingen—Urspring—Faimingen die eigentliche Parallele zu der vespasianischen Kinzigtalstraße und die wichtigste Verbindungslinie der rheinischen Garnisonen mit dem Osten sei, ist sicher durchaus richtig. Nur möchte ich glauben, daß wenigstens das Stück Stettfeld—Urspring erst unter Trajan im Zusammenhang mit seiner großen Straße Pontus—Gallia, die ja auch Fabricius hierher bezieht, ums Jahr 100 gebaut ist. Besetzt dagegen ist das ganze Neckargebiet südlich der Schlossauer Ecke in den achtziger Jahren von Straßburg aus und von dorther kommt deswegen auch die eigentliche Invasionsstraße.

Digitized by Google

ähnlich altertümlichen Straße wie die vorgenannte, eines gleichfalls von den Römern auf weite Strecken ausgebauten prähistorischen Straßenzugs zwischen ihnen.

Mit Berücksichtigung dieser drei Tatsachen ergab sich mir von jeher als mutmaßlicher zeitlicher Hergang und örtlicher Verlauf des Anschlusses an Rätien das Folgende: Lag zur Zeit der Organisation der Main—Neckarlinie die rätische Grenze noch an der Donau, so waren für ein von Pforzheim her in das Cannstatter Neckarbecken vorgestoßenes römisches Okkupationskorps, das den Anschluß an die Donaulinie bewerkstelligen sollte, die ohne weiteres gebotenen Ansatzpunkte für die Grenzführung die beiden korrespondierenden Flußknie von Plochingen am Neckar und von Faimingen an der Donau, zwischen denen je unter dem günstigsten Winkel vom Stromlauf abgehend eine ausgezeichnete Verbindung durchs Filstal und über die Höhenrücken südlich der Lone verläuft. Vermutlich wäre auch der Weg durchs Filstal, der ein Jahrzehnt später von Trajan wirklich gebaut wurde, sofort gewählt worden, wenn nicht 6 km oberhalb des Plochinger Neckarknies ein uralter Völkerweg von der Donau her aus dem Lautertal gegenüber Köngen, dem damaligen Keltendorf Grinario, ins Neckartal eingemündet hätte, dessen westliche Fortsetzung heute noch vielfach über die Filder hin sichtbar ist, z. B. beim Fasanenhof; nordwestlich der Filder dann in der Nähe des Ringwalls Glemseck und gegen Leonberg hin.

Dieser prähistorische Erdweg über Kirchheim u. T.—Weilheim—Paß am Kaltenwanghof unterhalb des Roßler—Gruibingen führt mit der Gosbacher Steige auf die Albhochfläche, dort als Heuweg, Zigeunerhochsträß und Wallensteig zum Lonetopf bei Urspring und weiterhin über Langenau nach Faimingen, und wirkte in doppelter Weise auf den Entschluß der römischen Pionieroffiziere ein: Einerseits mußte das Débouché dieses wichtigen Völkerwegs ins Neckartal nach dem am ganzen Limes befolgten Grundsatz unbedingt durch ein Kastell gesperrt werden; andererseits lockte er die Römer, wie diese prähistorischen Wege so oft, vermittelst mehr oder minder vollständigen Ausbaues seiner Trace die gesuchte Verbindung in bequemster und raschester Weise herzustellen. So wurde denn die Straße Pforzheim—Cannstatt nach Köngen verlängert, anfangs durchs Neckartal, schließlich auf den linksseitigen Höhen, wo das letzte, stark 5 km lange Wegstück von Berkheim an wieder ganz in domitianischer Geradlinigkeit — abgesehen von dem Übergang über die steileingerissene Körsch — dem Ziele zuschießt, und dort auf prachtvoller, den Zug der prähistorischen Straße weithin beherrschender Aussichtsterrasse über dem linken Neckarufer das Kastell Köngen errichtet; sodann durch

Digitized by Google

teilweisen Ausbau des Naturwegs, dessen leichtkenntliche Fahrschichten vielfach unter dem römischen Straßenkörper nachgewiesen sind, ein provisorischer Straßenanschluß an Rätien erzielt[1]). Zum Schutz seines Ostendes an der Donau wurde das Kastell Faimingen angelegt, während etwa in der Mitte der Gesamtstrecke das Kastell Urspring die Straße und den wichtigen Quelltopf der Lone deckte. Außerdem wurde auch, ganz in derselben Weise wie unter Vespasian vor die Querstraße Schänzle—Rottweil—Tuttlingen das Kastell Sulz zur Sperrung der Neckarspalte vorgeschoben wurde, so jetzt vor die Querstraße Köngen—Faimingen eine Befestigung nach Heidenheim zur Sicherung der Brenzspalte vorgelegt.

Mit dieser Annahme stimmen auch die Keramikfunde. Köngen ist zwar im Limeswerk noch nicht ediert; dafür spricht sich Knorr[2]) auf Grund der Köngener Sigillaten sehr entschieden für domitianische Zeit aus. Über Heidenheim sagt O.R. L. Lief. 13, Heidenheim, S. 3: „Die frühzeitigen Stücke des in jenen Gräbern aufgefundenen Tongeschirres — so die Urnen mit den Wellenlinien, wie wir sie aus den sicher frühzeitigen Kastellen von Waldmössingen und Sulz kennen, und die großen, exakt geformten Lampen — weisen auf die Zeit Trajans, wenn nicht schon Domitians." Von Urspring heißt es O.R. L., Lief. 24, S. 31: „Dr. Jakobs hat festgestellt, daß die charakteristischen Formen der früheren Flavierzeit, die in Rottweil und auf dem südlichen Donauufer vorkommen, in Urspring fehlen. Dagegen finden sich viele Übereinstimmungen mit der Keramik, die einerseits in Sulz und Waldmössingen, andererseits in Faimingen und Heidenheim vertreten ist. Wir würden damit wieder in die domitianische oder allenfalls frühtrajanische Zeit, als die der ersten Anlage des Kastells gewiesen werden. Das bestätigen auch die wenigen in Urspring gefundenen Münzen, von denen die Hälfte dem 1. Jahr-

[1]) Über Art und Grad des Ausbaues habe ich Westd. Zeitschr. 1901 S. 8 u. 9 mitgeteilt: Durchs Lautertal bis Kirchheim ist der Ausbau ziemlich stark, eine Kiesstraße von 5,30 m Breite und 0,20—0,28 m Dicke; durchs Lindachtal gegen Weilheim wird der Weg schon schwächer, 4 m breit und 0,15—0,20 m dick (NB. unmittelbar vor Weilheim nördlich an der Straße ausgedehnte römische Gebäulichkeiten); dann ist noch der steile erste Anstieg zum Boslerpaß östlich Weilheim chaussiert; oben aber auf der Heide ist reiner Erdweg. Eine Schlucht unterhalb des Hofs Herzogenau wird auf einem kurzen Damm mit schwacher, 2 m breiter Steineinlage überschritten; von da an aber bis gegen Gruibingen ist der Weg wieder reiner Naturweg oder ist höchstens stellenweise eine schwache Kiesschicht eingeworfen; die steile Steige von Gosbach zum Plateaurand war wieder ausgebaut, dagegen oben der „Heuweg" ist 4 km weit reiner Erdweg bis zur Einmündung in das über Nellingen nach Urspring führende Zigeunerhochsträß. — [2]) l. c. S. 8.

Digitized by Google

hundert, sechs allein der Flavierzeit angehören." Um die hin- und herlaufenden Beziehungen der Keramik noch weiter kennzuzeichnen, möchte ich noch einige Beobachtungen hinzufügen: Die Sigillatascherbe Urspring (l. c.) S. 38 rechts oben in der Ecke zeigt ein Ornament, das identisch ist mit dem Waldmössinger Ornament O.R.L., Lief. 6, Waldmössingen, Tafel III, 12 und fast identisch mit Heidenheim, Tafel III, 15 (O.R.L., Lief. 13). Das Waldmössinger Stück seinerseits aber zeigt neben dem obigen Ornament einen Pan, der identisch ist mit dem von Knorr, Tafel XI, 1 aus Cannstatt, der nach Knorr, S. 24 f., Verwandte in Okarben und Rottweil hat. Knorr möchte die Cannstatter Scherben als gallische Importware aus einer Offizin von Graufesenque betrachten und in die Zeit zwischen 80 und 100 setzen. Außerdem aber weist das Limeswerk für Heidenheim einen Töpferstempel „Paulli . m" auf; das ist derselbe Paullus, der gleichfalls Fabrikant in Graufesenque nach Knorr, S. 7 auch schon nach Pompeji geliefert hat. Alle diese Beziehungen zeigen deutlich, daß all diese Kastelle dieselben Tongeschirrlieferanten gehabt und fast lauter gallische Importwaren benützt haben, weil in der Provinz selbst sich noch keine Fabrikation, wie etwa im 2. Jahrhundert die von Rheinzabern, entwickelt hatte.

Durch diese engen Beziehungen zwischen Waldmössingen, Cannstatt, Urspring, Heidenheim scheint mir aber mein obiger Ansatz für Heidenheim bestätigt, und gerade der provisorische Charakter der Straße Köngen—Urspring—Faimingen mit seiner Ausnützung eines prähistorischen Naturwegs macht es wahrscheinlich, daß hier tatsächlich der erste, bei der Okkupation des Neckarlandes rasch bewerkstelligte Anschluß an die rätische Donaugrenze gefunden ist. Es wurde hier also keine Turmlinie wie im Taunus und Odenwald geschaffen, sondern es wurde fast mathematisch genau das Rezept Vespasians für die Schrägverbindung zwischen der obergermanischen und rätischen Grenze wiederholt und auch wie dort der Straßenanschluß nur paucis admodum castellis in ulteriora promotis nach Agricolas Muster gedeckt. So war also wie einst das erste zwischen Straßburg—Rottweil—Tuttlingen, so jetzt zwischen Straßburg—Ettlingen—Faimingen ein zweites Iter ab Argentorate derectum in Raetiam oder in ripam Danuvii gebaut[1]), wenn auch kein Meilenstein uns Kunde davon erhalten hat.

Unterdessen war wohl auch die westlich Friolzheim im Abtswald von der Straße Pforzheim—Cannstatt abzweigende und über Weil der Stadt—Herrenberg führende Verbindung Pforzheims mit dem oberen Neckar bei Sumelocenna-Rottenburg hergestellt, wo gleichfalls Ziegel der VIII. Legion

[1]) S. Domaszewski, Benefiz. S. 203 oben u. Anm. 328 a.

Digitized by Google

gefunden wurden[1]), sowie der Straßenanschluß Sumelocennas nach dem Zentralpunkt der alten vespasianischen Erwerbung, Rottweil, vollendet und zwar nicht durch das Neckartal über Sulz, sondern auf der Sehne des großen Neckarbogens über den kleinen Heuberg. Möglicherweise war auch gleich die Schrägverbindung Rottenburg—Cannstatt über Herrenberg—Ehningen—Böblingen—Vaihingen gezogen werden[2]).

Die innere Verwaltung des neueinverleibten Gebiets geschah vermittelst Einrichtung kaiserlicher Domänen, saltus[3]), die parzelliert an Kleinpächter, coloni — vermutlich niemand anders als die alten Keltenreste und Germanensplitter des Landes — vergeben wurden, und zwar hier, wie es scheint, zu dem ungewöhnlich billigen Pachtsatz der decuma, des Zehnten, wie der taciteische Name des Gebiets, agri decumates, doch wohl zu erklären sein wird[4]). Mehrere derartige Saltus unter einer Verwaltung zusammengefaßt bilden einen tractus oder auch eine regio und der Sitz wenigstens Einer solchen größeren Domanialverwaltung ist uns durch die bekannte, 1886 in Dusa in Bithynien gefundene Inschrift[5]), in welcher ein ἐπίτροπος Σεβαστοῦ χώρας Σομελοκεννησίας καὶ ὑπερλιμιτάνης, nach Mommsen ein procurator Augusti tractus Sumelocennensis et translimitani genannt ist, bekannt geworden: nämlich der vorhin mehrfach erwähnte Straßenknotenpunkt am Neckar, Sumelocenna, vermutlich durch seine alte keltische Kultur für die neue Stellung im römischen System empfohlen. Wie viele solcher Domanialbezirke eingerichtet wurden, entzieht sich unserer Kenntnis[6]); jedenfalls reichte aber das Gebiet des sumelocennensischen Bezirks, wie das im Jahr 1900 gefundene denkwürdige Inschriftentrio, Haug-Sixt 497—499, beweist, mindestens bis Grinario-Köngen und mit der Nordgrenze des Vicus Grinario vermutlich sehr nahe an Cannstatt heran[7]), so daß die Annahme berechtigt erscheint, die χώρα ὑπερλιμιτάνη sei gerade außerhalb jener Straße Cannstatt—Köngen—Urspring—Faimingen zu suchen[8]), welche als erstes Verbindungs-

---

[1]) Haug-Sixt 133. — [2]) Nicht, wie bei Fabricius, über Tübingen. — [3]) Vgl. Herzog, Bonner Jahrb. 1898, Heft 102, S. 92 f., und Fabricius, Neuj.Bl., 56 ff. — [4]) Zu den Schwierigkeiten der Namenerklärung s. Müllenhoff, D. A. IV, 403 f. — [5]) Mommsen, Westd. Korresp.Bl. V, 1886 S. 260 f. — [6]) Fabricius, l. c. S. 59, vermutet, daß wie aus dem saltus Sumelocennensis später die civitas S. entstanden, so auch die übrigen bekannten civitates wie die Alisinenses u. s. f. aus solchen Saltus hervorgegangen seien. Möglicherweise wären auch in der Rheinebene und Wetterau die Aquenses und Taunenses hierher zu rechnen. — [7]) Vgl. auch Domaszewski, Benefiz. S. 202 nach d. M. — [8]) Die Anschauung von Fabricius, daß die Straße Mainz—Stettfeld—Cannstatt—Filstal—Faimingen einmal auf ihrer ganzen Erstreckung Limes gewesen (Neuj.Bl. S. 55) und daß demnach der tractus translimitanus auf der Nordseite der ganzen Linie Stettfeld—Faimingen zu suchen sei (l. c. S. 57), kann ich nicht

Digitized by Google

glied zwischen dem Neckar- und Donaulimes in domitianischer Zeit selbst Limes gewesen sein muß. Daß die römische Machtsphäre über den eigentlichen Grenzzug hinüberreichte, beweist ja schon die Anlage von Heidenheim.

So war also die Einverleibung und Organisation eines wichtigen Stücks rechtsrheinischen Landes vollendet und eine wesentlich verbesserte Verbindung mit Rätien gewonnen. Von den beiden germanischen Militärbezirken der Belgica konnte mindestens der obere, der jetzt beträchtlich über den Rhein hinübergriff, mit einigem Recht in eine selbständige Provinz verwandelt werden[1]); der untere folgte dann natürlich sofort nach und vermutlich wurden jetzt in dem alten vespasianischen Straßenknoten von Rottweil jene Arae Flaviae[2]) errichtet, die schon vermöge ihrer Pluralform nicht auf den ersten, sondern auf einen späteren Flavier als ihren Gründer hinweisen[3]) und vermutlich einen ähnlichen provinzialen Kultmittelpunkt bilden sollten, wie in früherer Zeit die schon erwähnten Augustusaltäre in Lugdunum und in der Civitas Ubiorum oder wie bald nachher der Altar von Sarmizegetusa in dem neugewonnenen Dacien. So weit das Werk Domitians!

Der eigentliche Nachfolger Domitians am Rhein war Trajan. Er

---

teilen. Einmal scheint es mir, als ob das auf der langen Strecke Neuenheim—Cannstatt mindestens noch zwei Kastelle, bei Stettfeld, am Abzweigungspunkt von der Rheinlängsstraße, und bei Vaihingen-Enzweihingen am Enzübergang erfordern würde, von denen meines Wissens durchaus nichts bekannt ist. Ferner scheint mir auch, wie schon aus früher Gesagtem hervorgeht, die Annahme wenig wahrscheinlich, daß zu einer gewissen Zeit, etwa um 89 nach Chr. (l. c. S. 41 u.) zwar die Linie Mainz—Stettfeld —Faimingen gebaut und die Wetterau besetzt, aber die Main-Neckarlinie noch nicht gezogen gewesen sein sollte. Die Besetzung der Wetterau machte die Anordnung der Main-Neckarlinie sofort notwendig, wenn auch hauptsächlich infolge von persönlichen Verhältnissen (Saturninus!) in der Ausführung der eigentlichen Ostfront teilweise eine kleine Verzögerung eingetreten ist. Tatsächlich kann doch auch Frontins vermutlich spätestens im Jahr 87 geschriebener Bericht über die Kubierkastelle kaum etwas anderes besagen, als daß schon während des Chattenkriegs von 83/84 selbst Domitian persönlich in der Maingegend, also an der damaligen vorderen Linie Kastelle angelegt habe. Mir will es scheinen, als ob Domitian mit seinem Chattenkrieg, wenn auch in wesentlich kleineren Verhältnissen doch noch einmal den drusischen Gedanken einer Aufrollung von Nordwesten her zur Ausführung gebracht hätte. Die Niederwerfung der Chatten war nach dem Urteil v. Sarweys (Römische Straßen, S. 18) die unerläßliche Voraussetzung einer sicheren Rhein-Donauverbindung; deswegen hat Domitian die Offensive gegen sie ergriffen und mit dem Gelingen derselben ist ihm das Gebiet zwischen Main und Donau auch von selbst ohne Schwertstreich in den Schoß gefallen, wie wiederum die friedliche Form der Kastellanlage mit Vergütung der Flurbeschädigung im Kubischen noch während der Kriegszeit bestätigt. — [1]) Näheres s. Fabricius, l. c. S. 62. — [2]) Ptolem. II, 11, 10 Βωμοὶ Φλαύιοι u. Tab. Peut. — [3]) Mommsen, R. G. V, 139, Anm. 2.

Digitized by Google

war noch von Domitian mit dem Kommando des untergermanischen Heers betraut worden[1]); hatte dann vermutlich, wenn anders die Inschrift Stälin, Württ. Gesch. S. 61, Anm. 1, echt und die Annahme des Titels Germanicus durch Nerva Tatsache ist, einen erfolgreichen Suebenkrieg geführt und wurde Herbst 97 von Nerva adoptiert, gleich darauf auch zum Mitregenten angenommen. In Cöln traf ihn die Nachricht von seiner Erhebung[2]), ebendort empfing er durch den Mund seines Neffen Hadrian die Meldung von Nervas am 27. Januar 98 erfolgtem Tod[3]). Der neue Herrscher war aber von der Organisation der Germanengrenze schon so in Anspruch genommen, dehnte vielleicht auch jetzt, wo er völlig freie Hand bekam, seine Pläne erst so weit aus, daß er noch volle anderthalb Jahre von Rom fern im Norden blieb, Frühjahr und Sommer 98, wie es scheint, am Rhein, Winter 98 auf 99 an der Donau beschäftigt, wo im Herbst 97 nicht unbedeutende kriegerische Ereignisse vorgefallen waren[4]). In Rom wurde man bereits ungeduldig; Martial rief damals dem Vater Rhein zu:

Trajanum populis suis et urbi
Tibris te dominus rogat, remittas[5])!

und sehnte den Tag herbei, an dem beim Anblick des longus a Caesare pulvis . . populi vox erit una „Venit“[6])! Und kein Geringerer als Tacitus mußte in Gestalt seiner Germania eine politische Broschüre schreiben, um das römische Publikum über die Wichtigkeit einer dauerhaften Sicherung der Nordgrenze und über die Notwendigkeit der persönlichen Anwesenheit des Kaisers bei den Organisationsarbeiten aufzuklären, sowie vor dem allzu leichtherzigen Kriegsgeschrei der römischen Chauvinisten zu warnen[7]). Erst gegen Herbst 99 n. Chr. hielt Trajan seine persönliche Oberaufsicht im Norden für entbehrlich und befriedigte die erwartungsvolle Neugier der Hauptstadt.

Welches waren nun die Resultate dieser offenbar tiefgreifenden Tätigkeit Trajans? Zunächst jedenfalls Ausbauarbeiten an der Grenzsperre und am Straßennetz. Einmal hat mit großer Wahrscheinlichkeit Trajan jetzt am Rhein den Limesabschnitt nördlich der Lahn, der das Neuwieder Becken und die rheinischen Hänge des Westerwalds umschließt bis nach Rheinbrohl gegenüber dem Vinxtbach, der Grenze zwischen Unter- und Obergermanien, anlegen lassen. Die Tatsache, daß die Holztürme dieser Linie an der Zerstörung im Saturninusaufstand nicht beteiligt waren, auch ihrer

[1]) Plin. paneg. 14. — [2]) Eutrop 8, 2. — Orosius 7, 12 apud Agrippinam Galliae urbem insignia sumpsit imperii. — [3]) Dio 68, 4. — Spartian, vita Hadr. 2. — [4]) Plin. paneg. 8. 12. 16. — [5]) Epigr. X, 7. — [6]) X, 6. — [7]) Müllenhoff, D. A. IV, 15 f.

Digitized by Google

ganzen, etwas schwächeren Ausführung nach sich von den älteren Bauten im Taunus unterscheiden[1]), macht ihre nachdomitianische Entstehung wahrscheinlich; andererseits gestatten z. B. die Scherbenfunde des Erdkastells am Forsthofweg bei Rockenfeld[2]), die Lage des kleinen Erdkastells südwestlich von Höhr[3]), das Vorhandensein des leichteren Flechtwerkzauns[4]) keine spätere Datierung als Trajan. Auch in der Maingegend muß Trajan gebaut haben; denn Ammianus Marcellinus 17, 1, 11 erwähnt auf dem südlichen Mainufer, etwa 10 römische Meilen von Mainz entfernt, ein munimentum, quod in Alamannorum solo conditum Trajanus suo nomine voluit appellari, das im Alemannenfeldzug Julians vom Jahr 357 n. Chr. tumultuario studio reparatum est.

Ferner hat Trajan offenbar noch während seiner Anwesenheit im Norden den Ausbau des Straßennetzes angeordnet; denn aus dem Jahr nach seiner Abreise, aus dem Jahr 100, sind uns Zeugnisse dafür erhalten, daß zwei der bedeutendsten Straßenstränge unter ihm vollendet wurden. Einmal bezeugt der bekannte, von Zangemeister erklärte Bühler Meilenstein[5]) für dieses Jahr den Bau, bezw. Ausbau der großen Nord-Südstraße in der rechtsseitigen Rheinebene Main—Lorsch—Neuenheim und dann weiter am Gebirgsfuß entlang Stettfeld—Bühl—Offenburg—Augst—Windisch[6]), deren militärische Bedeutung für Truppenverschiebungen hinter dem rechtsrheinischen Randgebirge, sowie für die Verbindung der von den Rheinübergängen ostwärts führenden Straßen ohne weiteres in die Augen springt[7]). Ferner berichtet Aurelius Victor[8]) von Trajan: Inter ea iter conditum per feras gentes, quo facile ab usque Pontico mari in Galliam permeatur, und die große Felseninschrift oberhalb Alt-Orsova beurkundet die Vollendung der Straße am rechten Donauufer montibus excisis amnibus superatis gleichfalls für das Jahr 100. Diese Übereinstimmung mit der Rheinbasisstraße ist doch wohl ein Beweis, daß diese Arbeiten infolge einer allgemeinen, von Trajan im Zusammenhang mit seiner umfassenden Neuorganisation der Grenzgebiete erlassenen Anordnung überall ziemlich gleichzeitig ausgeführt worden sind. Ein Teil dieser großen ost-westlichen Straße aber ist zweifellos die Filstalstraße[9]), welche jetzt das unter Domitian den rätischen Anschluß

---

[1]) Jahresber. 1900, 86 u. ö. — [2]) 1901, 66. — [3]) 1899, 80. — [4]) 1899, 81. — [5]) Westd. Zeitschr. III (1884), S. 240 f. — [6]) Nach Schumacher, N. Heidelb. Jahrb. VIII (1894), Zur römischen Keramik u. f., wäre übrigens nur die Strecke südlich des Neckars jetzt gebaut, während die Strecke Neuenheim—Mainz schon im Zusammenhang mit der Linie Straßburg—Rastatt—Graben—Neuenheim hergestellt worden wäre. Vgl. auch Jahresber. 1900, 89. — [7]) Sarwey, l. c. 41/42. — [8]) De Caesaribus XIII, 3. — [9]) Vgl. O.R. L. Lief. 24, Ursprung, S. 30/31.

Digitized by Google

vermittelnde Straßenprovisorium Köngen—Boßlerpaß—Gosbachersteige—Urspring ablöste und an Stelle der zwei Aufstiege von Weilheim und von Gosbach den einen bequemen Aufstieg zwischen Geislingen und Amstetten mit dem Anmarsch durch das breite, offene Filstal setzte. In Verbindung damit ist dann auch erst jetzt wohl die rechtsneckarische Strecke Plochingen—Cannstatt und ihre unmittelbare Fortsetzung Cannstatt—Vaihingen—Stettfeld gebaut worden, so daß durch den bereits fertigen Bestand der östlich vorliegenden Main-Neckarlinie das Fehlen der Kastelle Enzweihingen und Stettfeld sich erklärt [1]). Unter Domitian, wo es sich zunächst bloß um die Besitznahme des Landes und die ersten Einrichtungsarbeiten durch die VIII. Legion von Straßburg gehandelt hatte, war die Richtung des römischen Vorgehens im wesentlichen eine rein west-östliche gewesen mit dem Hauptstrang Ettlingen—Cannstatt; jetzt unter Trajan in der Zeit des offenbar nach großen Gesichtspunkten geleiteten Ausbaues wird auch die wichtige Schrägverbindung Mainz—Rätien als ein Stück der großen Überlandverbindung Gallia—Pontus ausgeführt.

Zugleich hat dann Trajan vermutlich auch das schon von Domitian in die Brenzspalte vorgeschobene Heidenheim in Stein ausgebaut und jedenfalls es mit seinem endgültigen Straßenzug Göppingen—Amstetten—Urspring—Langenau—Faimingen durch Straßen in Verbindung gesetzt, die ihre Zugehörigkeit gerade zu diesem Straßenbogen zum Teil sehr deutlich dadurch kundgeben, daß sie direkt auf ihm aufstehen, ohne jenseits eine Fortsetzung zu zeigen: die bedeutende Straße Heidenheim—Söhnstetten—Urspring [2]); dann die schwächere, teilweise, wie es scheint, einen prähistorischen Weg benützende Straße Heidenheim—Dettingen—Hausen ob Lontal—Langenau; schließlich Heidenheim—Faimingen.

Im Zusammenhang mit diesen von Trajan persönlich getroffenen Organisationsverfügungen wird auch noch das gestanden haben, was Eutrop und Orosius, jener in seinem zu Valens Zeiten geschriebenen Breviarium ab urbe condita, dieser in seinen gar erst unter Honorius verfaßten Historiarum libri VII ebenso lakonisch wie unklar ausdrücken: urbes trans Rhenum in Germania reparavit [3]) und noch ungenauer, aber wahrscheinlich doch dasselbe bezeichnend: mox Germaniam in pristinum statum reduxit [4]). Um urbes, die damals hätten wiederhergestellt

---

[1]) Vgl. S. 215, Anm. 8. — [2]) Die von Söhnstetten 12—13 km weit geradlinig herschießende Straße setzt sich nicht vom Steighof über Amstetten nach Nellingen fort, sondern vereinigt sich mit der Filstalstraße. — Ebenso hat die Straße Heidenheim—Söhnstetten—Weißenstein—Süßen, deren römischer Ursprung freilich dem dortigen Streckenkommissar, Prof. Drück, nicht ganz sicher scheint, keine ausgebaute westliche Fortsetzung. — [3]) Eutrop 8, 2. — [4]) Orosius 7, 12.

Digitized by Google

werden müssen, kann es sich auf dem rechten Rheinufer kaum handeln. Dagegen war eine unvermeidliche Konsequenz der Einrichtung der zwei germanischen Provinzen die Einführung einer Gemeindeordnung, die bei der Ähnlichkeit der Kulturverhältnisse und bei der für die Finanzverwaltung wenigstens fortdauernden Verbindung beider Germanien mit der Belgica naturgemäß keine andere sein konnte, als die von Augustus seinerzeit in Gallien eingeführte [1]). Nun nennen sich aber die Neckarschwaben von Lopodunum seit Trajan civitas Ulpia Sueborum Nicretum und bezeugen damit, daß Trajan ihnen Gemeindeordnung und Selbstverwaltung verliehen hat; so liegt der Schluß nahe, daß Eutrop sein urbes reparavit aus Mißverständnis etwa an Stelle eines ursprünglichen civitates instituit gesetzt und daß auch Orosius mit seinem noch verwascheneren Gemeinplatz dasselbe gemeint hat. Freilich die Domänen des Neckarlandes sind damals noch nicht aus saltus in civitates umgewandelt worden; denn die bekannte Inschrift des Gemeinderats der Sumelocennensischen Domäne [2]) ist jedenfalls nicht viel vor der Mitte des 2. Jahrhunderts anzusetzen [3]). Aber etwa die Mattiaci und Taunenses, auch die Aquenses von Baden-Baden [4]) könnten vielleicht damals mit den Rechten von civitates ausgestattet worden sein [5]).

Soweit gehen vermutlich die von Trajan noch während seiner Anwesenheit im Norden bis Sommer 99 getroffenen Maßnahmen. Einer etwas späteren Zeit gehören wohl wichtige Vorgänge an der rätischen Grenze an. Der für die ganze Regierungszeit Trajans charakteristische Offensivgeist, den Eutrop 8,2 mit den Worten kennzeichnet, Romani imperii, quod post Augustum defensum magis fuerat quam nobiliter ampliatum, fines longe lateque diffudit, und der sich im Orient in den großen Eroberungen dreier neuen Provinzen, Armenien, Assyrien, Mesopotamien, später in der Einverleibung Arabiens und in der Errichtung einer Flotte im roten Meere [6]) ausspricht, kam auch an der Donaugrenze zum Durchbruch. Zwar wenn Aurelius Victor [7]) von Trajan rühmt: primus, aut solus etiam, vires Romanas trans Istrum propagavit, so meint er damit, wie er gleich hinzufügt, des Kaisers große dacische Eroberungen [8]); aber es gilt zweifellos auch für die rätische Donaustrecke.

[1]) S. S. 189 o. — [2]) Ex decreto ordinis saltus Sumelocennensis, Haug-Sixt 117. — [3]) Sie zeigt die seit Marc Aurel häufig werdende Formel I H D D noch in der ganz ausgeschriebenen Ausführung In. Honorem. Domus. Divin., was jedenfalls auf eine Zeit hinweist, wo diese Widmungswendung noch ganz neu, noch nicht völlig formelhaft war. — [4]) Die Civitas heißt freilich nie Ulpia, sondern nach Caracalla civitas Aurelia Aquensis; das kann sich aber auch auf spätere Neuverleihungen beziehen. — [5]) Zu dem ganzen Abschnitt Näheres bei Fabricius, Neuj.Bl. S. 63 ff. — [6]) Ut per eam Judiae fines vastaret, Eutrop 8, 3. — [7]) De Caesaribus XIII, 3. — [8]) Vgl.

Digitized by Google

Es wurden nämlich, während die Palissade und die rätische Mauer in der Gegend von Kahldorf—Raitenbuchen von ihrer dort südöstlichen Richtung in einem ziemlich scharfen Knick abweichen und mehr ostsüdöstlich über Kipfenberg—Altmannstein weiterziehen, in der geradlinigen südöstlichen Fortsetzung der Limeslinie, Richtung Preith—Inching—Pfünz—Hofstetten—Kösching, Reste einer älteren Linie aufgefunden[1]): Flechtwerkzaun, gutgebauter Kolonnenweg, Blockhäuser analog den auch im Taunus gefundenen Bauten gallischer Technik; bei Preith auch ein kleines Erdkastell von etwa 50 m im Quadrat; dabei Scherben von der Wende des 1. zum 2. Jahrhundert; alles zusammen mit Unterbrechungen auf eine Strecke von etwa 13 km. Außerdem hat sich der Flechtwerkzaun auch in der Gegend von Gunzenhausen gefunden und es hat sich dabei ergeben, wie zum voraus wahrscheinlich war und wie die Scherbenfunde in der Altmühlgegend bestätigen, daß — entgegen der ursprünglichen Annahme der bayrischen Forscher — auch hier der Flechtwerkzaun älter sein muß als die Palissade. Nun war zur Abfassungszeit der Germania im ersten Jahr Trajans die Nordgrenze Rätiens gegen die Hermunduren noch in ripa (Danuvii), während die Palissade und mit ihr die jüngere Linie Kipfenberg—Altmannstein sicher unter Hadrian fällt. So bleibt für diese ältere Linie, die auch älter ist als die eigentliche Kastellverbindungsstraße Weißenburg—Pfünz—Kösching, gar keine andere Zeit übrig, als die Trajans.

Damit stimmen aber auch die Befunde der auf dieser Strecke bekanntlich weit, einmal bis zu 11 km, hinter der Palissadenlinie liegenden Kastelle überein. Pfünz ist nach O.R. L., Lief. 14, S. 18, zwar in Stein laut Bauinschrift unter Antoninus Pius ausgebaut; aber Spuren älterer Holzbauten an der Porta Prätoria und Decumana beweisen sicher, daß das Kastell in seiner ursprünglichen Form älter ist und sich nicht aus der Linie Weißenburg—Kösching—Eining loslösen läßt, die mit größter Wahrscheinlichkeit trajanischer Zeit angehört. Außerdem weist z. B. die Sigillata von Pfünz, insbesondere die vielen Schüsselchen mit Lotosblättern auf den Rändern, die in den großen Kastellen der Linie Miltenberg—Lorch nicht mehr vorkommen, auf frühere Zeit. Ich möchte noch hinzufügen, daß z. B. die herbstenden Putten der Schüssel Pfünz, Tafel VIII,17 einschließlich des störrischen Bocks völlig identisch sind mit Knorr, Tafel XIII, 3, 3, 3 aus Cannstatt. Knorr sagt darüber S. 26: „Dieser Töpfer der kleinen Medaillons — sein Name ist noch nicht gefunden — hatte in

auch Eutrop 8, 2, Daciam Decebalo victo subegit provincia trans Danubium facta. — [1]) Jahresber. 1898, 86/87 und 1899, 92; und Sarwey, römische Straßen u. s. f. 122 f.

Digitized by Google

Heiligenberg bei Straßburg seine Offizin, wie ein Modelstück von Heiligenberg im Museum Straßburg vermuten läßt, das genau seinen Stil zeigt. Seine Fabrik muß im Anfang des 2. Jahrhunderts geblüht haben." Dazu kommen eine ganze Menge Stempel von Satto[1]); Janus, Cobnertus und Avitus[2]); Reginus, Marinus und Cerialis[3]) u. a., die alle auf die ersten Jahrzehnte des 2. Jahrhunderts hinweisen. Ähnlich steht es mit Kastell Pföring, dessen Steinausbau zwar erst 141 erfolgte, dessen sicher nachgewiesenes Erdkastell aber durch eine größere Anzahl streng profilierter Topfscherben, auch einen Sattostempel, gleichfalls in trajanische Zeit datiert wird. Für beide Kastelle nimmt das Limeswerk an, daß die seit 107 im rätischen Heer nachgewiesenen Garnisonen, in Pfünz die coh. I Breucorum, in Pföring die ala I Singularium pia fidelis civium Romanorum auch gleich die Erbauer der Erdkastelle gewesen seien. Trajanische Zeit ist auch für die anderen Kastelle der Strecke, Weißenburg und Teilenhofen[4]), südöstlich von Gunzenhausen, wahrscheinlich; Dambach, westlich Gunzenhausen und nördlich des Hesselbergs, spricht wenigstens nicht dagegen. Auch Kastell Buch[5]) nordöstlich Aalen, zeigt jene Urnen mit geradem oder aufsteigendem Randprofil, die für frühe Zeit sprechen[6]), während die herzförmigen Profile der antoninischen Zeit völlig fehlen. So ist wohl kein Zweifel, daß unter Trajan um das Jahr 107 herum die rätische Grenze vom Kochertal bis zum Raitenbucher Knick in die Linie des späteren Limes, von dort an in die Linie des Flechtwerkzaums und Kolonnenwegs Preith—Pfünz—Kösching—Pföring gelegt worden ist.

Wie steht es nun mit der Remslinie Aalen—Cannstatt? Ist auch sie gleich von Trajan hinzugefügt worden? Die Wahrscheinlichkeit spricht zum voraus dafür. Denn wenn auch ein Anschluß an die bestehende und etwa seit dem Jahr 100 als Limes dienende Filstalstraße z. B. über Aalen—Heidenheim—Urspring nicht völlig unmöglich wäre, so würde doch die Grenze eine sehr gebrochene Linienführung erhalten haben, während

---

[1]) Satto nach Knorr, S. 14, wahrscheinlich ein Töpfer der Belgica, der zwischen 90 und 130 gearbeitet hat. — [2]) Janus u. Cobnertus gehören nach Knorr, S. 34 u. 36, in die ältesten Zeiten der rheinzaberner Töpferei, wo dort erst vereinzelter Kleinbetrieb vorkam kurz nach dem Jahr 100; in dieselbe Zeit gehört auch Avitus, der wie Janus und Cobnertus einen Übergangsstil von gallischer zu germanischer Art repräsentiert, Knorr S. 32. — [3]) Reginus, ein rheinzaberner Töpfer, der im Kräherwald bei Stuttgart eine Filiale hatte (Knorr S. 41), sowie Marinus und Cerialis (Knorr S. 33) sind nur wenig jünger als Janus, von dem sie unmittelbar beeinflußt sind. — [4]) Für Weißenburg s. die obige Notiz aus dem Limeswerk Lief. 14, S. 18 — für Teilenhofen Lief. 24, S. 11 — für Dambach Lief. 15. — [5]) O.R. L. Lief. 10, S. 16 und Tafel III. — [6]) Vgl. Schumacher, N. Heidelb. Jahrb. VIII, Zur römischen Keramik u. s. f., P. 9, vordere Linie.

Digitized by Google

das Remstal einen fast geradlinigen, äußerst bequemen Anschluß an die Neckarlinie bot. Auch die bekannten Kastelle zeigen nichts, was einen Ansatz ihrer ersten Herstellung in trajanischer Zeit unmöglich machen würde. Aalen wird nach dem Limeswerk[1]) „frühestens in trajanischer Zeit" gebaut und mit der Heidenheimer Ala[2]), der II Flavia pia fidelis miliaria, belegt worden sein, die — in den Jahren 74 und 82 noch im obergermanischen Heer nachgewiesen, vielleicht kurz vor 89 ins untergermanische versetzt, mit diesem im Saturninusaufstand durch den Titel pia fidelis ausgezeichnet — im Zusammenhang mit den großen Truppenverschiebungen nach dem Aufstand nach Rätien gekommen sein muß[3]), wo sie nach dem Namen des T. Flavius Qui(n)tinus eq(ues) sing(ularis) Aug(usti) lectus ex exercitu Raetico ex ala Flavia pia fideli miliaria zu schließen noch unter Domitian gestanden ist[4]). Auch die Gefäßreste von Aalen weisen nach dem Limeswerk vielfache Verwandtschaft mit denen von Pfünz und Buch auf; 2 der ganz wenigen Sigillatastempel zeigen den auch in Buch vorkommenden Junius, so daß zeitliche Zusammengehörigkeit mit der östlichen Linie nahe gelegt ist. Während der ersten Bautätigkeit in Aalen scheinen, wie gewöhnlich in solchem Fall[5]), die nötigen Ziegel aus den Zentralziegeleien geliefert und so die vielgenannten Ziegel der Leg. VIII Aug.[6]) nach Aalen gekommen zu sein, vielleicht eine Andeutung dafür, daß beim Mangel einer Legionsgarnison in Rätien es wieder die Straßburger Legion war, welche den Anschluß der Neckarlinie nach Rätien hin wie anfangs auf der Boßler-, nachher auf der Filstallinie, so jetzt auf der Remstallinie ausführte[7]) und daß vielleicht damals die obergermanisch-rätische Grenze in Aalen, dem wichtigen Schnittpunkt der Kocher- mit der Rems-Aal- und Jagst-Egerspalte aneinander gestoßen haben könnte, ehe der Anschluß später mit Anlage der Linie Miltenberg—Haghof an den Scheitelpunkt des obergermanisch-rätischen Winkels bei Lorch[8]) gelegt

[1]) O.R. L. Lief. 23, Aalen, S. 13. — [2]) S. auch O.R. L. Lief. 13, Heidenheim, S. 3 u. 4. — [3]) Ritterling, Westd. Zeitschr. XII, S. 213. — [4]) C. J. L. XIV, 2287 = VI, 3255 und O.R. L., Aalen. S. 12 Anm. 2 u. Ritterling, l. c. — [5]) O.R. L. Lief. 20, Großkrotzenburg, S. 19. — [6]) O.R. L., Aalen, S. 19 und Haug-Sixt 54. — [7]) Vgl. O.R. L. Lief. 24, Urspring, S. 32. — [8]) Nur sehr hypothetisch möchte ich dabei die Frage anregen, ob nicht in diesem Fall daran gedacht werden könnte, daß die Straße Aalen—Heidenheim—Söhnstetten—Urspring—Münsingen—Willmandingen—Laiz bei Sigmaringen und weiter nach Stein a. Rh. die Grenze zwischen beiden Provinzen bezeichnet hätte? Man könnte ja freilich ebensogut annehmen, daß die Grenze einfach von Aalen mit der Straße Heidenheim—Niederstotzingen—Günzburg schnurstracks an die Donau geeilt und dann in der alten Linie nach Sigmaringen gezogen wäre. Immerhin würde die in auffallender Parallelität zum Albrand sich haltende Straße, deren wichtige Wendung zu einer Albläugsstraße westlich Nellingen beim „Zigeuner", Prof.

Digitized by Google

wurde. Unterböbingen[1]) hat unter seinen ganz wenigen Sigillatastempeln einen (GE)RMANUS, der nach Knorr[2]) auch in Pompeji, Rottweil und Cannstatt vorkommt, also zu den ältesten gallischen Fabrikanten zählt; und ein zweiter Stempel .... i of(ficina) weist nach Knorr[3]) gleichfalls auf höheres Alter hin, weil später das of meist durch fecit oder f abgelöst wird. Kastell Schierenhof[4]) hat seine 3 Sigillatastempel, Domitianus f, Natalis f, Quetus f mit Pfünz, letzteren auch mit Köngen gemein. Von Lorch kommt der einzig gefundene Stempel Regalis f auch in Pfünz vor und unter den 2 Lorcher Münzen ist die eine ein Denar des Domitian aus dem Jahr 82 n. Chr.[5]).

So ist also die Anlage der Remstallinie bis Lorch gleichzeitig mit der weiter östlich nachgewiesenen in hohem Grade wahrscheinlich. Ja, es kommt meines Erachtens noch etwas Weiteres hinzu, was ihre trajanische Anlage geradezu fordert. Die jedenfalls unter Hadrian angelegte rätische Palissadenlinie hat nämlich auf der Strecke Brackwanghof—Lorch—Haghof eine äußerst eigentümliche Führung. Während vom Brackwanghof das nach Westen fast völlig eben fortziehende Plateau zwischen Lein- und Remstal — mit seiner gewaltigen Aussicht nach Süden, wie namentlich nach Norden in Feindesland, mit dem wertvollen Annäherungshindernis der Leinspalte auf der ganzen Frontlänge vor sich, mit einer zu bequemem Ausbau lockenden prähistorischen Hochstraße — eine geradezu ideale Limesführung vom Brackwanghof zum Haghof darbot, steigt in Wirklichkeit die rätische Palissade und Mauer vorwärts Kastell Unterböbingen die nördlichen Remstalhalden diagonal herunter bis fast auf die Talsohle selbst, steigt dann südlich Iggingen und Herlikofen wieder auf halbe und Dreiviertelshöhe des nordremsischen Hangs hinauf, um nach Norden, dem Feinde zu, durchaus beträchtlich überhöht und überall vom Feind her eingesehen auf eine Erstreckung von etwa 14 km über 6 tiefeingerissene Schluchten und Täler wegzuklettern und schließlich bei Lorch wieder fast auf der Talsohle anzulangen. Dann erst steigt sie von hier aus, übrigens noch einmal ein Tal, das Götzental, schräg überschneidend, auf das südleinische Plateau nach Pfahlbronn hinauf, um endlich auf der Spur der vorrömischen Hochstraße jetzt ganze $2^1/_2$ km weit bis zum Haghof alle die Vorteile zu genießen, die sie vom Brackwanghof an volle 18 km weit hätte genießen können. Diese auffallende und überraschend

Druck nachgewiesen hat, durch diese Annahme eine willkommene Erklärung finden. Die eigentliche, in einiger Entfernung nördlich der Straße liegende Grenze der Provinzen wäre dann natürlich der Steilabbruch des Albtraufs. — [1]) O.R.L. Lief. 1, Unterböbingen, S. 7. — [2]) Knorr, S. 6 u. 7. — [3]) ibid. S. 9 u. — [4]) O.R.L. Lief. 7, Schierenhof, S. 8. — [5]) O.R.L. Lief. 5, Lorch, S. 4.

Digitized by Google

unzweckmäßige Führung erklärt sich nach meiner Überzeugung nur dadurch, daß man zur Zeit der Palissadenanlage die bequemen, seit fast 30 Jahren gewohnten Talgarnisonen aus dem milden Remstal mit seiner schönen Talstraße nicht wegverlegen wollte — wie es doch der hadrianische Grundsatz „Die Kastelle unmittelbar hinter den Limes!" verlangt hätte — daß man vielmehr statt die Kastelle in die natürlich gebotene Limeslinie hinauf den Limes selbst soweit am Hang heruntverlegte, daß er mit den Talkastellen durch gegenseitige Sicht verbunden war. Das setzt aber eine vorhadrianische, also trajanische Remskastelllinie zwingend voraus.

Eine weitere sehr schwierige Frage ist nun noch der Anschluß dieser Remslinie an die Neckarlinie. Fabricius im Jahresbericht über die Arbeiten der Reichslimeskommission 1902 S. 115 führt mit gewichtigen Gründen aus, die Linie Haghof—Pfahlbronn—Lorch mit ihrer Einschmiegung in das Gelände sei von der brutalen Geländeverachtung, welche die Linie Haghof—Walldürn charakterisiert, so grundsätzlich verschieden, daß ihm eine Gleichzeitigkeit der Entstehung ausgeschlossen erscheine. Auf der topographischen Karte 1 : 50000 hat man diesen Eindruck nicht so stark; man hat dort einige geradlinige Teilstrecken vor sich, die aussehen, als ob sie in ähnlicher Weise wie der Limes nördlich Walldürn mit einigen Knicken auf die Mainecke loszielt, ihrerseits auf die gewünschte Anschlußstelle bei Lorch in der eigentlich selbstverständlichen Trace um die tiefe Schlucht unmittelbar südlich Pfahlbronn herum und dann auf dem Grat des nächsten Höhenrückens nach Süden und schließlich schräg über das steile Götzental hinüber[1]) dem Kloster Lorch zustrebten. Fabricius aber hat die Einzeichnung sämtlicher gut erhaltenen Stücke in die mit Höhenkurven versehene Katasterkarte 1 : 2500 vor sich gehabt und hat deswegen ein weit sichereres Urteil. Darf man also nicht annehmen, daß eben dieses wichtige Anschlußgelenk, nachdem man doch einmal, um überhaupt ans Ziel zu kommen, von der Geraden abzuweichen genötigt war, mit vernünftiger Geländeberücksichtigung konstruiert wurde; ist ferner die später nicht wiederholte Angabe des Jahresberichts 1899 S. 94 zutreffend, daß auf dieser Strecke auch die Begleithügel mit Holzturmresten neben den Steintürmen auftreten, dann freilich ist kaum zu zweifeln, daß eine ältere,

[1]) Diese schräge Überschneidung des Götzentals scheint mir allerdings mit der Annahme weitgehender Geländerücksichtnahme in einem gewissen Widerspruch zu stehen. Man hätte sehr bequem auf dem bisherigen Höhenrücken weiterziehend immer noch östlich des Kastells Lorch das Tal erreichen und in derselben Linie wie jetzt über den Klosterberg und das Röthenbachtal weg zu den Posten von Hangendeinbach und Kleindeinbach gelangen können. Man sollte also meinen, daß mindestens bei dem Turm am Knick nordwestlich der Götzenmühle die neue Linie einsetze.

Digitized by Google

daß die trajanische Linie hier das Remstal verlassen hat, um vom Haghof aus irgendwie dem Neckar zuzustreben.

Wäre Fabricius' Anschauung weniger energisch ausgesprochen, so möchte man freilich wesentlich lieber an ein Verbleiben der trajanischen Linie im Remstal glauben. Denn nachdem dieselbe mit ihren Kastellen sich dort im Tale gehalten hat, wo sie eigentlich auf die Leinhöhe hinaufgehörte, wäre es fast unbegreiflich, wenn sie nun auf die Höhe hinaufstiege, wo diese zur Weiterführung hervorragend ungeeignet wird. Ein paar Kilometer westlich des Haghofs nämlich hört das Plateau auf und verwandelt sich in ein ganz ungewöhnlich zerrissenes, in unendlich viele Falten und Rücken ausmodelliertes Bergland, durch das eine einigermaßen wahrscheinliche Linie für einen Limeszug sich nicht einmal vermuten läßt. Nicht ein einziger römischer Fund, nicht die kleinste Scherbe ist in diesem Gebiet je bekannt geworden, auch nicht längs des alten Naturwegs, der über den Rücken der Bucher Höhe wegzieht; kein Flurname, keine Volkssage gibt den leisesten Anhaltspunkt. Das Remstal selbst dagegen bietet eine ununterbrochene Reihe römischer Funde, und zwar, ohne daß jemals systematisch gesucht worden wäre[1]), alle meist schon in alter Zeit gelegentlich zutage gekommen: In Schorndorf ein Relief des Merkur und der Rosmerta (vielleicht auch als Mercurius Visucius und Visucia wie in Köngen aufzufassen!); in Grunbach ein zweites Merkurrelief; in Beutelsbach ein Jupiteraltar, gewidmet von einem Viducius Geminianus; bei Beinstein neben zwei römischen Handmühlsteinen einiges Bedeutendere, nur leider bloß vom Hörensagen bekannt. Die Oberamtsbeschreibung nämlich erwähnt das leider unterdessen verschollene Hautrelief eines römischen Kriegers „auf Beinsteiner Markung unweit des Schüttelgrabens gefunden" und die um 1200 verfaßte Chronik des Konrad von Lichtenau berichtet gar von einem der Beschreibung nach mit der Igler Säule verwandten Grabmonument: Apparet usque in praesens titulus monumenti ... in modum turris miro opere de quadris et sculptis lapidibus constructus[2]), quod vulgus „Baienstein" denominat, in quo sculptum literis reperitur: Clodius hoc fecit uxori suae. Ist auch die Inschrift sicherlich unrichtig kopiert, an der Authentizität des Ganzen wird kaum zu zweifeln sein. Aus Waiblingen sodann ist ein Viergötterstein und ein Vulkanrelief, aus Fellbach ein großes Mithrasrelief mit der bekannten Darstellung der Stiertötung erhalten[3]).

Den Entfernungen wie den militärischen Bedürfnissen entsprächen

[1]) Meine Grabungen mußten sich durchaus auf die Straßen beschränken. — [2]) Wohl zu lesen constructi. — [3]) Zu diesen sämtlichen Remstalfunden s. Haug-Sixt 300—306.

Digitized by Google

als Kastellplätze zuerst Schorndorf in der wichtigen kesselförmigen Erweiterung des Tals, in welche Urbach, Wieslauf und Schornbach von Norden her münden, und zweitens die Gegend von Beinstein, wo die Remstalspalte sich in die Zentralebene des Landes öffnet und der Fluß selbst aus seiner bisher ostwestlichen Richtung nach Norden umbiegt. Und während in Schorndorf ein etwaiges Kastell wahrscheinlich von der Stadt selbst bedeckt wäre, ließe sich bei Beinstein vielleicht die Probe auf das ganze Exempel machen. Nämlich gerade in der Gegend, wo das Relief des römischen Kriegers gefunden sein muß, unweit des Schüttelgrabens, wo auch die römische Straße von Cannstatt her ins eigentliche Remstal einbiegt, liegt über der Keimenmühle, Beinstein gegenüber, in sehr geeigneter Lage auf sonniger, leicht geneigter Halde ein Platz, auf dem man römische Scherben mit dem Spazierstock ausgraben kann und etliche 300 m nordwestlich davon liegt unten an der Rems selbst ein großes Gebäude, dessen tief im aufgeschwemmten Talgrund liegende Fundamente der Fluß bei einer seiner vielen Bettveränderungen bloßgelegt hat. Wenn irgendwie noch Aussicht ist, eines der Kastelle einer Remslinie zwischen Lorch und Cannstatt zu finden, so ist es, glaube ich, hier[1]).

An einen auch schon vermuteten Anschluß Großheppach—Benningen vermag ich nicht zu glauben trotz des verheißungsvollen Namens „Pfahlbühl" gleich westlich Großheppach. Zusammensetzungen mit Pfahl gibt es noch manche im Land, auch wo an keine Palissade zu denken ist, z. B. Pfahlhof nordwestlich des Wunnensteins; Pfahläcker nördlich Dettingen am Aalbuch und nordwestlich Schopfloch u. a. Gefunden wurde auch trotz längerer Untersuchungen, so viel ich weiß im Jahr 1902, über die aber leider nichts Genaueres bekannt geworden ist, nichts und der Zug, um den es sich handelt, ist nur das mittlere Teilstück einer prähistorischen Straße, die vom Filstal bei Digelsberg abzweigend über Rems- und Murrtal weg gegen Horkheim westlich Heilbronn zieht[2]).

Die Kenntnis der trajanischen Linie verläuft, wie sich aus dem Gesagten ergibt, auf württembergischem Gebiet ziemlich im Sande. Während sie auf bayrischem Boden schon auf weite Strecken als eigentliche Limeslinie auch mit dem mechanischen Abschluß des Flechtwerkzauns und mit einer Blockhauslinie, sowie den bekannten Kastellen kurz dahinter

[1]) Herr Major a. D. Steimle, der in der Gegend als Kastellstreckenkommissar rekognoszierte, hat mich auf die Stelle aufmerksam gemacht; eine Grabung ist aber nicht erfolgt. — [2]) Dieser größere Zusammenhang ist in der Volksphantasie noch lebendig; einer meiner Grabarbeiter, der die Straße nur in nächster Nähe von Heppach kannte, erzählte trotzdem, auf dieser Straße sei sein Urgroßvater von Ulm nach Heilbronn geritten.

Digitized by Google

festgestellt ist und nach den chronologischen Anhaltspunkten über Kastell Buch ihr Vorhandensein bis in die Aalener Gegend wird erschlossen werden dürfen, kann als ziemlich gesichert trajanisch auf württembergischem Boden bloß die Remskastelllinie Aalen—Unterböbingen—Schierenhof—Lorch angenommen werden. Die Frage aber, ob man es hier zunächst etwa bei einer bloßen Kastelllinie ohne eigentlichen Limeszug davor bewenden ließ — castra suspectioribus atque opportunis locis exstructa schreibt Aurelius Victor dem Trajan zu[1]) und noch aus Commodus Zeit berichtet Dio[2]) das Vorhandensein von Kastellen jenseits der eigentlichen Limeslinie, die der Kaiser nach seinem günstigen Markomannenfrieden räumte, τὰ φρούρια πάντα τὰ ἐν τῇ χώρᾳ αὐτῶν ὑπὲρ τὴν μεθορίαν τὴν ἀποτετμημένην ὄντα ἐξέλιπεν — oder ob auch hier der Kastelllinie eine abgesteckte Grenzlinie vorlag; ob das Limesstück Kloster Lorch—Pfahlbronn—Haghof mit seinem altertümlicheren Charakter ursprünglich zu diesem trajanischen Grenzzug gehörte; oder ob die Remskastelllinie sich etwa über Schorndorf und Beinstein gegen Cannstatt fortsetzte, werden nur Spatenuntersuchungen lösen können. Bei der Geradlinigkeit der Limesstücke Buch—Kolbenhof, Kolbenhof—Brackwanghof, Brackwanghof—Unterböbingen muß sich ja wohl die Frage, ob nur die Palissade oder auch der vielfach in flachem Bogen verziehende Flechtwerkzaun vorhanden ist, lösen lassen[3]) und selbst wenn auf der Strecke Lorch—Pfahlbronn die Palissade den Flechtwerkzaun ganz in der alten Trace abgelöst haben sollte, läßt sich bei sorgfältiger Untersuchung seine Existenz vielleicht doch noch nachweisen, und ohne großen Aufwand wird Vorhandensein oder Fehlen eines trajanischen Erdkastells bei Beinstein nachgewiesen werden können. Geradezu lösen müssen aber wird die Spatenuntersuchung — das möchte ich in diesem Zusammenhang hier vorwegnehmen — eine für die ganze Chronologie des Limessystems entscheidende Frage. Ist nämlich die Strecke Lorch—Pfahlbronn—Haghof wirklich älter als die Linie Miltenberg—Haghof und nicht bloß, wie ich oben fragend angedeutet habe, wegen ihres Charakters als Anschlußgelenk, das sowieso von der geraden Linie absehen mußte, abweichend konstruiert, und ist tatsächlich die Linie Miltenberg—Haghof nachhadrianisch, so muß die Palissade westlich des Haghofs nachgewiesen werden können. Eine hadrianische Palissadenlinie mit dem bekannten Prinzip der Geradlinigkeit kann auf dem schmalen Plateau dort oben gar nicht anders verlaufen sein, als mit

[1]) De Caesaribus XIII, 4. — [2]) LXXII, 2, Schluß. — [3]) Die Tatsache, daß beim Brackwanghof ein Blockhaus der für den rätischen Limes der älteren Zeit typischen Form außerhalb der Mauer lag (Jahresber. 1902, 115), läßt auf eine bejahende Antwort schließen.

Digitized by Google

dem Straßenzug Haghof—Breitenfürst—Bauschen und muß unmittelbar südlich Breitenfürst [1]), sowie an der geraden Strecke bei Bauschen — vom Haghof bis zu deren Ende sind es 4,5 km — gefaßt werden können [2]). Wird sie dort tatsächlich gefunden, so mag man auf die voraussichtlich sehr schwer zu findende weitere Fortsetzung ruhig verzichten, bis ein freundlicher Zufall sie zutage bringt; denn dann ist jedenfalls die nachhadrianische Entstehung der Linie Haghof—Miltenberg bewiesen. Wird die Palissade aber dort oben nicht gefunden, dann werden meine nachherigen Ausführungen über die vielleicht doch hadrianische Entstehung jener Strecke das Meiste von ihrem jetzt, wie ich mir wohl bewußt bin, sehr hypothetischen Charakter verlieren.

Damit ist die Darstellung bei Hadrian angelangt, dem unermüdlichen Wanderer und Inspizienten und Neuorganisator der Grenzbefestigungsbauten — „orbem Romanum circumiit. multa aedificavit" sagt Eutrop [3]) mit inhaltschwerem Lakonismus von dem Kaiser — dem Begründer eines völligen Systemwechsels in der Reichsverteidigung. Bisher war die Grenzlinie eine offene Grenzstraße gewesen mit einer durch regelmäßigen Patrouillengang sie überwachenden Vorpostenkette, die in kleinen Erdkastellen und Wachtürmen untergebracht war; der jedenfalls auf weite Strecken, wenn nicht fast überall vorhandene [4]) Flechtwerkzaun aber war, seinen Resten nach zu schließen, so leicht gewesen, daß seine Bestimmung und Wirkung mehr nur die einer ins Auge fallenden Demarkations-, als einer eigentlichen, mechanischen Sperrlinie sein konnte.

Hadrian war es nun, der vom Grundsatz des losen Grenzabschlusses zu dem der starren, mechanisch geschlossenen Grenzsperre überging. Aus dem Winter 122/23, den er in Spanien zubrachte, berichtet sein Biograph Spartian: „Damals und auch sonst häufig ließ er auf den zahlreichen Strecken, wo nicht Flußläufe, sondern Limites die Reichsgrenze gegen die Barbaren bilden, die Fernhaltung der letzteren vom Reichsboden durch eine starke Palissade bewerkstelligen, deren Pfosten wie eine mauerartige

[1]) Die moderne Straße macht durch Breitenfürst hindurch eine nördliche Ausbiegung, die erst mit Anlage des Dorfs entstanden sein kann; jenseits Breitenfürst zieht sie in der alten Richtung weiter, und eine etwaige Limeslinie muß fast mit Sicherheit auf der geraden Verbindungslinie der beiden Straßenenden südlich Breitenfürst gefunden werden. — [2]) Gerade wenn, wie Jahresber. 1902, S. 115 sagt, der Limeswall beim Haghof mit der Landstraße zusammenfällt, muß der Palissadengraben nördlich der Straße liegen und also auch, abgesehen von der Strecke hinter dem Südrand von Breitenfürst, faßbar sein. — [3]) VIII, 7, 2. Vgl. auch Dio 69, 9 καὶ πάντα τὰ φρούρια καὶ τὰ τείχη περισκοπῶν τὰ μὲν ἐς ἐπικαιροτέρους τόπους μεθίστη, τὰ δὲ ἔπαυε, τὰ δὲ προσκαθίστατο. — [4]) Eine sichere Ausnahme scheint nur die Linie nördlich der Lahn zu machen, Jahresber. 1900, S. 86. Vgl. 1901, S. 69.

Digitized by Google

Schranke tief in den Boden eingelassen und untereinander durch Querhölzer verbunden waren[1])." Nun ist ja schon seit etwa einem Jahrzehnt nachgewiesen, daß jenes geheimnisvolle Absteinungsgräbchen, das anfangs in geistreicher Weise für die eigentliche völkerrechtliche Reichsgrenze erklärt wurde, nichts anderes war, als ein Palissadengräbchen. An vielen Stellen sieht man klar, daß die „Läufer" der sogenannten „Absteinung" nichts anderes waren, als die Verkeilsteine der eingerammten Pfähle[2]), und in feuchten Wiesen stehen heute noch an zahlreichen Stellen die abgefaulten römischen Pfostenstümpfe samt ihren schwalbenschwanzartigen Einkerbungen für Querleisten. Im Wörnitztal bei Weiltingen z. B.[3]) stellt die Palissade sich dar als eine Pfahlreihe aus senkrecht gespaltenen Bäumen, die einzelnen Pfähle 35—45 cm stark und mit Zwischenräumen von nur 5 cm so in den Graben eingesetzt, daß ihre Flachseite dem Ausland, ihre Halbrundseite dem Inland zugewendet ist. Dabei sind sie 75 cm über dem Boden mit einer 10 cm tiefen und 15 cm hohen Einkerbung für horizontale Querriegel versehen. Daß die Errichtung dieser Palissade aber auch tatsächlich unter Hadrian selbst geschah, bestätigen die Grabungsbefunde, insbesondere die Scherbenfunde in den Ringgräben der mit Errichtung der Palissade vielfach (s. u.) verlassenen Holztürme durchaus[4]).

Durch diese Änderung im Charakter der Grenzlinie wurde auch ein Systemwechsel in der Truppendislokation bedingt. In den Zeiten des alten, losen Grenzabschlusses war selbstverständlich die Verteidigungslinie durchaus nicht mit der Postenlinie zusammengefallen[5]); die an der Grenze stehenden Vorpostendetachements hatten nur die Aufgabe gehabt, gegen das Feindesland hin ständig aufzuklären, etwaige Truppenansammlungen im Vorland rasch zu melden, einen stärkeren Gegner durch häufiges Frontmachen im Rückzug wenigstens aufzuhalten. Dagegen die eigentliche Verteidigung war durchaus offensiv gedacht und zu diesem Zwecke waren die geschlossenen Truppenabteilungen in größeren, meist zentral gelegenen Kastellen, wie Hofheim, Heddernheim, Okarben, Heldenbergen und Friedberg, in Bereitschaftstellung gehalten gewesen, um von hier aus gegen jeden als bedroht signalisierten oder gemeldeten Punkt vorgehen, die sich zurückziehenden Vortruppen aufnehmen, dann die Offensive ergreifen und dem wieder über die Reichsgrenze zurückgeworfenen Gegner ins eigene Land folgen, bezw. bei rechtzeitiger Meldung ihm schon vor

[1]) XII, 6. Per ea tempora et alias frequenter in plurimis locis, in quibus barbari non fluminibus, sed limitibus dividuntur, stipitibus magnis in modum muralis saepis funditus jactis atque conexis barbaros separavit. — [2]) Z. B. Limesblatt, Sp. 714. — [3]) Jahresber. 1895, S. 199. — [4]) 1899, S. 96, S. 87 und 1900, S. 86. — [5]) Sarwey, röm. Straßen S. 21 ff.

Digitized by Google

erfolgtem Einbruch mit einem energischen Gegenstoß zuvorkommen zu können. Die Bauten an der vorderen Linie waren also in dieser Periode mehr Unterkunftsräume für die Vorpostenabteilungen, als eigentliche Befestigungswerke gewesen.

Die Verstärkung der vorderen Linie aber durch ein starres, mechanisches Annäherungshindernis und ihre Umwandlung aus einer losen Vorpostenlinie in eine geschlossene Grenzsperre verlangte sinngemäß auch eine Verlegung der Verteidigung in die vorderste Linie[1]). So wurden denn auch jetzt die rückwärtigen Kastelle im ebenen Binnenland geräumt und die Truppen in einem ausgedehnten Kordon an den Limes selbst vorverlegt. Dort wurden an Stelle der kleinen Erdkastelle für die Vorpostendetachements jetzt größere Steinkastelle für die Kohorten selbst errichtet, z. B. Zugmantel, Alteburg bei Heftrich, Feldberg, Saalburg, Kapersburg u. s. f. und an Punkten zweiter Ordnung im Grenzzug auch kleinere Zwischenkastelle wie am Maisel, Heidenstock, Lochmühle, Kaisergrube u. a.[2]) eingeschoben.

Eine weitere Konsequenz dieses Systemwechsels scheint dann auf einzelnen Strecken zwar gleich, auf anderen dagegen erst ziemlich später gezogen worden zu sein. So lange die vorderste Linie nur eine lose Vorpostenkette gewesen, deren einzelne Trupps im Bedrohungsfall langsam auf ihre Gros zurückgegangen waren, war weniger die Signalverbindung der Vorposten untereinander, als vielmehr die mit den rückwärtigen größeren Truppenabteilungen von Bedeutung gewesen[3]). Seitdem die Kohorten am Limes selbst lagen, war das anders geworden und kam es hauptsächlich auf rasche Alarmierung des Grenzkordons und möglichst bequeme Signalverbindung der Grenztürme und Grenzkastelle untereinander an. Diese wurde aber zweifellos wesentlich erleichtert durch möglichste Geradlegung der einzelnen Limesstrecken und so wurde diese z. B. in der Wetterau, wie es scheint, sogleich mit Anlage der Palissade vorgenommen und gleichzeitig auch mit dem Ersatz der alten Holztürme durch massive Steinbauten verbunden[4]). Dagegen im Hochtaunus, in dessen schwierigen Bergen man offenbar noch längere Zeit auf taktisch möglichst günstigen und dem Gelände angepaßten Verzug der Grenzsperre Wert legte, wurde die Palissade zunächst noch der alten domitianischen, gut ins Gelände tracierten Holzturmlinie entlang gezogen; ebenso auf den Berghängen des Odenwalds. Einige Zeit später aber wurde dann auch im Hochtaunus zur Geradlegung der einzelnen Strecken übergegangen,

[1]) Sarwey, l. c. 31—33. — [2]) S. z. B. Kartenskizze zu Sarwey, röm. Straßen. — [3]) Auch Fabricius, Neuj.Bl. S. 76. — [4]) Jahresber. 1900, S. 86, vgl. auch Limesblatt, Sp. 723.

Digitized by Google

vor die ins Gelände geschmiegten Bogenzüge der domitianischen Linie die geraden, über Schlucht und Tal wegschneidenden Sehnen gelegt und diese dann gleichfalls mit massiven Steintürmen versehen. Warum diese Umwandlung im Odenwald vollständig unterblieb und die bekannten, unter Antoninus Pius erbauten Steintürme an der alten gewundenen Linie errichtet wurden, dazu möchte ich weiter unten eine Vermutung aussprechen.

Überblickt man diese ganze neue, von Hadrian getroffene Grenzeinrichtung, so springt ihre militärische Minderwertigkeit sowohl betreffs der Truppendislokation wie des Grenzzugs dem domitianisch-trajanischen System gegenüber in die Augen[1]). Die Verzettelung der Auxiliarkohorten entlang der langgestreckten Limeslinie, deren Tracierung dazuhin taktische Rücksichten auf die Geländegestaltung vielfach aufgegeben hatte, machte für die Römer die Konzentrierung genügender Streitkräfte im Fall einer Bedrohung ebenso schwierig, wie einen Durchbruch des Feindes bei energischem Vorstoß mit stärkeren Kräften leicht. Daß die Schuld daran nicht militärische Unfähigkeit Hadrians oder seines Generalstabs getragen haben kann, ist wohl selbstverständlich; vielmehr muß die ganze politische Lage derart gewesen sein, daß an den großen Krieg überhaupt nicht mehr gedacht wurde, sondern daß inmitten einer gesicherten Friedenszeit nur noch grenzpolizeiliche Aufgaben im kleinen zu lösen waren, wie Kontrolle des Verkehrs der Germanen über die Grenze herüber, Abwehr gelegentlicher räuberischer Streifzüge kleiner Banden und ähnliches. Was diese grenzpolizeiliche Tätigkeit im einzelnen erforderte, wird in einleuchtender Weise durch Tacitusstellen[2]) illustriert, wie jene über die Verhandlungen der Tenkterer und Agrippinenser während des Civilisaufstandes, oder durch die Notiz Dios[3]) über einzelne Bestimmungen des Kommodus gegen die Markomannen. Bei Tacitus klagen die tenkterischen Gesandten: „Bis zum heutigen Tag hatten die Römer Fluß und Land und sozusagen sogar den Himmel mit Brettern vernagelt, so daß sie uns jede Unterhaltung, jeden Annäherungsversuch unmöglich machten oder daß wir — und das ist für Männer, denen das Waffenhandwerk angeboren ist, eigentlich ein noch größerer Schimpf — nur waffenlos und halb nackt unter Bedeckung und gegen Sportel Einlaß zu ihnen fanden" und verlangen Aufhebung all dieser Beschränkungen[2]). Die Agrippinenser aber versprechen zwar Zollerleichterungen u. dgl., dagegen unkontrollierte Grenz-

[1]) Jahresber. 1900, S. 86. — [2]) Sarwey, l. c. 32 f. — [3]) Hist. IV, 64: nam ad hunc diem flumina ac terras et caelum quodammodo ipsum clauserant Romani, ut conloquia congressusque nostros arcerent, vel, quod contumeliosius est viris ad arma natis, inermes ac prope nudi sub custode et pretio coiremus.

Digitized by Google

überschreitung wollen auch sie bloß bei Tag und ohne Waffen[1]) gestatten. Dio aber erzählt von Zusatzbestimmungen zu dem Friedensvertrag mit den Markomannen[2]), laut denen stärkere Ansammlungen der Germanen öfter und an verschiedenen Stellen im Land herum untersagt und nur einmalige Zusammenkünfte in jedem Monat, an einem bestimmten Ort und in Anwesenheit eines römischen Centurio vorgeschrieben waren.

Derartige Zwecke verfolgte offenbar die Hadrianische Grenzorganisation ausschließlich und wenn Tacitus von dem Verkehr mit den Hermunduren, die passim sine custode transeunt, schon im Jahr 98 weiter sagt et cum ceteris gentibus arma modo castraque nostra ostendamus, his domos villasque patefecimus, so trifft dieses arma castraque „ostendere" seit Hadrian in verstärktem Maße zu. Tatsächlich herrschte aber auch im allgemeinen eine solche Friedenszeit unter Hadrian: Pacem tamen omni imperii sui tempore habuit, semel tantum per praesidem dimicavit[3]), rühmt Eutrop von ihm[4]) und im selben Sinne bezeichnet es Dio[5]) als eine Wirkung seiner militärischen Reformen und Neuorganisationen: Καὶ διὰ τοῦτο καὶ μάλιστα ἐν εἰρήνῃ τὸ πλεῖστον πρὸς τοὺς ἀλλοφύλους διεγένετο. τήν τε γὰρ παρασκευὴν αὐτοῦ ἑρῶντες ... οὐδὲν ἐνεόχμωσαν. Die beste Bestätigung für das Vorhandensein derartiger Zustände an der Germanengrenze bietet die mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit von Hadrian vorgenommene Reduktion der regulären schweren Infanterie der beiden germanischen Heere, die Verminderung der Legionen um die volle Hälfte[6]) von zusammen 8 auf zusammen 4 Legionen, in deren Folge in Untergermanien nur noch die I Minervia und die XXX Ulpia, in Obergermanien die VIII Augusta und die XXII Primigenia PF verblieben.

So stimmen, soweit wir sie zu erkennen vermögen, die äußeren Verhältnisse mit dem inneren Charakter des neuen hadrianischen Grenzverteidigungssystems mit seiner Kordonstellung der Truppen und seiner Geradlinigkeit der einzelnen Grenzstrecken, wie es vom Rhein bis zur Donau, am obergermanischen wie am rätischen Limes einheitlich durchgeführt wurde, vollständig überein. Fraglich ist nur, da wir auf der Ostfront zwischen Main und Remstal zwei Palissadenlinien haben, die kürzere

[1]) Hist. IV, 65: Sint transitus incustoditi, sed diurni, et inermes. — [2]) 72, 2: προσεπέταξε μέντοι σφίσιν ἵνα μήτε πολλάκις μήτε πολλαχοῦ τῆς χώρας ἀθροίζωνται, ἀλλ' ἅπαξ ἐν ἑκάστῳ μηνὶ καὶ ἐς τόπον ἕνα, ἑκατοντάρχου τινὸς Ῥωμαίου παρόντος, wobei das unbestimmte τῆς χώρας kaum, wie Müllenhoff will (D. A. IV, 476), vom römischen, sondern von ihrem eigenen Gebiet zu verstehen sein wird. — [3]) Es ist wohl der Aufstand des Barchochba gemeint. — [4]) VIII, 7, 2. — [5]) 69, 9, 5. — [6]) Mommsen, R. G. V, 133 u. 144. Vgl. auch Sarwey, l. c. S. 32.

Digitized by Google

Odenwaldlinie mit ihrer Fortsetzung durch die Flußgrenze des Neckars bis Cannstatt, und die etwas längere Linie Miltenberg-Haghof mit Anschluß in Lorch, — welche von diesen beiden zu Hadrians Zeiten die vordere war?

Soweit zunächst allgemeine Erwägungen in Betracht kommen, sollte man nach meiner Meinung unbedingt erwarten, daß die vordere Linie Miltenberg—Lorch die wahre hadrianische Linie sei. Denn ist die Geradlinigkeit ein offenkundiges Prinzip der hadrianischen Grenzführung und zwar so ausgesprochen, daß sie nach einigem Zögern auch im schwierigen Berggelände des Taunus durchgeführt wurde, daß sie z. B. auch unter den keineswegs unbedrohlichen Verhältnissen Britanniens an der südlichen, in Wirklichkeit allein von Hadrian herrührenden Rasenwalllinie des Hadrianswalls unbekümmert um etwaige Überhöhung und sonstwie militärisch ungünstigen Zug der Linie durchgeführt wurde[1]), so liegt es doch am nächsten, daß diejenige obergermanische Strecke, auf der dieser Grundsatz am grundsätzlichsten zur Anwendung gelangte, auch wirklich von Trajan herrührt, um so mehr als auf der anderen, der Odenwaldstrecke, die doch zweifellos zu allen Zeiten weniger bedroht war als die Taunuslinien, die Geradlinigkeit gar nicht, auch nachträglich nicht, durchgeführt wurde. Zur gleichen Annahme führt auch die weitere Überlegung, daß es entschieden auffallend wäre, wenn 20—30 Jahre nach der hadrianischen Neuordnung der Limesanlage noch ganz genau dasselbe Fortifikationsmittel, die Palissade, noch ganz genau derselbe Grundsatz der Geradlinigkeit angewendet worden wäre. Denn daß dieser Grundsatz nicht etwa in der römischen Grenzführung seit Hadrian ein stehender geworden ist, beweist am besten der Antoninuswall zwischen Clyde und Forth etwa aus dem Jahr 143, der nach Krüger[1]) keineswegs geradlinig und mit hadrianischer Gleichgültigkeit gegen taktische Ausnützung des Terrains, sondern auf dem Höhenkamm entlang stets mit Aussicht auf die vorliegenden Nordabhänge, also mit voller Berücksichtigung des Geländes gezogen ist.

[1]) Emil Krüger, Die Limesanlagen im nördlichen England, Bonner Jahrb., Heft 110 (1903), hat gezeigt, daß die bekannten zwei Linien des Hadrianswalls nicht etwa als zwei gleichzeitig nach Nord und Süd Front machende, sich gegenseitig den Rücken deckende Anlagen zu betrachten sind, sondern daß allein die südliche Walllinie die ursprüngliche Hadriansanlage ist, die vermutlich Septimius Severus nach Aufgabe der antoninischen Clyde-Forthlinie durch einen zweiten Wall ersetzte, der ihr kurz nördlich vorgelegt wurde, im allgemeinen parallel mit ihr verlaufend, nur im Gebirge vielfach stark von der hadrianischen geradlinigen, das Gelände nicht berücksichtigenden Trace weg nach Norden ausbiegend, um die beherrschenden Felshöhen aufzusuchen. Erst einer dritten Periode würde dann nach Krüger der Ausbau dieses Septimiuswalls in Stein angehören.

Digitized by Google

Die vollständige Gleichartigkeit der Palissade und ihrer Tracierung an der Linie Miltenberg—Haghof macht Gleichzeitigkeit mit den übrigen hadrianischen Linien zum voraus wahrscheinlich.

Vor allem aber paßt dieser auffallende, gewaltsame Grenzabschluß, der entschieden aussieht, als ob hier mit dem geraden Federstrich eines Gewaltigen auf der Landkarte allem weiteren Vorwärtsgreifen ins Unbestimmte endgültig ein Ziel gesetzt werden sollte, ausgezeichnet zu dem ganzen defensiven Charakter der hadrianischen auswärtigen Politik im Gegensatz zu der chauvinistischen Eroberpolitik Trajans. Adeptus imperium ad priscum se statim morem instituit et tenendae per orbem terrarum paci operam intendit, sagt Spartian in seiner Vita[1]). Tatsächlich gab Hadrian sofort nach seiner Tronbesteigung die großen orientalischen Eroberungen seines Vorgängers auf und kehrte mit Räumung der drei neuen Provinzen Assyrien, Mesopotamien, Armenien zu der natürlichen Flußgrenze des Euphrat zurück[2]). Er gab ebenso auch das nördlichste Britannien auf und nahm die Grenze von der Kastelllinie des Agricola zwischen Clyde und Forth zu der von ihm neuerbauten Linie Bowneß—Wallsend zwischen Solway Frith und Tynemündung zurück. Ja, Hadrian hätte gerne auch an der unteren Donau die natürliche Stromgrenze wiederhergestellt und auch Dacien aufgegeben[3]), hätte das nicht die starke Kolonisation des Landes durch römische Bürger, die man nicht ihrem Schicksal überlassen konnte, unmöglich gemacht.

Natürlich tat er das alles nicht, wie Eutrop meint, aus Neid auf Trajans Ruhm, sondern unter dem Zwang klar erkannter politischer Notwendigkeit: omnia trans Eufraten ac Tigrim reliquit exemplo, ut dicebat, Catonis, qui Macedonas liberos pronuntiavit, quia tueri non poterant, fährt Spartian fort, nachdem er die in allen Weltteilen mit Trajans Tod losgebrochenen Unruhen kurz aufgezählt hat[4]). Hadrian hat ihnen allen freilich rasch ein Ende gemacht, zum Teil mit Gewalt, zum nicht unbeträchtlichen Teil aber auch durch die klügere Seite der Tapferkeit, durch Vorsicht und rechtzeitige weise Einschränkung, und nicht zuletzt auch durch ein Mittel, zu dem die Großmächte in den Kolonien auch heute nicht selten greifen: durch Pensionszahlung an unbequeme

[1]) 5, 1. — [2]) Eutrop VIII, 6, 2: Trajani gloriae invidens statim provincias tres reliquit, quas Trajanus addiderat, et de Assyria Mesopotamia Armenia revocavit exercitus ac finem imperii esse voluit Euphraten. — [3]) ibid. — [4]) 5, 2: Nam deficientibus is nationibus, quas Trajanus subegerat, Mauri lacessebant, Sarmatae bellum inferebant, Britanni teneri sub Romana ditione non poterant, Aegyptus seditionibus urgebatur, Libya denique ac Palaestina rebelles animos efferebant.

Digitized by Google

Häuptlinge. Pseudovictor, Epitome 14, 10 berichtet: A regibus multis pace occultis muneribus impetrata, jactabat palam plus se otio adeptum, quam armis ceteros. Auch Spartian gibt dasselbe zu mit dem Satze[1]): Regibus multis plurimum detulit, a plerisque vero etiam pacem redemit; und mit leichter Wendung läßt schon Dio die Bemerkung einfließen, daß die Barbaren sich unter Hadrian ruhig verhalten hätten προσέτι καὶ χρήματα λαμβάνοντες[2]). Eine derartige Subsidienzahlung an Barbarenfürsten aber läßt damals so wenig wie heute etwa auf Verächtlichkeit und Schwäche der Reichsgewalt schließen, sondern im hadrianischen Fall speziell nur auf zu große Ausdehnung der Reichsgrenze.

Das Reich war offenbar mit Trajans Tod auf dem gefährlichen Scheitelpunkt angelangt, wo aufsteigender und absteigender Ast sich berühren. Der Koloß muß aufhören die Nachbarn zu verschlingen, weil er sie nicht mehr verdauen kann. Noch meint er vielleicht selbst, es sei nur Gefälligkeit, wenn er sie nicht verschlucke; in Wirklichkeit ist es schon Mangel an Kraft. Noch ist das Mißverhältnis zwischen den Machtmitteln des Riesen und der Zwerge um ihn her ein so gewaltiges, daß er zunächst noch, ohne eine Einbuße an Prestige befürchten zu müssen, zu dem wenig heldenhaften Mittel jener Pensionszahlungen greifen kann. Noch glaubt er selbst und glaubt vielleicht auch noch einige Zeit lang die Welt, es sei nur Gnade von ihm, wenn er die anderen in Ruhe läßt; in Wahrheit ist er schon froh, wenn er in Ruhe gelassen wird und hütet sich deswegen sehr, die anderen zu reizen. Das dauert dann so einige Jahrzehnte, bis infolge der Regungslosigkeit des Kolosses der furchtsame Respekt der Umgebung verfliegt und sie die Brüchigkeit der tönernen Füße desselben erkennend ihn in Trümmer wirft. In den Anfang dieses Entwicklungsstadiums aber ist das römische Reich mit Hadrian getreten: Unter Trajan hatte der Reichskoloß seine gewaltigste Ausdehnung erreicht, und stand nun in solcher Größe da, daß er, ohne sich etwas zu vergeben, in Ost und West weite Provinzen wieder aufgeben konnte. Noch ist er so stark, daß aus bloßer Scheu vor des Riesen Rüstung niemand sich zu rühren wagt; daß er die Linien seiner Grenzpolizei mit souveräner Verachtung aller taktischen Regeln ziehen kann. Aber schon haben diese starren Grenzsperren ein doppeltes Gesicht: sie wehren nicht bloß feindlichen Einbruch ab, sondern sie sprechen auch den deutlichen Verzicht auf offensive Überschreitung der festgelegten Linie aus und sehr fein sagt Dio an der schon mehrfach bruchstückweise angeführten Stelle[3]) über das friedliche Verhalten der Barbaren: τήν τε γὰρ παρασ-

[1]) 17, 11, vgl. auch 21, 13. — [2]) 69, 9, 5. — [3]) ibid.

Digitized by Google

κενὴν αὐτοῦ ὁρῶντες, καὶ μήτε τι ἀδικούμενοι καὶ προσέτι καὶ χρήματα λαμβάνοντες, οὐδὲν ἐνεόχλωσαν.

In diesem imposanten Äußeren der Grenzeinrichtung, wie in der peinlichen Vermeidung jedes Übergriffs, wobei sogar durch Geldzahlungen der Zufriedenheit der Barbaren noch nachgeholfen wurde, liegt die ganze Signatur der hadrianischen Grenzorganisation: überlegene Kraftentfaltung und Kraftbewußtsein auf der einen, vorsichtiger politischer Verzicht und Defensive um jeden „Preis" auf der anderen Seite. In keine andere politische Stimmung aber paßt die vordere Linie Miltenberg—Lorch so gut hinein wie in diese. Schon Antoninus Pius, trotz seiner sonstigen Friedlichkeit, hat sich wieder der Illusion hingegeben, das Reich sei noch ausdehnungsfähig und hat in Nordbritannien wieder bis in die Gegend der Agrikolalinie vorgegriffen, hat dafür freilich seine Linie auch wieder nach streng militärischen Gesichtspunkten in das Gelände traciert[1]). Unter Hadrian aber ist genau derjenige historische Moment, wo die Reichsregierung einerseits noch im Vollbewußtsein ihrer Unangreifbarkeit den wirklichen großen Krieg noch gänzlich außer Berechnung stellen, ihre Limeslinien bloß für die Grenzpolizei einrichten und im Gefühl ihrer gewaltigen Überlegenheit jede taktische Rücksicht beiseite lassen konnte bis zu der militärischen Ungeheuerlichkeit der 80 km langen schnurgeraden Linie über Berg und Tal zwischen Walldürn und Haghof; wo sie aber andererseits auch die Notwendigkeit der Selbstbeschränkung des Reiches auf das bisher Erreichte mit Klarheit erkannte und dieser Einsicht durch die erheblichsten Opfer in Ost und West deutlichen Ausdruck gab. Genau im gleichen Sinne handelte sie in Germanien. Seit mehr als einem halben Jahrhundert hatte man alle paar Jahre ein neues Stück Germanien eingesackt: zuerst die südliche Schwarzwaldecke samt Baar und Hegäu; dann das Taunusgebiet und das Main-Neckarland; weiter das nord-donauische Rätien bis zum Hesselberg hinauf; seitdem war zweifellos auch die Neckarlinie längst wieder durch römische Kolonisation wie römische Waffen überschritten[2]) und wenn sich das noch einige Zeit fortsetzte, so schmolz fast mit Notwendigkeit der Mainlimes mit dem rätischen etwa in der nordwestlichen Fortsetzung der Linie Eining-Gunzenhausen über die Hochfläche hinter der Altmühl und Tauber zusammen. Diese Linie aber

[1]) Trotzdem hat schon Septimius Severus sie wieder aufgegeben, s. S. 234, Anm. 1. Die auf den Wall bezüglichen Stellen lauten Paus. 8, 43, 4: ἀπετέμετο δὲ (ὁ Ἀντωνῖνος) καὶ τῶν ἐν Βριττανίᾳ Βριγάντων τὴν πολλήν, ὅτι ἐπεσβαίνειν καὶ οὗτοι σὺν ὅπλοις ἤρξαν ἐς τὴν Γενουνίαν μοῖραν ὑπηκόους Ῥωμαίων, und Capitolinus, Antoninus Pius 5, 4: Britannos per Lollium Urbicum vicit legatum, alio muro cespiticio summotis barbaris ducto. — [2]) Fabricius, Neuj.Bl. S. 69.

Digitized by Google

würde eine neue Ausdehnung gegen Regnitz und Obermain hin zur unvermeidlichen Folge gehabt haben. Eine solche aber mit ihren großgermanischen Konsequenzen wollte Hadrians politischer Weitblick unter allen Umständen vermeiden und deswegen wurde von ihm die vordere Linie ebensowohl als Symbol der Kraft wie der Schwäche, ebensowohl als drohendes Fronthindernis für die Feinde, wie als resignierte Maximalausdehnungsgrenze für die Römer gezogen, gezogen mit ihrer den Feind verachtenden Geradlinigkeit und doch in einer lediglich defensiven Trace, die mit Verzicht auf jede Bedrohung des Mainquellgebiets sich damit begnügte, durch rechtwinklige Zusammenfügung der beiden Limesäste den Vorteil der wechselseitigen Flankierung für die Verteidigung zu erreichen [1]).

Selbstverständlich kommt solchen allgemeinen Erwägungen keine unmittelbare, positive Beweiskraft zu, aber bei der fast erdrückenden Masse vereinzelter Ergebnisse der Limesarbeiten ist es da und dort vielleicht ratsam sich zu fragen, ob solche allgemeine Überlegungen nicht doch Richtlinien für die Anordnung des gewaltigen Materials geben können; namentlich dann, wenn auch positive Fundtatsachen vorhanden sind, die nach derselben Richtung weisen. Solche scheinen mir aber für Hadrian als Schöpfer der vorderen Linie in ziemlicher Zahl und Bedeutung vorhanden zu sein.

Ich denke dabei nicht an die bekannten cenae von Waldmühlbach und Murrhardt, Grabsteine mit der Abbildung eines „Totenmals", die man in den großen rheinischen Zentralgarnisonen nicht über die Zeit von 120 n. Chr. Geb. hinunter datieren kann [2]), und von denen am Limes selbst ein frühes Beispiel das Stück von Obernburg ist, das sowohl dem Schriftcharakter wie dem großen Reichtum seiner Ausstattung nach von Hübner und Hammeran nahe an das Jahr 100 heraufgerückt wird. Denn für die beiden Exemplare der vordersten Linie mag ja immerhin gelten, was man gewöhnlich zu sagen pflegt, daß, ähnlich wie heute in der Provinz und auf dem Land mancher Ladenhüter einer in der Großstadt bereits abgetanen Mode noch als angebliche Neuheit abgesetzt wird, so auch im Altertum die Technik in den Grenzprovinzen mannigfach hinter der der größeren rückwärtigen Kulturzentra zurückblieb.

Dagegen scheint mir diese Erklärung nicht anwendbar auf die Ergebnisse der Scherbenvergleichung, die sowohl für die Räumung der

[1]) Kallée, das rätisch-obergerman. Kriegstheater der Römer. Württ. Vierteljahrshefte 1888, S. 119. — [2]) Vgl. Conradi, Westd. Zeitschr. IX (1890), die neuesten Funde aus Obernburg. Urlichs, Bonner Jahrb. IX, S. 129 f. und XXXVI, S. 94. Westd. Zeitschr. XV, Taf. IX, 1. Schumacher, N. Heidelb. Jahrb. VIII, S. 121. Fabricius, ein Limesproblem, S. 12.

Digitized by Google

Neckarlinie wie für die Errichtung der vorderen Linie etwa auf die letzte Zeit Hadrians hinweisen. Schumacher im Limeswerk bei Neckarburken—West[1]) weist darauf hin, daß die Formen der gewöhnlichen Tongefäße, Urnen, Krügchen, vielfach erinnernd an die von Neuenheim, insgesamt in das Ende des ersten und den Anfang des zweiten Jahrhunderts weisen. Wenn ganz vereinzelte Scherben noch über die Mitte des zweiten Jahrhunderts hinunterreichen, so hängt dies nach Schumacher damit zusammen, daß jedenfalls einzelne Gebäude des Kastells auch nach Abzug der Kohorte noch in Benützung blieben, von seiten der Militärverwaltung oder der Zivilbevölkerung. Sonst aber ist die Trennung der Scherbenmasse von West- und Ostkastell (letzteres stammt mit größter Wahrscheinlichkeit samt den anderen Brittonenbauten aus dem Jahr 145/146 n. Chr. Geb.) eine so scharfe und reinliche, daß Schumacher überzeugt ist, die Kohorte müsse gleichzeitig mit dem Eintreffen des Brittonennumerus an die vordere Linie verlegt worden sein; also, da dieser vielleicht auch wie die übrigen Brittonennumeri vor dem Bau des Steinkastells noch einige Zeit in einem Erdkastell untergebracht war, jedenfalls um 140 herum. Ähnlich gleichen nach dem Limeswerk[2]) die Gefäßformen des Wimpfener Kastells durchaus den älteren von Neckarburken—West und Oberscheidental, und kommen in dem Ostkastell von Neckarburken nur noch ganz ausnahmsweise vor. Mit anderen Worten, die Scherbenmasse von Neckarburken—West, Wimpfen und Oberscheidental schließt ganz einheitlich rund um 140 n. Chr. Geb. ab als Beweis für die Räumung der Kastelle der Main—Neckarlinie in dieser Zeit, und daß hier ältere Formen gerade nicht länger fortdauern, beweist der fast völlig neue Typus der Scherbenmasse des frühantoninischen Neckarburken—Ost.

Wie aber Schumachers Ergebnisse im Limeswerk die späteste Räumungszeit der Main—Neckarlinie auf rund 140 n. Chr. Geb. bestimmen, so hat er in seiner schon mehrfach zitierten Abhandlung „Zur römischen Keramik und Geschichte Südwestdeutschlands“[3]) bewiesen, daß auch umgekehrt die Besiedlung der vorderen Linie nicht später fallen kann, als mindestens noch in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts, wahrscheinlich mit der engeren Beschränkung auf die hadrianische Zeit. Dafür sprechen nach Schumachers Ausführungen einmal die älteren Gefäßreste mit Schachbrettmuster von Osterburken, Jagsthausen und Öhringen[4]), ferner diejenigen Scherben von Osterburken und Öhringen, welche bei Urnen horizontalen und aufwärts gezogenen Rand zeigen.

[1]) O.M. V. Lief. 9, S. 26. — [2]) O.M. V. Lief. 13, Wimpfen, S. 12. — [3]) N. Heidelb. Jahrb. VIII (1898), S. 122. — [4]) Vgl. z. B. O.M. V. Lief. 5, Öhringen, S. 24.

Digitized by Google

Denn diese geradlinigen oder aufwärts gezogenen Randprofile weichen nach Schumacher unter den Antoninen dem herzförmigen Profil, wie die zahlreichen Scherben von Neckarburken—Ost beweisen. Also auch hier dieselbe Erscheinung: Kein Fortdauern aus der Mode gekommener Formen in Neckarburken—Ost[1]), sondern vielmehr Einsetzen eines ganz neuen Gefäßtypus, der die Feststellung ermöglicht, daß die ältesten Scherbenfunde der vorderen Linie ausgesprochen und deutlich älter sind, als der Gesamttypus des frühantoninischen Neckarburken—Ost; mit anderen Worten, daß die Beziehung der vorderen Linie jedenfalls ganz nah an, wenn nicht in hadrianische Zeit zurückreicht.

Dasselbe bestätigen die Töpfernamen: In Osterburken[2]) tritt noch derselbe Tocca auf, der in dem unter Domitian schon wieder eingedeckten Erdlagergraben von Heldenbergen gefunden wurde, vereinigt mit den Namen Avitus, Marinus, Cerialis und Vimpus, gerade wie in dem doch unzweifelhaft hadrianischen Großkrotzenburg[3]); daneben stehen die gleichfalls noch mehr in die ersten Jahrzehnte des zweiten Jahrhunderts weisenden Namen Reginus, Cobnertus u. a. Ähnlich tritt auch in Öhringen[4]) noch der altertümliche Tocca auf und neben ihm Marinus, Cerialis und Cobnertus; und die springende Löwin auf der Sigillataschüssel von Walldürn[5]) ist nah verwandt mit der von Knorr, Taf. XVII, 1, die vermutlich gallisches Fabrikat, also nach Walldürn jedenfalls vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts gekommen ist, seit welcher die Fabriken von Rheinzabern den obergermanischen Markt völlig beherrschen. Das alles zusammen gibt entschieden den Gesamteindruck, daß spätestens um 140 n. Chr. Geb. herum die Verlegung der Main—Neckarlinie in die vorderste Linie stattgefunden hat, wobei dann die Anordnung der Maßregel und die Vorarbeiten für dieselbe noch in die letzten Jahre Hadrians fallen müßten.

Aber freilich, neben diesen triftigen Gründen für späthadrianische Zeit der vordersten Linie stehen auch scheinbar nicht minder triftige gegen diese Annahme.

Einmal scheint durch zwei inschriftlich fixierte Data ein ganz fester Rahmen gegeben zu sein, innerhalb dessen die Verlegung der Kohorten

[1]) Fabricius, Ein Limesproblem, S. 12 M. sagt: „Hinsichtlich der vereinzelten, anscheinend älteren Scherben aus Öhringen und Jagsthausen muß man gleichfalls das Urteil korrigieren" und annehmen, „daß hier in der Keramik einzelne Typen länger als im linksrheinischen Gebiet im Gebrauch geblieben sind". Dieser Schluß scheint mir ebendeshalb unmöglich, weil er an dem genau datierten Neckarburken-Ost sich nachprüfen läßt, wo eben diese angeblich länger dauernden Formen nicht vorkommen. — [2]) O.R. L., Lief. 2, S. 41. — [3]) O.R. L. Lief. 20, Großkrotzenburg, S. 17 u. 33. — [4]) O.R. L. Lief. 5, Öhringen, S. 25. — [5]) O.R. L. Lief. 21, Walldürn, Taf. III, 1.

Digitized by Google

stattgefunden haben müßte. Im Kastell Böckingen nämlich an der Neckarlinie sind zwei Altäre aus dem Konsulat des Torquatus und Julianus = 148 n. Chr. Geb. gefunden; der eine ein Fortunaaltar[1]): Fortunae respicienti sac(rum). Nasellius Proclianus, c(enturio) leg(ionis) VIII Aug(ustae), praepositus chor(tis) I Helvetiorum, Torquato et Juliano cos. v. s. l. l. m. — der andere ein Altar des Apollo Pythius von demselben Nasellius Proclianus gewidmet, der sich hier nur einfach als Centurio der VIII. augustischen Legion bezeichnet ohne Angabe seiner speziellen Präpositusscharge. Mindestens durch den ersten der beiden Altäre scheint also mit Sicherheit festgestellt, daß die I. Helvetierkohorte im Jahr 148 noch in Böckingen an der hinteren Linie lag, daß also die Neckarlinie damals wohl überhaupt noch von allen Kohorten bezogen, die vordere noch gar nicht eingerichtet war. Andererseits ist in Jagsthausen an der vordersten Linie eine Inschriftplatte[2]) gefunden: [Imp. Caes. divi Had]riani [fil(io)], divi Trai(ani) Parthici nep(oti), divi Nervae pronep(oti) [T(ito) Aelio Hadriano Antonino Aug(usto) Pio . . . also eine Widmung an Antoninus Pius, die ja wohl vor dessen Tod, also vor März 161 n. Chr. Geb. gesetzt worden sein muß. So wäre demnach für die Entstehung der Linie Miltenberg—Lorch der feste Rahmen von 148 – 161 gegeben und der mutmaßlich wahrscheinlichste Zeitansatz wäre die Mitte des Zwischenraums, 155 n. Chr. Geb.[3]).

Außerdem aber ist, abgesehen von dem schon oben erwähnten, die Frage komplizierenden Vorhandensein der Palissade auch an der Odenwaldlinie, die Erbauung von 4 der steinernen Wachttürme des Odenwalds durch die Brittones Triputienses inschriftlich auf 145 und 146 n. Chr. Geb. festgestellt[4]), und mit größter Wahrscheinlichkeit im gleichen Jahr, jedenfalls nicht früher, haben die Brittones Elantienses das Ostkastell von Neckarburken und das kleine Zwischenkastell Trienz vollendet[5]). Also wiederum scheinbar gewichtige Zeugnisse dafür, daß die Main-Neckarlinie damals noch voll bezogen, ja sogar — fast etwas zuviel des Guten —, daß sie zu einem beträchtlichen Teil erst damals in Stein ausgebaut wurde.

Wie steht es nun mit diesen Zeugnissen? Zunächst einmal will es mir scheinen, als ob der Nasellinsstein die Anwesenheit des Nasellius und seiner Helvetierkohorte in Böckingen zur Zeit der Dedizierung des Altars gar nicht sicher bewiese. Ritterling[6]) hat — was auch sonst für die Beurteilung des hadrianischen Systems von Interesse ist — gezeigt,

[1]) Haug-Sixt 368, s. auch 369. 370. — [2]) ibid. 449. — [3]) So Fabricius, Limesproblem, S. 12. — [4]) Die Belege sind zusammengestellt Limesproblem, S. 6, Anm. 4. — [5]) ibid. S. 7, Anm. 1 und S. 15. — [6]) Bonner Jahrb. Heft 107, S. 123 ff.

Digitized by Google

daß die Truppenzersplitterung der neuen Grenzorganisation, namentlich auch für den inneren Dienst und die Truppenausbildung, Verpflegung u. s. f., nicht ganz so groß war, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Denn nicht jeder einzelne Kastellkommandant für sich war völlig selbständig, etwa nur dem Oberkommando unterstellt, sondern es waren vielmehr Limesabschnitte — limites — in der Weise gebildet, daß jeder Abschnitt eine Gruppe von Kastellen unter dem Kommando des rangältesten Offiziers[1]) umfaßte. Der Titel dieser Abschnittskommandanten, praepositus limitis, ist zwar nur aus Afrika bezeugt; die Einrichtung selbst aber muß auch an anderen Grenzen vorhanden gewesen sein[2]). Als Beispiel führt Ritterling eine Inschrift vom dacischen Verteidigungssystem an, das mit dem germanischen so vielfach verwandt ist, CIL III, 1343, laut welcher einem Alenpräfekten in Micia neben seiner Schwadron 3 Kohorten, worunter eine miliaria, und mehrere Numeri, zusammen drei- bis viertausend Mann und bis auf etliche 70 km dislociert, unterstellt sind und gemeinsam eine Dedikation im Alenkastell von Micia vornehmen. Dieser Alenpräfekt wäre also in der Sprache der Notitia Dignitatum als Praepositus Limitis Miciensis zu bezeichnen. Auf einem dem Deus Mercurius und der Fortuna Redux geweihten Altar · CIL III 5938 aus Untersaal bei Abach bezeichnet sich ähnlich ein gewisser M. Vir(ius) Marcellus, dec(urio) al(ae) I F(laviae) S(ingularium) A(ntoninianae), s(ingularis) co(n)s(ularis) als P.P. K. III = praepositus castris ternis. Das für unseren Böckinger Fall aber bezeichnendste Beispiel stammt aus England CIL VII, 273, wo der Präfekt der Ala Vettonum von Vinovia das Kastellbad der in dem benachbarten Lavatrae garnisonierenden cohors I Thracum wiederaufbauen läßt. Die Kohorte unterstand dem Alenpräfekten als ihrem Abschnittskommandanten. Nun ist ja freilich Nasellius nur ein zum Hauptquartier abkommandierter Centurio, der in außerordentlichem Kommando verwendet ist, deshalb auch nur den Titel praepositus, nicht praefectus cohortis führt. Er wird also wohl, obgleich seine Kohorte vermutlich eine equitata war[3]), kaum als Rangältester eines ganzen Limesabschnitts in Betracht kommen können. Aber auch ohne diese umfassendere Charge ist der Kohortenkommandant von

[1]) Die Rangordnung war zweifellos praefectus alae, tribunus oder praefectus cohortis miliariae, praefectus cohortis quingenariae, praepositus numeri. — [2]) Demnach wäre z. B. am ratischen Limes der Präfekt der Aalener Ala Abschnittskommandant über die Kohortenkastelle Buch, Unterböbingen, Schierenhof gewesen. — [3]) Wie man daraus schließen möchte, daß ihre Vorgängerin in Böckingen, die cohors V Delmatarum, einen Campestres-Altar gesetzt hat, Haug-Sixt 373 und O.R. v. Lief. 10, Böckingen, S. 14.

Digitized by Google

Öhringen unter allen Umständen Vorgesetzter des seiner Kohorte attachierten Numerus[1]) und genau so gut wie der Alenpräfekt von Vinovia das Kastellbad von Lavaträ wieder aufbauen läßt, genau ebenso gut kann der Präpositus der Öhringer Helvetierkohorte in das Kastellbad von Böckingen[2]) einen Fortunaaltar stiften. Ja, man möchte fast versucht sein, noch einen Schritt weiter zu gehen und in der Inschrift selbst geradezu eine Andeutung davon zu sehen, daß Rasellius gar nicht mehr in Böckingen stand, sondern daß er von der neuen, vermutlich noch ziemlich unbequemen und sehr dienstreichen Garnison der vorderen Linie mit einem gewissen Heimweh nicht der Fortuna balinearis oder salutaris oder sonst einer ihrer unzähligen Ausprägungen, sondern gerade derjenigen Glücksgöttin seinen Altar weihte, die — im Gegensatz zur Fortuna praesens — auf das frühere Leben des Menschen zurückblickt[3]).

[1]) Tomaszewski, Westd. Zeitschr. XIV, S. 32, N. 137. — [2]) Im Kastellbad wird er, wie so häufig die Fortunaaltäre (vgl. Haug-Sixt 376), gestanden haben, vgl. auch Fabricius, Limesproblem, S. 7. — [3]) So ist das respiciens sicher zu übersetzen, vgl. auch O.R. v. Lief. 10, Böckingen, S. 13. — Haug-Sixt wollen es zwar von der „Rücksicht nehmenden", freundlichen Glücksgöttin verstehen und meinen, der Gegensatz zu der Fortuna praesens sei erst ein später und künstlicher; und es ist richtig, daß die Fortuna respiciens ursprünglich vielleicht bloß diese allgemeine Bedeutung gehabt hat. Cic. de Leg. II, 11, 28 sagt: Fortunaque sit vel Hujusce Diei, nam valet in omnes dies, vel Respiciens, ad opem ferendam, vel Fors, in quo incerti casus significantur magis . . etc. Aber schon Plutarch, De Fort. Ro. X übersetzt das Respiciens mit Ἐπιστρεφομένη, was mindestens ebensogut wie „die sich um etwas Bekümmernde" heißen kann „die sich nach rückwärts Umwendende". In der letzteren Bedeutung aber kommt sie offenbar in der Kaiserzeit allein vor. Ich habe alle mir augenblicklich zur Verfügung stehenden Bände des C J L. (I, II, III, V, VI, VII, VIII, IX, X, XIV) durchgesehen und trotz unzähliger Fortunainschriften außer der Böckinger Inschrift nur 2 der Fortuna respiciens gefunden, eine ganz indifferente, offenbar ältere aus dem picenischen Asculum, C J L. IX, 5178 Fortunae respicientei, und die wichtige C J L. VI, 181 in hortis Carpensibus in Quirinali gefundene, wo auf einer doppelseitigen Basis zwei korrespondierende Inschriften stehen, links: Fortunae Augustae Respicienti; rechts: Fortunae Augustae Praesenti. Beidemal darunter der Dedikant: M. Aur. Ctesias Junior exs visu. Dazu stimmt völlig die Stelle Dio 42, 46, 4, wo unter den schlimmen Omina aus dem Jahr 707 der Stadt berichtet wird, es sei der Blitz in den Tempel der Tyche Demosia gefahren und es sei Blut aus einem Metzgerladen in den Tempel einer andern Tyche geflossen Τύχης, ἥν ἐκ τοῦ πάντα τά τε ἐν τοῖς ὀφθαλμοῖς καὶ τὰ κατόπιν καὶ ἐφορᾶν καὶ ἐκλογίζεσθαι χρῆναί τινα, μηδὲ ἐπιλανθάνεσθαι ἐξ οἵων οἷος ἐγένετο, καὶ Ἱδρύσαντο καὶ ἐπεκάλεσαν τρόπον τινὰ οὐκ εὐαφήγητον Ἕλλησι, die also mit einem Namen benannt ist, der griechisch nicht leicht übersetzbar ist, offenbar, weil dem Dio das plutarchische ἐπιστρεφομένη das κατόπιν nicht scharf genug ausdrückt. — Ich gebe bei alledem zu, daß es auffallend ist, daß Rasellius gerade 3 Steine nach Böckingen (der dritte Soli Invicto Mithrae) und keinen in Öhringen selbst dediziert hat; aber ohne Kombinationen darüber

Digitized by Google

Ähnlich scheint mir auch die Beweiskraft der zweiten, scheinbar die Unmöglichkeit hadrianischer Anordnung der vordersten Linie dartuenden Tatsache, nämlich des Ausbaues der Odenwaldlinie durch die Brittonen in der Mitte der vierziger Jahre des zweiten Jahrhunderts, nicht so unerschütterlich zu sein, daß sie eine andere Auffassung der historischen Entwicklung ausschlösse[1]). Bei der weiteren Untersuchung wird hier zunächst von der Frage auszugehen sein: Wann ist denn überhaupt die obergermanisch-rätische Palissade gezogen worden?

Man nimmt als Zeitpunkt der Anordnung der Palissade gewöhnlich den Herbst 121 an, die Zeit von Hadrians Aufenthalt in Germanien[2]). Mir scheint dieser Ansatz nicht zutreffend, weniger deshalb, weil Spartian in der bekannten Stelle[3]) den Erlaß der Ordre erst aus dem Winter 222 bis 223 und aus Spanien meldet, obgleich immerhin eine Andeutung darin liegen mag, daß Hadrian nicht durch die germanischen Verhältnisse, sondern durch andere Erfahrungen zu der neuen Technik des Schutzes der nicht durch Flußläufe gedeckten Grenzen veranlaßt wurde. Mir scheint vielmehr ein positiver Gegenbeweis gegen jene chronologische Annahme in den Verhältnissen des rätischen Limes zu liegen. Dort hat ja, wie oben wahrscheinlich gemacht wurde, Trajan über die Donau hinübergegriffen und ums Jahr 107 herum an eine vermutlich noch ziemlich provisorisch aussehende Remslinie einen rätischen Grenzzug angeschlossen, der vom Kochertal weg bis in die Gegend von Raitenbuchen etwa in der Linie des späteren Limes, von dort weiter in der Richtung Preith—Inching—Pfünz—Hofstetten—Kösching verziehend sich nach den Befunden wenigstens auf dieser letzteren Strecke als gutgebauten Kolonnenweg, begleitet von Blockhäusern, kleinen Kastellen und Flechtwerkzaun, darstellt. Dabei ergab sich ausdrücklich, daß dieser trajanische Limes die große Verbindungsstrecke Weißenburg—Pfünz—Kösching mehrfach schneidet, also weniger geradlinig als sie gezogen und nach verschiedenen Anzeichen jedenfalls älter ist als sie[4]). Nun ist bekanntlich aber auch diese spätere

zu wagen, möchte ich doch behaupten, daß es sicher ist, daß Rasellius den Fortunastein wie den andern des Jahrs 148 von Öhringen aus dedizieret haben kann und daß es nicht ganz unwahrscheinlich ist, daß er ihn ἐφορῶν τὰ κατόπιν καὶ ἐκλογιζόμενος, ἐξ οἵων ἐγένετο gerade der rückschauenden Glücksgöttin, der auf Inschriften wenigstens ganz singulären Fortuna respiciens geweiht hat. — [1]) Es kann mir nicht in den Sinn kommen, im Rahmen dieser Abhandlung mit der grundlegenden Arbeit von Fabricius, Ein Limesproblem, der die Klarstellung dieser Fragen so viel verdankt, in eingehendere Diskussion eintreten zu wollen. Ich möchte im folgenden nur versuchen, einen, soweit ich sehe, mit den bekannten Tatsachen in keinerlei Widerspruch stehenden Hergang der historischen Entwicklung zu schildern, der eine andere, wie ich hoffe, gleichfalls mögliche Lösung des Problems bietet. — [2]) Vita, 10, 2 — 11, 1. — [3]) 12, 6. — [4]) Sarwey,

Digitized by Google

Hauptstraße mit Wachthäusern und Holztürmen versehen und die natürlichste Erklärung dafür ist, trotz ähnlicher Funde an der Straße Pfünz—Nassenfels—Steppberg, doch zweifellos die, daß sie eben eine Zeitlang gleichfalls Limes, Grenzstraße gewesen ist. Gebaut aber wurde diese Straße mit großer Wahrscheinlichkeit 129 n. Chr. Geb. oder unmittelbar nachher im Zusammenhang mit jener Straße, die Hadrian laut dem Köngener Meilenstein im Jahr 129 von Sumelocenna nach Grinario baute [1]) als eine Teilstrecke des berühmten einzigen Straßenzugs im rechtsrheinischen Obergermanien, den die Peutinger Karte erhalten hat. Dieser Straßenzug, den man vor dem Köngener Fund immer als möglichst geradlinig seinem Ziel zustrebend zu interpretieren gesucht hatte, stellte sich ja seitdem mit seinem großen Umweg über Köngen und die Plochinger Neckarecke augenscheinlich als eine Kastellverbindungsstraße dar [2]) und es ist deswegen kaum ein Zweifel, daß auch die Kastellverbindungsstraße der Remslinie und des rätischen Limes als seine unmittelbare Fortsetzung gleichzeitig gebaut wurde [3]). Dieser Eigenschaft als Verbindungsstrang der Festungslinie Vindonissa—Regensburg, als jahrhundertlang gebrauchte Etappenlinie hat die Straße ja vermutlich ihre Erhaltung auf der Peutinger Karte überhaupt zu verdanken. Hat aber diese 129 oder 130 n. Chr. Geb. gebaute Straße einmal als Grenzstraße gedient — und das scheint mir sehr wahrscheinlich — so ist die Palissade, die ja von dem Knick bei Raitenbuchen an die alte Linie verläßt und über Kipfenberg—Altmannstein weiterzieht, jünger, fällt also erst in die dreißiger Jahre des zweiten Jahrhunderts, in Hadrians letzte Zeiten.

In dieselben Jahre aber werden wir auch gewiesen für Hadrians Heeresreform. Überliefert war eine solche Reform, die endgültige, bis ins dritte und vierte Jahrhundert hinein maßgebende Ausgestaltung des römischen Heerwesens durch Hadrian verschiedentlich. Dio in den ersten Jahrzehnten des dritten Jahrhunderts berichtete [4]): οὕτω καὶ τῷ ἔργῳ καὶ τοῖς παραγγέλμασι πᾶν τὸ στρατιωτικὸν δι' ὅλης τῆς ἀρχῆς ἤσκησε καὶ κατεκόσμησεν ὥστε καὶ νῦν τὰ τότε ὑπ' αὐτοῦ ταχθέντα νόμον σφίσι τῆς στρατείας εἶναι. Und dasselbe bezeugte Pseudo-Viktor [5]) sogar noch für die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts: Officia sane publica et palatina, nec non militiae, in eam formam statuit, quae, paucis per Constantinum immutatis, hodie perseverant. Trotzdem waren

1. c. 122/3. — [1]) Haug-Sixt 499 Imp(erator) Caesar, divi Traian(i) Parth(ici) f(ilius), divi Nervae nep(os), Trajan(us) Hadri(anus) Aug(ustus), pont(ifex) ma[x(imus)], trib(unicia) pot(estate) XIII, c[os] III, p(ater) p(atriae). A Sumelo(cenna) [m(ilia)] p(assuum) XXVIIII. — [2]) Vgl. Westd. Korr.Bl. 1900, Art. 17. — [3]) Vgl. auch Jahresber. 1899, S. 95. — [4]) 69, 9, 4. — [5]) Epitome 14, 11.

Digitized by Google

diese wichtigen Notizen lange Zeit wenig beachtet worden und noch Mommsen in seiner grundlegenden Abhandlung über die Aushebungsordnung der römischen Kaiserzeit[1]) hatte zwar den Beginn der speziellen Ausbildung des Numerusbegriffs in trajanische, seine weitere Entwicklung aber zu umfassender Bedeutung erst in die Zeit des Markus und Verus verlegt, weil aus dieser erst die damals als früheste bekannte inschriftliche Erwähnung der Numeruseinrichtung stammte[2]). Nun sind aber unterdessen einige Inschriften sowohl von der dacischen wie von der britannischen Grenze gefunden worden, welche die Einrichtung der Numeri und damit die Begründung des ganzen neuen Systems mit Sicherheit in Hadrians letzte Zeit zurückschieben[3]). So sind denn auch die obigen Schriftstellernotizen unterdessen zu Ehren gekommen: Hadrian gilt allgemein[4]) nicht bloß, wie schon bisher, als der Begründer einer neuen Aushebungsordnung, wornach die Legionen ihren Truppenersatz aus ihrem Garnisonsgebiet, also aus der Provinz, in der sie lagen, bezogen, sondern auch als der Schöpfer derjenigen Reform, welche die Auxiliarkohorten, die bisher neben der schweren Legionsinfanterie als leichte Infanterie gedient hatten, nach Bewaffnung und Taktik der Legionsinfanterie annäherte[5]) und dafür als Ersatz der leichten Infanterie eine neue Truppengattung einführte, die nun den Auxilien gegenüber etwa dieselbe Stellung einnahm, wie diese sie früher zu den Legionen gehabt hatten: Das sind die Numeri. Sie werden vorzugsweise aus besonders kriegerischen Völkerschaften rekrutiert und wenn schon die Legionsinfanterie durch die neue Aushebungsordnung provinzialisiert wurde, so bilden die Numeri teilweise geradezu Nationaltruppen. Ja wenigstens die zahlreichen Germanen unter ihnen genießen das Vorrecht diese nationale Zusammensetzung auch äußerlich

[1]) Hermes 19 (1884), S. 222 ff. — [2]) C J L. II, 1180 Sext(us) Julius Sexti) f(ilius), praefect(us) coh(ortis) III Gallor(um), praepositus Numeri Syrorum Sagittariorum, item Alae I Hispanorum etc. — [3]) C J L. III, 13795, 13796, wo beidemal ein Numerus Burgariorum et Veredariorum Daciae inferioris sich nennt, und C J L. III, 12601 (12604. 12605), die für Britannien dasselbe bezeugen. — [4]) z. B. Ritterling, Bonner Jahrb. Heft 107, S. 123 ff. — Domaszewski, Westd. Zeitschr. XIV, S. 29, Anm. 124; S. 32 unten u. 33 M. u. öfter. — [5]) Vgl. z. B. einen allerdings wohl etwas späteren Stein Brambach 1788 (aus Miltenberg oder Obrscheidental, s. O.R. L. Lief. 6, Obrscheidental, S. 9): Minervae aeneatores coh(ortis) I Seq(uanorum) et Rauracorum) eq(uitatae) v. s. l. l. m., wo offenbar unter dem sonst nicht technischen Ausdruck aeneatores die verschiedenen Bläser der Kohorte tubicines, cornicines, bucinatores zusammengefaßt sind. Domaszewski zeigt Westd. Zeitschr. XIV, S. 29, N. 124, daß die Auxilien tubicines, die für das aufgelöste Schützengefecht dienen, schon lange haben, während der für das statarische Gefecht der Legion bestimmte cornicen erst durch die hadrianische Reform bei ihnen eingeführt worden sein kann.

Digitized by Google

dadurch zu betonen, daß sie nicht die römischen Heeresgötter, sondern ihre eigenen germanischen Gottheiten verehren und den Matres Tramarinae oder dem Mars Thingsus, den duae Alaisiagae oder der Dea Rigambeda und Viradesthis ihre Altäre setzen[1]), während freilich alle anderen, Räter und Noriker, Belgier und Brittonen die Kulte der römischen Heeresgötter annehmen mußten. Noch mehr als durch diese letztere Einrichtung wurde den in der nationalen Zusammensetzung dieser Truppenteile liegenden Gefahren dadurch die Spitze abgebrochen, daß sie grundsätzlich außerhalb der Provinz verwendet wurden, aus der sie sich rekrutierten: In Dacien sind Spanier und Mauren, Palmyrener und Syrer stationiert; in Britannien liegen Räter und Noriker, Gallier aus der Belgica und besonders Germanen; umgekehrt sind die Brittonen besonders zahlreich dem obergermanischen Limes zugeteilt[2]). Befehligt werden diese Numeri überall durch abkommandierte Legionszenturionen in der in diesem technischen Sinne von Hadrian gleichfalls neugeschaffenen Charge eines Präpositus. Die Zeit dieser Reform aber ist näher bestimmt durch eine Anzahl Münzen aus den letzten Jahren Hadrians[3]), welche die Disciplina als Münzbild aufweisen und nach Eckhels Ausführungen[4]) sicher zur Erinnerung an Hadrians Heeresreform geprägt sind, wie auch einige der Disciplina oder Disciplina militaris geweihte Altäre auf einen von Hadrian gegründeten Kult dieser Gottheit hinweisen[5]).

Dieses zeitliche Zusammenfallen der Heeresreform und der Neuorganisation des Grenzdienstes deutet aber auch auf einen inneren Zusammenhang beider Erscheinungen hin und es ist kaum ein Zweifel, daß einerseits das Bewußtsein vollständiger, ja fast übervollständiger Sättigung des Reiches, das überall seine natürlichen Grenzen erreicht hatte, und andererseits das Gefühl von der Schwächung des traditionellen römischen Offensivgeistes infolge der unvermeidlich gewordenen Provinzialisierung des Heeres[6]) bei Hadrian jene Stimmung veranlaßte, aus der heraus ebenso seine allgemeine Friedenspolitik um jeden Preis, wie speziell sein gegen den Feind gleichzeitig drohendes wie rücksichtsvolles Palissadensystem sich erklären.

[1]) Domaszewski, Westd. Zeitschr. XIV, 45 ff. — [2]) Vgl. Domaszewski, Benef. S. 206. — [3]) Cohen II², S. 151 a, 540—549. — [4]) Doctr. numm. VI, S. 507. — [5]) Domaszewski, Westd. Zeitschr. XIV, S. 44. — Eine verallgemeinerte Erinnerung daran liegt vielleicht auch noch in der starken Betonung der disciplina bei Spartian, 10, 3: ipse post Caesarem Octavianum labantem disciplinam incuria superiorum principum retinuit. — Eutrop 8, 7, 2: diligentissimus tamen circa aerarium et militum disciplinam. — Vgl. auch Dio 69, 5, 2. — [6]) Domaszewski, Benef. S. 188: „Mit der Provinzialisierung des Heers zu Anfang des 2. Jahrhunderts schwindet auch der kühne Offensivgeist der Römer. Hadrian geht notgedrungen zur Sperrung der

Digitized by Google

Ist aber die Neuordnung des Grenzdienstes und die Reform der Waffengattungen, ist insbesondere die Errichtung der Numeri an den übrigen Limites von Hadrian in seinen letzten Jahren durchgeführt worden, dann sind sicher auch die Brittonennumeri Obergermaniens in dieser Zeit und im Zusammenhang mit der ganzen Neuorganisation dorthin verlegt worden. Bei einer so tiefgreifenden und grundsätzlichen Reform in einem so gewaltigen Organismus wie das römische Heer, in dem so unzählige Räder ineinander greifen müssen, kann sicherlich nichts dem Zufall überlassen, kann nicht etwa abgewartet werden, bis irgend ein Volk revoltiert, so daß man nachher seine Jungmannschaft deportieren und an ihrem Deportationsort zu Numeri formieren kann; sondern mit der Umschaffung der Auxiliarinfanterie in schwere Infanterie mußte bei allen Armeen und so auch bei der germanischen gleichzeitige Einstellung einer in die Lücke tretenden leichten Infanterie Hand in Hand gehen: Die Brittonennumeri müssen also in den allerletzten Jahren Hadrians nach Deutschland verlegt worden sein.

Auf Grund dieser Ergebnisse läßt sich nun ein ungefähres Bild des ganzen Hergangs entwerfen.

In den dreißiger Jahren des zweiten Jahrhunderts mit Zuendeführung der Heeresreform wurde auch für Obergermanien und Rätien die durchgehende Errichtung der anderwärts[1]) vermutlich schon seit einiger Zeit bewährten Verpalissadierung derjenigen Grenzstrecken, die nicht durch Flußläufe gedeckt waren, angeordnet und in beiden Provinzen wahrscheinlich abschnittsweise mit der Durchführung begonnen, wobei z. B. in Obergermanien, etwa die Taunus- und Wetteraulinie zuerst in Angriff genommen und in dem offenen Gelände der letzteren bereits die an anderen Grenzen wie am britannischen Hadrianswall gewonnenen Erfahrungen über die Vorteile der Geradlinigkeit bei dem neuen System des Grenzdienstes verwertet wurden. In gleicher Weise war zur selben Zeit auch die rätische Palissade, vielleicht von Osten her, wo man die ältere Linie verlassen und einige wertvolle Bergwerksbezirke[2]) in das Reichsgebiet miteinbezogen hatte, allmählich gegen das Remstal vorgerückt. In diesem Augenblick erfolgte dann die großzügige Anordnung des geradlinigen Verschlusses der zwischen Main- und Remslimes noch klaffenden Lücke; gleich nach der provisorischen Feststellung des in Aussicht genommenen Grenzzugs wurden die Kohorten in die Linie desselben vorverlegt und die

Grenze über, zur Zersplitterung der Auxilia in viele kleine Lager, die in starken Defensivstellungen den Angriff abwehren sollen. . . . . Die Möglichkeit, die Truppen zu wirksamem Angriff zu konzentrieren, ist damit aufgegeben. — [1]) Spartian 12, 6: per ea tempora et alias . . . — [2]) Limesblatt, Sp. 936.

Digitized by Google

rückwärtigen Kastelle geräumt bis auf einige, in denen vermutlich Intendanturbeamtungen, Proviantdepots und Magazine verschiedener Art blieben, um für den Anfang die Versorgung der vorgeschobenen Truppen durchzuführen. Daher rühren dann auch wohl die vereinzelten etwas späteren Scherbenfunde in denselben. Es mögen das etwa hinter dem nördlichsten Stücke der vorderen Linie Oberscheidental[1]), hinter der Strecke nördlich Jagst und Kocher, Neckarburken, hinter der südlich anschließenden Strecke vielleicht Böckingen gewesen sein.

Gleichzeitig mit der Vorverlegung der Kohorten trafen aber für den Dienst in zweiter Linie die leichten Ergänzungstruppen, die Brittonennumeri in der alten Odenwald- und Neckarlinie ein und errichteten sich überall — teils in unmittelbarer Nähe der alten Kohortenkastelle wie Neckarburken West, wie vielleicht auch Vielbrunn (wo Schumacher wegen einiger entschieden frühzeitiger Scherben noch eine ältere Anlage als das Numeruskastell Hainhaus vermutet[2]) und Schlossau (wo ebenso die Lage an dem scharfen Limesknicke wie die älteren Ziegel des Badgebäudes die Annahme einer früheren Anlage nahelegen[3]), dann Böckingen (wo nur das Numeruskastell noch nicht gefunden sein wird)[4]), teils auf zwischeneingeschobenen Punkten wie Lützelbach, Eulbach, Hesselbach, Trienz — ihre Erdkastelle[5]). Dabei darf man sich keineswegs wundern, daß die

[1]) Hinter der Strecke Obernburg-Miltenberg brauchte man kein solches rückwärtiges Depot zu belassen, weil hier der Flußtransport von Obernburg her am bequemsten war. — [2]) Schumacher, N. Heidelb. Jahrb. VIII (1898), Zur röm. Keramik. Vgl. O.R. L. Lief. 5, Hainhaus, S. 7. — Vielleicht darf man auch bei Würzberg noch an eine ältere Anlage, das bis jetzt fehlende, mit Miltenberg korrespondierende Kohortenkastell, denken. Die auffallenden Befunde südöstlich des Würzberger Badgebäudes, O.R. L. Lief. 4, Würzberg, S. 7 und 8, könnten einen Hinweis auf seine Lage enthalten. Für die Möglichkeit des Verschwindens mehrerer alter Kastelle dieser Gegend wird nachher noch im Text eine Begründung versucht werden. — [3]) O.R. L. Lief. 11, Schlossau, S. 6. — [4]) Vgl. Fabricius, Limesproblem, S. 25 v. d. Mitte und Ritterling, Bonner Jahrb. Heft 107 (1901), S. 125. — [5]) Limesblatt Sp. 527 ff. hat Kofler nachgewiesen, daß unter den Wallgängen der späteren Steinkastelle des Odenwalds schon Wohnräume und -reste einer Erdkastellzeit gelegen haben. Kofler selbst denkt dabei an die ältesten domitianischen Erdkastelle der Odenwaldlinie; mir scheint es möglich und fast näherliegend, dabei einfach an anfängliche Erdkastellbauten der Brittonen zu denken. Wären nämlich jene Erdkastelle seit Domitian im Gebrauch befindliche Anlagen gewesen, so müßten sie doch auch einen nach Zahl und Art ähnlichen Scherbenbefund zeigen wie Seckmauern, dessen Scherbenmasse vollständig den Typus der älteren Scherben aus den Neckarkohortenkastellen aufweist (Fabricius, Limesproblem, S. 16 und O.R. L. Lief. 19, Seckmauern). Die Brittonenkastelle haben aber nicht nur überhaupt einen äußerst geringen Scherbenbestand, sondern derselbe entspricht auch mit verschwindenden Ausnahmen dem Typus von Neckarburken-Ost. Außerdem weisen sie bei aller Ähnlichkeit der Größenverhältnisse auch sonst grundsätzliche Verschiedenheiten

Digitized by Google

Brittonen nicht einfach die eben evakuierten Kohortenkastelle bezogen[1]; denn diese waren für die Numeri um ein Vielfaches zu groß. Man braucht ja nur zu vergleichen, daß Neckarburken—West 207, Neckarburken—Ost 64 Ar hat, um zu sehen, daß der Numerus Brittonum Elantiensium vermutlich nicht einmal zu einer losen Besetzung der 4 Wallseiten, geschweige denn zu wirksamer Verteidigung derselben ausgereicht hätte. Lagergröße und Truppenstärke stehen naturgemäß in einem ganz festen Verhältnis; daher ist ja auch keines dieser Brittonenkastelle über etliche 60 Ar groß[2]).

„Zum Dienst in zweiter Linie" habe ich oben gesagt und ich halte das auch, abgesehen von meiner allgemeinen Anschauung über den Zusammenhang der Errichtung der Brittonennumeri mit der hadrianischen Heeresreform für zutreffend. Wären die Brittonen wirklich bloß deportiert worden non ut arcerent, sed ut custodirentur[3]), so brauchte man sie ja nur als Bauern zerstreut da und dort anzusiedeln, ihnen keine Waffen in die Hand zu geben und der Zweck war ohne weiteres erreicht. Von dem Augenblick an, wo sie militärisch formiert, bewaffnet, in Kastellen untergebracht wurden, hat die römische Heeresverwaltung eine bestimmte militärische Leistung, die Durchführung eines bestimmten Dienstzweigs mit Sicherheit erwartet und erwarten können. Keine Heeresverwaltung wird ihren im anstrengenden Grenzdienst stehenden Truppen zumuten, neben dem Außendienst auch noch eine gefährliche Gesellschaft, die man unnötiger-

von Seckmauern auf: Dieses hat 4 Tore und hat ein Principiagebäude; die Brittonenkastelle haben alle nur 3 Tore und haben kein Principiagebäude. So kann man also bei den Koflerschen Erdbefestigungen wohl nicht an Seckmauern analoge, seit Domitian in regelmäßiger Benutzung stehende Anlagen denken, sondern entweder, wie ich oben vorgeschlagen, an erste Erdkastellbauten der Brittonen, oder aber an jene allerersten provisorischen, den regelmäßigen Erdkastellen wie Seckmauern vorangehenden Arbeitslager der domitianischen Einrichtungszeit. Aber auch in diesem letzteren, mir wenig wahrscheinlichen Fall bliebe die Tatsache bestehen, die für mich die Hauptsache ist, daß die Brittonen zunächst für einige Zeit in Erdkastellen untergebracht wurden, seien es selbstgebaute, seien es von früher noch vorhandene. Wollte man fragen, wo denn dann die domitianischen Kastelle überhaupt seien, so möchte ich, wie schon oben im Text, darauf hinweisen, daß uns z. B. das Miltenberg entsprechende Kohortenkastell noch fehlt, daß bei Hainhaus, bei Würzberg, bei Schlossau manches auf ältere Anlagen hindeutet und daß der zufällige Fund von Seckmauern uns zeigt, in welchem Zustand wir diese Kastelle je einmal zu finden erwarten dürfen. — [1]) Fabricius, Limesproblem, S. 15. — [2]) Auch daraus, daß man die Brittonen in wirklich für sie verteidigungsfähigen Lagern untergebracht hat, folgt ihre gleich näher ausgeführte wirklich dienstliche Verwendung; folgt weiter, daß man auch von diesem Gesichtspunkt aus an den Orten, wo bei Kohortenkastellen einzelne Brittonennumeri bezeugt sind, je ein besonderes Numeruskastell entsprechend der Truppenstärke wird annehmen müssen. — [3]) Limesproblem S. 21.

Digitized by Google

weise bewaffnet und in eigenen Kastellen der Truppe vor die Nase gesetzt hat, zu überwachen, wenn dieselbe nicht auch dienstlich wirklich etwas leistet [1]). Nach meiner Überzeugung waren sie allerdings von Anfang an nicht als deportierte Kolonisten, sondern als ausgehobene Mannschaften für die Neuformationen Hadrians in Germanien eingetroffen und wurden nach ihren ersten Garnisonen benannt [2]), Brittones Elantienses, Triputienses, Murrenses, Aurelianenses u. s. f. Daß damit ein neuer Grundsatz in die militärische Nomenklatur gebracht wurde, darf bei einer ganz neuen Truppengattung nicht wundernehmen; ebensowenig, daß bei Garnisonswechsel nicht auch ein Namenswechsel eintrat. Auch unsere Regimenter behalten etwa nach dem Tod eines fürstlichen Inhabers dessen Namen ruhig bei; Blücherhusaren, Zietenhusaren gibt es noch trotz vielfachen Wechsels der Kommandeure seit der Namensverleihung. So behielten auch die Brittonennumeri ihre einmal erhaltenen Namen bei, da bei dem sonst häufig nötigen Namenswechsel der Truppenteile die Übersicht über den Bestand der Grenztruppen sehr erschwert worden wäre.

Der Dienst, den man von den Brittonen erwartete, um dessenwillen man sie nach Vorschiebung der Kohorten zum Ausbau der vordersten Linie in die zweite Linie legte, scheint mir auch durchaus kein überflüssiger und entbehrlicher gewesen zu sein. Denn jedenfalls während der ersten

[1]) Das sieht man auch aus der späteren Vorverlegung der Brittonen an die vordere Linie, als man dort mehr Hände brauchte. Gewiß waren diese Truppenteile nach 40—50jähriger Verwendung im römischen Dienst völlig verläßlich und von einer Notwendigkeit sie zu überwachen, war gewiß keine Rede mehr; sonst wäre es unverantwortlich gewesen, sie in die vordere Linie zu ziehen. Trotzdem ließ man sie vor den Kohortenkastellen ihre eigenen Kastelle bauen, nicht weil man sie überwachen, sondern weil man ihnen den exponierteren Posten und den anstrengenderen Dienst am Wall selbst zuschieben wollte. Ihnen als der leichten Infanterie halste man die vielen Patrouillen auf dem Wall und über den Wall ins feindliche Vorland auf, zu denen die schwere Auxiliarinfanterie zu bequem war, wenn sie es anders haben konnte. — [2]) Mommsen, Hermes 19 S. 225, und Domaszewski, Westd. Korresp.Bl. 1889, Nr. 22. — Wenn Fabricius, Neuj.Blätter S. 80, sagt: „Der Numerus Exploratorum Germanorum Divitiensium im Kastell Niederbiber führt seinen Namen nach Divitia schwerlich, weil dieser Ort, das heutige Deutz, einmal Lagerort der Truppe gewesen ist, sondern weil die Leute dort ausgehoben worden waren", so scheint mir dieses „schwerlich" keine hinreichend feste Grundlage, um darauf den schwerwiegenden Schluß aufzubauen, „es ist daher wahrscheinlich, daß auch die Namen der übrigen Numeri ebenso aufzufassen und die Beinamen nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, die Garnison, sondern ebenfalls die Heimat der Mannschaft, den Aushebungsdistrikt bezeichnen". Gerade von Exploratoren ist es sonst allgemein anerkannt, daß sie in der Regel in ihrer Heimat verwendet wurden, und so werden die Divitienses zwar allerdings auch aus der Gegend von Köln—Deutz stammen (Germani heißen sie), aber auch zuerst in Deutz in Garnison gelegen und erst später nach Niederbiber verlegt worden sein.

Digitized by Google

Zeit der Einrichtung — und vermutlich war diese nicht so ganz kurz — gab es vorne nichts, was man eine geschlossene Linie nennen konnte. Selbstverständlich waren die Kohorten in irgendwelchen Befestigungen untergebracht; selbstverständlich stand dort, wie wir sagen würden, eine Lagerwache und ein Posten vor dem Gewehr; selbstverständlich gingen regelmäßig stärkere Patrouillen ins Vorland u. ä. Aber die Hauptmasse der Truppen war jedenfalls im Arbeitsdienst bei der Einrichtung der Linie. Ein eigentlicher, strenggehandhabter Grenzdienst jedoch in dem Sinne, wie man ihn damals offenbar für notwendig hielt, wie man ihn durch Errichtung der Palissade gerade erreichen wollte, wie man ihn laut Stellen, wie die früher zitierten Tac. Hist. IV, 64. 65 auch ehedem schon gehabt hatte, konnte während der Einrichtungszeit vorne nicht durchgeführt werden: Deswegen mußte, bis die Organisation der vorderen Linie beendet war, die hintere jedenfalls belegt bleiben. Die Dauer dieser Zeit aber wird, glaube ich, gewöhnlich unterschätzt; selbst wenn Eingeborene in starker Zahl zur Arbeit herangezogen wurden, wie jene Britannier, die zornig klagen[1]), corpora ipsa ac manus silvis ac paludibus emuniendis inter verbera ac contumelias conteruntur, war die Fertigstellung der Linien eine Arbeit von Jahren: Die Ausfluchtung einer 80 km langen geraden Linie in schwierigstem Waldgelände, die Abholzung eines Grenzstreifens von beträchtlicher Breite, vom Main bis zur Rems, die Herstellung und zimmermännische Zurichtung von rund 220000 Stück Palissadenpfosten[2]), die Aushebung eines Palissadengrabens von gegen $1^1/_2$ m Tiefe über Berg und Tal, die Erstellung eines Kolonnenwegs, der Türme, der Kastelle mit ihren Innen- und Außenbauten, Magazinen und Bädern, die Ausbesserung der rückwärtigen Wegverbindungen, auch wo keine eigentlichen Kunststraßen angelegt wurden — das alles nahm sicher eine ganze Reihe von Jahren in Anspruch. Ja, man könnte versucht sein, eine bestimmte Spur dieser Zeitdauer in jenem kleinen technischen Systemwechsel zu finden, dessen Eintritt das Jagsttal bezeichnet[3]). Während nämlich südlich des Jagsttals die Türme nur etwa 10 m von der Palissade entfernt sind und infolgedessen später nach Errichtung von Graben und Wall in die Erdmasse des Walls hinein zu stehen kamen, sind sie nördlich des Jagsttals um 18 m vom Palissadengräbchen abgerückt, so daß sie auch nach Einlegung des Walls noch frei standen. Die einfachste Erklärung für diese interessante Erscheinung ist

[1]) Tac. Agr. 31. — [2]) Waren die Pfosten 35—45 cm stark und mit 5 cm Zwischenraum gesetzt (Limesblatt Sp. 484), so brauchte man mindestens 2 Pfosten auf den laufenden Meter, also allein auf der geraden Strecke Walldürn—Haghof etwa 160000 Stück. — [3]) Limesblatt, Sp. 918.

Digitized by Google

gewiß die, daß bei Herstellung der Linie nördlich der Jagst der spätere Wallbau bereits in Aussicht genommen und deswegen die Turmentfernung entsprechend angeordnet wurde. Nun ist die vordere Linie zweifellos von Süd nach Nord gebaut worden, wie schon das unsichere Tasten der Trace von Walldürn gegen die Mainecke hin beweist und es liegt nahe zu denken, daß man etwa bis 142 auf 143 n. Chr. Geb., der vermutlichen Bauzeit des schottischen Antoninuswalls, mit der Errichtung der Turmlinie bei Jagsthausen angelangt war und daß damals Befehl von Rom kam, den Bau der Palissadenlinie derart einzurichten, daß die spätere Einlegung eines Erdwalls keine Schwierigkeit bereite.

Während dieser Arbeiten an der obergermanischen Grenze waren aber in Britannien schwere Unruhen losgebrochen. Schon zu Zeiten der Königin Boudicca hatten die Britannier wegen des beständigen abstrahi liberos, injungi dilectus [1]) sich empört und in dem erneuten Befreiungskampf während Agricolas Verwaltung klagten sie wiederum [2]): Liberos cuique ac propinquos suos natura carissimos esse voluit: hi per dilectus alibi servituri auferuntur. Seitdem hatten aber die Aushebungen auf britischem Boden sich immer gesteigert: Den cohortes I und II Brittonum Flaviae und Nerviae waren cohortes Ulpiae und noch Aeliae, unaufhörliche Neuformationen fast unter allen Regierungen [3]) gefolgt; nun waren seit einigen Jahren auch noch die regelmäßigen starken Numerusaushebungen dazugetreten. Da war dem ausgesogenen Volk von neuem die Geduld gerissen; gegen Ende der dreißiger oder Anfang der vierziger Jahre des zweiten Jahrhunderts hatte es noch einmal einen Versuch gemacht das drückende Joch vom Nacken zu schütteln, wurde aber von dem Legaten des Antoninus Pius, Lollius Urbicus [4]), bald — wie es scheint im Jahr 142, in dem Antoninus zum zweitenmal den Imperatortitel annahm [5]) — in die alte Abhängigkeit zurückgezwungen. Die obergermanischen Brittonen aber wurden, als die Kunde der heimischen Erschütterungen auch in ihre fernen Grenzkastelle drang, entweder wirklich unruhig und schwierig, oder befürchtete zum mindesten die Heeresverwaltung eine ungünstige Beeinflussung ihrer Stimmung: Ob so oder so, jedenfalls wurde jetzt zu dem naheliegenden und von der römischen Heeres-

[1]) Tac. Agr. 15. — [2]) Agr. 31. — [3]) Mommsen, Hermes 19 (1884), S. 50. — [4]) Pausan. 8, 43, 4. Capitolin, Antoninus Pius 5, 4, Britannos per Lollium Urbicum vicit legatum alio muro cespiticio summotis barbaris ducto. Zu dem summotis barbaris bildet eine interessante Parallele Agr. 23: quod (= die Landenge zwischen Clyde und Forth) tum praesidiis firmabatur atque omnis propior sinus tenebatur, summotis velut in aliam insulam hostibus. — [5]) Fabricius, Limesproblem S. 18.

Digitized by Google

leitung unzähligemal aus disziplinären Gründen angewendeten Mittel intensiver Beschäftigung und anstrengenden Arbeitsdienstes gegriffen.

Die Anlage der Palissade wurde jetzt auch für die zweite Linie angeordnet, wobei man naturgemäß auf die sonst unterdessen fast überall durchgeführte Geradlinigkeit verzichtete. Es kam ja nur darauf an, die Zeit der Brittonen durch Herstellung des Palissadengrabens und der immerhin rund 150 000 Stück Palissadenpfosten für die fast 70 km lange Strecke nützlich auszufüllen, während die große Gerade ja vorn von Walldürn zum Haghof sich schon im Bau befand. An einer Stelle nördlich Schlossau [1]), wo ein kleines Felsenmeer die Aushebung des Palissadengrabens unmöglich machte, mußten sie auch auf etliche 120 m eine schöne Sandsteinquadermauer an Stelle der Palissade setzen. Gleichzeitig ließ man die Brittonen die alten, nicht mehr in Benützung stehenden Kastelle einebnen, kleine, wie Seckmauern [2]) u. a. und große, wie das fehlende mit Miltenberg korrespondierende Kohortenkastell [3]); nur Oberscheidental und Neckarburken blieben natürlich, weil noch mit einem Proviantdepot belegt, bestehen [4]). Den Schlußstein dieser disziplinären Beschäftigung bildete dann in den Jahren 145 und 146 n. Chr. Geb. der Steinausbau ihrer Kastelle und der Turmlinie, überall mit einem an römischen Militärbauten, wenigstens der Grenzländer, ganz ungewohnten Luxus, mit schöner Quaderverkleidung, schrägvorspringenden Sockelabsätzen, feinprofilierten Gesimsen, überwölbten Fenstern, ornamentierten Lünettenfüllungen über den Türen [5]), andererseits mit einem ebenso großen Mangel an fortifikatorischer Ausrüstung: Ecktürme und Zwischentürme fehlen völlig, bei einigen, wie Eulbach und Würzberg [6]), fehlen sogar die Tortürme — alles so deutliche Zeichen für den disziplinären Charakter dieser ganzen Bauten, daß auch das Limeswerk annimmt, „daß diese Steinkastelle der Odenwaldlinie erst nach Okkupation des vorliegenden Terrains errichtet worden sind, also dem Feind nicht in erster Linie ausgesetzt waren" [7]).

[1]) Limesblatt, Sp. 551 ff. — [2]) Durch Seckmauern geht die Palissade durch. O.R. L. Lief. 19, Seckmauern, S. 4. — [3]) Daher die mancherlei Spuren älterer Anlagen, von denen doch nichts auffindbar ist. Einebnung von Kastellen wurde sonst unterlassen, sonst wären uns nicht so viele, auch lange verlassene, erhalten. Vollends hier in dem Berg- und Waldland der Mümlinglinie war der Boden gewiß nicht so kostbar, daß die Einebnung einen Sinn gehabt hätte, hätte man nicht eine disziplinäre Absicht damit verbunden. — [4]) Für die Brittonen der Neckarlinie in Böckingen und Benningen fand sich jedenfalls auch irgendwelche Beschäftigung; vielleicht haben sie damals die verschiedenen ausgebauten Bruchstücke der Neckartalstraße angelegt. — [5]) Vgl. z. B. O.R. L. Lief. 23, Lützelbach, S. 7. — Lief. 4, Eulbach, Würzberg, Hesselbach u. s. f., auch Fabricius, Neuj.Bl. S. 82. — [6]) Lief. 4, Eulbach, S. 4. — [7]) ibid. —

Digitized by Google

Unterdessen war nun auch die vordere Linie allmählich auf der nordsüdlichen wie auf der Remstalstrecke der Vollendung nahegerückt, die Palissade fertig, Kastell- und Turmlinie, auch hier in Stein, nur einfacher und kriegsgemäßer, ausgebaut, der Grenzdienst in regelmäßigen Gang gekommen. Kastell Miltenberg am Mainknie vermittelte den Anschluß an die Stromgrenze; Walldürn auf aussichtsreicher Höhe beherrschte das Vorgelände wie die rückwärtige Mudaufspalte; Osterburken, Jagsthausen, Murrhardt, Lorch sperrten die wichtigen, den Limes durchbrechenden Täler der Kirnach, Jagst, Murr und Rems; Öhringen, Mainhardt, Welzheim überwachten die Durchgänge alter prähistorischer Völkerstraßen durch die römische Grenzlinie. In welche Zeit dieser völlige Ausbau und der Beginn regelrechten Funktionierens des Grenzdienstes zu setzen ist, dafür ist vielleicht der Umstand ein Fingerzeig, daß die alte, hinter der offenbar ziemlich lange provisorisch gebliebenen Remslinie hinziehende Filstal- und Alblinie mit Kastell Urspring offenbar erst kurz nach 150 mit der Räumung von Urspring[1]) ihre militärische Bedeutung völlig verloren hat. Gleichzeitig wurde jedenfalls auch die Abgrenzung der Provinzen so geregelt, daß der ganze ostwestlich gerichtete Limesstrang von der Donau bis Lorch der Provinz Rätien zugeteilt und der Scheitelpunkt der beiden Äste bei Lorch der Ausgangspunkt der neuen Provinzgrenze zwischen Obergermanien und Rätien wurde.

Die letzte Frage von allgemeinerer Bedeutung ist nun noch die, wann die Verstärkung der obergermanischen Palissade durch Graben und Wall, der Ersatz der rätischen durch die Mauer erfolgte?

Für den obergermanischen Graben und Wall ist eine Andeutung nicht zu später Entstehung schon mit dem oben erwähnten Umstand gegeben, daß bei der Anlage der Turmlinie hinter der Palissade auf dem nördlich der Jagst liegenden Abschnitt offenbar schon mit der Einlegung eines Erdwalls und Grabens gerechnet wurde. Damit ist für die Ausführung noch die Zeit von Antoninus Pius, wohl die fünfziger Jahre etwa gegeben. Dazu stimmt auch trefflich Hammers Nachweis[2]), daß der große Graben noch schärfer geradlinig ist als das Palissadengräbchen. Denn diese noch gesteigerte Genauigkeit der Linienführung ist doch ein sicherer Hinweis darauf, daß der Bau von Wall und Graben nicht eine in drohender Kriegsgefahr hastig vorgenommene Notstandsarbeit, sondern eine im tiefen, langen Frieden und noch in Zeiten starken Sicherheitsgefühls mit geometrischer Sorgfalt ausgetüftelte Maßregel war. Die

[1]) O.R.L. Lief. 24, Urspring, S. 32. — [2]) Prof. Dr. E. Hammer, Über die Geradlinigkeit des obergermanischen Limes zwischen dem Haghof und Walldürn, Württ. Jahrb. für Statistik und Landeskunde 1898, Heft 1, S. 36.

Digitized by Google

letzte lange Friedenszeit aber, zugleich eine Zeit höchster Autorität des Reiches, war unter Antoninus Pius, dessen Regierung der antiken Welt wie ein letztes friedliches Abendrot vor den nicht mehr ruhenden Stürmen der nächsten Jahrhunderte erschien[1]). Gründe für die Verstärkung der einfachen Palissade mochten trotzdem vorhanden sein: Die Züchtigung der Chatten durch Domitian hatte nun zwei Menschenalter nachgewirkt; allmählich mochte sich wieder mehr Selbstbewußtsein in ihrem Auftreten zeigen — gleich im Jahr nach Antoninus Pius Tod, 162 n. Chr. Geb., befanden sie sich, noch vor dem großen Markomannensturm, auch wirklich wieder auf dem Kriegspfad und brachen in Obergermanien und Rätien ein[2]); irgendwo muß es auch schon unter Antoninus Pius selbst sich an der Germanengrenze geregt haben[3]) — und so lag es für den Erbauer des großen, von Meer zu Meer ziehenden britannischen Piuswalls vom Jahr 143 besonders nahe, um jeder Gefahr vorzubeugen[4]), auch hier in Obergermanien an der Chattengrenze, und dann natürlich auf der ganzen Länge der Provinzgrenze, die Einlage von Wall und Graben hinter der Palissade anzuordnen. Und hatte der Kaiser bei der Neuanlage seines schottischen Walls — übrigens vielleicht in Anlehnung an Spuren der ehemaligen Agrikolalinie — an der kampfumtobten Brigantengrenze genaue taktische Rücksicht auf das Gelände nehmen lassen, hier in Germanien war jedenfalls noch keine unmittelbare Gefahr; die ganze Anordnung war mehr Ausfluß weitblickender Prophylare als drängender Notwendigkeit und so wurde hier die kaum fertiggewordene, mit hadrianischer Geländeverachtung tracierte Riesengerade Walldürn–Haghof nicht verlassen, sondern sogar, wie schon gesagt, mit noch pedantischerer Genauigkeit ausgetüftelt. Mit dem Zeitansatz unter Antoninus Pius stimmt dann ferner die Erhaltung und Fortdauer der Palissade auf der ganzen Strecke; sie war noch vollständig neu und wurde deshalb selbstverständlich als Fronthindernis überall stehen gelassen[5]). So zog denn seit den fünfziger Jahren des zweiten Jahrhunderts vom Rhein bis zur rätischen Grenze an der Rems auf 320 km Länge der „Pfahl" oder „Pfahlgraben", wie die Germanen offenbar das Riesenwerk nannten, ein 5 bis

[1]) Capitolinus, Ant. Pius 7, 1: Tanta sane diligentia subjectos sibi populos rexit, ut omnia et omnes, quasi sua essent, curaret. Provinciae sub eo cunctae floruerunt. — 7, 12: et tamen ingenti auctoritate apud omnes gentes fuit, cum in urbe propterea sederet, ut undique nuntios, medius utpote, citius posset accipere. — [2]) ibid. 8, 7: Catthi in Germaniam et Retiam inruperant ... missus est contra Catthos Aufidius Victorinus. — [3]) ibid. 5, 4: Mauros ad pacem postulandam coëgit et Germanos et Dacos ... — [4]) Eutrop 8, 8, 2 in re militari defendere magis provincias quam amplificare studens. — [5]) Limesblatt 719 f. Jahresbericht 1898, 80. 81.

Digitized by Google

6 m breiter, 2 m tiefer Graben und ein Erdwall von mindestens 2 m Höhe mit einer Sohlenbreite von 9 und einer Kronenbreite von 2 m [1]).

In Rätien lagen die Verhältnisse anders; dort waren Grenznachbarn die friedlichen Hermunduren, mit denen ein sorglos intimer Verkehr seit langem unterhalten wurde, und so lag zur Zeit des obergermanischen Erdwallbaues an der rätischen Grenze scheinbar noch keinerlei Grund zu einer Verstärkung der Palissade vor. Freilich änderte sich die Lage rascher als man gedacht: Das schon erwähnte Neuerwachen chattischer Kriegsgelüste vom Jahr 162 richtete sich nicht bloß gegen Obergermanien, sondern traf, vielleicht gerade weil an der Taunusgrenze der Durchbruch durch den starken Erdwall erschwert war, zum beträchtlichen Teil auch das unvorbereitete Rätien [2]). Seit 166 aber schlugen die Wellen der großen, von 166—180 dauernden Ostgermanensturmflut, welche die ganze Donaulinie überspülte, bis an, ja gelegentlich sogar bis über die Alpen brandete, verschiedentlich auch nach Rätien herein; die siebzigjährige Freundschaft hielt die Hermunduren nicht ab, sich dem großen Markomannenbunde anzuschließen [3]), die Variſten am Fichtelgebirge taten dasselbe; und zwischen 166 und 170 mußte zum erstenmal in die bisher immer durch Auxiliartruppen genügend gesicherte Provinz eine Legion verlegt werden, die III Italica von Regensburg. Ausgangs der siebziger Jahre des zweiten Jahrhunderts, nach langen schweren, nur durch eine kurze Pause von 176—177 n. Chr. Geb. unterbrochenen Kämpfen ebbte die Ostgermanenflut allmählich zurück. Der gekrönte Philosoph, dem die Not der Zeit das Schwert in die Hand gedrückt und der es wider Erwarten energisch hatte führen lernen, erlebte zwar das völlige Ende der Kämpfe nicht; aber sein sonst ihm wenig ähnlicher Sohn, Commodus, erfüllte wenigstens hier noch die vom Vater auf ihn gesetzten Hoffnungen: Nihil paternum habuit, nisi quod contra Germanos feliciter et ipse pugnavit, sagt Eutrop [4]) und auch Aurelius Viktor [5]) nennt ihn bello plane impiger: quo in Quados prospere gesto Septembrem mensem Commodum appellaverat. Was die ihm feindliche Tradition an seinem Verhalten auszusetzen weiß [6]), ist offenbar böswilliger Klatsch; denn die Friedensbedingungen selbst waren geradezu glänzend: Buren und Alanen mußten Geiseln stellen und 15000 römische Kriegsgefangene herausgeben,

---

[1]) Probeheft aus Abt. A, S. 7. — [2]) S. S. 256, Anm. 2. — [3]) Capitolin, M. Anton. Philos. 22, 1, Gentes omnes ab Illyrici limite usque in Galliam conspiraverant, ut Marcomanni, Varistae, Hermunduri et Quadi, Suevi, Sarmatae, Lacringes et Buri, hi aliique cum Victualis, Sosibes, Sicobotes, Roxolani, Basternae, Halani, Peucini, Costoboci. — [4]) Eutrop, 8, 15. — [5]) Victor, de Caes. 17, 2. — [6]) Lampridius, Commodus Antonin. 3, 5 und Dio 72, 2.

Digitized by Google

auch schwören, einen Ödlandstreifen von einer deutschen Meile Breite zwischen ihrem und dem römischem Gebiet zu belassen[1]). Die Quaden mußten 13000 Mann zu den römischen Auxilien stellen, die Markomannen etwas weniger und daß die Bestimmung nicht bloß auf dem Papier stand, beweist die allmonatliche Abhaltung einer Art Kontrollversammlung durch einen römischen Centurio[2]). Überdies mußten sie die Verpflichtung eingehen mit Jazygen, Buren und Vandalen Frieden zu halten. Demgegenüber war die einzige römische Konzession die Räumung der über den Limes hinaus vorgeschobenen Kastelle in ihrem Gebiet.

Nach diesem Friedensschluß aber zog Commodus die Konsequenz der verflossenen anderthalb Jahrzehnte mit bedeutenden Verstärkungen der Grenzen. Wohl liegt die Frage nahe, warum Commodus nach der gründlichen Verschiebung der Verhältnisse seit Hadrian und Antonin, nach dem Wiedereintritt kriegerischer Verwicklungen großen, ja größten Maßstabs nicht das hadrianische System der nur für grenzpolizeiliche Zwecke geeigneten Linien aufgegeben habe, um zu dem domitianischen System der in zentralen Stellungen zurückgehaltenen, jederzeit zu offensivem Vorstoß und Gegenschlag bereiten starken Truppenansammlungen zurückzukehren? Aber es ist doch sehr zweifelhaft, ob eine Aufgabe des mit so gewaltigem Aufwand inszenierten Systems, eine Räumung der so herrisch gezogenen Sperrlinien nicht eine unheilbare Schädigung des römischen Prestiges zur Folge gehabt hätte. So tat Commodus, was er unter den gegebenen Umständen tun konnte: Er verstärkte die Limites von Obergermanien und Rätien mit allen denkbaren Mitteln. An der obergermanischen Grenze wurde im äußersten Norden der Provinz zur Deckung des Neuwieder Beckens das große, für zwei Numeri Raum bietende Kastell Niederbiber neu errichtet[3]). Kastell Osterburken wurde durch einen ausgedehnten, gefährliches Gelände in den Befestigungsumfang einbeziehenden Anbau stark vergrößert[4]); wahrscheinlich wurde auch damals die Mauer Jagsthausen—Osterburken—Bofsheim hinter dem großen Wall eingelegt[5]). Nicht minder lebhaft war die Bautätigkeit in Rätien, wie wir z. B. von umfangreichen Bauarbeiten im Kastell Böhming (vallum und portas cum turribus quatuor)[6]) aus dem Jahr 181 n. Chr. Geb. und von Pfünz aus den Jahren 183—185 wissen[7]). Eine

[1]) Dio 72, 3. — [2]) Dio 72, 2. — [3]) Limesblatt, Sp. 777 ff. — [4]) Durch Mannschaften der 8. Legion, vgl. die an 5 Türmen angebrachten gleichlautenden Inschriften Leg VIII Aug P. F. C. C. A. S. F. (Pia Fidelis Constans Commoda a solo fecit.) Limesblatt, Sp. 667 u. O.R. L. Lief. 2, S. 38. — [5]) Probeheft zu Abt. A, S. 8. — [6]) Limesblatt, Sp. 883 ff. — [7]) O.R. L. Lief. 14, S. 27 = C J L III, 11933; Limesblatt, Sp. 887.

Digitized by Google

weitere wichtige Maßregel war auch die jetzt erfolgte Vorziehung der Brittonennumeri an den Limes selbst[1]), wobei jene Doppelkastellanlagen entstanden, wie Schierenhof—Freymühle[2]), Welzheim—West und Bürgkastell[3]), Öhringen Bürg- und Rendelkastell[4]); in Walldürn, wo das Kohortenkastell noch fehlt, war es wohl nicht anders[5]). Offenbar liegt der Gedanke nahe, in eine Zeit, wo so mit allen Mitteln an der Verstärkung der Grenzlinie gearbeitet wurde, auch den Ersatz der rätischen Palissade durch eine Mauer zu setzen, um so mehr als dadurch auch die in Rätien unzweifelhaft bei diesem Mauerbau erfolgte Entfernung — Heraushauung oder Kappung — der Palissade sich einleuchtend damit erklärt, daß ihr Abnützungszustand jetzt nach rund fünfzigjährigem Bestehen ihre längere Erhaltung wertlos machte[6]). So war wohl die Krönung all der sonstigen Verstärkungsarbeiten unter Commodus der Bau einer massiven gemörtelten Mauer, über 1 m dick und mindestens $2^1/_2$ m hoch, die auf eine Erstreckung von 175 km die Steintürme der rätischen Linie mit wenigen Ausnahmen in ihren Verzug aufnahm.

Damit war das obergermanisch-rätische Limessystem in sein letztes Stadium eingetreten, zunächst offenbar mit guter Wirkung: rund 30 Jahre bleibt es verhältnismäßig still am Limes und eine Reihe von Ehreninschriften für den Kaiser Septimius Severus und den Kronprinzen Caracalla gerade aus dem Grenzgebiet selbst zeigen den gedeihlichen Zustand der Limesgegend[7]). Erst unter Caracallas selbständigem Regiment pochen die Germanen, Chatten und der hier zum erstenmal auftauchende Völkerbund der Alemannen, wieder an die Grenzsperre, wie es scheint hauptsächlich an den obergermanischen Limes[8]). Caracalla aber eilte

[1]) Fabricius, Neuj.Bl. S. 87. — [2]) Limesblatt, Sp. 950. — [3]) O.R. L. Lief. 21, Welzheim, S. 13. — [4]) Hier entstand sogar damals vielleicht noch ein drittes Kastell, 4 km nördlich von Öhringen bei Westernbach, Fabricius, Neuj.Bl. S. 87. — [5]) O.R. L. Lief. 21, Walldürn, S. 12. — [6]) Limesblatt, Sp. 565 f. — Jahresber. 1898, S. 80. — Sollte wirklich eine im rätischen Palissadengraben gefundene Bronzefibel so sicher auf den Anfang des 3. Jahrh. datiert sein, daß eine frühere Zeit für sie undenkbar ist, und sollten die Fundumstände ein anderweitiges in die Erde kommen als bei der Entfernung der Palissade völlig ausschließen, dann müßte der Mauerbau allerdings erst etwa in Caracallas Zeit gesetzt werden. Vgl. Fabricius, die Entstehung der römischen Limesanlagen in Deutschland, Trier 1902, S. 15. — [7]) Z. B. Auf württ. Boden, Haug-Sixt 388. 389. 393. 432. 433. — [8]) Wie man vielleicht daraus schließen kann, daß gerade die Taunuskastelle Holzhausen, Zugmantel, Feldberg, Saalburg, Capersburg nachher besonders eifrig sind, des Kaisers Sieg durch Inschriften zu feiern, vgl. O.R. L. Lief. 25, Feldberg, S. 17 f. und 42; Lief. 22, Holzhausen, S. 28 u. 35; Limesblatt 691 ff. u. Jacobi, das Römerkastell Saalburg I, 275. — Auch eine bürgerliche Ehreninschrift auf Caracallas Sieg stammt aus Obergermanien, aus Meimsheim im Zabergäu, Haug-Sixt 358: Imp(eratori) Caes(ari) M(arco) A[urelio) A]n[tonino] Pio Felici) [Aug]u[sto.

Digitized by Google

sofort persönlich an die bedrohte Grenze, und daß größere strategische Gesichtspunkte der römischen Kriegführung damals durchaus noch nicht verloren gegangen waren, beweist seine ganz richtige Benützung des Vorteils, den die gegenseitige Flankierung der beiden Limesäste bot. Der Kaiser brach, wie wir aus den Akten der Arvalbrüder wissen[1]), im August 213 per limitem Raetiae offensiv in die Flanke der Germanen vor und schlug sie trotz der trefflichen alemannischen Kavallerie im September am Main aufs Haupt[2]), so daß schon am 6. Oktober in Rom ob salutem victoriamque Germanicam des Kaisers den Göttern feierliche Opfer dargebracht wurden. Auch Caracalla ordnete noch verschiedene Kastellneubauten an[3]), und besonders gesteigerte Bautätigkeit herrscht unter Alexander Severus: Im Taunus Kastellumbauten und -verstärkungen auf dem Zugmantel, wie auf Saalburg und Capersburg[4]); südlich des Mains friedliche Wiederherstellung des balineum vetustate conlabsum von Walldürn[5]). Außerdem berichtet sein Biograph Lampridius[6]) von ihm eine eigentümliche Maßregel: Er habe den dem Feind abgenommenen Boden den Grenztruppen als Eigentum überwiesen, in der Erwartung, daß sie um so energischer fechten werden, wenn sie die eigene Scholle verteidigen. Seltsamerweise gab er ihnen aber, als gegen Ende seiner Regierung der Limes durchbrochen und das rechtsrheinische Gebiet von den Germanen überschwemmt wurde, keine Gelegenheit, jene Erwartung zu bestätigen, verhandelte vielmehr mit den Barbaren von Mainz aus, ohne den Strom zu überschreiten trotz der massenhaften, zum Germanenkrieg besonders geeigneten orientalischen Bogenschützen[7]), die er aus den Partherkämpfen mitgebracht, so daß die unzufriedenen Legionen schließlich 235 n. Chr. Geb. den unentschlossenen Muttersohn samt seiner Mutter

Par(thico)] B[r]it (annico) Germ(anico), pont(ifici) maximo, et Juliae Augustae, matri castrorum, ob victoriam Germanicam. — [1]) C. J. L. VI, 2086. — Riese, das rheinische Germanien in der antiken Literatur, S. 184. — [2]) Aurel. Victor, de Caes. 21, 2: Alamannos, gentem populosam, ex equo mirifice pugnantem, prope Moenum amnem devicit. — Spartian, Anton. Caracallus 5, 4 circa Retiam non paucos barbaros interemit. — ibid. 5, 6 et cum Germanos subegisset, Germanum se appellavit. — Die von Koepp, die Römer in Deutschland, zitierte Diostelle (77, 14, 3), wonach Karakalla keinen Sieg erfochten, sondern die Germanen durch Geld gewonnen hätte, bezieht sich auf Verhandlungen mit Gesandten von deutschen Stämmen, die an der Elbemündung und Nordsee saßen. Daß er deren Kriegsdrohungen mit dem in solchen Fällen schon seit lange üblichen Bakschisch beschwichtigte, ist gewiß keine besondere Schande. — [3]) Dio 77, 13, 4 ὅτι Ἀντωνῖνος ἐς τοὺς Ἀλαμαννοὺς στρατεύσας διέταττεν, εἴ πού τι χωρίον ἐπιτήδειον πρὸς ἐνοίκησιν εἴδεν, „ἐνταῦθα φρούριον τειχισθήτω“! — [4]) Limesblatt 432. C. J. L. XIII, 7612. 7466. 7441a. — [5]) C.R. v. Lief. 21, Walldürn, S. 15 und Limesblatt 659 ff. — [6]) 58, 4. — [7]) Capitolin, Maximini duo, 11, 7.

Digitized by Google

Mammaea bei Mainz ermordeten[1]) und ihren Feldherrn Maximinus Thrax, einen vierschrötigen, von unten herauf gedienten Haudegen von tollkühnster persönlicher Tapferkeit, zum Kaiser ausriefen. Dieser warf denn auch die Germanen noch einmal über den Limes zurück, verfolgte sie mit wildem Sengen und Brennen noch ein Stück weit in ihr eigenes Gebiet[2]) und stellte die zersprengten Limeslinien wieder her, wenn nach dem Ausweis der Münzfunde anscheinend auch nicht alle Kastelle wieder aufgebaut wurden. Eine bei Kleestadt aufgefundene Meilensäule beweist, daß er die Straßen von Mainz nach der vorderen Linie noch einmal in Stand setzte; in Öhringen hat er gemeinsam mit seinem Sohn Maximus 237 n. Chr. Geb. ein Bauwerk, vielleicht ein Fahnenheiligtum für das Kastell dediziert[3]) und eine ähnliche Bauinschrift von ihm stammt aus Tübingen[4]).

Auch diese Lektion tat bei den Germanen wieder auf anderthalb bis zwei Jahrzehnte gute Wirkung. Noch aus dem Ende der vierziger Jahre des dritten Jahrhunderts zeigen uns einige Inschriften das obergermanische Gebiet in vollem Friedenszustand. In Osterburken wurde noch zwischen 244 und 249 n. Chr. Geb. Genio opt(ionum) coh(ortis) III Aquit(anorum) Philippianae ein kleiner Altar dediziert[5]); in Jagsthausen wurde in derselben Zeit das balineum coh(ortis) I Germ(anorum) [Philippianae] vetustate conlabsum[6]) wiederhergestellt und in dasselbe im Jahr 248 von einem Tribunen der gleichen Kohorte ein Altar der dea Fortuna sancta balinearis redux geweiht[7]), dessen Inschrift die späteste genau datierte Urkunde vom obergermanischen Limes bietet.

Als aber im Jahr 253 wieder einmal Thronstreitigkeiten unter den Feldherrn der verschiedenen römischen Korps das ohnedies schon wankende Reich noch mehr erschütterten und ein Teil des Grenzheers nach Italien marschierte[8]), um den von ihm gewählten Kaiser Valerianus gegen den Gegenkaiser Aemilianus durchzusetzen, brachen die Germanen von neuem durch den Limes und eine Gallienusinschrift von Hausen ob Lontal[9]),

---

[1]) Herodian 6, 7. Lampridius, Alexander Sev. 59. 61. 63, 5. Capitolin, Max. duo 7. — [2]) Max. duo 11, 7—13, 2. . . . Ingressus igitur Germaniam Transrhenanam per triginta vel quadraginta milia barbarici soli vicos incendit, greges abegit, praedas sustulit, barbarorum plurimos interemit, militem divitem reduxit, cepit innumeros, et nisi Germani a campis ad paludes et silvas confugissent, omnem Germaniam in Romanam ditionem redegisset. — [3]) Haug-Sixt 422. — [4]) ibid. 165. — [5]) O.M. L. Lief. 2, S. 37. — [6]) Haug-Sixt 456. — [7]) ibid. 457. — [8]) Aurel. Vict., de Caes. 32, 1: At milites, qui, contracti undique, apud Rhaetias ob instans bellum morabantur, Licinio Valeriano imperium deferunt. — Eutrop 9, 7: Hinc Licinius Valerianus in Raetia et Norico agens ab exercitu imperator et mox Augustus est factus. — [9]) Haug-Sixt 30.

Digitized by Google

wohl bald nach 257 gesetzt, ist trotz der Beinamen des Kaisers Germanicus pius felix Invictus Augustus die letzte römische Inschrift auf württembergischem Boden, die letzte rätische nördlich der Donau.

Der germanische Ansturm machte nicht einmal an Rhein und Alpen halt; die Alemannen plünderten in Oberitalien, die Franken brandschatzten Spanien und sogar schon die afrikanische Küste, die trajanischen Erwerbungen in Dacien gingen verloren. Und wenn auch der tüchtige Postumus in Gallien die Rheingrenze wiederhergestellt, ja sogar einige Befestigungen am jenseitigen Ufer angelegt zu haben scheint[1]); ja, wenn sogar Kaiser Probus (276—282) in den ersten Jahren seiner Regierung die Germanen noch einmal aus Gallien warf und reliquias ultra Nicrum fluvium et Albam removit, ihre Trümmer über Neckar und Alb zurückdrängte, und — ähnlich wie Valentinian[2]) noch fast ein Jahrhundert später — wenigstens eine Kette fester Brückenköpfe an der Rheinlinie anlegte[3]), sein Wunsch wieder einen Statthalter Germaniens einzusetzen, blieb ein frommer und unerfüllter für alle Zeiten: Volueramus, patres conscripti, Germaniae novum praesidem facere, sed hoc ad pleniora vota distulimus[4]). Der transrhenanische und der rätische Limes aber, östlich des Neckars und nördlich der Donau, blieben seit den Tagen des Gallienus verschollen, ihre Kastelltrümmer wandelten sich mählich in verwunschene Schlösser, die seltsamen langen Linien des „Schweinsgrabens" und der „Teufelsmauer", lagen verlassen, von Wald und Brombeergestrüpp überwuchert und umsponnen vom Rankenwerk germanischer Volkssage.

---

[1]) Trebellius Poll., Tyranni XXX, 3, 9 und 5, 4. — [2]) Amm. Marc. 28, 2, 1. — [3]) Vopiscus, Probus 13, 7 u. 8. . . contra urbes Romanas castra in solo barbarico posuit atque illic milites collocavit. — [4]) ibid. 15, 7.

Digitized by Google

Der Vorstreit der Schwaben und die Reichssturmfahne des Hauses Württemberg.

Von Karl Weller.

In den Zeiten, da das tatenfrohe und ruhmreiche Geschlecht der dem Schwabenstamme entsprossenen Staufer über Deutschland waltete, sind die Schwaben anerkanntermaßen der führende Stamm des deutschen Volkes gewesen. Aber schon früher, unter dem salischen Kaiserhaus, rühmten sie sich des Vorstreits in den Reichskriegen als eines alten ihnen zustehenden Rechts, und ihrem Anspruch ist damals von der höchsten Stelle im Reich Folge gegeben worden; mit Fug sehen wir in dieser Behauptung des Vorkampfs einen rühmlichen Erweis ihrer Tapferkeit und Bedeutung. Seit dem 14. Jahrhundert steht ferner dem schwäbischen Hause der Grafen und Herzoge von Württemberg die Führung der Reichssturmfahne als ein mit dem Reichsgut Markgröningen verbundenes Lehen zu, ein Recht, das bis zur Auflösung des alten Reichs bei dem Hause verblieben ist. Aber wie es kam, daß die Ehre und Last des Vorstreits unter den Deutschen dem Schwabenstamme zufiel, ob mit diesem Vorrecht jenes Lehen der Reichssturmfahne überhaupt zusammenhängt und wie die Reichssturmfahne gerade mit Markgröningen in Verbindung getreten ist, auf diese Fragen alle hat die geschichtliche Forschung noch keine Auskunft geben können. Und doch erhalten wir von den Quellen auch für diese noch ungelösten Rätsel eine befriedigende Antwort, und die eindringende Untersuchung gewährt uns zugleich einen reizvollen Blick in die Rechtsbildung und die Rechtsanschauungen des deutschen Mittelalters.

Zum erstenmal wohlbeglaubigt ist der Vorstreit der Schwaben in den weltgeschichtlichen Kämpfen des Königs Heinrich IV. mit den aufständischen Sachsen, im Jahr 1075[1]). Für die frühere Zeit haben wir

[1]) Die Quellen über das Recht der Schwaben auf den Vorstreit sind zusammengestellt von P. F. Stälin, Der Vorstritt der Schwaben in den Reichskriegen: Ulm und Oberschwaben, Korrespondenzblatt des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben II. 1877. S. 43—45, ergänzt von demselben: Geschichte Württembergs I, 1. 1882. S. 214 Anm. 1.

Digitized by Google

keine sichere Notiz darüber, wohl aber Anzeichen, daß das Recht der Schwaben nicht allgemein bekannt oder ihr Anspruch nicht unbestritten war. In der Ungarnschlacht von 955 bildeten nach der Überlieferung die Schwaben nicht den ersten, sondern erst den sechsten und siebten Haufen. Sie waren von ihrem Herzog geführt; die Schlacht wurde auf schwäbischem Gebiet an der Grenze des Herzogtums geschlagen. Wäre der Vorkampf ihr anerkanntes Vorrecht gewesen, hätten sie es sich gewiß auch damals nicht nehmen lassen.

Dagegen erscheint 120 Jahre später dieses Recht dem Schwabenstamme durchaus eingeräumt. König Heinrich IV. hatte gegen die Sachsen ein besonders starkes Heer zusammengebracht. Auch Herzog Rudolf von Schwaben, der spätere Gegenkönig, hatte sich seinem Schwager angeschlossen; er nahm unter des Königs Bundesgenossen die erste Stelle ein und entfaltete eine ganz besonders eifrige Tätigkeit. Er war es auch, der den König am 9. Juni 1075 zu einem plötzlichen Angriff auf die bei Homburg an der Unstrut lagernden Sachsen veranlaßte. Hiebei hatten nun die Schwaben und neben ihnen die Bayern die Ehre des Vorkampfs. Wir haben drei den Ereignissen gleichzeitige, voneinander ganz unabhängige Berichte, die uns alle von der Ausübung des Vorrechts der Schwaben in dieser Schlacht erzählen; zwei davon haben heftige Gegner des Königs verfaßt, Lambert von Hersfeld und Berthold von Reichenau, der dritte stammt von einem Anhänger des Königs, der unmittelbar nach dessen Sieg bei Homburg ein Gedicht über den Sachsenkrieg gedichtet hat [1]).

Wenn diese Berichterstatter über die Schlacht übereinstimmend von dem Vorrecht der Schwaben und seiner Geltendmachung erzählen, während es vorher niemals erwähnt wird, so darf man ohne weiteres annehmen,

[1]) Lambert von Hersfeld, Monumenta Germaniae historica, Scriptores V, p. 226: Datum negotium est duci Rudolpho, ut ipse cum suis prima acie confligeret peculiari Suevorum privilegio, quibus ab antiquis iam diebus lege latum est, ut in omni expeditione regis Teutonici ipsi exercitum precedere et primi committere debeant, ceteris iussum, ut propter assistenter pugnantibus, prout res posceret, auxilio concurrerent. — Berthold von Reichenau, Mon. Germ. h., SS. V, p. 278: Ducibus Alemannorum et Baioariorum cum cohortibus suis bellicosis ad primam coitionem, ut se et lex habet Alemannorum, premissis. — Carmen de bello Saxonico oder Gesta Heinrici IV., neu herausgegeben von G. Waitz: Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen XV. 1870. p. 67: Lib. tertius, v. 57—60: Primus init bellum cogens in praelia secum | Suevos unanimes dux fortis in arma Rodolfus. | Quos prius expertos Saxonica bella celebrat Gloria quaesiti Carolo sub rege triumphi. v. 140—142: Suevi, Pojarii, qui regis in agmine primi . Extant, quos celebrat numerosis fama triumphis, | Praecurrunt celeres primique feruntur ad hostes.

Digitized by Google

daß damals der Vorstreit der Schwaben ein großes Aufsehen erregt hat, ja daß ihr Vorrecht jetzt zum ersten Male in Deutschland allgemein bekannt geworden ist[1]). Wenn sich trotzdem sämtliche drei Autoren auf ein altes Recht des Schwabenstammes berufen, so darf man daraus mit Sicherheit schließen, daß das angebliche Recht in erster Linie ein Anspruch der Schwaben selbst, eine Überlieferung bei diesen war, und daß sie in jener Schlacht ihren Anspruch durchsetzen konnten, eben weil König Heinrich IV. den Herzog Rudolf und die Schwaben in seinen gefährlichen Kämpfen mit den Sachsen notwendig brauchte. Rudolf war bereits in den letzten Jahren mit seinem Schwager in sehr gespanntem Verhältnis gewesen und schon 1073 als Gegenkönig genannt worden. Wenn er sich auch, von den Sachsen beleidigt, dem Könige jetzt noch zur Verfügung gestellt hatte, so mußte der König doch alle Rücksicht auf ihn nehmen, wie denn Rudolf bald genug mit ihm endgültig gebrochen hat. Durch die Gunst des Augenblicks wird aus dem Anspruch ein unangefochtenes Recht; der Vorstreit wird den Schwaben vom deutschen König tatsächlich eingeräumt und damit gleichsam offiziell anerkannt.

Aber wie ist der Anspruch der Schwaben, im Vordertreffen kämpfen zu dürfen, entstanden? Riezler[2]) vermutet, daß die Reichsheerfahrten nach Rom etwa in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts den Anlaß gegeben haben. Er glaubt, daß die Aufstellung des Reichsheers, nach der die Schwaben an der Spitze zu ziehen hatten, zuerst in den italienischen Heerfahrten eingeführt und von hier aus auf die andern Reichskriege übertragen worden sei. Die Schwaben seien deshalb vorangestellt worden, weil sich das Reichsheer zu den italienischen Zügen fast immer auf schwäbischem Boden, nämlich in Augsburg, gesammelt habe; dann sei es natürlich gewesen, daß sich ihnen sogleich die Bayern anschlossen, als ihre und der Italiener nächste Nachbarn. Aber diese Vermutung von dem Ursprung des Vorrechts hat keine Überlieferung zur Stütze; sie könnte zur Erklärung des Vorstreits der Schwaben nur dann herangezogen werden, wenn sich uns das, was die Quellen über die Entstehung des Rechts oder Anspruchs berichten, als haltlos erwiesen hätte. Wir haben also erst zu prüfen, ob nicht diese Überlieferung überhaupt vor der Kritik bestehen kann oder wenigstens einen wahren Kern enthält.

[1]) Dies hat Baltzer, Zur Geschichte des deutschen Kriegswesens in der Zeit von den letzten Karolingern bis auf Kaiser Friedrich II. 1877. S. 104 mit Recht hervorgehoben, und G. Meyer von Knonau, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich IV. und V. II. 1894. S. 875 Anm. 6 stimmt ihm bei.

[2]) Riezler, Geschichte Baierns I. 1878. S. 515 Anm. 2.

Digitized by Google

Von jenen Gewährsmännern sagt nämlich Lambert von Hersfeld, daß das besondere Vorrecht der Schwaben schon seit alten Tagen durch Gesetz bestimmt sei, und ebenso beruft sich Berthold von Reichenau auf das Gesetz der Alemannen. Das Gedicht vom Sachsenkrieg aber erzählt bei der Meldung vom Vorkampf der Schwaben, diese, die sich schon früher in Sachsenkriegen erprobt hätten, verherrliche der Ruhm des unter König Karl errungenen Siegs; es führt also die Erteilung des Vorrechts auf Karl den Großen zurück, der ja im Mittelalter den Deutschen überhaupt als der Urquell aller Gesetzgebung, als der Begründer des weltlichen Rechts galt. Wir dürfen aus den Worten dieser drei Autoren den Schluß ziehen, daß die Herleitung des Vorrechts von Karl dem Großen zur Zeit der Schlacht bei Homburg die allgemeine Auffassung der Schwaben und nun auch der anderen Deutschen war, sowie daß sich bei den Schwaben noch die Überlieferung erhalten hatte, dieses Vorrecht sei von ihnen in den Sachsenkriegen Karls ausgeübt worden.

Spätere auf mündlicher Überlieferung fußende Quellen, vor allem die im 12. Jahrhundert abgefaßte gereimte Kaiserchronik, nennen auch den Schwabenführer, dem Karl der Große das Recht des Vorkampfs erteilt habe, den Grafen Gerold. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß auch schon zur Zeit der Schlacht bei Homburg das Vorrecht der Schwaben auf den schwäbischen Grafen Gerold, den Schwager Karls des Großen, zurückgeführt wurde; wie wäre sonst der Name dieses geschichtlich so wohlbeglaubigten Kriegshelden von der mündlichen Überlieferung bis in so späte Zeit festgehalten worden? Gerold wird schon in der Chronik des 1054 gestorbenen Hermann von Reichenau als der fromme Bannerträger Karls des Großen bezeichnet und ebenso in der Biographie des Bischofs Meinwerk von Paderborn [1]), die im 12. Jahrhundert verfaßt ist; mit dem Tragen der Fahne galt aber das Recht des Vorkampfs enge verbunden [2]). Wir entnehmen jener Bezeichnung, daß den Verfassern beider Schriften Gerold als Vorstreiter in den Kämpfen Karls des Großen wohl bekannt war.

[1]) Herimannus Aug. Chron. 799, Mon. Germ. h., SS. V, p. 101: Geroldus .. prefectus Baioariae, signifer et consiliarius Karoli pius et religiosus; daraus auch in den Annales Wirziburgenses (S. Albani Mog.), Mon. Germ. h., SS. II, p. 240: Geroldus piissimus signifer Karoli. — Vita Meinwerci episcopi 155. Mon. Germ. h., SS. XI, p. 139: a Geroldo Karoli Magni imperatoris consanguineo et signifero.

[2]) Man vergleiche Gotfrid von Viterbo zum Jahr 1186, Mon. Germ. h., SS. XXII, p. 142: Judicio coeli dominantes in orbe Suévi; | Nunc ubicunque geri respublica proelia quaerit, | Ordine primus erit, gladio vult primus haberi, | Moreque signiferi primus in hoste ferit.

Digitized by Google

Gerold, ein Nachkomme des letzten alamannischen Herzogs Gottfried, der Bruder der Königin Hildegard, war einer der besten Feldherrn Karls des Großen, bei dem er im höchsten Ansehen stand; er nahm besonders auch an den Sachsenkriegen Karls in hervorragender Weise teil. In den Jahren 786—790 wird er als Graf der schwäbischen Bertholdsbar genannt; er bewies eine große Freigebigkeit gegen die Klöster St. Gallen und Reichenau; auch in Paderborn stiftete er eine Kapelle. Nach dem Sturze des Herzogs Thassilo stellte ihn Karl 791 an die Spitze Bayerns; diese Statthalterschaft war wegen des Schutzes der Grenze militärisch von der größten Wichtigkeit. Gerold kam 1. September 799 auf einem Feldzug gegen die Avaren durch einen Pfeilschuß ums Leben. Seine Gebeine wurden nach Reichenau gebracht und in der dortigen Klosterkirche beigesetzt [1]).

Eine solche Heldengestalt hat natürlich in der Erinnerung der Zeitgenossen fortgelebt und noch die Phantasie der Späteren nicht wenig beschäftigt. In der Vision des Wetin von Reichenau, die dieser kurz vor seinem Tod 824 zu haben glaubte, in der er sogar den Kaiser Karl im Fegfeuer Schlimmes leiden sah, erscheint der gütige, wahrheitsliebende, milde und fromme Gerold sogar unter den Märtyrern [2]); er war ja im Kampfe gegen die Ungläubigen gefallen. Einen hübschen Einblick in das Walten der Sagenbildung erhalten wir durch die Schrift des Mönchs von St. Gallen über die Taten des großen Karl [3]); seine Erzählungen gehen in letzter Linie auf einen Kriegsgefährten Gerolds zurück. Dieser, ein tapferer Kriegsmann, Adalbert mit Namen, hatte von Gerolds Zügen gegen die Avaren, Sachsen und Slaven einen reichen Schatz von Erinnerungen heimgebracht [4]). Gerne erzählte er von seinen Erlebnissen einem Knaben, dessen er sich in seinen alten Tagen angenommen hatte. Dieser

[1]) Vgl. über Gerold besonders die Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Karl dem Großen von Sigurd Abel, fortgeführt von Bernhard Simson II. 1883. S. 189—194.

[2]) Visio Wetini: Mabillon, Acta Sanctorum ord. s. Benedicti IV a, ed. Venet. p. 273.

[3]) Mon. Germ. h., SS. II, p. 726—763. Übersetzt von Wattenbach, Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, in deutscher Bearbeitung herausgegeben, XIII, 1850, mit Einleitung.

[4]) Monach. Sangall. I c. 34: Adalberti, patris eiusdem Werinberti . ., qui cum domino suo Keroldo et Hunisco et Saxonico vel Sclavico bello interfuit. II c. 2: In bello autem Saxonico, cum per semet ipsum aliquando fuisset occupatus, duo quidam privati homines, quorum etiam nomina designarem, nisi notam arrogantiae vitarem, testudine facta muros firmissimae civitatis vel aggeris acerrime destruebant. Quod videns iustissimus Karolus primum illorum cum consensu domini sui Keroldi praefectum inter Renum et Alpes Italicas instituit, alterum praediis admodum ditavit.

Digitized by Google

Knabe wurde später Mönch im Kloster St. Gallen. Sein Lehrer war hier ein Sohn Adalberts, Werinbert, der nicht weniger als sein Vater von den Zeiten Karls des Großen zu erzählen liebte; er ist wahrscheinlich derselbe Werinbert, dem Otfrid von Weißenburg seine Evangelienharmonie mit gewidmet hat. Jener Knabe war selber schon alt, stotternd und zahnlos geworden, als im Jahr 883 Kaiser Karl der Dicke das Kloster St. Gallen besuchte und an den Erzählungen des greisen Klosterbruders ein solches Wohlgefallen fand, daß er ihn veranlaßte sie aufzuzeichnen. Diese Sammlung von Geschichten, die der Mönch von St. Gallen mit Behagen vor uns ausbreitet, zeigt uns das Bild Karl des Großen, wie es sich bis dahin im Volke gestaltet hatte. Einzelne seiner Berichte sind schon ganz märchenhaft, so wenn er schildert, wie Karls Vater Pippin mit einem Schwerthieb zusammen den Kopf eines Löwen und eines riesigen Stieres von den Schultern trennt, wie er einen bösen Geist, der ihn im Bad zu Aachen überfällt, an den Boden spießt, obwohl es nur ein Schatten in menschlicher Gestalt ist, oder wenn erzählt wird, wie der eisengepanzerte Karl mit seinen eisernen Scharen vor Pavia erscheint. Von einem gewaltigen Enakssohn aus dem Thurgau, Namens Eishere, wird berichtet, er habe die Böhmen, Wilzen und Avaren wie das Gras auf der Wiese gemäht und sieben oder acht oder auch neun von ihnen wie Kröten auf seine Lanze gesteckt. Die Gesandten des griechischen Kaisers empfängt Karl strahlend wie die aufgehende Sonne, von den Seinen umgeben wie von himmlischen Heerscharen, so daß jene vor Bestürzung ohnmächtig zu Boden fallen[1]). Der Stoff der Erzählung ist manchmal in solcher Weise episch geartet, daß man geneigt ist, statt mündlicher Überlieferung anekdotischer Berichte hie und da schon Benützung volksepischer Dichtung selbst oder wenigstens Beeinflussung durch dieselbe zu vermuten[2]).

Es wird im allgemeinen angenommen, daß sich der um die Persönlichkeit Karls des Großen gruppierende Sagenkreis in Frankreich ausgebildet habe und erst im Zeitalter der Kreuzzüge von da nach Deutschland gedrungen sei. Das angebliche Werk des Bischofs Turpin fand in der Hohenstaufenzeit auch diesseits des Rheins gläubige Hörer; durch den Pfaffen Konrad wurde das französische Rolandslied in deutscher Sprache bearbeitet und so der deutschen Kunstdichtung gewonnen. Es kann aber kein Zweifel sein, daß, wie in Frankreich, so auch in Deutsch-

[1]) Cap. II c. 15. 17. 126. Vgl. Schneegans, Die Volkssage und das altfranzösische Heldengedicht: Neue Heidelberger Jahrbücher VII. 1897. S. 59. Bartsch, Das Rolandslied. 1874. Einleitung S. VI.

[2]) Gröber, Romanische Litteraturgeschichte II, 1. 1892. S. 454.

Digitized by Google

land an den großen Kaiser und seine Paladine sich eigentümliche Sagenüberlieferung angeschlossen hat. Es fehlt hier keineswegs an eigenartigen Volkserzählungen von Karl, deren Ausläufer sich bis zur Gegenwart in zahlreichen örtlichen Sagen und geographischen Namen erhalten haben. „Auch in deutschen Landen", sagt Meister Uhland, der diese Sagen mit großer Liebe und Sorgfalt gesammelt hat[1]), „sprang vor Karln überall die Ader der Sagendichtung, wie vom Odenberg in Hessen erzählt wird, daß dort vom Hufschlag seines Rosses ein starker Quell entsprungen sei."

Nun ist es an sich wahrscheinlich, daß auch diese deutsche Volksüberlieferung von Karl dem Großen und seinen Helden zum guten Teil poetische Form angenommen hat. Und zwar haben wir Spuren derartiger volkstümlicher Dichtung schon aus sehr früher Zeit. Im Haag wurde seinerzeit ein Bruchstück aus dem 10. Jahrhundert entdeckt, worin Karls Feldzug nach Spanien schon ganz sagenhaft ausgeschmückt ist; unter den Helden begegnen uns Namen wie Ernald, Bernhard der junge, Bertrand und der junge Wibelin; eingemischte Verse führen auf die Vermutung, daß der Verfasser wohl ein älteres Gedicht über den Gegenstand vor sich hatte[2]). Und ähnlich geht wohl auf poetische Überlieferung eine Notiz zurück, die sich im Leben der Königin Mathilde findet, das im Jahr 968 verfaßt ist; es wird erzählt, der Krieg zwischen Karl und dem Sachsenherzog Widekind sei durch einen Zweikampf beider entschieden worden; nach langem Widerstand besiegt, habe Widekind sich taufen lassen[3]).

Einen Niederschlag solcher Volkspoesie von Karl dem Großen haben wir jedenfalls auch in der Kaiserchronik, die uns öfters Erzeugnisse der Volksdichtung geradezu in ihrer alten Form bewahrt hat. Die Erinnerung des Dichters der Chronik ist voll von jenen Sagen, wie sie vornehmlich die Spielleute verbreiteten und lebendig erhielten; aus deren Liedern sog sie ihre beste Kraft. Mit einer reichen und durchaus gläubigen Kenntnis dieser sagenmäßigen Überlieferung ist der Verfasser, ein regensburgischer Geistlicher, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts starb, an seine Arbeit gegangen, erfüllt von der Absicht, die Geschichte unterhaltend darzustellen und so erfolgreich den wieder auflebenden Heldensagen wie den romanhaften Erfindungen der Spielleute, in denen er eitel Lügengewebe erblickt, entgegenzutreten. In unverhältnismäßiger Ausdehnung, mit sichtbarer Vorliebe und unter Einflechtung vieler sagenhafter Einzelheiten aber hat er eben die Geschichte Karls des Großen behandelt und zweifellos manche Spielmannslieder dazu benützt. Es scheint, daß man mit dieser

[1]) Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage II. 1866. S. 75—99.

[2]) Wattenbach, Der Mönch von St. Gallen, a. a. O. Einleitung S. VIII.

[3]) Mon. Germ. h., SS. X. pag. 576.

Digitized by Google

Überlieferung von dem Kaiser Karl in Regensburg recht wohl bekannt gewesen ist; hier entstand in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts auch die Bearbeitung der französischen Rolandssage durch den Pfaffen Konrad[1]). Nun erzählt die Kaiserchronik, die Römer haben Karls Bruder, den Papst Leo, geblendet und vertrieben, worauf er von Karl mit Gewalt zurückgeführt worden sei und durch ein Wunder sein Augenlicht wieder erlangt habe. Dabei zeichnete sich Gerold, der Führer der Schwaben, so aus, daß ihm der Kaiser das Recht des Vorstreits verlieh, das er später im Sachsenkrieg selbst noch ausübte[2]). Diese Überlieferung hat der Verfasser der Kaiserchronik sicherlich ebenfalls der Spielmannsdichtung entnommen, und wir werden wohl kaum fehl gehen, wenn wir die Erzählung unmittelbar oder mittelbar auf schwäbische Tradition zurückführen.

Daß diese Spielmannsdichtung in ihren tatsächlichen Angaben über die Verleihung des Vorstreits an Gerold vielfach schwankte, können wir aus andern Nachrichten erschließen, die ebenfalls der Volkspoesie entnommen sind. Nach Handschriften über Karls Herkunft und Jugend war Herzog Gerold von Schwaben zuvor bei Karl nicht in Gnaden, jedoch der erste beim Sturm auf Rom, weshalb ihm Karl nach der Rückkehr von seinem Romzug in Aachen die Hauptmannschaft und das Recht des Vorkampfs in den Kriegen des Reiches verlieh[3]). Als der französische Sagenkreis um Karl den Großen nach Deutschland herüberdrang, wurde sodann die Erteilung des Vorrechts an die Schwaben in die Kämpfe Karls gegen die spanischen Heiden verlegt; schon das Rolandslied des Pfaffen Konrad läßt die Schwaben in der Schlacht am Ebro vorfechten[4]), die Bearbeitung desselben durch den Stricker im 13. Jahrhundert aber meldet ausdrücklich, daß Gerold und die Schwaben das Vorrecht vor dieser

[1]) Das obige nach Edward Schröder, Die Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen. 1892. Einleitung S. 50. 67. 70. 75.

[2]) Die Kaiserchronik, herausgegeben von Edward Schröder V. 14597 ff. 14615 ff.: daz was der chuone Gérolt, | dem volget allez Swaebischez volc. | Dar nâch begunden sîgen | grôzer scar drîe, | die wâren alsô wunnesam. | sô iz dem rîche wol gezam. | si dienten Gérolde dar, | si wâren alsô herliche gar. | do verléch der chunic Karle | Gêrolde dem helde, | daz die Swâbe von rehte | iemer suln vor vehten | durch des rîches not. | daz verdiende Gérolt der helt guot. 14855 ff. 14870 ff.: die Sahsen wurden reslagen. | Gérolt dâ vor valt; | die vursten ze Sahsen verlurn alle ir craft. — Vgl. Maßmann, Die sogenannte Kaiserchronik III, S. 987 ff.

[3]) Aufgeführt bei Maßmann a. a. O. S. 990.

[4]) Bartsch, Das Rolandslied S. 299 V. 7855 ff.: Swâben thie milten, | thie fuorent zwiskele scilte, | sie sint vile guote knehte; | ich wil thaz sie vorevehten. Das französische Original kennt das Vorfechten der Schwaben nicht.

Digitized by Google

Schlacht für alle Zeit erhalten hätten[1]); wir schauen hier mit einiger Deutlichkeit das umwandelnde Walten der Sage, die gerne der Neigung folgt, zwei bekannte, ursprünglich ohne jede Beziehung zueinander stehende Tatsachen irgendwie in Zusammenhang zu bringen.

Das jedenfalls dürfen wir als gewiß festhalten, daß der Anspruch der Schwaben, in den Kriegen des deutschen Königs die Ehre des Vorstreits zu genießen, auf die poetische Überlieferung zurückgeht, daß diese in ihnen bis zur Zeit der Schlacht bei Homburg den Glauben erhalten oder erweckt hatte, das Recht des Vorkampfs sei dem Grafen Gerold und seinen Schwaben von Karl dem Großen verliehen worden.

Eine andere Frage ist nun die, wie weit diese Überlieferung auf geschichtlicher Wahrheit beruht. Daß neben viel Sagenhaftem echte historische Tradition in den Ruhmeskranz eingeflochten ist, den die Dichtung ihrem Helden Gerold geweiht hat, ist einleuchtend: die Persönlichkeit Gerolds selbst, sein Verhältnis zu Karl dem Großen wie zum Schwabenstamm sind ja historisch wohlbezeugt, ebenso daß er an den Sachsenkriegen teilgenommen hat. Dann aber ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß Gerold und seiner Gefolgschaft von König Karl in der Tat die Ehre des Vorstreits, sei es einmal oder öfters, eingeräumt worden ist; damit würde sehr wohl stimmen, daß einigemal, und zwar schon zur Zeit der Schlacht bei Homburg, aber auch noch später, neben den Schwaben, wenn auch nie ohne diese, die Bayern als zum Vorkampf berechtigt erwähnt werden[2]); in den letzten acht Jahren seines ruhmreichen Lebens war ja Gerold Statthalter des Bayernlandes. Was in der Zeit des großen Kaisers wohl nur ein persönliches Vorrecht des tapferen Mannes und der von ihm geführten Scharen gewesen war, wurde von der schwäbischen Volksdichtung mit Stolz als ein dem Schwabenstamm verliehenes Recht gefeiert; die Lieder zu Gerolds Preis haben die Erinnerung daran für die späteren Zeiten bewahrt und den Anspruch seiner schwäbischen Landsleute frisch erhalten. Im Jahr 1075 gelang es diesen, bei einem besonderen Anlaß die Anerkennung ihres beanspruchten Vorrechts vom Könige zu erlangen. Damit bleibt der ganze Hergang durchaus im Rahmen der mittelalterlichen Rechtsbildung mit ihrem unaufhör-

[1]) Karl der Große von dem Stricker, herausgeg. v. Bartsch S. 244 V. 9239 ff.

[2]) So für die Schlacht bei Homburg Berthold von Reichenau und das Lied vom Sachsenkrieg; ferner Ansberti historia de expeditione Friderici imperatoris, Fontes rerum Austriacarum V, p. 25: Dux Sueviae, qui patrem imperatorem cum suis agminibus, Suevorum scilicet et Bawariorum, preibat, antiqua iuris institutione, qua Suevi seu Alamanni et Bawarii, qui et Norici, in omni publico bello primi propugnatores, . . hostiles semper impetus debent excipere.

Digitized by Google

lichen Werden und Wachsen; wie oft wird der Brauch durch eine klug benützte Gelegenheit zum Recht, was ursprünglich nur ein Anspruch war, durch einen Einzelfall zum Gesetz!

Von der Schlacht bei Homburg bis ins 15. Jahrhundert wird die Ausübung des Vorkampfrechts der Schwaben durch verschiedene Berichte bezeugt[1]). Zumal unter den Hohenstaufen konnte es dem schwäbischen Stamme nicht schwer fallen, an seinem Vorrechte festzuhalten. Aber von Anfang an litt dieses doch unter dem Mangel einer bestimmten schriftlichen Fixierung. „Vom 10.—12. Jahrhundert", sagt Richard Schröder[2]), „ruhte die Gesetzgebung fast ganz, die Zeit war nicht dazu angetan und die Neubildung aller rechtlichen Beziehungen noch zu sehr im Flusse, als daß eine gesetzliche Feststellung möglich gewesen wäre. Es war die Zeit der Alleinherrschaft des Gewohnheitsrechtes, dessen eigentliche Träger bis zum 13. Jahrhundert die Stämme blieben." Darum finden sich neben den Berichten von dem unbestrittenen Vorrecht der Schwaben auch Spuren, daß dasselbe doch nicht jederzeit und überall in Deutschland als selbstverständlich angesehen wurde. Wir haben hier eben auch eines der vielen Beispiele für die Tatsache, auf wie schwankendem Boden die rechtlichen Verhältnisse des Reichs im Mittelalter standen. Der Einzelfall durchbricht immer wieder das geltende Recht und macht es zum Brauch; dies konnte hier um so leichter eintreten, als ja das Recht der Schwaben zum Vorstreit auch in den Jahrhunderten seiner sicheren Geltung kaum mehr als ein anerkannter Brauch war. Im einzelnen Fall hatten die Schwaben ihren Anspruch immer wieder aufrecht zu erhalten oder neu zu verfechten; nicht selten begegnet uns ein tatsächliches Ignorieren ihres Vorrechts. Im 13. Jahrhundert fand dasselbe zwar Aufnahme in die deutschen Rechtsbücher, noch nicht in den Sachsenspiegel, wohl aber in den Spiegel deutscher Leute, der in seinem Bericht von der Verleihung des Rechts hauptsächlich aus der Kaiserchronik schöpfte, und aus ihm in den Schwabenspiegel[3]); beide sind auf schwäbischem Boden, in Augsburg, entstanden. Aber daneben finden wir eine gänzliche Mißachtung des schwäbischen Anspruchs durch deutsche Könige, indem diese das Recht des Vorstreits in einzelnen Landstrichen des Reichs anderweitig verliehen: Alfons von Kastilien überträgt 1258 das Recht des Vorkampfs im links-

[1]) Die Belegstellen bei Maßmann und P. F. Stalin an den angegebenen Orten.

[2]) Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte[2]. S. 624.

[3]) Siehe darüber Ficker, Über einen Spiegel deutscher Leute und dessen Stellung zum Sachsen- und Schwabenspiegel: Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien XXIII. 1857. S. 161 ff.

Digitized by Google

rheinischen Deutschland dem Herzog von Lothringen[1]), Ludwig der Bayer 1338 den Vorstreit zwischen Rhein und Weser dem Grafen von Arnsberg[2]). Seit dem Aufhören des Herzogtums war keine berufene Stelle mehr da, den Anspruch der Schwaben zu vertreten. Einmal, im 14. Jahrhundert, scheint sich der Bischof von Konstanz dazu verpflichtet zu fühlen. Als auf der Heerfahrt Kaiser Karls IV. nach Zürich 1354 Herzog Albrecht von Österreich den Schwaben den Vorstreit nicht lassen wollte, zog der Bischof mit seinen Kriegsvölkern ab, um dem alten Recht der Schwaben nichts zu vergeben[3]). Die Schlacht bei Nikopolis im Jahr 1396 ging zum Teil wegen eines Streits der Schwaben mit den Franzosen, die in allen fremden Ländern den Vorkampf beanspruchten, verloren. Seitdem hören wir wenig mehr von einer tatsächlichen Ausübung ihres Vorrechts. Es scheint auch nicht, daß der Anspruch, den die Reichsritterschaft von Schwaben und Franken auf den Vorrang der St. Georgenfahne erhob, mit dem alten schwäbischen Recht irgendwie zusammenhänge.

Von dem alten Vorrecht der Schwaben, dem deutschen Heere voranzustreiten, wird in der Regel auch das Lehen der Reichssturmfahne hergeleitet, das mit dem Reichsgut Markgröningen verbunden war und seit dem Jahr 1336 dem Hause Württemberg zustand. Aber so nahe verwandt auch das Recht des Vorkampfs in den Schlachten des Reichs mit der Führung des Reichsbanners erscheint, so besteht doch keine direkte Beziehung des schwäbischen Vorkampfrechts zu jenem Reichssturmfahnlehen; nirgends in der urkundlichen Überlieferung wird das eine an das andere angeknüpft. Daß Markgröningen gar nicht von Anfang an mit dem Vorstreit des Schwabenstamms in Verbindung stehen kann, geht schon daraus hervor, daß es ja ursprünglich kein schwäbischer Ort ist, sondern, wenn auch in der Nähe der Stammesgrenze, doch jenseits derselben in Franken lag und erst im späteren Mittelalter, frühestens seit dem Interregnum, als zu Schwaben gehörig angesehen wurde.

Noch unter Friedrich Barbarossa war Reichs- und Heerfahne allein die Adlerfahne gewesen. In der späteren Kaiserzeit finden wir zwei konkurrierende Reichsfahnen, den schwarzen Adler auf Goldgrund und

[1]) L(eibnitius,) Codex iuris Germanici I. p. 19: Et si contigerit nos ire citra Rhenum, debes habere primum conflictum.

[2]) Jus primam pugnam habendi, quando regem vel imperatorem Romanorum vel summum ducem infra terminos Rheni et Wisere pugnare vel bellare continget, qui vulgo dicitur vorstreit. Maßmann a. a. O.

[3]) Heinricus de Diessenhoven: Böhmer, Fontes rerum Germanicarum IV, p. 93. Continuatio Matthiae Nuewenburgensis: ebenda p. 290.

Digitized by Google

das weiße Kreuz auf rotem Grunde; die Könige führten die beiden Fahnen nebeneinander. Das Schlachtbanner, das an der Spitze des königlichen Heeres voranflatterte und immer nur bewährten Kriegshelden anvertraut war, wird seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts als Sturmfahne des Reichs bezeichnet [1]).

In der Schlacht bei Mühldorf 1322 trug das Sturmbanner auf seiten des siegreichen Königs Ludwig der fränkische Edelfreie Konrad von Schlüsselberg. Zum Lohn dafür, daß er der Fahnenträger Ludwigs bei seinem herrlichen Siege gewesen sei, erhielt er wenige Tage nach der Schlacht, am 3. Oktober 1322, Burg und Stadt Markgröningen zu Lehen [2]). Zunächst, solange das Haus Habsburg gegen Ludwig noch im Felde stand, war die Stadt für Konrad ein sehr unsicherer Besitz; er konnte sie erst nach einigen Jahren in seine Hände bekommen [3]). Nach dem Tode König Friedrichs ließ er sich, um im Besitze des Reichslehens ferner nicht gestört zu werden, von den Kurfürsten Willebriefe ausstellen, so von dem König von Böhmen 1331, von dem Pfälzer und dem Trierer Kurfürsten 1332, von dem Brandenburger 1333. Während aber in den andern drei Urkunden noch nichts von einem Sturmfahnlehen steht, bezeichnet der einflußreiche Erzbischof Balduin von Trier, der den Konrad von Schlüsselberg seinen lieben Freund nennt, Markgröningen als Zubehör der Reichssturmfahne [4]). Nun war der söhneloſe Konrad von Schlüsselberg mit dem Grafen Ulrich von Württemberg in nahe Verwandtschaft getreten, und dieser strebte darnach, Markgröningen, das schon früher seinem Vater, dem Grafen Eberhard dem Erlauchten, verpfändet gewesen war, seinem Territorium einzuverleiben. Kaiser Ludwig stellte sich einer Abtretung der Stadt nicht entgegen; am 3. März 1336 erlaubte er Konrad, mit dem Grafen Ulrich abzuschließen und belehnte diesen selbst mit Markgröningen und der Reichssturmfahne [5]). Damit war

---

[1]) Über die Reichssturmfahne vgl. besonders Grißner, Symbole und Wappen des alten deutschen Reichs (Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte VIII, 3). 1902. S. 67 ff. S. 116 ff., von früherer Literatur (Böhmer,) Zeichen, Fahnen und Farben des Deutschen Reichs 1848. Knörk, Die Reichssturmfahne: Berichte des freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. Main XI. 1895. S. 54—63.

[2]) Sattler, Geschichte Wirtembergs unter den Grafen I, Beilagen Nr. 70: quod tu vexillifer in magnifico triumpho belli nostri fuisti.

[3]) Vgl. dazu und zum Folgenden besonders Ch. F. v. Stälin, Wirtembergische Geschichte III. 1856. S. 160 Anm. 1 und S. 206.

[4]) Sattler a. a. O. I, Beilagen Nr. 71: ad hoc quod ipsi vexillum imperii dictum sturmvane in volgari debitis temporibus ratione dicti feodi ducere debeant.

[5]) Sattler a. a. O., Beilagen Nr. 82: daz wir unsern und des riches sturmvanen empfohlen haben dem edlen man Ulrichen graven zu Wirtemberg . . und

Digitized by Google

also die Verbindung der Reichssturmfahne mit dem Reichslehen Markgröningen vom Kaiser anerkannt; am 22. September des Jahres kam in Gegenwart des Kaisers der endgültige Verkauf zustande[1]).

Dies waren die tatsächlichen Vorgänge. Es ist ganz klar, daß vor den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts von einer sicheren Verknüpfung eines Lehens der Reichssturmfahne mit der Stadt Markgröningen keine Rede sein kann; diese hat sich erst jetzt vollzogen. Eine andere Frage ist freilich die, ob es ganz von ungefähr war, daß der Träger des Sturmbanners in der Schlacht bei Mühldorf gerade mit Markgröningen belehnt wurde. Und es scheint in der Tat, daß dies doch besondere Gründe hatte.

Wir haben nämlich die Notiz, daß im Jahr 1252 Markgröningen von dem Könige Wilhelm von Holland dem Grafen Hartmann von Grüningen aus dem württembergischen Hause, einem der eifrigsten Parteigänger der päpstlichen Partei, übergeben wurde[2]). Nun nennt sich 1257 nach dem Tode Wilhelms derselbe Hartmann Bannerträger des Reichs[3]); es ist wohl sicher, daß er das Recht die Reichsfahne zu führen noch zu Lebzeiten des Königs erhalten hatte. Er war also Inhaber der Stadt Markgröningen und zugleich mit der Führung des königlichen Banners betraut. So begegnet uns die Reichsfahne erstmals in einem Zusammenhang mit der königlichen Stadt Markgröningen; beide waren durch die Person Hartmanns von Grüningen in einer Art von Personalunion verbunden. Als aber König Rudolf in den Jahren 1273 und 1274 alle Veräußerungen von Reichsgut und überhaupt alle während des Interregnums vergebenen Reichsrechte für ungültig erklärte, verlor Hartmann Markgröningen wieder, wenn auch erst nach tapferster Gegenwehr[4]); das Recht die Reichsfahne zu tragen hatte er ebensowenig festhalten können.

daz si öch dieselben lehen . . . fürbaz leihen sullen und mügen, wan daz zu unsern und des richs sturmvanen lehen ist, und öch darzu gehört, mit der bescheidenheit, daz der vorgenant grav Ulrich von Wirtenberg und sin erben die sun sint uns und unsern nachkomen an dem riche, künigen und keisern, öwiklichen die dienst tun sullen getriwlichen, die man dovon ze recht und billich tun soll. Sie sullent öch und habent geheizzen, dasz si den sturmvanen besorgen und bewarnen, als man den ze recht besorgen und bewarnen sol.

[1]) Sattler a. a. O. Nr. 79 und 80.

[2]) Nach Ch. F. v. Stälin a. a. O. II, S. 497: König Wilhelm übergibt dem Grafen Hartmann von Grüningen die Stadt Gröningen eigentümlich als ein Reichslehen mit allen Gerechtigkeiten. Auszug bei Steinhofer Wirt. Chron. 2, 140 nach Handbuch Kanzler Feßlers † 1574 und Bäuerlins.

[3]) Wirtembergisches Urkundenbuch V, S. 198, Urkunde von 1257 März 4: sacri imperii signifer.

[4]) Heyd, Geschichte der Grafen von Gröningen. 1829. S. 84.

Digitized by Google

Wahrscheinlich ist nun, daß sich eine Erinnerung an jene Verknüpfung des Reichsbanners mit der Reichsstadt an Ort und Stelle und in der Umgegend erhielt; es scheint der Glaube entstanden zu sein, Markgröningen sei ein mit der Führung der Sturmfahne verbundenes, oder auch umgekehrt, die Reichsfahne sei ein am Besitz dieser Stadt hängendes Reichslehen gewesen. Dies war wohl der Grund, warum Konrad von Schlüsselberg sich gerade die Reichsstadt Markgröningen als Lehen ausgebeten hat. Er war mit den Grafen von Vaihingen, die in der Nähe von Markgröningen saßen, verwandt und hatte wohl dadurch eine Kenntnis von jener Überlieferung erhalten.

Nun heißt es wohl in der Verleihungsurkunde von 1322, daß Konrad Markgröningen für seine Verdienste und besonders, weil er in der entscheidenden Schlacht des Königs Bannerträger gewesen sei, erhalte, nicht aber wird er auch mit der Reichssturmfahne selber belehnt. Sein ferneres Streben ging offenbar dahin, auch die Führung der Reichssturmfahne als ein mit Markgröningen verknüpftes Lehen urkundlich verbrieft zu überkommen; vermutlich war er selbst in dem guten Glauben, beide gehörten unlöslich zusammen. Besonders hat er sich wohl zur weiteren Verfolgung seines Anspruchs angetrieben gefühlt, als Kaiser Ludwig auf seinem Romzug im Jahr 1328 den Castruccius, den tapferen Führer der Ghibellinen in Italien, den er zum Herzog von Lucca erhob, zugleich zum erblichen Bannerträger des Reichs, wo es immer sei, ernannt hatte[1]); es war ja naheliegend, daß diese Verleihung nur für Italien Geltung haben konnte. Wenigstens ließ sich Konrad, der den Kaiser auf seiner Fahrt ins Welschland begleitete, um dieselbe Zeit sein Reichslehen Markgröningen neu bestätigen[2]), und vier Jahre darauf gelang es seinem Bemühen, von seinem Gönner, dem Erzbischof Balduin von Trier, eine

[1]) Freher, Scriptores rerum Germanicarum I, p. 667, Urkunde vom 15. Februar 1328: te pro te et successoribus ex te per lineam masculinam natis et nascituris in perpetuum ipsius ducatus ducem et vexilliferum nostrum et sacri imperii ubilibet de premisse nostre potestatis munificentia promovemus . . . . . volumus, quod in premissis ducatu et vexilliferatu semper maior natu seu senior ex generatione tua . . . . succedat. In einer Urkunde vom 17. Januar 1328 nennt sich Kastruccius Romani imperii vexillifer, Winkelmann, Acta imperii inedita saeculi XIII. S. 791 Nr. 1131.

[2]) Heyd, Markgröningen S. 20, nach Gabelkofer, Collect. Histor. nr. 22 fol. 817. auf der Landesbibliothek zu Stuttgart: „1328 confirmat Lud. IV. imp. Conr. de Schlüsselberg propter fidelia servitia zu Deutschland und Lombarden und mit Namen zu Rom bei der kaiserlichen Krönung praestita donationem mit Gröningen Conrado huic prius factam im königlichen Stand. Datum Romae." Walz, Wirtembergische Stamm- und Namensquelle S. 62, habe dieselbe Angabe, genommen ex archivis ducalibus, und sage am Schluß: laut beiliegender Copei.

Digitized by Google

Anerkennung seines Anspruchs auf ein mit Markgröningen verbundenes Reichssturmfahnlehen zu erhalten. Wir sehen aus dem Wortlaut des Willebriefs, wie der Anspruch des Schlüsselbergers auf dem Wege ist, festes Recht zu werden. Dadurch, daß Kaiser Ludwig im Jahr 1336 für den Grafen Ulrich von Württemberg diesen Anspruch bestätigt, wird das Reichssturmfahnlehen als zu Markgröningen gehörig vom Reich förmlich anerkannt. Kaiser Ludwig war damals im Krieg mit dem König Johann von Böhmen wegen der habsburgischen Erbfolge in Kärnten[1]). Die Anerkennung des Reichssturmfahnlehens war der Preis für die wertvolle Waffenhilfe des Grafen von Württemberg in dem Feldzug. Der augenblickliche Vorteil des Kaisers entschied die Sache endgültig zugunsten Konrads von Schlüsselberg und seines Rechtsnachfolgers. Wir haben also einen ähnlichen Vorgang, wie bei der Entwicklung des Vorrechts der Schwaben, in den Schlachten des Reichs vorzukämpfen. Beidemal wird aus einem Anspruch, der in nicht sicher beglaubigter, ja teilweise falscher Überlieferung begründet ist, durch kluges Benützen günstiger Gelegenheit von seiten der Beteiligten ein anerkanntes Reichsrecht.

Die Reichssturmfahne der Württemberger war ein einköpfiger Adler auf goldenem Grund, und sie behielt dieses Aussehen auch dann bei, als im 15. Jahrhundert das kaiserliche Wappen und damit die persönliche Kaiserfahne mit dem Doppeladler geziert ward. Aus ihrer Gestalt muß man wohl schließen, daß Konrad von Schlüsselberg in der Schlacht bei Mühldorf das Adlerbanner getragen hatte, während in den Schlachten auf dem Marchfeld 1278 und bei Göllheim 1298 die Sturmfahne das weiße Kreuz auf rotem Grunde gewesen war. Das mit Markgröningen verbundene Reichssturmfahnlehen wurde dem Hause Württemberg wiederholt in feierlicher Weise bestätigt, besonders auch bei der Erhebung Württembergs zum Herzogtum auf dem Reichstag von Worms 1495. Von da ab enthält das württembergische Wappen im gevierten Schild an dritter Stelle ein blaues Feld, darin schräg rechts gestellt an einer lanzenförmigen roten Stange, die mit silberner Spitze versehen war, ein goldenes Banner mit schwarzem einköpfigem Adler und gelbem Wimpel, der später jedoch die rote Farbe annahm.

Die Grafen und die Herzoge von Württemberg haben das Lehen der Reichssturmfahne immer als eines ihrer vornehmsten Rechte betrachtet. Allerdings wurde das Ehrenrecht der Führung dieses Reichsbanners verhältnismäßig selten wirklich ausgeübt, und die deutschen Könige und Kaiser scheuten sich darum keineswegs, während eines Reichskriegs die Sturm-

[1]) Ch. F. v. Stälin, Wirtembergische Geschichte III. S. 204 ff.

Digitized by Google

fahne anderen anzuvertrauen, die an demselben teilnahmen. Als im Jahr 1692 Herzog Ernst August von Braunschweig zum Kurfürsten von Hannover aufstieg, wollte er mit dem Reichserzbannerherrenamt belehnt werden. Württemberg erhob dagegen Einsprache, und es kam zu einem langdauernden Federkrieg[1]), in den zugunsten Hannovers kein geringerer als Leibniz eingriff. Das größere Recht war aber zweifellos auf seiten Württembergs, das denn auch Erfolg mit seinem Widerspruch hatte, so daß Hannover mit dem Reichserzschatzmeisteramte abgefunden werden mußte. Herzog Friedrich von Württemberg nahm darum später bei seiner Erhebung zum Kurfürsten des Reichs den Titel eines Reichserzpanners an. —

Der Vorstreit der Schwaben ist außer Übung gekommen, als die Territorien an Stelle des alten Stammesherzogtums traten; das Reichssturmfahnlehen samt dem Reichserzpanneramt des Hauses Württemberg ist mit dem heiligen römischen Reich deutscher Nation zu Grabe getragen worden. Aber mit Recht ist die Erinnerung an die beiden Vorrechte ein Stolz des schwäbischen Stammes und insbesondere der Württemberger geblieben. Möge es auch im neuen Reich niemals an der Bereitschaft der Schwaben fehlen im Vorstreit zu stehen, wenn es gilt, das große Vaterland zu schützen, und möge es zumal den Württembergern wie in vergangenen Tagen so auch künftig vergönnt sein in Kunst und Wissenschaft oftmals führend voranzugehen, allen großen und echten Bestrebungen im geistigen, sittlichen und religiösen Leben des deutschen Volkes tapfer die Sturmfahne vorzutragen!

[1]) Die Literatur ist verzeichnet bei Moser, Wirtembergische Bibliothek, 4. Ausgabe, S. 188—192.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Herrn von Weinsberg.

Von Dr. Mehring, Stuttgart.

I.

Die Teilung des Hausguts.

In den Urkunden der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erscheinen die Herren von Weinsberg vielfach paarweise: 1253 die Brüder Engelhard und Konrad (Wirt. UB. 5, 9), 1264 zwei Engelharde, Oheim und Neffe (Wirt. UB. 6, 158), seit 1269 die Brüder Engelhard und Konrad (mit gemeinsamem Siegel, Wirt. UB. 7, 26), nach Engelhards Tod zwei Vettern Konrad der Ältere und Konrad der Jüngere bis zu des Älteren Tod vor 1296, Febr. 23, von da ab Konrad der Oheim und Engelhard der Neffe (z. B. 1298, Wirt. Franken 6, 281). In dieser Erscheinung tritt die fortdauernde gemeinsame Verwaltung des Hausguts zutage. 1304 ist von einer Verabredung zwischen Konrad und Engelhard die Rede, wonach sie 15 Jahre lang ihre Leute und Güter gemeinsam haben wollen. Wir wissen nicht, ob solche Verabredungen auch früher von Zeit zu Zeit getroffen wurden. Vielleicht daß die Abmachung von 1304 als Zeichen dafür anzusehen ist, daß das Verhältnis sich gelockert hatte. Denn gerade zwischen diesen beiden Herren führten teils persönliche Streitigkeiten, teils wohl auch die wachsende Verschuldung beider zu einer Teilung, jedoch ohne daß dadurch ein wirklich friedlicher Zustand erreicht worden wäre.

In der schon erwähnten Urkunde von 1304 Juli 15 (Wenck, Hess. Landesgesch. 1, UB. S. 74), in der Konrad der Alte, seine Söhne Konrad und Engelhard einerseits und Engelhard, der Sohn Konrads sel. des Älteren von Weinsberg andererseits, der Mutter Engelhards, Elisabeth, Gräfin von Katzenellenbogen, ihr Zugeld und ihre Morgengabe aus dem gemeinsamen Besitz widerlegen, ist nämlich zugleich erwähnt, daß in dem Vertrag über gemeinsame Güterverwaltung der Fall vorgesehen war, daß sie nach Ablauf der 15jährigen Frist „sich voneinander teilen".

Digitized by Google

Die 15 Jahre scheinen im Jahr 1315 abgelaufen zu sein. Denn damals einigten sich Konrad der Alte und Engelhard auf 7 Ritter, die unter ihnen Leute, Güter und Rechte teilen sollten. Für Einhaltung des Vertrags setzten sie ihre Burgen Weinsberg und Scheuerberg ein und bestimmten, daß derjenige von ihnen, der zurücktreten oder der Verabredung zuwiderhandeln würde, im voraus diese beiden Burgen verloren haben sollte[1]). Ein Teilungsvertrag liegt nicht vor, zunächst scheinen vielmehr die persönlichen Reibereien fortgedauert zu haben. Am 25. Juni 1316 sprachen 4 von den 7 Schiedsleuten aus, daß Engelhard die Abmachung gebrochen und Konrad, der allen Verpflichtungen nachgekommen sei, in die Rechte des Vertrags einzutreten habe. Doch scheint diese Entscheidung nicht vollzogen worden zu sein, da am 15. Juni 1317 König Ludwig die erste Abmachung von 1315 bestätigte (Albrecht). Wir erfahren auch nicht was Engelhard sich hatte zuschulden kommen lassen. Aber offenbar war er andauernd unzufrieden mit der Sache. In den folgenden Jahren muß eine neue Entscheidung gefallen sein, die ihn seines Erbes verlustig erklärte. Das ist zu schließen aus einer Urkunde vom 4. Febr. 1326 (Albrecht), in der er sich bei (seinen Vettern) seinem „lieben Bruder und Vulen Konrad von Weinsberg und Engelhard und Engelhard Konrad seinen Brüdern" für die Liebe und Freundschaft bedankt „durch die helfe, die si mir habent getan an minem erbe, das si mir wider ingeantwort habent". Dafür räumt er ihnen seinen ganzen Anteil an dem Dorf Neckargartach ein.

Konrad der Ältere starb zwischen dem 27. März und 2. Mai 1328. Vorher muß noch ein Abschluß mit Engelhard erzielt worden sein. Zwar noch am 24. Juni 1329 entschieden auf Klage von Konrads Sohn Konrad Engelhard die drei Ritter Gerhard von Talheim, Raban von Helmstadt und Heinrich von Aschhausen, daß Engelhard als vertragsbrüchig all seine Vesten, Leute, Güter und Rechte verwirkt habe (Albrecht). Engelhard hatte mit den Markgrafen von Baden am Tag vorher, den 23. Juni 1329, einen Vertrag abgeschlossen, kraft dessen für den Fall seines kinderlosen Ablebens sein ganzer Besitz an den Markgrafen Hermann übergehen sollte (Albrecht; Schöpflin, Hist. Zaringo-Bad. 5, 399 f.); vielleicht war dies die Handlung, durch die er seinen Vertrag mit Konrad

[1]) Diese und die meisten folgenden urkundlichen Notizen stammen aus J. Albrechts, des früheren Öhringer Domänen- und Archivdirektors, fleißigen und reichhaltigen Sammlungen zur Geschichte der Herren von Weinsberg, handschriftl. im Besitz der K. Landesbibl. zu Stuttgart (Cod. hist. Q. 269), einer wichtigen Vorarbeit zu dem hoffentlich auch einmal in Angriff genommenen Urkundenbuch der Herren von Weinsberg. Die Urkunden liegen größtenteils im Öhringer Archiv.

Digitized by Google

dem Älteren von Weinsberg gebrochen hatte. Dabei handelte es sich aber nicht mehr um den alten Vertrag von 1315, sondern um eine noch zwischen Konrad dem Alten und Engelhard vorgenommene Teilung. So beurkunden am 5. Dez. 1331 (Albrecht; Schöpflin l. c. 5, 404) Markgraf Friedrich und Engelhard der Alte von Ebersberg, daß sie „angesehen haben die brief und die hantfeste, da die tailunge anstet, die geschach und geschehen ist zwischen hern Cunrad von Winsperg seiligen und zwischen Engelhart von Winsperg dem eltern nu jungist umme ir veste und umme ir gut; sie stellen danach fest, daß die Hälfte der Güter zu Eberstadt, Gellmersbach und Stein (bad. OA. Mosbach) und der Burg zu dem Stein, ferner der Güter in den Weilern bei Eberstadt, die Elisabeth sel. von Katzenellenbogen innegehabt hat, jetzt den Brüdern Engelhard und Engelhard Konrad von Weinsberg gehören soll und verbieten von unsern gewalt, der uns dar uber geben ist, dem Markgrafen Hermann und Engelhard (dem Älteren), sie nicht in diesem Besitz zu irren.

Der Teilungsvertrag selbst ist wieder nicht erhalten. Dagegen gibt von den Forderungen Engelhards des Älteren ein Aufschrieb Kenntnis, den ein seltsames Schicksal zum Umschlag des Verzeichnisses der Einkünfte der Allerseelenpfründe zu Münsingen gemacht (OABeschr. Weinsberg S. 117), dadurch aber vielleicht gerade vor dem Untergang bewahrt hat. Da er nicht nur für die Geschichte und Genealogie des Hauses Weinsberg von besonderem Wert ist, sondern auch zur Reichsgeschichte merkwürdige Nachrichten gibt, wird er unten im Wortlaut mitgeteilt. Die ausdrückliche Berufung auf die Sieben des Vertrags von 1315 sichert die Datierung.

II.

Die Forderungen Engelhards an das Hausgut. Zwischen 1315 und 1328.

[Bl. 1] Nu hat her[1]) siner tochter miner suester Mechtilde van Brunecke[2]) gegeben tusent marc silbers uf Haldenbergessteten, des vorder ich, daz men mir minen tail her wider loese.

[1]) Konrad der Ältere von Weinsberg.

[2]) Mechthild ist die Gattin Ulrichs I. von Hohenlohe-Brauneck. Engelhard nennt in der Aufzeichnung seine Basen „Schwestern", seine Vettern „Brüder" (wie in der oben zitierten Urkunde vom 4. Febr. 1326). Es ist das wohl ein auch sonst geübter Brauch. Auch Ulrich III. von Hanau nennt 1351 seine Base Elisabeth, die Tochter Konrads von Weinsberg aus erster Ehe mit Adelheid von Hanau seine „suster" (Baur, Hess. UB. 1, 609. Bei Koch-Wille, Regesten der Pfalzgrafen am Rhein 2688 ist sie im Widerspruch mit dem Wortlaut der Urkunde als Frau Ulrichs bezeichnet). Vgl. Grimm s. v. Schwester 3.

Digitized by Google

So geloebt men siner tochter Adelheit[3]) miner suester acht hundert marc silbers, die sla ich gen miner suester der margravin[4]) abe. So gab sin sun min bruter der Wilde Engelhard siner husfrauwen van Hohenloch[5]) funf hundert marc silbers uf dem gût ze Sinderingen, daz men mir auch min halbteil her wider loesen sol.

Aber gab er siner tochter miner suester Menen[6]) hundert marc zû dem Lichtensterren uf unsern gûten ze Tindebach[7]), des man mir auch min teil widerlegen sol.

Umb daz gût ze Niphen[8]) quamen funf hundert phunt Heller, da men Niphen mit loest umb herzogen van Tec, die min frauwe min muter[9]) dar gab van unserm gemeinen gute, daz sol men mir auch min halbteil wider geben. Wir hetten auch inne Spitzenberg und Cuchen, Heilstein und Haidenhein und Huningen, waz du ze male van der geplegenisse[10]) gevil, da es der neest[11]) inne hette, daz quam gen Niphen, daz sol men mir auch widerlegen, want ich daz wol kunt sol machen.

[3]) Sie war mit Graf Philipp von Löwenstein verheiratet, 1310 bereits Witwe. Acta Theodoro-Palatina 1, 340.

[4]) Agnes, die Schwester Engelhards, Gattin des Markgrafen Friedrich II. von Baden. Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg 752.

[5]) Richza, die Tochter Krafts von Hohenlohe. Die Heirat muß um 1310 stattgefunden haben, doch war Wildengelhard schon 1322 tod. Vergl. dazu die Urkunden über Sindringen von 1528 im Hohenlohischen UB. Bd. 2 S. 253 u. 297; S. 258 u. 309.

[6]) Sie ist sonst nicht bekannt. Der Name gehört wohl zu den bei Förstemann, Altdeutsches Namenbuch 1, 887 f. aufgeführten Magina, Meina. Die geringe Mitgift der Tochter, die ins Kloster (Lichtenstern) geht, gegenüber denen die verheiratet werden, ist bemerkenswert.

[7]) Am 16. Okt. 1312 hatte Engelhard bereits seine Zustimmung dazu gegeben, daß sein Vetter (genanne, nicht Großvater, s. u. Anm. 12) Konrad dem Kl. Lichtenstern all ihr Gut in Dimbach (OA. Weinsberg) schenke. ZGORh. 9, 322.

[8]) Durch die Heirat Konrads d. Ä. mit Luitgard von Neuffen erworben.

[9]) Elisabeth, Gräfin von Katzenellenbogen.

[10]) Die Herrschaft Spitzenberg und Kuchen, war gegen Ende des 13. Jahrhunderts (Chr. F. Stälin 3, 104 Anm. 5), Hellenstein und Heidenheim 1303 (OABeschr. Heidenheim 138) dem Reich heimgefallen. Von Heiningen, das 1321 von den Herzogen von Teck an Württemberg verkauft wird, muß nach dieser Stelle ähnliches angenommen werden. Daß die Herren von Weinsberg als Pfleger dieser Herrschaften vom Reich bestellt waren, ist sonst nicht bekannt. Spitzenberg und Kuchen wurden 1304 an Württemberg, Hellenstein und Heidenheim 1307 an Albrecht von Hechberg verpfändet. Die Pflegschaft war also von kurzer Dauer.

[11]) neest = nehest, der nächste, hier wohl soviel als „der Älteste"; das war vermutlich als Geschlechtsältester Konrad der Ältere, dem auch Neuffen gehörte.

Digitized by Google

[Bl. 2.] Driu hundert marc silbers, die men mir widergeben sol, die min ane grabe Diether van Katzenellenbogen miner müter gab, siner tochter, die sol man mir geben, wan ich sie miner müter van mime sunderen gute widerleget han, und funf hundert marc, die min genanne[12]) siner husfrauwen van Brunecke uf dem dorph ze Helmut geben hat, daz sol men mir auch minen teil widerlegen.

Mir sol auch Conrat sin sun min bruter min halbteil der phenninc, die uns der herzoge gab van Oesterrich[13]) vor unsern scaden, wider geben, wan her die ze mal nam und mir der nie lies.

Noch vordern ich me, daz men mir deile uns varende habe, iz si vingerlin oder vorspan[14]) und waz zu zierden gehoret, auhe neppe[15]) und scalen und waz zu husraet gehort, arembrust, gescoz und waz zu burgwere gehort. Nu vorderen ich auch an uch sieben, daz men mir teile daz heilichtum, daz ze Scurbere[16]) han, und swa wir daz han, geligen teil. Hie mit sis ein ende, also ob ich icht vergessen habe, daz ich mich des ercoberen[17]) mach.

[12]) genanne, eigentlich Namensvetter, dann Vetter, Verwandter, überhaupt, hier vom Oheim; wie die Berufung auf die Gattin, eine von Brauneck beweist, ist wieder Konrad der Ältere gemeint, der in zweiter Ehe Agnes von Brauneck geheiratet hatte. Dieselbe Bedeutung des Worts ist in der Urkunde von 1312, ZGORh. 9, 322, anzunehmen. — Helmut ist Helmbund, abg. bei Neuenstadt OA. Neckarsulm.

[13]) Es muß sich hier um Ereignisse handeln, die vor der zwiespältigen Königswahl von 1314 liegen. Vielleicht steht jene Zahlung im Zusammenhang mit der Anwesenheit der Herzoge von Österreich in Schwaben, Sept. 1312. Vergl. Chr. F. Stälin 3, 132.

[14]) Spangen, die vorne am Kleid angesteckt werden.

[15]) Der Schreiber Engelhards verrät sich durch diese Form (für mhd. naepfe) als Niederdeutscher, wie durch den konsequenten Gebrauch von van für von und Schreibungen wie husraet, her (für er), geplegnisse, und wohl auch quam für kam, gelocbt für gelobt u. A.

[16]) Scheuerberg, abg. Burg der Herrschaft W. bei Neckarsulm. Die dortige Kapelle ist 1264 durch die beiden Engelharde von W., Oheim und Neffe, gestiftet worden. W. UB. 6, 158.

[17]) ercoberen: erlangen, durch Gericht oder gütliche Abmachung.

Digitized by Google

Die Stellungnahme der Orden und Stifter des Bistums Konstanz im Kampfe Ludwigs des Baiern mit der Kurie.

Von Dr. Hauber in Tübingen.

Ausdehnung des Bistums Konstanz.

Das geistliche Machtgebiet des Bistums Konstanz[1]) war eines der größten im alten deutschen Reiche. Es umfaßte ungefähr 86000 qkm, hatte in der Längenausdehnung vom Gotthard bis über das heutige Ludwigsburg hinaus über 225 und in der Breite vom oberen Rheintal an im heutigen Großherzogtum Baden bis an die Iller bei Kempten ungefähr 150 km. Vom Gotthard ging die Grenze herunter vorm Rheintal, so daß die Bistümer Konstanz und Chur bei der stiebenden Brücke zusammenstießen und das Urserental schon zu Chur gehörte und das Gebiet der Rheinquellen jenseits der Grenzen lag; überschritt dann den Rhein, Bregenz, Immenstadt und Kempten noch einbeziehend, und folgte der Iller bis zu ihrer Mündung bei Ulm. Von dieser Stadt an wandte sie sich wieder westlich, überschritt die schwäbische Alb, Göppingen einschließend und die Städte Gmünd und Lorch der Diözese Augsburg zuteilend, den Neckar bei Marbach, ging über den Knebis und von da an auf den Schwarzwaldhöhen eine längere Strecke. Weiter aufwärts schied die Bleich das Bistum Straßburg ab. Über Freiburg i. B. hinaus an den Rhein gehend näherte sich die Scheidelinie den Toren der Stadt Basel, ging bis zur Mündung der Aare, an ihr aufwärts wandte sie sich oberhalb Solothurn wieder ostwärts bis zum Thuner- und Brienzersee durch das Berner Oberland bis zur Grimsel (das mächtige Stift Interlaken gehörte zu Lausanne) und von da an wieder bis zum Gotthard. Die Waldstätten waren also auch hereinbezogen und gehörten der Aufteilung nach in Archidiakonats- und Dekanatssprengel zum Archidiakonat Aargau und zum Dekanat Luzern.

[1]) Teilweise nach F. Keller, Die Verschuldung des Hochstiftes Konstanz im 14. und 15. Jahrhundert. Freiburger Diözesanarchiv 1903, 3 ff.

Digitized by Google

Kirchliche Verwaltungsbezirke.

Für die kirchliche Verwaltung war das Bistum Konstanz aufgeteilt in zehn Archidiakonate[1]):

1. Archidiaconatus Ante Nemus sive Nigre Silve mit 14 Dekanaten,
2. Archidiaconatus de Rutelingen (circa Alpes) mit 13 Dekanaten,
3. Archidiaconatus Albgovie mit 5 Dekanaten,
4. Archidiaconatus Illergovie mit 5 Dekanaten,
5. Archidiaconatus Burgundie mit 4 Dekanaten,
6. Archidiaconatus Cletgovie mit 3 Dekanaten,
7. Archidiaconatus Briscaugie mit 5 Dekanaten,
8. Archidiaconatus Turgovie mit 5 Dekanaten,
9. Archidiaconatus Zurichgovie mit 3 Dekanaten,
10. Archidiaconatus Ergovie mit 7 Dekanaten.

Nicht einem Archidiakonat unterstellt sind die Bischofsstadt, das Dekanat Reichenau mit seinen vielen Pfründen und Dependenzen und verschiedene Klöster. Es sind also ohne die exempten Gebiete 10 Archidiakonate mit 64 Dekanaten. Pfarreien umfaßte das Bistum damals ungefähr 1946.

Von den Namen der Archidiakonate sind 9 von Landschaftsnamen genommen, mit denen sie aber nicht immer ganz zusammenfallen; und

[1]) Literatur für die Einteilung Hefele, Konziliengeschichte 2. Aufl. Freiburg i. B. 1890, VI, 133 und namentlich W. Haid, Der liber decimationis cleri Constanciensis pro Papa de anno 1275. abgedruckt im Freiburger Diözesanarchiv Bd. I, S. 1—299. Dieser Liber decimationis stammt aus dem Jahr 1275 und entstand auf folgende Weise: Auf dem zweiten allgemeinen Konzil zu Lyon im Jahr 1274 unter Papst Gregor X. wurde zum Schutz und zur Verteidigung des bedrängten heiligen Landes ein neuer Kreuzzug beschlossen. Zur Bestreitung der Unkosten setzten der Papst und die versammelten Väter fest, daß eine Generalbesteuerung des Klerus von seinem Haupte an abwärts bis zum einfachen Benefiziaten statthaben sollte (mit Ausnahme einiger Ordensgenossenschaften), so zwar, daß alle Inhaber von kirchlichen Pfründen sechs Jahre lang von ihren Einkünften den zehnten Teil zu steuern verpflichtet sein sollten. Für die Diözese Konstanz wurden als Kollektoren aufgestellt der dortige Domdekan Walko und der Propst Heinrich vom Konstanzer Kollegiatstift St. Stefan. Der Einzug mußte genau geschehen. Aus diesem Anlaß wurde für das Bistum Konstanz die älteste genaue amtliche Statistik angelegt. Man darf annehmen, daß sich diese Einteilung bis im Beginne des 14. Jahrhunderts kaum verschoben hat; es stimmen damit, soweit man aus ihrer anscheinend nur teilweisen Anlage schließen kann, der Liber quartarum vom Jahr 1324 (Bd. IV des Freiburger Diözesanarchivs) und der Liber bannalium sive archidiaconalium (Bd. V des Freiburger Diözesanarchivs) vom Jahre 1353 überein.

Fr. Thudichums neueste Publikation: Die Diözesen Konstanz, Augsburg, Speyer, Worms, Basel, nach ihrer alten Einteilung in Archidiakonate, Diakonate und Pfarreien, Heft 2 der Serie schwäbischer und deutscher Rechtsquellen, Tübingen 1905, ist für Konstanz ein vollständig ungenügender Auszug aus der vor 40 Jahren erschienenen Publikation von W. Haid; für die übrigen Bistümer nicht besser.

Digitized by Google

der zweite ist nach einer Stadt, nach Reutlingen benannt. Ein Untertitel gibt dabei circa Alpes an, während doch ein großer Teil des württembergischen Oberlandes noch inbegriffen ist. Die Namen der Dekanatsbezirke wechseln öfter, je nach dem Sitz des Dekans.

Das Bistum Konstanz umfaßte also zwei Dritteile des heutigen Württemberg, halb Baden, die deutsche Schweiz fast ausnahmslos, das österreichische Vorderrheintal, einen Teil der bayerischen Provinz Schwaben und Neuburg und die hohenzollerischen Lande. Eine Anzahl der ältesten Stifte und Kulturstätten Deutschlands lagen innerhalb dieser Grenzen; die mächtigsten Niederlassungen der Benediktiner wie St. Gallen, Reichenau, das Frauenmünster in Zürich gehören hieher. Später fanden noch verschiedene Klöster der Zisterzienser und Prämonstratenser Platz und teilweise Gelegenheit zu kolossalen Gebietserwerbungen wie Bebenhausen und Salem. Zuletzt kamen die grundbesitzlosen Mendikantenklöster.

Benediktiner.

St. Gallen.

Als nach der Doppelwahl vom 19. und 20. Oktober 1314 der Kampf um die Vormacht zwischen den beiden Rivalen, Ludwig von Baiern und Friedrich von Österreich, ausbrach, sahen sich alle Herren im Aargau, Thurgau und in Rhätien wegen der bedeutenden Übermacht des Hauses Habsburg in jenen Gegenden gezwungen sich auf dessen Partei zu schlagen. Der Abt Heinrich II. von St. Gallen tat dies freiwillig. Dafür erfreute er sich von seiten der Habsburger verschiedener Gunsterweisungen und des Schutzes für sein Kloster[1]). Am 30. Juni 1319 wurde Hiltbold von Ramstein zum Abt gewählt[2]). Ihm versprach Herzog Leopold von Österreich in seinem und seiner Brüder Namen Schirm und Hilfe gegen jedermann, ausgenommen gegen das Reich und einen „einwähligen" König. Er verpflichtete nämlich damals zufällig die Herren dieser Gegend sich und seinem Bruder[3]). Nach Hiltbolds Tod 1328 erfolgte eine zwiespältige Abtswahl. Daraufhin verbot Papst Johann XXII. jede Wahl bis auf weiteres und ernannte 1330 am 17. April den Bischof

[1]) Ildefons von Arx, Geschichte von St. Gallen, St. Gallen, 2. Bd. 1818, 10 ff. Böhmer, Regesta Friderici, Frankofurti 1839, n. 307, 315 für 1315; Wartmann, Urkundenbuch von St. Gallen, St. Gallen 1882, III, 1222 für 1315; 1253 für 1319. Die Vergünstigungen waren hauptsächlich Steuernachlässe; sie sollten verwandt werden zum Wiederaufbau von Stadt und Kloster Gallen, die am 23. Okt. 1314 niedergebrannt waren.

[2]) Er war ein alter, schwachsinniger Mann; unter im erlaubten sich die Dienstmannen des Klosters jede Willkür. J. v. Arx, a. a. O. 14 f.

[3]) J. v. Arx a. a. O. 12.

Digitized by Google

Rudolf III. von Konstanz, Grafen von Montfort, zum Pfleger und Administrator des Gotteshauses des heiligen Gallus[1]). Am 2. Juni 1332 versprach Rudolf von Montfort dem Kaiser Ludwig in Ravensburg, nach Pfingsten 1333 die Gotteshäuser Konstanz und St. Gallen von ihm zu Lehen nehmen zu wollen. Und Ludwig hinwiederum gelobte dem Bischof mit offenem Brief, ihn gegen jeden Widersacher des Gotteshauses von Konstanz und der „pflegnuß" von St. Gallen schützen und auch die Städte Konstanz und St. Gallen zu dem Versprechen veranlassen zu wollen, keinen vom Papst oder dessen dem Bischof ungnädigen Nachfolger ernannten Bischof von Konstanz, bezw. Abt oder Pfleger von St. Gallen annehmen zu wollen, sondern Rudolf mit Leib und Seele zu dienen[2]). Jedenfalls auf die Kunde von dieser Abmachung hin beendete Johann XXII. die Pflegschaft des Montforters am 14. Dezember 1332 und ernannte den Hermann von Bonstetten, Mönch in Einsiedeln, zum Abt von St. Gallen[3]). Er trat 1335 zu Ludwig über[4]). Dem Edlen Ulrich von Königsegg waren damals die Reichssteuer von St. Gallen und verschiedene Vogteien verpfändet. Ihm gab der Kaiser die Weisung, die Vogteien dem Abte Hermann wieder abzutreten, wenn er ihm 600 Mark Silbers bezahle, was der Abt 1345 auch tat[5]). Im gleichen Jahr versprach Hermann von Bonstetten dem Kaiser und seinen Söhnen dienen zu wollen und zwar noch drei Jahre über Ludwigs Tod hinaus. Doch hielt er es für vorteilhafter sich schon am 14. Februar 1348 von Karl IV. die Reichslehen übertragen und verschiedene Pfänder bestätigen zu lassen[6]).

Weingarten.

Ein sprechendes Beispiel für das beständige Hin- und Hergeworfen werden zwischen der kaiserlichen und der päpstlichen Anschauung bildet die alte Welfenstiftung. Sie war im Anfang österreichisch-päpstlich[7]). Doch König Ludwig hatte schon am 17. Januar 1324 dem Grafen Heinrich von Werdenberg die Pflege von Weingarten, Altorf und dem Altorfer

[1]) Regesta episcoporum Constantiensium (= R E C) 4215.

[2]) R E C 4304.

[3]) R E C 4342.

[4]) J. v. Arx, a. a. O. 18; Wartmann a. a. O. 1362, 1363.

[5]) J. v. Arx, a. a. O. 26 f.

[6]) Wartmann, a. a. O. 1452 1454.

[7]) Böhmer, Reg. Fr. 178 eine Bestätigungsurkunde.

Am 24. Juni 1327 bedachte König Friedrich in seinem Testament die Klöster Weingarten und Maulbronn mit je 50 Mark Silber. Stälin, Wirtembergische Geschichte, Bd. III, Stuttgart 1856, 173; Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg, Bd. 3 Wien 1838, reg. 738.

Digitized by Google

Wald übertragen und ihm am 5. Februar 1325 alles zu ersetzen versprochen, was er in diesem Dienste aufwenden würde[1]). Vor etwaigen Übergriffen der oberschwäbischen Reichsstädte nahm das Reichsoberhaupt das Kloster in Schutz am 18. Mai 1332[2]). Jedenfalls unter dem Drucke widriger Verhältnisse trat Weingarten in der Folge auf die päpstliche Seite und erhielt am 15. Juli 1336 von dem päpstlichen Bevollmächtigten Gaucelmus[3]) durch die Vermittlung der Abtei Weissenau Absolution[4]). Gezwungen von dem kaiserlichen Landvogt Graf Heinrich von Werdenberg hätte das Kloster ungefähr drei Jahre lang Ludwig angehangen. Doch bald finden wir das Kloster wieder auf kaiserlicher Seite, denn schon im nächsten Jahre werden ihm von Ludwig Gnadenerweise, weil es viel habe erdulden müssen[5]). Am 1. Oktober dieses Jahres erklärte der Kaiser, das Kloster brauche niemand zu gehorchen und niemand etwas zu geben, außer seinem Landvogt (Johann von Waldburg) und befahl ihm es zu schützen. Am 16. Dezember 1337 bestätigte er dem Kloster seine Privilegien und fügte als neu hinzu, kein König dürfe die Vogtei über Weingarten oder seine Leute und Güter versetzen. Auch mit Kaiser Ludwigs Söhnen hatte die Abtei ein gutes Einvernehmen; der ältere, Ludwig der Brandenburger, nahm 1344 Weingarten und dessen Güter in Tirol in Obhut[6]); Ludwigs zweiter Sohn Stefan, von Zeitgenossen Herzog von Schwaben genannt[7]), unterhielt gute Beziehungen von seiner Residenz Ravensburg aus mit Abt Konrad von Überlingen[8]). Am 28. Januar 1348 nahm König Karl IV. Weingarten in seinen Schutz. Auch wurden im Laufe dieses Jahres die im Kloster unter dem Interdikte als Anhänger Ludwigs Verstorbenen absolviert[8]).

Kempten.

Im Anfang unserer Periode stand auch das Stift Kempten auf habsburgischer Seite. Im Jahre 1320 trat der alte Abt Wilhelm von

[1]) Böhmer, Reg. Lud. 629; Krüger, Die Grafen von Werdenberg-Heiligenberg und von Werdenberg-Sargans, St. Gallen 1887, reg. 225; G. Heß, Prodromus monumentorum Guelficorum. Augustae Vindelicorum 1781 S. 138, gibt als Jahr 1327 an, wie überhaupt Heß nicht ganz zuverlässig ist.

[2]) Stälin a. a. O. 191. — Heß a. a. O. 96. Trotz der Kriegszeiten war doch der damalige Abt, Konrad von Ybach 1315—1336 imstande wertvolle Pergamenthandschriften herstellen und größere Bauten ausführen zu lassen.

[3]) Gaucelmus ist zu lesen nach Originalsiegeln des Stuttgarter Staatsarchivs.

[4]) Karl Müller, Der Kampf Ludwigs des Baiern mit der römischen Kurie. 2. Bd. Tübingen 1880, S. 96.

[5]) Böhmer, Reg. Lud. 1865, 1827; Heß a. a. O. 138. — Urkunden des St. A.

[6]) Heß a.a.O. 139. — [7]) Johannes Vitoduranus, ed. Gg. v. Wyß, Zürich 1856, S. 177.

[8]) Heß a. a. O. 140. — R E C 4848.

Digitized by Google

Kempten zurück und Johann XXII. providierte am 26. November 1320 den Abt Heinrich von Isny, wahrscheinlich einen Sprossen eines Kemptener Geschlechts, indem er erklärte, niemand dürfe sich in die Besetzung der Abtei einmischen. Wann die Abtei Kempten sich zu Ludwig dem Baiern geschlagen hat, ist nicht sicher, wahrscheinlich um 1325. Beide erfreuten sich des kaiserlichen Wohlwollens[1]). 1331 im Juni fand wieder eine vom Papste nicht gehemmte Abtswahl statt, wobei Abt Burkard gewählt wurde. Ihm bestätigte der Kaiser alle Pfandschaften von seinen Vorgängern Albrecht und Heinrich VII. und alle Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten[2]). 1332 setzte Kaiser Ludwig den Truchseß Johann von Waldburg neuerdings auf fünf Jahre zum Pfleger des Stiftes Kempten. Diese Stellung hatte er schon vor seinem Übertritt auf die wittelsbachische Seite am 13. Juni 1331 inne gehabt[3]). Er hatte öfters mit der Bürgerschaft von Kempten zu verhandeln, denn sie machte gerade damals große Anstrengungen, sich vollständig von der Oberherrlichkeit des Abtes loszulösen. Nachdem Johann von Waldburg um den Anfang des Jahres 1339 gestorben war, setzte Kaiser Ludwig seinen Vertrauten Berthold von Neiffen, Grafen zu Graisbach und Marstetten zum Pfleger am 14. Januar 1339[4]). Abt Burkard hielt treu an Ludwig fest. Vielleicht deswegen wählten die Konventherren gegen ihn einen neuen Abt und damit begann eine unruhige und für das Gotteshaus unselige Zeit; denn in kurzer Zeit erlebte es sechs Äbte. 1346 wurde Heinrich von Mittelberg zum Abt gewählt und er ordnete die vollständig zerfahrenen finanziellen Verhältnisse wieder[5]). Am 1. Februar 1348 bestätigte König Karl IV. dem Abte alle Handfesten, Briefe, Gnaden und Rechte und beehrte ihn mit dem Titel Fürst[6]).

Ochsenhausen.

Das Benediktinerkloster Ochsenhausen war damals noch eine von St. Blasien abhängige Propstei[7]), spielte aber trotzdem schon eine Rolle.

[1]) J. B. Haggenmüller, Geschichte der Stadt und der gefürsteten Grafschaft Kempten. Kempten 1840. 118, 119, 120. — Vatikanische Akten für die Zeit Kaiser Ludwigs des Baiern, Innsbruck 1891. n. 220. — Böhmer, Reg. Lud. 1176, 1177 vom 6. Aug. 1330. Zur Besetzung der Abtswürde 1320, vergl. Fr. L. Baumann, Forschungen zur schwäbischen Geschichte. Kempten 1898. S. 147 151.

[2]) Haggenmüller a. a. O. 124.

[3]) Stälin a. a. O. 194. — J. Vochezer, Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg. Bd. 1. Kempten 1888. S. 316.

[4]) Regesta Boica 7, 235. Haggenmüller a. a. O. 125.

[5]) F. J. Baumann, Geschichte des Allgäus. Kempten 2, 264.

[6]) Haggenmüller a. a. O. 136. Lünig, Reichsarchiv, Leipzig 1714, XIII, 1506.

[7]) Eine Abtei wurde Ochsenhausen erst 1391.

Digitized by Google

Am 24. Mai 1332 ist das Kloster noch päpstlich, hat aber später offen zu Ludwig gehalten[1]). Am 3. April 1343 meldete der Kaiser von Donauwörth aus dem Rat und der Gemeinde in Ulm, daß der Propst, Konvent und das Kloster zu Ochsenhausen in seinem besonderen Schutze seien, auch all ihre Leute und Güter, und ermahnte die Stadt, den Propst zu ihrem Bürger zu empfangen und ihn und sein Gotteshaus von des Reiches wegen vor dem von Schellenberg, des Klosters Vogt, und vor allermänniglich zu schirmen, auch nicht zu gestatten, daß der Vogt das Kloster über das alte Vogtrecht hinaus beschwere[2]).

Frauenmünster Zürich.

Die Karolingerstiftung zum Frauenmünster St. Felix und Regula, die Abtei genannt, hatte von ihrer großen Bedeutung, die sie jahrhundertelang gehabt hatte, allmählich verloren, namentlich seitdem die Stadt Zürich sich immer mehr entwickelte und immer unabhängiger zu stellen suchte. Auch hatten die emporstrebenden Eidgenossen[3]) und das Haus Habsburg seiner Vormachtstellung in der deutschen Schweiz Eintrag getan. Aber trotzdem hatte die fürstliche Abtei noch ihre Bedeutung. Der Lage entsprechend stand sie anfangs ebenfalls auf habsburgischer Seite[4]). Am 21. März 1319 gestattete Papst Johann XXII. der Äbtissin Elisabeth von Matzingen (1308—1340) und dem Konvent im Falle eines allgemeinen Interdikts bei verschlossenen Türen Gottesdienst halten zu dürfen[5]). Wann das Frauenmünster auf die antipäpstliche Seite trat, ist nicht bekannt; wahrscheinlich richtete es sich nach der jeweiligen politischen Konstellation in der Stadt Zürich, so daß man vielleicht die Zeit um 1330 dafür annehmen dürfte. Am 27. Februar 1331 bestätigte Ludwig einen Schutzbrief König Rudolfs I. für Abtei, Propstei und Bürger in Zürich. Als 1338/1339 die gesamte nichtsingende Geistlichkeit die Stadt verlassen mußte, blieb die Äbtissin mit ihrem Konvent in der

[1]) R E C 4302. — Preger, Abhandlungen der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften III. Kl. Bd. 14, 1. Abt., 47.

[2]) Böhmer, Reg. Lud. 3489. — Das Ulmische Urkundenbuch, 2. Band, Ulm 1899, n. 71 S. 85, verzeichnet dieses Schreiben Ludwigs aus Donauwörth bei dem Jahr 1329 mit dem Datum vom Donnerstag vor Palmarum 1329 (13/4 1329). Der Inhalt ist genau der gleiche. Als Herkunft des Stückes wird angegeben ein Sammelband Ulmensia. Und Kaiser Ludwig war doch damals noch in Italien!

[3]) Wyß a. a. O. S. 98. Einmal wird erwähnt, daß während der Kämpfe zwischen Bayern und Habsburg die Zinsen aus Uri nicht eingingen.

[4]) Gg. v. Wyß, Geschichte der Abtei Zürich. Zürich 1851 in den Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich Bd. VIII. Beil. 407.

[5]) Wyß a. a. O. Beil. 409.

Digitized by Google

Stadt und half sich wahrscheinlich mit dem Privileg Johanns XXII. vom Jahr 1319. 1340 starb die alte langjährige Äbtissin, die unter ihrer Regierung sowohl im Deutschen Reich als auch in der Stadt Zürich viel Neues und viele Neuerungen hatte erleben müssen[1]), und eine Doppelwahl fand statt. Die eine, Fides (Fida) von Klingen, gelobte am 20. Dezember 1340[2]) mit samt ihren Frauen sich weder mit dem Papst noch mit den Bürgern zu Zürich berichten zu wollen ohne Rat und Willen ihres gnädigen Herrn Kaisers Ludwig von Rom. Aber sie blieb noch nicht unangefochten, denn Berthold von Graisbach entschied als kaiserlicher Richter am 18. Dezember 1341 den Wahlstreit zugunsten der von Klingen[3]). Über die weitere Stellung des Frauenmünsters ist nichts bekannt. Aber man darf beachten, daß Zürich zu den vier Städten gehörte, die sich Karl IV. zu huldigen weigerten. — Das sind die namhafteren Benediktinerklöster, die lange Zeit auf der antipäpstlichen Seite standen.

Reichenau.

Von den päpstlich gesinnten ist das wichtigste Reichenau. Schon im 11. Jahrhundert hatte Reichenau den Höhepunkt seiner Macht und seines Einflusses überschritten. Es erholte sich immer wieder zur Not. Aber es konnte die Wunden und Schläge der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nicht mehr recht ertragen. Dieses Kloster nach der Regel Sancti Benedicti krankte eben wie so manches andere von innen heraus, sozusagen an seiner freiherrlichen Verfassung. In den ersten Jahren des Doppelkönigtums eines Ludwig und Friedrich bekamen der Abt Diethelm von Castell, früher Abt in Petershausen und Graf Heinrich von Fürstenberg grimmen Streit um Güter, die Reichenau als seine Lehen beanspruchte und die Graf Heinrich nicht zurückgeben wollte[4]); nach jüngerer Tradition auch um das Erbe des Diethelm von Castell, Kirchherren in Ulm und Onkels des Reichenauer Abtes. Der Fürstenberger ließ alle Mahnungen und Befehle unbeachtet, ja er setzte im Verlaufe des

[1]) Wyß a. a. O. 99, 100. — Bei den Umwälzungen des Bürgermeisters Rudolf Brun war die Äbtissin gar nicht berücksichtigt und befragt worden.

[2]) W. Preger, Abh. Ak. München 14, 1, S. 66 n. 2.

[3]) Wyß, a. a. O. S. 100, 101. Beil. n. 413.

[4]) Jedenfalls stammten diese Lehen aus der Wartenberger Erbschaft. S. Riezler, Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg. Tübingen 1883. S. 273 f.

Fürstenbergisches Urkundenbuch, Tübingen, Bd. II, 1877 n. 107 S. 66 ff. Riezler, Geschichte 273, 274. Karl Brandi, Gallus Öhem, Straßburg 1891 S. 122 ff. Stälin, a. a. O. 161 sagt: . . . „die Reichenauer Abt selbst war von dem Grafen Heinrich von

Digitized by Google

Streites den Abt von Reichenau noch gefangen. Der trotzige Graf wurde gebannt. Endlich am 27. Februar 1320 fand er sich in Schaffhausen zu einer Sühne bereit. Abt Diethelm versprach die Aufhebung des Bannes zu erwirken und zu diesem Zweck bis zu 20 Mark Silbers aufwenden zu wollen. Eine Schiedskommission wird noch eingesetzt. Werden die Versprechungen des Abtes nicht erfüllt, so ist er dem Grafen mit 500 Mark verfallen, oder werden der Graf oder einer der an des Abtes Gefangenschaft schuldig ist gebannt, so zahlt der Abt wiederum 300 Mark. Zu seiner eigenen Befreiung gibt Diethelm ein Lösegeld von 400 Mark Silbers. Er stellt noch 40 vereidete Bürgen.

Aus diesem Grunde, hauptsächlich aber deshalb weil der Abt Diethelm dem Herzog Leopold von Österreich Unterstützung gewährt hatte, verwendete sich letzterer bei Papst Johann XXII. für das finanziell bedrängte Kloster Reichenau und erreichte so die Inkorporation der Pfarrkirche in Ulm. Bischof Johann von Straßburg bekam vom apostolischen Stuhl unter dem 29. Oktober 1325 den Auftrag, die Angaben zu untersuchen und im Falle der Richtigkeit der Aussagen die Einverleibung zu vollziehen. Für die Wahrheit des Gesagten verbürgten sich Abt Ulrich von Petershausen, Propst Rumo von der Reichenau, Domdekan Johann von Konstanz und Domherr Nikolaus von Frauenfeld. Es sind folgende Punkte [1]):

Fürstenberg gefangen genommen worden und hatte mit 40 (anstatt 400) Mark Silber ausgelöst werden müssen", wo er von den Bedrängnissen Reichenaus durch die Anhänger König Ludwigs spricht. Diese Darstellung könnte eine falsche Anschauung hervorrufen; denn nicht wegen seiner Stellungnahme bei den Habsburgern wurde Diethelm gefangen gesetzt, sondern lediglich wegen der angegebenen Streitigkeiten. Auch die Fürstenberger waren damals noch habsburgisch. Heinrich erhielt erst am 6. August 1330 von Kaiser Ludwig Harmersbach um 400 Mark Silbers verpfändet.

[1]) Karl Brandi, a. a. O. 122 ff. — Fürstenbergisches Urkundenbuch II, 150 f., 100 — R E C 4055, 4105 ff., 4123 — Neugart-Mone, Episcopatus Constantiensis I., 2. Friburgi Brisgovie 1862, 694. — Das Schreiben des Abtes Ulrich von Petershausen enthält die Angaben folgendermaßen: . . . cum ei (Johanni) a sede apostolica sit commissum, ut ad incorporationem ecclesie Ulmensis monasterio Augie maioris faciendam procedat, (Vlricus) significat sibi constare, quod in monasterio Augie maioris tantum illustres seu nobiles et libere conditionis persone hactenus sunt recepti (!) et sub regulari observantia ordinis sancti Benedicti cum hospitalitate debita commorantur quodque venerabilis pater dominus Diethelmus et ipsum monasterium multa servitia in hominibus bellicosis et aliis rebus suis illustri quondam principi, domino Lupoldo duci Austrie, obsistenti domino Ludvico duci Bavarie impendit propterque et quam guerram pluribus annis transactis idem monasterium multis suis possessionibus iugiter spoliatur et pertulit ac perfert plures iniurias et iacturas, item quod nobilis vir dominus Haiurieus comes de Fürstenberg, Diethelmum abbatem captivavit et captum tenuit, quousque sibi et suis quadringentas marcas argenti

Digitized by Google

1. Das Kloster Reichenau habe stets nur Fürsten, Grafen und Freiherren zu Kapitelherren aufgenommen[1]).

2. Abt Diethelm habe dem Herzog Leopold von Österreich namhafte Unterstützung an Leuten und Geld zuteil werden lassen.

3. Das Kloster sei dadurch sehr zu Schaden gekommen. Noch viel mehr aber sei es geschädigt worden,

4. als Graf Heinrich von Fürstenberg den Abt Diethelm so lange gefangen gesetzt habe, bis er dem Grafen außer einem Lösegeld von 400 Mark Silbers die Belehnung mit den beanspruchten Gütern erteilt habe.

Der Erfolg der Bitten Herzog Leopolds war die durch Johann XXII. befohlene und am 3. April 1327 durch Bischof Johann von Straßburg[2]) vollzogene Inkorporation der Pfarrei in Ulm, deren jährlicher Ertrag 60 Mark Silbers nicht übersteige.

Schon aus Dankbarkeit für die große finanzielle Zuwendung mußte die Reichenau jetzt österreichisch-päpstlich bleiben. Deshalb konnte man schon bald wieder bei dem päpstlichen Stuhl um eine Vermehrung des klösterlichen Einkommens nachsuchen. Klemens VI. einverleibte auf Grund der ihm vorgetragenen Klage über die durch die Kriege mit Ludwig dem Baiern und die kürzlich ausgeführte Reise des neugewählten Abtes Eberhard von Brandis an den apostolischen Stuhl veranlaßten traurigen finanziellen Umstände des Klosters am 2. März 1344 die Kirche St. Jakob in Steckborn[3]) und danach am 19. Juli 1347 die Pfarrkirche zu Wollmatingen[4]). Als Grund ist wieder der freiherrliche Stand der Konventherren angegeben und als nächste Veranlassung[5]), daß einzelne Insassen

pro sua liberatione persolvit ac cum et suos filios de certis possessionibus monasterii infeodavit, et quod propter premissa facultates ipsius monasterii sunt non modicum attenuate. Premissa adeo sunt notoria, quod nulla possunt tergiversatione celari.

[1]) R E C 4123.

[2]) Schulte, Über freiherrliche Klöster in Baden. Reichenau, Waldkirch und Sackingen, im Festprogramm seiner königlichen Hoheit Großherzog Friedrich zur Feier des siebzigsten Geburtstags dargebracht von der Albrecht-Ludwigs-Universität. Freiburg i. B. und Leipzig 1896. S. 103–130; über Diethelm a. a. O. 120. — Karl Brandi, Gallus Öhem 22; 122–124.

[3]) Karl Brandi Gallus Öhem 123, und Beil. 8 vom 2. März 1344 von Villa Nova datiert. — Das Kloster Reichenau und der Bischof von Konstanz bekommen um Steckborn Streit wegen einer jährlichen Abgabe für die Inkorporation, cfr. R E C 4717a vom 11. Febr. 1345 und R E C 4935a vom 20. Nov. 1349.

[4]) R E C 4815a. — Die Einkünfte sollen 25 Mark Silbers nicht übersteigen.

[5]) Und von dieser Regel nur Leute mindestens freiherrlichen Standes aufzunehmen ging man erst ein Jahrhundert später ab, nachdem eine Zeitlang nicht einmal mehr der Abt hatte im Kloster essen können.

Digitized by Google

nichts mehr zu essen hätten. — Aber trotz dieser prächtigen Belohnung von seiten des Papstes wurde die materielle Lage des einst so mächtigen Stiftes von Tag zu Tag schlechter!

Eine weitere Anzahl Benediktinerklöster beobachtete fast durchweg strenge Neutralität oder sie verraten päpstlich-österreichische Gesinnung.

Einsiedeln.

Diese Abtei hielt sich, wie es den Anschein hat, nach der Plünderung durch die Schweizer in der Nacht vom 6. auf den 7. Januar 1314 resigniert zurück von aller Parteiung. Es läßt allerdings in manchem Zuge seine habsburgische Gesinnung erkennen (die Habsburger waren auch seine Kastenvögte), aber es erhielt in der ganzen Zeit keine einzige Vergünstigung von Österreich[1]). Wahrscheinlich fühlte sich das Stift auch im Hinblick auf die mächtig werdenden Waldstätten zu schwach zu offener Stellungnahme.

Engelberg.

Dagegen ging das benachbarte Engelberg doch nicht ganz leer aus bei Habsburg und Karl IV[2]).

Zwiefalten.

Das Kloster Zwiefalten hatte schon seit 1303 die Österreicher zu Vögten[3]) und hielt deshalb die ganze Zeit über fest bei ihnen aus. Am 13. Dezember 1317 stellten sie die Herren Siboto und Rudolf von Hundersingen zum Schutze des Klosters auf. Die Äbte bewahrten der Kurie die Treue, so besonders Walter Knebel. Die Beschlüsse von 1338 vollzog dort Graf Ulrich von Württemberg sehr genau gegen die nichtsingende Pfaffheit. Nun zerfiel auch in Zwiefalten der klösterliche Sinn und sein Wohlstand ward zerrüttet[4]).

St. Blasien.

St. Blasien auf dem Schwarzwald spielte damals noch keine so bedeutende Rolle. Was für uns bekannt ist, sind Schenkungen der Habsburger aus den früheren Jahren[5]). Doch muß es auch dem Kampf der

[1]) Gall Morel, Regesten von Einsiedeln, Chur 1848 verzeichnet keinen Gnadenbeweis.

[2]) Trudpert Neugart, Codex Alemanniae diplomaticus Sanblasii 1791, Bd. 2, S. 401: S. 443 vom 15. Jan. 1348.

[3]) Stälin a. a. O. 109.

[4]) K. Pfaff, Geschichte des Klosters Zwiefalten, in den Württembergischen Jahrbüchern 1851, 2. Teil S. 85, 86.

[5]) Lichnowsky a. a. O. n. 304, 501, 564 vom 10. Jan. 1315, vom 2. Juni 1319 und vom 28. März 1321.

Digitized by Google

Habsburger und des Wittelsbachers nicht untätig zugeschaut haben. Denn am 2. Juni 1325 beauftragte Johann XXII. den Bischof von Straßburg dem Kloster St. Blasien zwei Pfarrkirchen zu inkorporieren, über die es das Patronatsrecht habe [1]). Herzog Leopold von Österreich habe sich bei ihm für das Kloster verwendet und ausgeführt, es sei infolge von Brand schwer geschädigt und die Lebensmittel könnten bei der Beschaffenheit der Wege und der Lage des Klosters nur mit großer Mühe und schweren Auslagen auf dem Rücken der Tiere beigeschafft werden.

Kleinere Klöster.

Ferner sind zu nennen: Allerheiligen in Schaffhausen. Dieses innerhalb der Stadt liegende Kloster fand es jedenfalls am geratensten sich nach der umwohnenden Bürgerschaft zu richten, und war größtenteils päpstlich-habsburgisch [2]).

Weiter traten nicht offen hervor, doch sind sie alle mehr oder weniger päpstlich gesinnt: Muri im Kanton Aargau [3]), Rheinau [4]), das Georgenkloster in Stein a. Rh. [5]), Fischingen im Kanton Thurgau [6]), Trub im Kanton Bern [7]), St. Peter auf dem Schwarzwald [8]). In Petershausen zelebrierten nach den Frankfurter Erlassen von 1338 die Mönche gezwungen und entzogen sich nach und nach wieder der Feier des Gottesdienstes [9]).

Schotten.

Hieher kann man auch das einzige Schottenkloster in der Diözese Konstanz rechnen, direkt vor den Mauern von Konstanz gelegen. Seine Insassen beobachteten jedenfalls auch das Interdikt, denn die Predigerbrüder von Konstanz zogen, nachdem sie sich mit Ausnahme von vier

[1]) R E C II. Nachträge n. 110.

[2]) R E C 4041 von 1325 und R E C 4773 von 1346. — Geschichte des Kantons Schaffhausen von den ältesten Zeiten bis zum Jahr 1848. Festschrift des Kantons Schaffhausen zur Bundesfeier von 1901. Schaffhausen 1901. S. 202.

[3]) R E C 4056 von 1325; R E C 4163 von 1328; R E C 4787 von 1346.

[4]) Lichnowsky a. a. O. n. 351 von 1316, n. 849 von 1330.

[5]) Geschichtsfreund 1, 123.

[6]) Lichnowsky a. a. O. 461 vom 16. Juli 1318; Lichnowsky 1213.

[7]) Stand 1333 mit Rudolf III. von Konstanz in Verbindung und war deshalb vielleicht kaiserlich. Neugart, Codex diplom. 2, 418.

[8]) Archivalische Zeitschrift, VI, Löher, Urkunden aus dem Vatikanischen Archiv n. 726 vom 26. Juli 1331.

[9]) . . . in monasterio Petridomo (et Crüzelino) quamvis ab initio compulsionis celebrassent, per processum vero temporis plures se celebratione subtraxerunt. Heinrich von Diessenhofen, Böhmer, Fontes IV, 50.

Digitized by Google

Mönchen entschlossen hatten den Befehlen von 1338 nicht zu gehorchen, teils nach Diessenhofen, teils zu den Schotten vor die Mauer[1]).

Wir haben also gesehen, daß von all den alten Stiftungen der Benediktiner keine mehr die Macht früherer Zeiten bewahrt hat, daß sie sich vielmehr immer nach den augenblicklich vorherrschenden politischen Machthabern richten müssen.

Zisterzienser.

Salem.

Nach den Benediktinerklöstern sind von den Klöstern der alten Orden die der Zisterzienser am wichtigsten. Von den Niederlassungen dieses Ordens im Bistum Konstanz nimmt in der behandelten Zeit Salem unbestritten den ersten Platz ein. Seine Haltung ist jedenfalls immer eine österreichisch-päpstliche. Am 11., 18., 19. und 25. April 1315 bestätigte König Friedrich alle alten Privilegien des Klosters[2]). 1322 wurde Abt Konrad von Friedrich von Habsburg zu einer Gesandtschaft an die Kurie verwendet. Friedrich schrieb am 25. Mai 1322[3]) an Papst Johann XXII., er habe den Abt Konrad von Salem, den Truchsessen Johann von Diessenhofen und den Herbord von Symonig mit einem Brief und mit Vollmachten an ihn abgesandt und er ersucht um Gewährung seiner Bitten betreffs der kriegerischen Operationen in der Lombardei. Jedenfalls betrafen sie teilweise auch die Bitte dem Kloster Salmannsweiler die Pfarreien Pfullingen, Ostrach und Burgweiler einzuverleiben. Der Papst gab auch am 27. Juli 1322 dem Bischof Johann von Straßburg den Befehl, die Richtigkeit der vorgetragenen Bitten zu untersuchen und im Falle der Wahrheit die Inkorporation der angegebenen Kirchen zu vollziehen[4]). In Salem seien die feierliche

[1]) Heinrich von Diessenhofen a. a. O. 63.

[2]) v. Weech, Codex Salemitanus, Karlsruhe 1890, 3. Bd. n. 1171, 1171 a, 1171 b, 1172.

[3]) Neues Archiv 25 (1900), S. 736 f., veröffentlicht von Jakob Schwalm in seiner zweiten italienischen Reise.

[4]) Vatikan. Akten 287. Fürstenbergisches Urkundenbuch V, 379 S. 361 ff. — Johannes papa episcopo Argentinensi notificat, quod Conradus abbas monasterii in Salem petiit, ut monasterio suo, in quo regularis observantia cultus divini, hospitalitas et multe elemosinarum largitiones ac alia pietatis opera exerceri consueverunt et quod nunc propter guerrarum discrimina in partibus illis per octo annos quasi continua peccatis exigentibus inquantum in possessionibus et redditibus adeo diminutum est, ut 280 persone, inter quas sunt 91 presbyteri, decenter sustentari nequeant, parrochiales ecclesias in Phullingen, Ostrach et Burgwiler, in quibus idem monasterium ius patronatus obtinet et quarum proventus secundum taxationem antique decime 80 marcas argenti annuatim non excedunt, cum capellis annexis

Digitized by Google

Übung des Gottesdienstes, Gastfreundschaft, reichliches Almosengeben und andere Werke der Mildtätigkeit Brauch. Dadurch und durch achtjährigen fast ununterbrochenen Krieg in diesen Gegenden sei das Kloster an Besitz und Einkünften so geschmälert, daß die 280 Personen, worunter 91 Geistliche nicht standesgemäß leben können. Das Kloster habe schon das Patronat über diese Kirchen und ihre Erträgnisse überschreiten 80 Mark Silbers nicht. — Der mit der Inkorporation beauftragte Bischof Johann von Straßburg konnte nicht feststellen, ob das Patronat von Pfullingen wirklich an Salem gehöre und wandte sich deshalb an den Papst[1]). Er gab am 1. September 1324 den Auftrag, die Kirchen in Ostrach und Burgweiler und an Stelle von Pfullingen Steinbach einzuverleiben, wenn das Kloster über letzteres das Patronat besitzt und die Einkünfte 20 Mark Silbers nicht übersteigen[2]). Der Bischof von Straßburg konnte betreffs Pfullingen nichts Sicheres feststellen. Deshalb ging man König Friedrich an und er schenkte am 25. April 1325 dem Kloster Salem das Patronat in Pfullingen, welches bisher dem Reiche zustand[3]).

Eine Reihe von weiteren Vergünstigungen ist zu verzeichnen, selbst eine von König Ludwig[4]). Im Jahr 1337 wurde Abt Konrad auf einer Fahrt nach Avignon im Bistum Chur zehn Wochen lang gefangen gesetzt. Der Papst beauftragte den Bischof Nikolaus von Konstanz, sich um die Freilassung des Abtes zu bemühen[5]), und hernach[6]) noch den Bischof von Basel, den Propst von Chur, den Leutpriester von St. Stefan in Konstanz; auch sei der Abt verschiedener eigener und kirchlicher Güter

et omnibus pertinentiis in perpetuum uniat. -- Das päpstliche Schreiben -- Vatikanische Akten 287 und Fürstenberger Urkundenbuch V, 379 — nennt diese drei Kirchen mit Kapellen Phullingen, Ostrach und Burgwiler, in denen Salem das Patronatsrecht hat, aber die letzterem beigefügte Aussage des Propstes Hartnid von Mengen vom 5. Juli 1323 spricht bloß von Patronat in Ostrach und Burgweiler; ferner gibt er die Zahl der Klosterinsassen auf 285 an, wovon 89 Geistliche, 36 ministri und 160 Konversen. Der zum Bischof von Freising erwählte Konstanzer Dompropst Konrad von Klingenberg nennt in seiner Auskunft vom 12. Nov. 1324 die drei Kirchen Ostrach, Burgwiler und Stainbach: ebenso der schon erwähnte Dekan Hartnid von Mengen am 28. Okt. 1324. Die beiden letzten Gutachten waren nämlich durch einen neuen päpstlichen Auftrag veranlaßt worden. Cfr. folgende Anmerkung.

[1]) R E C II Nachtrag n. 108 zum 1. Sept. 1324.

[2]) R E C II. a. a. O. n. 108.

[3]) Stälin a. a. O. 135.

[4]) Weech a. a. O. 3, 1190a von Johann XXII., 1190b, 1190d, 1190f. Böhmer, Reg. Lud. 509 vom 2. Dez. 1322; Weech a. a. O. 3, 1269 von Benedikt XII.

[5]) Vatikanische Akten 1873 vom 13. März 1337.

[6]) Vatikanische Akten 1896 vom 13. Aug. 1337.

Digitized by Google

beraubt worden. Am 13. Mai 1338 bestellte Benedikt XII. den Ulrich von Sargans zum Abte [1]). Karl IV. kündigte am 30. Januar 1348 zugunsten des Abtes von Salmansweiler dem Grafen Albrecht von Heiligenberg die ihm jüngst übertragene Vogtei über das Kloster auf.

Bebenhausen.

Die Pfalzgrafen von Tübingen hatten in nächster Nähe ihres Hauptwohnsitzes das Zisterzienserkloster Bebenhausen gestiftet und es durch viele und große Schenkungen reich gemacht. Sie selber hatten sich untereinander, in verschiedene Linien gespalten, entzweit und waren arm und ohnmächtig geworden. Jetzt war das Kloster in der Lage sich von seinen alten Gönnern noch manchen schönen Besitz zu erwerben. In diesem Zustande der Macht war Bebenhausen in der ersten Hälfte unserer Periode österreichisch-päpstlich und wurde für diese loyale Gesinnung geradezu fürstlich belohnt. Denn jedenfalls durch Bitten beim apostolischen Stuhle erlangte es die Einverleibung von acht sehr reich begüterten Pfarreien innerhalb eines Zeitraums von einigen Jahrzehnten [2]). Von 1330 an erhielt Bebenhausen von Kaiser Ludwig verschiedene Gnadenbriefe, so z. B. am 6. Mai dieses Jahres einen Schutzbrief und verharrte wahrscheinlich längere Zeit bei ihm; 1346 war es wieder päpstlich. Am 27. Januar 1348 bestätigte Karl IV. dem Kloster seine alten Freiheiten [3]).

Kappel.

Daß das Kloster Kappel des Ordens von Citeaux im Kanton Zürich habsburgisch-päpstlich war, zeigen verschiedene Gunsterweise von dieser Seite [4]).

Zisterzienserinnen.

Von den im heutigen Württemberg liegenden Zisterzienserinnenklöster ist eine Parteinahme kaum bekannt. Baindt bekam am 30. April 1315 eine Gnade von Friedrich von Habsburg [5]).

[1]) Weech a. a. O. 1276.

[2]) R E C 4053, 4079, 4080, 4090; 4121, 4131, 4148. Es waren die Kirchen in Tübingen, Oberkirch, Altingen, Luftnau, Entringen, Echterdingen, Weil i. Sch., Plieningen. Nach den Angaben des Liber decimationis von Jahr 1275 beträgt ihr Gesamteinkommen 464 Pfund Hall. 11 sol. ohne Echterdingen und das war der Ertrag der Kirchen 50 Jahre vorher.

[3]) Cfr. unter S. 306. Böhmer, Reg. Lud. 1126. Württembergische Jahrbücher 1846, S. 166. Stälin a. a. O. 241.

[4]) G. Meyer von Knonau, Regesten der Zisterzienserabtei Kappel, Chur 1850, n. 165, 176, 183; 190, 191; 187; 196—200 von den Jahren 1323 an bis 1340.

[5]) Böhmer, Reg. Fr. 46.

Digitized by Google

Bei den schweizerischen Zisterzienserklöstern erklärt eigentlich die Lage innerhalb der habsburgischen Machtsphäre ihre Richtung; so bei Wettingen im Aargau[1]), St. Urban im Kanton Luzern[2]), Frienisberg im Kanton Bern[3]).

Wilhelmiten.

Hier sei noch angereiht das Wilhelmitenkloster in Mengen. Die Wilhelmiten sind auch eine auf der Benediktinerregel aufgebaute kleine Genossenschaft. Das Menger Klösterlein hielt 1337 und 1343 zu Habsburg, entsprechend der Haltung der zu Habsburg gehörenden Stadt Mengen[4]).

— Wurden seit dem Beginn des elften Jahrhunderts keine Benediktinerklöster mehr gegründet, so war damit den Zisterziensern der Platz offen gelassen für eine bedeutende, namentlich auf die Bodenkultur gerichtete Tätigkeit. Die bald nach ihnen kommenden Prämonstratenser waren zum erstenmal ein Orden von lauter Geistlichen, begründet eigentlich als eine Genossenschaft von Kanonikern, eine Einrichtung, die sich hauptsächlich in Norddeutschland ausbildete.

Prämonstratenser.

Minder mächtig und ausgebreitet als die besprochenen Klöster des Benediktiner- und Zisterzienserordens waren die der Prämonstratenser. Die Grundlage ihrer Regel bildete die der regulierten Chorherren vom heiligen Augustin. In Süddeutschland machten sie sich mehr um Kirche und kirchliches Leben verdient als um Urbarmachung und materielle Wohlfahrt. Letzteres kann man ihnen eher über ihre Kulturarbeit jenseits der Elbe nachrühmen.

Rot, Schussenried, Weißenau.

Von den schwäbischen Klöstern dieses Ordens bilden die drei nahe beieinander im württembergischen Oberland gelegenen Rot, Schussenried und Weißenau gleichsam eine Gruppe; sie werden oft zusammen genannt. Auch sie zogen im Anfang die habsburgische Partei vor; jedenfalls wäre es ihnen unmöglich gewesen, sich bei ihrer geringen materiellen Macht an Ludwig anzuschließen und die in diesen Gegenden mächtigen Habsburger zu Feinden zu machen[5]). Von Weißenau ist außerdem noch seine

[1]) R E C 3884, 3886, 3894. Lichnowsky a. a. O. n. 547, 718, 786.

[2]) Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bunde 4. 2, 266. 5. 1, 346. R E C 4177, 4183.

[3]) R E C 4177, 4159.

[4]) Lichnowsky a. a. O. n. 1103. Heinrich von Diessenhofen, Böhmer, Fontes IV, 43.

[5]) Lichnowsky a. a. O. 325. Reg. Fr. 33.

Digitized by Google

starke Verschuldung bekannt[1]). Woher sie rührt, ist nicht näher bekannt, ob von Kämpfen zwischen Ludwig und Friedrich oder von der damals im Bistum Konstanz noch großenteils vorherrschenden Agrar- und Naturalwirtschaft. Am 13. März 1335 befahl Kaiser Ludwig Weißenau auf keine Weise zu schädigen[2]). Am 7. und 8. Januar 1338 erhielt Weißenau ältere Privilegien bestätigt mit dem Zusatze, daß das Kloster von seinen Besitzungen in den Reichsstädten keine Steuer zahlen dürfe. Am 9. Januar 1338 erhielt es gleichfalls mit Rot die Gnade, daß sie um kein Gut oder Recht, in dessen ruhigem Besitze sie sich befinden, vor eine Landschranne oder ein weltliches Gericht geladen werden sollen, sondern deshalb nur vor geistlichem Gericht belangt werden könnten[3]). Am 31. August 1340 wurde ebenso Schussenried die Bestätigung alter Freiheiten zuteil. Auch sind diese drei Klöster einem Landvogt keine Geschenke schuldig[4]). Johann von Waldburg war lange Zeit ihr Pfleger.

Marchtal.

Das Kloster Marchtal an der Donau stand schon seit langen Jahren bei Habsburg und blieb jedenfalls während der ganzen Zeit dieser hergebrachten Gesinnung treu; denn 1344 mußte es des Grafen Ulrich von Württemberg harte Hand fühlen[5]).

Rüti.

Auch Rüti im Kanton Zürich wird für seine loyale päpstliche Gesinnung durch Gnadenerweise belohnt[6]).

Chorherren.

Die regulierten Chorherren wie auch die Augustiner-Eremiten standen im allgemeinen zu Ludwig von Baiern. Im Bistum Konstanz waren sie nicht sehr verbreitet und die standen teilweise weg von ihm,

[1]) Um diesem Übelstand abzuhelfen werden dem Kloster vom Papst vier Kirchen einverleibt, die jedoch nicht viel eintragen: cfr. R E C 3963; 4100, 4658, 4919; Löher, Archivalische Zeitschrift V, n. 365. — Noch 30 Jahre später werden bei Gregor XI. diese Bedrängnisse geltend gemacht. St.A.

[2]) Böhmer, Reg. Lud. 1666.

[3]) Stälin a. a. O. 217.

[4]) Wegelin, Bericht von der kayserlichen und Reichs-Landvogtey in Schwaben 1755, n. 109 zum Jahr 1346. Böhmer, Reg. Lud. 2431, 2555.

[5]) Stälin a. a. O. 226, 227 und Monumenta Germaniae historica XII, 62, Annales Zwifaltenses: 1344 claustrum Marthel spoliatum est a comite de Wirtemberg et pars curtilis cum villa incendio periit.

[6]) R E C 4115, 4152, 4216, 4247; Vatikanische Akten 811.

Digitized by Google

wie die Niederlassungen auf dem Heiligenberg bei Winterthur[1]), auf dem Zürichberg. In Kreuzlingen und Konstanz mögen sie nur der Not gehorchend den Gottesdienst gefeiert haben. Denn als in der Mitte der vierziger Jahre in der Beobachtung des Interdikts eine Milderung eintrat, stellten sie den Gottesdienst ein an Pfingsten 1346, wobei ihnen noch die Absolution ihrer Obern zuteil ward[2]). Zum Jahre 1348 meldet Heinrich von Diessenhofen noch: „Die Augustiner waren wie der verschwenderische Sohn zum Vater heimgekehrt, um durch Schweigen das abzubüßen, was sie einst durch Singen verdient“[3]). Die Säkularchorherren standen von Anfang an nicht sonderlich in Ludwigs Gunst, mag das von Heinrich dem Tauben berichtete Wort Ludwigs: Wenn er aus Lehm Schätze anhäufen könnte, würde er doch keine Säkularstifter gründen[4]), auf Wahrheit beruhen oder nicht. Die Stifter in der Schweiz hielten alle zu Österreich und dem Papste: Beromünster, Bischofszell, Embrach, Luzern, Schönenwerd, Zofingen, Zürich, Zurzach, wie verschiedene päpstliche Gnadenerweise[5]) und auch die Personen einiger ihrer Chorherren beweisen, wie Matthias von Buchegg, Erzbischof von Mainz, Nikolaus von Frauenfeld, der spätere Bischof von Konstanz, Heinrich von Diessenhofen. Doch mußte Sindelfingen[6]) nach Ludwigs Tod vom Banne gelöst werden durch den Bischof von Konstanz. Ebenso die Heiliggrabbrüder in Denkendorf. Ihnen hatte Ludwig 1346 noch ein älteres Privilegium erneuert[7]).

Frauenstifte.

Von den verschiedenen Frauenstiften waren wohl einige auf die Regel des heiligen Benedikt begründet worden, hatten sich aber im Laufe der Zeit, namentlich wegen der (großenteils) adligen Insassen, teilweise in einfache Frauenstifte verwandelt. In Säckingen nannten sich die Stiftsfrauen im 14. Jahrhundert Domfrauen. Säckingen

[1]) Johannes Vitoduranus, ed. Gg. v. Wyß S. 176.

[2]) Heinrich von Diessenhofen, Böhmer Fontes IV, 50 betreffs Kreuzlingen.

[3]) Heinrich von Diessenhofen a. a. O. 64.

[4]) Böhmer, Fontes IV, 531: quod si thesaurizaret thesaurum de luto, collegia secularia non fundaret.

[5]) R E C 4014, 4057, 4682; n. 111; 4078; 4828.

[6]) Am 13. Aug. 1345 bestätigte Pfalzgraf Gottfried von Tübingen dem Stift Sindelfingen für seine Reise nach Avignon entschädigt zu sein. Stälin 219. Mit dieser Reise des Pfalzgrafen hängt die Einverleibung der Kirche von Dagersheim vom 1. Mai 1345 zusammen, denn sie geschah auf Bitten des Pfalzgrafen; Württembergische Geschichtsquellen 2, S. 417 n. 103.

[7]) Böhmer, Reg. Lud. 2465. Sattler, Geschichte der Grafen von Wirtenberg. Erster Teil. 2. Aufl. Tübingen 1773 S. 137. Preger a. a. O. 14, 1, 47.

Digitized by Google

und Waldshut[1]) waren schon längst nicht mehr so mächtig wie einst. Über die beiden Stifte hatte Habsburg die Kastvogtei, in dem zu Säckingen gehörigen Lande Glarus das Meieramt und so konnten sie kaum eine antipäpstliche Gesinnung zu zeigen wagen, was auch ihrem freiherrlichen Charakter widerstrebt hätte. Denn Ludwig von Baiern begünstigte ja das Volk und namentlich die Städter viel mehr als den Adel. — Auch standen jedenfalls die Frauenklöster und Sammlungen mit freierem Leben und nicht so strenger Regel auf päpstlicher Seite. Bekannt ist dies z. B. von dem Bickenkloster in Villingen[2]).

Buchau.

Dagegen waren zwei andere Frauenstifter von der Partei Ludwigs, Lindau und Buchau. 1335 hatte der Kaiser der Äbtissin von Buchau die Erklärung gegeben, kein römischer König dürfe in ihrem Stift eine Laienpfründe besetzen. Am 20. August 1347 bestätigte er für Stift und Stadt Buchau alle Privilegien, nannte die Äbtissin seine liebe Fürstin und gab ihr noch weitere Gnaden[3]).

Lindau.

In Lindau standen die Bürgerschaft und jedenfalls auch alle Klöster und das Frauenstift in der zweiten Periode auf der antipäpstlichen Seite[4]).

Ritterorden.

Sehr wichtig für die Regierung Ludwigs des Baiern und namentlich für seinen Kampf mit der Kurie sind die beiden Ritterorden der Deutschherren und der Johanniter. Beide standen die meiste Zeit bei Ludwig. Mehr Bedeutung als der Johanniter- hatte für Ludwig der Deutschorden; in jenem war auch das romanische Element vorwiegend gegenüber dem germanischen. Keiner von beiden nahm im Anfang eine entschiedene Parteistellung ein, beide suchte der Papst zu gewinnen, hauptsächlich den Johanniterorden[5]). Auch Johanns XXII. Nachfolger, Bene-

[1]) A. Schulte a. a. O. 131—146.

[2]) R E C 4538, 4656.

[3]) Stälin a. a. O. 217.

[4]) Böhmer, Reg. Lud. 2441. Für die Bürgerschaft und die Minoriten hat es G. Meyer von Knonau gezeigt in seinem Aufsatz: Deutsche Minoriten im Streit zwischen Kaiser und Papst. Historische Zeitschrift 29 (1873), 241—253.

[5]) Man betrachte nur die Anzahl von Privilegien und Privilegserneuerungen, die J. v. Pflugk-Harttung: Der Johanniter- und der Deutsche Orden im Kampfe Ludwigs des Baiern mit der Kurie, Leipzig 1900 als Anhang S. 222 ff. beigegeben hat

Digitized by Google

dikt XII. bestätigte noch am 18. Januar 1336 alle Freiheiten und Gerechtsamen des Ordens [1]).

Anscheinend bemühten sich auch beide Könige um die Gunst der Johanniter: Ludwig erwies dem Orden einige Gnaden [2]). Friedrich bestätigte ihm einen Freiheitsbrief und am gleichen 11. April 1315 auch einen für die Niederlassung Tobel im Thurgau [3]). Weiter tritt er in dieser Zeit im Bistum Konstanz nicht hervor. Einige Glieder des Ordens stehen zu Ludwig in näheren Beziehungen, wie Albert von Schwarzburg und die Henneberger. Am 16. Januar bestätigte Karl IV. alle Privilegien des Ordens [4]).

Deutschorden.

Johann XXII. suchte die Deutschherren am festesten an seine Person zu ketten, indem er für sie am 12. Juli 1319 Konservatoren und Richter bestellte, d. h. Erzbischöfe und Bischöfe, welche den Orden, seine Besitzungen, Rechte und Freiheiten gegen jedermann, selbst die höchsten geistlichen Fürsten schützen sollten, sogar mit Anrufung der weltlichen Macht [5]). Doch war dieses Privileg für den Orden nicht so günstig, wie es aussah. Die Konservatoren konnten Spaltungen und Zwiste zwischen den Orden und seine Vorgesetzten bringen. Auch die beiden Gegenkönige suchten jeder für sich die Deutschherren zu gewinnen. Friedrich gewährte ihnen Privilegien, nicht minder Ludwig [6]). Wenn der Orden auch erst nach der Mühldorfer Schlacht und seit dem Beginn der päpstlichen Prozesse entschieden zu Ludwig übertrat und er fortan dem gebannten Könige und Kaiser die treuesten Anhänger und Berater stellte, verschiedene seiner „lieben Heimlichen", die er zu wichtigen diplomatischen Missionen verwandte [7]), so war dieses Eintreten jedenfalls doch nicht ohne Ludwigs eifriges Zutun erfolgt. Auch er hatte sich den Deutschordensrittern schon gnädig erwiesen [8]). Seine zweite Appellation gegen den ersten päpstlichen Prozeß vom 8. Oktober 1323 hatte er kundgegeben in der Hauskapelle

[1]) J. v. Pflugk-Harttung S. 240 Nr. 13.

[2]) J. v. Pflugk-Harttung a. a. O. S. 43.

[3]) Böhmer, Reg. Fr. 29 und J. v. Pflugk-Harttung a. a. O. 115.

[4]) Böhmer-Huber, Regesta Karoli. Innsbruck 1877. 264.

[5]) Voigt, Geschichte des Deutschen Ritterordens. Berlin 1857. 1, 379. J. v. Pflugk-Harttung a. a. O. 27. Vatikanische Akten 166.

[6]) J. v. Pflugk-Harttung a. a. O. 115 ff. Böhmer, Reg. Fr. 311; 254; 312; 313 vom 14., 20., 21. April.

[7]) Cfr. E. Leupold, Berthold von Buchegg, Straßburg 1885 S. 160—161.

[8]) Ludwigs Privileg vom Jahre 1320 für das Deutschordenshaus in Sachsenhausen. Voigt a. a. O. 412.

Digitized by Google

der Sachsenhäuser Niederlassung [1]). Dem gesamten Deutschorden gewährte Ludwig Privilegien, bezw. Bestätigung von solchen. So bestätigte er z. B. am 5. Mai 1330 eine Urkunde Friedrichs II., daß jedermann vom Reichsgut dem Orden soviel schenken darf wie er will, als wäre es sein eigen. Am 25. Oktober 1335 befreite er ihn von allen Steuern [2]). Zu seinen Vertrauten gehörten Konrad von Gundelfingen, Heinrich von Zipplingen, später auch Wolfram von Nellenburg. Ebenso ist Berthold von Buchegg zu nennen, wenn auch nicht immer als guter Freund des Kaisers.

Beuggen.

Von den Ordensgründungen im Bistum Konstanz sind von Ludwig bedacht und gefördert worden Beuggen am Oberrhein (auch von den Habsburgern beschenkt) [3]). Ist auch für Beuggen das erste Privileg Ludwigs erst von 1337 datiert, so wird man doch wohl nicht annehmen dürfen, daß es vorher nicht zu Ludwig gehalten habe [4]).

Ulm.

Seinen lieben getreuen Heimlichen, den Heinrich von Zipplingen, zu ehren begünstigte Ludwig das Deutschordenshaus in Ulm.

Während der Belagerung von Meersburg, am 3. Juli 1334, befreite der Kaiser in Überlingen das Deutsche Haus in Ulm von jeder Gewalt und von jedem Einfluß der Vögte, Richter, der Ammänner und Bürger zu Ulm, auch darf die Stadt sie wegen keiner Steuer, keines Dienstes und keiner Hilfe, die dem Reiche zu leisten wären, angehen. Jede Übertretung dieses Erlasses wird mit 20 Pfd. Goldes bestraft, wovon die eine Hälfte der kaiserlichen Kammer, die andere den Deutschherren in Ulm zufließt [5]). Nach den Frankfurter Erlassen, am 22. November 1338 nimmt Ludwig das Ulmer Ordenshaus in seinen besonderen Schutz, wahrscheinlich um sich ihnen gegenüber erkenntlich zu erzeigen für die Beobachtung und Durchführung seiner Erlasse [6]). Hinsichtlich der Beobachtung dieser Gesetze, bezw. der Nichteinhaltung des Interdiktes in diesen Kreisen sei die Verfügung des Deutschmeisters Wolfram von

[1]) C. Müller, a. a. O. 1, 75; 1, 354–359.

[2]) Böhmer, Reg. Lud. 563, 1123, 1124; Winkelmann, Acta imperii inedita. Band II, Innsbruck 1885, 572; Voigt a. a. O. 1, 414 ff., 422 f.

[3]) Böhmer, Reg. Fr. 254.

[4]) Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 29, Regesten von Beuggen 159, 179, 188.

[5]) Ulmisches Urkundenbuch. Ulm 1899. Bd. II, 1, n. 128.

[6]) Ulmisches Urkundenbuch a. a. O. 175.

Digitized by Google

Nellenburg vom 4. Juni 1343 angeführt. Wolfram nämlich setzte fest: In Ansehung der Besserung von seiten Heinrichs von Zipplingen und anderer und der reichlichen Almosen sollen ewiglich zwei Priester täglich im Deutschen Haus in Ulm zwei Messen lesen [1]).

Hiemit sind die auf dem geistlichen Leben aufgebauten Genossenschaften älterer Ordnung, soweit sie für uns in Betracht kommen, erledigt. Doch sei noch ein Umstand erwähnt, der sich in der eben behandelten Zeit sehr bemerkbar macht, es ist die Tatsache, daß gerade damals der päpstliche Stuhl sehr freigebig war mit der Erlaubnis den ihm und seiner Richtung anhangenden Klöstern und geistlichen Körperschaften Kirchen zu inkorporieren; solche Einverleibungen bildeten also die gewöhnliche Belohnung für loyale Gesinnung. Dem Benediktinerkloster Reichenau wurde 1325 die Pfarrkirche in Ulm einverleibt [2]), deren Einkünfte 60 Mark Silbers nicht übersteigen; (der liber decimationis von 1275 gibt das Einkommen allerdings auf 40 Pfd. Haller und 50 Mark Silbers an) [3]). Die in den letzten Lebensjahren Kaiser Ludwigs Reichenau inkorporierten Kirchen in Steckborn und Wollmatingen haben Einkünfte von 30 Mark Silbers [4]) und nicht über 25 Mark [5]).

St. Blasien wurden einverleibt die Kirchen in Birndorf und Hügelheim mit 50 Pfd. Schaffhauser [6]) und 52 Pfd. Baseler Münze [7]).

Die Chorherrenstifte Beromünster und Sindelfingen erhielten die Einkünfte der Kirchen von Pfäffikon und Reichental, bezw. Dagersheim mit 18 Mark Silbers + 11 Pfd. Züricher [8]), 40 Pfd. comm. den. [9]), bezw. 25 Pfd. [10]).

Wettingen erhielt die Kirche in Dietikon [11]); ihre Einkünfte übersteigen 80 Mark nicht.

Salem erhielt die drei Pfarreien Ostrach, Burgweiler und Stein-

[1]) Ulmisches Urkundenbuch a. a. O. 239, 240.
[2]) Cfr. oben S. 292 f.
[3]) F D A 1, 94.
[4]) F D A 1, 220.
[5]) R E C n. 185.
[6]) F D A 1, 220.
[7]) F D A 1, 211.
[8]) F D A 1, 226.
[9]) F D A 1, 23.
[10]) F D 1, 62. Die Württembergischen Geschichtsquellen 2, 417 haben 12 Mark Silbers.
[11]) R E C n. 89. F D A 1, 223 gibt als Einkommen des dortigen Plebans 100 Pfd. comm. den. an; das damit verbundene Spreitenbach ist nicht genau tariert.

Digitized by Google

bach einverleibt. Ostrach und Burgweiler tragen 57 Pfd. Konstanz [1]); Steinbach 20 Mark Silbers [2]).

Erstaunen kann es hervorrufen, wenn man sieht, wie das Kloster Bebenhausen in der Zeit von 22 Jahren beim päpstlichen Stuhle die Inkorporierung von acht gut bewidmeten Kirchen durchzusetzen wußte und doch noch inzwischen längere Zeit bei Ludwig von Baiern sich findet. Am 27. Oktober 1325 erging von Avignon aus der Befehl, dem Kloster Bebenhausen die Pfarrkirchen in Tübingen, Oberkirch (Poltringen) und Altingen [3]) zu inkorporieren und ihre Einkünfte betrugen 110 Pfd. Haller + 76 Pfd. Haller [4]); 52 Pfd. Haller 10 sol. [5]); 50 Pfd. Haller [6]). Kurz darauf erfolgte die Einverleibung der beiden Kirchen Lustnau [7]) und Entringen [8]), jede mit einem Einkommen von 50 Pfd. Haller. Im Jahr 1347 endlich kam die Erlaubnis, die Kirchen Echterdingen [9]), Weil im Schönbuch [10]) und Plieningen [11]) einzuziehen, von denen die letzteren 16 Pfd. 1 sol. Haller und 60 Pfd. Haller Revenüen abwarf. Und bei der Einverleibung von Echterdingen sind als Grund die geringen Einkünfte des Klosters angegeben! Deshalb konnte 1354 das Einkommen von Bebenhausen auch 700 Mark Silbers betragen und das von Salem vollends 1000 Mark. — Die Zisterzienser betrieben rationelle Land- und auch Geldwirtschaft. Es ist deshalb gar nicht auffällig, daß die Herrscher von Württemberg und Baden die zwei Klöster Bebenhausen und Salem als Schlösser für sich und Glieder ihrer Familien ausgesucht haben, und daß in anderen Staaten die Einkünfte aus Staatsdomänen, die einst Zisterzienserklöster gewesen sind, ganz enorme Summen abwerfen. A. Schulte charakterisiert sie auch treffend, wenn er sagt: „Die Zisterzienser hatten das volle Vertrauen des Volkes, sie kannten keine Geburtsunterschiede, sie bebauten selbst ihre Äcker, führten sorgfältige Rechnung, hatten keine Vögte und keine Ministerialen, welche vom Gute des Klosters lebten, sie

---

[1]) F D A 1, 106.

[2]) R E C n. 108.

[3]) Beide Oberamts Herrenberg.

[4]) F D A 1, 59.

[5]) F D A 1, 60.

[6]) F D A 1, 54. Am 18. Juni 1326 quittierte der Bischof von Konstanz über 650 Pfd. Pfennige, die er für die Einverleibung der drei Kirchen erhalten hatte. R E C 4090.

[7]) F D A 1, 59.

[8]) F D A 1, 60.

[9]) Bei Echterdingen konnten die Einkünfte im Augenblick nicht festgestellt werden.

[10]) F D A 1, 62. R E C II, n. 189, n. 119.

[11]) F D A 1, 82. R E C II, n. 189, n. 119.

Digitized by Google

hatten die Mängel der Organisation der Benediktiner vermieden .... Sie besiegten darum bald die anderen Klöster wenigstens wirtschaftlich" [1]).

Man ersieht daraus, die von vielen geistlichen Körperschaften bewiesene Anhänglichkeit hatte wahrscheinlich ihre Wurzeln oft nicht so tief in den Boden der idealen Begeisterung hineingetrieben, wie in den mit den Sinnen sehr wohl zu erfassenden Boden des blinkenden und winkenden materiellen Vorteiles. Man wäre eher versucht, teilweise in den sich an den Kaiser Anklammernden ideale Anhänger zu suchen, denn das Königtum und Kaisertum eines Ludwig IV. von Baiern war nicht mehr das der früheren Herrschergeschlechter. Denn stand diesen die Möglichkeit offen ihre Gaben fast blindlings und ohne Wahl zu verteilen, so war Ludwig in dieser Beziehung ohnmächtig, er war ein verhältnismäßig armer Mann; greifbarer Gewinn war bei ihm wenig zu haben.

Die ganze Zeit über, solange in unserem Gebiet Stifte und Benediktinerklöster gegründet wurden, hatten die Könige und Kaiser und die Großen noch kolossale Länderstrecken zu eigen, von denen sie manchmal gleich Hunderte von Hufen vergabten an die von ihnen begründeten und bevorzugten Kirchen. Dieser Boden war schon großenteils von den Römern kultiviert und bebaut worden, war also zur Zeit der Vergabung Jahrhunderte altes Kulturland. Durch solche Schenkungen nahm der schon bebaute Boden sehr rasch ab. Infolgedessen war es ganz folgerichtig, daß die Mönche mit der reformierten Benediktinerregel, d. h. die Zisterzienser, noch wildes Land, Wälder, mit Gestrüpp überzogene Strecken Landes, sumpfiges, von viel zu vielen Wasseradern durchschnittenes Terrain sich zur Urbarmachung und Trockenlegung auserkoren. Hatten die großen Benediktinerniederlassungen ihre Landgebiete nicht ganz selber bebauen und bewirtschaften können und nicht wollen, so waren sie genötigt gewesen diese Gebiete gegen Zins in irgendwelcher Art auszutun, gewöhnlich an Untergeordnete, die sich oft mehr und mehr ihren geistlichen Herren und Lehensgebern gegenüber selbständig zu machen wußten, besonders wenn diese Herrschaften auf irgendeine Weise in Not und Bedrängnisse gekommen waren und gegen solche nach Unabhängigkeit strebenden Ministerialen nicht mit voller Kraft auftreten konnten. Manches Stift litt schwer unter solchen Unbotmäßigkeiten. Bei Reichenau z. B. bildete dies einen der Hauptfaktoren für den völligen Zerfall seiner Macht. Diesem Mißstand Länderstrecken an Fremde zur Bebauung zu übergeben, wichen die Zisterzienser und die sich ihnen anschließenden Prämonstratenser fast ganz aus. Sie bewirtschafteten ihre Ländereien selber von bestimmten

[1]) In seinem schon mehrmals angezogenen Aufsatz: Über freiherrliche Klöster in Baden a. a. O. S. 129.

Digitized by Google

Mittelpunkten, Höfen aus. Solche Höfe hatten sie auch in benachbarten größeren Städten als Magazine, in denen und von denen aus sie die Erzeugnisse ihrer landwirtschaftlichen und auch gewerblichen Tätigkeit verkauften [1]).

Diese kleine Nebenausführung hielten wir für nötig, um den weiten Unterschied zwischen den alten und den Bettelorden deutlicher zu machen.

Bettelorden.

Aber trotz dieser Masse von Stiften und Klöstern war es doch noch einer großen Anzahl von Herren und namentlich Städten möglich emporzukommen und allmählich, als die älteren Ordensniederlassungen und ein großer Teil des freiherrlichen und fürstlichen Adels in vielen Stücken abgewirtschaftet hatten, herabgekommen und verarmt waren, an deren Stelle zu treten. In diesen aufblühenden und an Bevölkerung rasch anwachsenden Städten und Städtchen pflegten sich seit Beginn der zwanziger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts die eben erst entstandenen Orden der Franziskaner und Dominikaner, Minoriten (Barfüsser) und Predigerbrüder genannt, festzusetzen, und zwar in erstaunlich hoher Anzahl, so daß nach wenigen Jahrzehnten kaum mehr eine größere Ortschaft ohne eine Niederlassung dieser Orden existierte. Da in Italien und Spanien, bezw. Südfrankreich der freie Boden schon früher als in Deutschland seine Herren gefunden hatte und mit der mehr abnehmenden Agrar- und Naturalwirtschaft die Geld- und Kapitalwirtschaft eo ipso gegeben war und zu damaliger Zeit das bare Geld doch viel seltener war als heutzutage, so waren alle neu entstehenden geistlichen Körperschaften eigentlich auf milde Gaben in kleinem Umfang angewiesen, und weil diese gewöhnlich doch nicht in der nötigen Stärke von selber zufließen, auf den Bettel. Als Gegengabe für das was sie empfingen, konnten sie bei dem Mangel an Materiellem nur Ideelles bieten. Die Dominikaner hatten als Grundsatz für das Heil der Seelen ihrer Mitmenschen zu sorgen, ihnen also alle möglichen Kenntnisse und inhaltsreiche Predigt zu bieten [2]). Dagegen wollten die Franzis-

[1]) Das Kloster Bebenhausen zählte (im Gebiet des heutigen Württemberg) sieben solcher Höfe, Salem in württembergischen Städten deren allein fünf. Das Prämonstratenserkloster Adelberg im Oberamt Schorndorf hatte fünf; dagegen Blaubeuren drei, Zwiefalten vier: das unbedeutendere Zisterzienernonnenkloster Heiligkreuztal hatte auch zwei Höfe: das Hochstift Konstanz bloß einen. Wann diese Kloster- oder Pfleghöfe im einzelnen entstanden, kann hier nicht näher angegeben werden. Vergl. für den Bebenhauser Hof in Eßlingen A. Diehl, Eßlinger Urkundenbuch, Stuttgart 1899, Bd. I, n. 905 vom Okt. 1351.

[2]) Cfr. H. Denifle, Die Konstitutionen des Predigerordens vom Jahr 1228, veröffentlicht im Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters. Bd. I. Berlin 1885. S. 165–227.

Digitized by Google

kaner anfangs nur durch ihr gutes, vorbildliches Beispiel wirken. Die ersteren mußten also, um die Seelsorge, die cura animarum, mit Nutzen versehen zu können, notwendig Geistliche sein, die letzteren dagegen nicht. Doch bald mag sich letzteren das Ungenügende dieser Institution nur zu fühlbar gemacht haben, denn auch sie gingen zur Seelsorge und zu gelehrten Studien über. Weder der Orden der Benediktiner[1]) noch der der Zisterzienser war ein ordo clericus gewesen, d. h. eine Genossenschaft, worin der Eintretende entweder die höheren Weihen schon haben oder sie empfangen mußte — die Prämonstratenser allerdings waren Geistliche.

Bei Ordensleuten, die von jeder materiellen Unterlage, von jedem Grundbesitz losgelöst waren, wie bei den beiden neuen Mendikantenorden fiel eigentlich auch ein weiterer Punkt der Regel der älteren Genossenschaften weg, die stabilitas loci, das beim eigentlichen Eintritt ins Kloster dem Klosterobern gegebene Versprechen an dem freiwillig gewählten Orte auszuharren. Um die Ordensglieder trotzdem zusammen und in strenger Abhängigkeit zu halten, wurde für beide das Amt eines minister generalis geschaffen, außerdem werden noch jährlich stattfindende Generalkapitel eingeführt. Ja es bildete sich in diesen Orden der Grundsatz heraus, alle Mitglieder den Aufenthaltsort möglichst oft wechseln zu lassen, sie eigentlich völlig von der heimatlichen Erde loszulösen, in ihnen den amor soli natalis[2]) völlig zu ersticken.

Waren auch die Zisterzienser, Prämonstratenser und Kartäuser schon lange vor den Mendikantenordensgründern zu der Einrichtung einer Art Ordensobrigkeit und auch zur Abhaltung von Generalkapiteln übergegangen, so waren doch die Obern bei ihnen keine mächtigen, einflußreichen Größen. Beim Zisterzienserorden z. B. lag die Oberleitung nur insofern im Mutterkloster in Citeaux, weil in seinen Mauern alljährlich das Generalkapitel gehalten wurde. Der Abt war nicht viel mehr als primus inter pares, namentlich standen ihm die Vorsteher der vier übrigen

[1]) Wir sehen dies z. B. noch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert an Reichenau. Nicht alle hatten die Weihen, zuzeiten war kein einziger Geistlicher im Kloster, der die Ordensgelübde abgelegt hatte. — Auch Nichtgeistliche konnten bei ihnen alle Klosterämter bekleiden. Die Zisterzienser hatten auch lange Zeit es abgelehnt die Seelsorge an einer Kirche auszuüben; erst nach dem gewaltigen Eingreifen der Bettelorden fühlten sie sich getrieben davon abzugehen. Ja ihre Klosterkirchen waren auch lange Zeit dem Laienvolke gar nicht zugänglich. Manchmal war für das Volk noch eine besondere Kirche am Tor erbaut, wie in Wettingen.

[2]) Schon 1255 tadelte der Dominikanergeneral diesen amor soli natalis. K. Ölsner, Zur Geschichte Ludwigs des Bayern, in den Forschungen zur deutschen Geschichte. Band I, Göttingen (1860), S. 51.

Digitized by Google

Hauptklöster an Rang fast gleich. Was die Hauptsache war, er hatte keine direkte Gewalt über den einzelnen — gerade im direkten Gegensatz dazu konnten die Generalminister des Dominikaner- und des Franziskanerordens unumschränkt über jeden einzelnen im Orden Befindlichen verfügen. Die Dominikaner legten genau genommen nur ein Gelübde ab, das des unbedingten Gehorsams, darin waren alle Gelübde zusammengefaßt. In den früher gegründeten geistlichen Genossenschaften versprach man beim Eintritt nur dem direkten Klostervorsteher und Obern, bei den Mendikanten aber durch das Mittel der direkten Vorgesetzten dem General und damit dem Papst. Jeden, wenn er irgendwie religiös, politisch oder auch moralisch verdächtigt war, konnten sie nach Belieben versetzen, einem widerstrebenden oder nicht ganz verläßlichen Konvent einen Obern aus einem anderen, vollständig fremden Lande setzen. Letzteres Mittel wurde gerade auch in der Kampfeszeit Ludwigs des Baiern angewendet; und jedenfalls mit Erfolg [1]).

Wie schon der Name Mendikanten- oder Bettelorden besagt, beruhte für damals ein Hauptunterschied zwischen den Orden älterer Ordnung und den neugestifteten in der Loslösung vom irdischen Besitz, in der Armut. Einmal waren sie darauf hingewiesen durch die völlig veränderten Zeitverhältnisse und dann wollten sie auch selber der zu großem Besitz gekommenen Kirche und den älteren Orden ein Beispiel der völligen Entsagung und Entäußerung bieten. Dominikus hatte die freiwillige vollständige Armut gewählt, damit seine Ordensschüler desto freier und ungehinderter ihren Studien und der Predigt leben könnten. Durch die intensiven Studien sollten die Brüder in den Staud gesetzt werden, sich ganz und gar dem geistigen Wohle ihrer Mitmenschen widmen zu können. Damit dieser Zweck immer voll und ganz erfüllt würde und auf keine Weise behindert würde, durften Modifikationen in der Befolgung der Ordensregel, namentlich der Vorschrift betreffs der Armut eintreten; aber bloß den Studien zuliebe. Franziskus aber, der poverello von Assisi, hatte die Armut als sein Ideal erkoren um arm dem armen Christus nachzufolgen. Arm und verachtet sollten seine Jünger leben, um eben dadurch der Welt am eindringlichsten zu predigen [2]). Die Franziskusjünger sollten ja nach Franzens Bestimmung nicht durch Wissenschaft glänzen.

[1]) Z. B. Fr. B. M. Reichert, Acta capitulorum generalium ordinis Praedicatorum Vol. II Romae—Stuttgardiae 1899, pg. 160 zum Jahr 1325: Fratrem Heinricum priorem Ratisponensen de provincia Theutonie qui negligens fuerit in publicacione processuum domini pape, quos magister sibi misit, absolvimus ab officio prioratus et provincie Saxonie assignamus in penam.

[2]) H. Denifle a. a. O. 177, 182.

Digitized by Google

Franziskaner.

Durch diese doppelte Auffassung der evangelischen Armut und des Ideals hatte sich schon rasch ein gewisser Gegensatz zwischen den beiden Orden gebildet. Und er griff auch bald im Orden Franzens selber Platz, vornehmlich auch seitdem seine Jünger zur wissenschaftlichen Betätigung übergegangen waren. Das Ideal des Ordensstifters ließ sich eben nicht in allen Zeitlagen und -verhältnissen verwirklichen. Um dem abzuhelfen wandte man sich an den apostolischen Stuhl um eine authentische Auslegung der Regel, und dies bedeutete für viele die mildere Auffassung der Armutslehre. Eine Milderung ließ schon Gregor IX. im Jahr 1230 [1]) eintreten. Franziskus hatte z. B. streng verboten Geld anzunehmen. Gregor IX. erlaubte nun die Annahme von Geld durch einen ihrer Freunde als Stellvertreter (nuntius) der Almosengeber. Ein Ordensprokurator und syndaci wurden aufgestellt, um die weltlichen Geschäfte wahrzunehmen. Das Eigentumsrecht aller beweglichen und unbeweglichen Habe sprach Innozenz IV. der römischen Kirche zu. Im Laufe der Jahre milderten die Päpste die betreffenden Vorschriften immer mehr. Im Orden selber gab es aber gar manche, die mit einer laxeren Auslegung und Befolgung der Regel nicht einverstanden waren. So war der Armutsstreit innerhalb des Minoritenordens entstanden. Nikolaus III. wurde um eine durchgreifende Revision der Regel angegangen; doch was er von den Milderungen zurücknahm war verschwindend [2]).

Eine Unmasse von päpstlichen Privilegien zugunsten der Mendikanten hatte auch die Einnahmen und Zuwendungen vermehrt. Durch diese Vergünstigungen hatten sie großenteils das alte Parochialsystem durchbrechen können und den eigentlichen Pfarrern war so ihre Existenz bedeutend erschwert, wenn ihnen die besten Einnahmen entgingen und zwar zum Vorteil der neuen Orden. So bildeten sich Parteien unter den Laien und unter den Ordensbrüdern. Die einen sonderten sich ab und lebten nach der strengeren Observanz, sich bloß einen usus arctus rerum vorbehaltend; die anderen lebten nach dem Beispiel der älteren Orden, denen man eigentlich Vorbild hätte sein sollen. Die ersteren gehen gewöhnlich unter dem Namen Spiritualen, die letzteren unter dem der Kommunität. Ja selbst unter den Spiritualen bildeten sich verschiedene Abstufungen. Die Konstitution des Papstes Klemens V. vom

[1]) Cfr. Fr. Ehrle, Die Spiritualen, ihr Verhältnis zum Franziskanerorden und zu den Fraticellen im Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte. Berlin 1887; Bd. III, 582 ff.

[2]) In der Bulle Exiit qui seminat vom 14. Aug. 1279.

Digitized by Google

6. Mai 1312 befriedigte auch großenteils nicht; vielen war sie wieder zu mild. In diesem ersten Stadium des Armutsstreites, dem sogenannten praktischen Armutsstreit, war der 1316 gewählte Minoritengeneral Michael von Cesena mit Papst Johann XXII. einverstanden. Erst als sich von 1321 an der theoretische Armutsstreit entwickelte, begann der große Gegensatz und der schwere Kampf, der für das deutsche Reich und Ludwig den Baiern so schwerwiegende Folgen gehabt hat. Es handelte sich nämlich darum, ob Christus und die Apostel Eigentum besessen hätten. Das Generalkapitel von Perugia 1322 erklärte feierlich, Christus und die Apostel hätten weder einzeln noch gemeinsam Eigentum besessen. Daraufhin gab der dadurch schwer gereizte Papst dem Minoritenorden das Eigentumsrecht an all seiner Habe zurück und machte dadurch die eigentliche völlige Armut unmöglich; er gab die Diskussion über die Armutsfrage frei — Nikolaus III. hatte sie bei Strafe der Exkommunikation verboten. Endlich erklärte er die Lehre über die Armut Christi für häretisch.

Diese Entscheidungen fielen in die Anfangszeit des Kampfes zwischen König Ludwig und dem Papste. Während der König noch in seiner ersten Appellation, in Nürnberg am 18. Dezember 1323 gegen den ersten päpstlichen Prozeß vom 8. Oktober 1323 erlassen, dem Papst schwere Vorwürfe machte wegen angeblicher Begünstigung der Häresie, indem er das Beichtsiegel verletzende Minoriten nicht bestrafe, wirft er in der Sachsenhäuser Appellation vom 22. Mai 1324 dem Papst entgegen, er wolle die evangelische Lehre von der Armut unterdrücken. Also hatte sich inzwischen in Ludwigs Umgebung und unter seinen Beratern ein kolossaler Umschwung vollzogen. Dadurch kam das hitzige, zum Extremsten geneigte Element in Ludwigs Regierung und Kampfesweise hinein. Und gerade dieses Hineinziehen der Armutsfrage und der politischen Spiritualen rief einen großen Teil des kirchenpolitischen Kampfes hervor und erhielt ihn wach. Deutlicher als für die Diözese Konstanz läßt sich dieses Moment nicht leicht für eine Gegend nachweisen an der Hand des minoritischen Geschichtsschreibers Johann von Winterthur. Er gibt sich an zahlreichen Stellen als den Mund des gewöhnlichen Volkes, der großen Massen zu erkennen, er spiegelt ihre Gesinnung staunenswert klar wieder.

Nicht immer, auch nicht immer entschieden standen die Minoriten zu Ludwig; öfters zeigten sie sich den Mahnungen und Vorschriften des Papstes zugänglich [1]). Das in Konstanz abgehaltene Kapitel für Oberdeutschland teilte am 15. August 1325 dem Papste mit, daß die Verkündigung seiner Prozesse gegen Herzog Ludwig von Baiern in Stadt und Bistum

[1]) Johann von Winterthur S. 90, 91.

Digitized by Google

erfolgt und niemand mehr damit unbekannt sei [1]). Sie verrichteten das von Johann XXII. 1328 angeordnete Kirchengebet gegen Ludwig mehrere Jahre lang im ganzen Orden, während ein großer Teil des Klerus das nicht tat. 1330 und 1332 konnte ihnen der Papst schon die Absolution anzubieten wagen [2]).

Diese Tatsachen scheinen fast darauf hinzudeuten, als hätten die Minoriten dem Papst sich im großen und ganzen als gehorsamere Untergebene zeigen wollen, als man gewöhnlich glaubt. — Bei dem Sichnichtergänzen der Angaben ist der Schluß jedenfalls berechtigt, daß unsere Quellen trotz Johann von Winterthur noch nicht vollständig sind. Auch ist zu bedenken, daß Ludwig erst, nachdem er mit Österreich und Böhmen Frieden geschlossen hatte, an eine konsequentere Politik im Innern denken konnte. Als grundsätzliche, prinzipielle Opposition dem kirchlichen Oberhaupte gegenüber dürfte man das Verhalten der Barfüsser doch nicht allgemein auslegen, wenn man ihre sonstige Unterwürfigkeit in Betracht zieht; es können bei manchen auch nationale Triebkräfte u. s. w. in Tätigkeit gewesen sein.

Doch gegenüber den anderen Orden fühlten sich die Minoriten durch den Mühlhauser Erlaß Kaiser Ludwigs vom 18. August 1330 nicht beschwert [3]). Wenn es trotzdem bald darauf heißt, aus verschiedenen Städten seien die Geistlichen alle vertrieben worden, z. B. aus Zürich 1331, so darf man vielleicht dabei auch an die Minoriten denken. Vielleicht auch nicht; die Worte des Vitoduranus sind öfter ganz allgemein gehalten; man dürfte aber eher geneigt sein sie zugunsten der dem Papst und seinen Zensuren ungehorsamen Minoriten auszulegen [4]).

Hatten sich die Minoriten durch die Erlasse Ludwigs von Eßlingen und Mühlhausen nicht sonderlich einschüchtern lassen, so auch nicht infolge der Vorkommnisse und der Edikte von 1338. Denn als die Städte und

[1]) R E C 4049. Vergl. im Gegensatz dazu Reichert a. a. O. 160, 161 betreffs der Dominikaner.

[2]) Vatikanische Akten 1391, 1522. — Verschiedene Male allerdings hatte der Papst den Befehl erlassen müssen, die Häupter der zu dem Baiern geflüchteten Spiritualenpartei Michael von Cesena, Bonagratia und Wilhelm von Okkam gefangen zu setzen; ohne Erfolg. Inzwischen war auch Michael abgesetzt worden am 6. Juni 1328. Bullarium Franciscanum, Bd. V, ed. K. Eubel, n. 711, 713, 714, 718. Betreffs der Absolution ebenda 951, 967.

[3]) Hugo de Rutlingen, Böhmer, Fontes IV, 134: nec de hoc fratres Minores pre ceteris ordinibus multum curabant. — Wie sich diese Angabe des Hugo von Reutlingen mit der des Johann von Winterthur verträgt, die Minoriten hätten per plures annos in toto ordine studiose das Kirchengebet verrichtet, ist nicht ganz klar. Entweder beruht dies auf fortwährenden Schwankungen innerhalb des Ordens, die vielleicht durch eifrige Agitation hervorgerufen wurden, oder aber auf den lückenhaften Quellen.

[4]) G. Meyer von Knonau a. a. O. 244, 245, 246.

Digitized by Google

die mit der Durchführung der Erlasse betrauten Herren ernste Maßregeln ergriffen, stellten sie es vielleicht jedem ihrer Mitbrüder frei, nach seinem Gewissen zu handeln, d. h. entweder zu singen oder weiterzuwandern. Denn Johann der Minorit berichtet [1]): Mochte es von den Minoriten klug oder unklug sein, sie wollten ihre Konvente doch nicht so ganz ohne Bewohner lassen (wie die Prediger). Denn einige blieben bei ihnen immer zurück und nahmen den Gottesdienst wieder auf, andere zogen sich in andere Konvente zurück, wo sie ohne Gewissensbisse singen oder schweigen konnten. Doch hatten sich manche in andere Konvente begeben, wo sie endlich wohl oder übel zu singen begannen. . . . Jedoch nahm wegen der angeführten Zerstreuung der Brüder in verschiedenen Konventen die Zahl der Mönche sehr ab. . . . Die Minoritenbrüder mußten aber auch nicht wenig Verachtung wegen des Singens aushalten beim Terminieren [2]). In Konstanz kümmerten sie sich nicht um das Interdikt, sie zelebrierten alle mit einer Ausnahme öffentlich, und zwar nicht nur in der Stadt Konstanz allein, sondern auch im ganzen Bistum, die zwei Konvente von Neuenburg und Schaffhausen ausgenommen [3]), welch letztere das Interdikt gemeinsam mit den Bürgern beobachteten. Diese nämlich wollten ihren Klerus auf keine Weise zum Singen veranlassen, obwohl sie es nach dem Vorbild von Konstanz und Zürich hätten tun können [4]). Im Jahr 1348 berichtet derselbe Heinrich von Diessenhofen [5]): Damals war eine große Verwirrung in göttlichen Dingen nicht nur in Konstanz, sondern in ganz Alamannien, hauptsächlich in den Reichsstädten, wo von den Minoriten die schwersten kirchlichen Sentenzen gering geachtet wurden. Die erwähnten Minoriten beobachteten das Interdikt weder im

[1]) Joh. Vitodur. a. a. O. 176, 177. Vergl. auch G. Meyer von Knonau a. a. O. 246 ff.

[2]) Joh. Vitoduranus a. a. O. 177: Sed fratres Minores contemptus non paucos propter cantum in terminis pertulerunt. Ich glaube die Auffassung für „in terminis" = in ihren (genau bestimmten) Bezirken, wo sie terminieren = betteln durften — vertreten zu dürfen.

[3]) Preger sagt in Abh. A. München 14, 1, 39: Dasselbe (das Bistum Konstanz) zählte nach Mülinen, Helvetia sacra sacra II, 26 acht (Minoriten) Konvente. Dabei übersah Preger, daß das Bistum Konstanz doch nicht bloß aus einem Teile der Schweiz bestand. Das ganze Bistum umfaßte nach L. Baur, Geschichte der Bettelorden in der Diözese Konstanz, Freiburger Diözesanarchiv 28 (1900), 12 ff. folgende Minoritenklöster (nach dem Jahr der Gründung aufgeführt): Lindau, Freiburg i. B., Ulm, Zürich, Eßlingen, Konstanz, Reutlingen, Schaffhausen, Luzern, Villingen, Überlingen, Tübingen, Burgdorf, Neuenburg i. B., Breisach, Königsfelden und noch elf Klarissinnenklöster.

[4]) Heinrich von Diessenhofen a. a. O. 50.

[5]) Heinrich von Diessenhofen a. a. O. 64.

Digitized by Google

Bistum Konstanz, zumal in den Reichsstädten, noch [1]) auch in Schaffhausen, Neuenburg und Breisach und zwar hielten sie es so eher weil die Bürger sie dazu gezwungen als aus Frömmigkeit zu Gott. — Endlich wurden die singenden Minoriten von Konstanz und Zürich bekehrt von ihrem Schisma; nicht durch eigenen freien Willen, sondern durch ihren Obern wurden sie zur Absolution gebracht, die sie vom Bischof von Konstanz am 6. Juli 1348, der Oktav von Peter und Paul erhielten [2]). Es war das zehnte Jahr, da sie sangen, während deren sie ganz öffentlich und zur Verachtung der Kirche zelebriert hatten. Sie behaupteten mit Recht Messe zu lesen und sie täuschten durch ihre Heuchelei viele dadurch, daß sie im Zustand der Exkommunikation Messe lasen, ihre Brüder und andere während des Schismas Interdizierte begruben und vor dem Volke predigten, der genannte Ludwig sei durch die päpstlichen Sentenzen in keiner Weise betroffen. Dadurch riefen sie für sich riesige Beliebtheit hervor [3]). Ungefähr gleichzeitig werden unter anderem auch Minoritenklöster namentlich absolviert.

Kaiserliche Erlasse für die Minoriten sind eigentlich nicht viele zu finden im Verhältnis zu der Wichtigkeit des Ordens. 1332 versprachen Berthold von Graisbach und Heinrich von Werdenberg den Barfüssern von Überlingen des Reiches Schutz [4]). Das Klarissinnenkloster in Pfullingen war 1330 bei Ludwig; Wittichen dagegen bei Habsburg [5]). Königsfelden

[1]) Der ganze Passus lautet Böhmer a. a. O. 64: Et tunc temporis magna fuit perturbatio in divinis non solum in Constantia, sed per totam Alamaniam, maxime in civitatibus imperii, ubi per Minores potentissime sententie apostolice vilipendebantur nec servabant predicti Minores interdictum in dyocesi Constantiensi maxime in locis imperialibus, nec in Schafusa, in Nuwenburg, in Brisago, et plus ex pulsione civium quam ex devotione quam habebant ad deum. Augustinenses vere tamquam filius prodigus ad patrem tunc temporis fuerunt reversi, habitantes in medio nacionis perverse, exeuntes de illis qui spem in legalibus non ponebant, et tunc tacendo luebant quod olim prophanando meruerant. Mit Rücksicht auf Heinrich von Diessenhofen 50, wo gesagt ist, Schaffhausen und Neuburg hätten das Interdikt beobachtet, meinte Höfler, anstatt des zweiten nec ein nisi zu setzen, um zwischen beiden Stellen den Einklang herzustellen. Ich glaube eher das nec lassen zu sollen. Wie öfters kann doch auch im Laufe von zwei Jahren eine Wandlung in den Gesinnungen eingetreten sein.

[2]) Ebenda 66.

[3]) Ebenda 66. — Diese Stelle ist nicht in Einklang zu bringen mit der andern, daß vom 14. Febr. 1348 an alle Kleriker in Konstanz das Interdikt beobachtet hätten mit Ausnahme der vier Predigerbrüder.

[4]) J. N. v. Vanotti, Geschichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg. Bellevue 1845. Beilage n. 49.

[5]) Lichnowsky 1235.

Digitized by Google

ist auf Grund seiner Stiftung habsburgisch [1]). Daß der Konvent von Lindau kaiserlich war, hat Meyer von Knonau in seinem schon angezogenen Aufsatz dargelegt [2]).

Dominikaner.

Der Dominikaner Treue und Ergebenheit gegen den päpstlichen Stuhl wird gewöhnlich ohne viel Einschränkung angenommen. Daß dem doch nicht so sei, beweisen die Satzungen der Generalkapitel der Dominikaner. Denn wo man viele und schwere Strafen festsetzen muß, sind gewöhnlich auch schon verschiedene strafwürdige Fälle vorangegangen. So war es jedenfalls auch im Dominikanerorden betreffs des Anschlusses an Ludwig von Baiern. 1325 wird verordnet: weil so schwere und so beachtenswerte Klage eingelaufen sei über Brüder der Provinz Teutonia betreffend Unterlassungen, Verkündigung und Einhaltung der päpstlichen Prozesse (gegen Ludwig), wo doch die Obern eine spezielle Verordnung deswegen erlassen hätten, und auch weil einige in der Predigt in deutscher Sprache dem gewöhnlichen ungebildeten Volke Dinge vorlegen, durch die sie leicht in Irrtum geraten könnten, soll eine Untersuchung darüber eingeleitet werden [3]). Auf dem Kapitel von Perpignan 1327 wurde diese Verordnung noch weiter ausgeführt: Wer den Papst in der öffentlichen Predigt vor vielem Laienvolk in Verruf zu bringen sucht oder seine Prozesse oder Taten, oder Unehrerbietigkeit offen zur Schau trägt, wird mit Gefängnis bestraft und muß, wenn es angeht, offen widerrufen. Auch wer es in trautem Kreise tut und dessen überwiesen wird, wird bestraft [4]). 1328 wird bekanntgegeben: Wir gebieten mit allem möglichem Nachdruck und der Ordensmeister im Verein mit den Definitoren gebietet in Kraft des heiligen Geistes und des schuldigen Gehorsams allen Brüdern, daß sie Ludwig den Baier, den ehemaligen Herzog von Baiern, den Feind und Verfolger der heiligen römischen Kirche, welcher durch die Kirche als ein Ketzer verdammt ist, und alle seine Freunde, welche als Ketzer verdammt sind, meiden und das Interdikt . . . unverbrüchlich beobachten und daß sie diesem Baier oder seinen vorerwähnten Freunden auf keine Weise irgendwie Beistand oder Gunst erweisen. Sollte man aber solche finden, die das Gegenteil tun, so ist unser Wille, daß sie mit Gefängnis . . . bestraft werden;

[1]) R E C 3692, 3697, 3707a.
[2]) Historische Zeitschrift 29 (1873), 241–253.
[3]) Reichert a. a. O. 160, 161.
[4]) Reichert a. a. O. 168.

Digitized by Google

auch . . . verpflichten wir die Brüder, daß sie bei ihren Predigten nach Maßgabe des apostolischen Befehls die jüngst geschehenen Prozesse . . . mit allem Eifer zu veröffentlichen bemüht seien[1]). 1330 wurde in Utrecht diese Verordnung erneuert und noch auf Michael von Cesena und Peter de Corbaria ausgedehnt[2]).

Danach zu schließen muß die Hinneigung zu Ludwig nicht gering gewesen sein. Doch ließ sich diese Gesinnung wahrscheinlich ziemlich unterdrücken. In den späteren Jahren, jedenfalls als eine Folge der Erlasse von 1338, standen verschiedene Predigerkonvente ganz oder teilweise leer, so der von Eßlingen[3]). Auch das Rottweiler Kloster war entvölkert; die Konventualen hatten sich nach Villingen und da- und dorthin zerstreut[4]). Der Konvent von Zürich wurde ebenfalls von den Mönchen freiwillig vollständig verlassen, in dem fortan nur ein Winzer mit seinem Weib zur Bewachung wohnte[5]). Ein wechselvolles Leben hatten auch die Prediger von Konstanz[6]). Sie hatten in der Mehrzahl infolge der Ereignisse von 1338 die Stadt verlassen, 7 Jahre in Diessenhofen gelebt und kehrten am 25. April 1346 in die Stadt zurück mit Bischof Ulrich Pfefferhard, der an diesem Tag seinen feierlichen Einzug hielt. Zurückgekehrt blieben sie zusammen mit ihren singenden Brüdern im Kloster[7]). Sie konnten auch ohne zu „profanieren" in ihrem Kloster unangefochten bleiben, weil es außerhalb der Stadtmauer auf einer Insel lag. Nur die Kleriker waren 10 Jahre lang in Nöten, die sich innerhalb der Mauern aufhaltend zu zelebrieren weigerten. Und seltsam war es, daß ein Teil der Prediger das Interdikt beobachtete und diese in der Überzahl zelebrierten ihre Messe im Geheimen in ihrer Zelle bei geschlossenen Türen oder im Speisesaal des Klosters, nicht in der Kirche, wie die profanierenden, deren es gewöhnlich vier waren[8]).

[1]) Reichert a. a. O. 178, 179.

[2]) Reichert a. a. O. 197. Angefügt ist noch die ausführliche Verdammungsbulle gegen diese drei. — Preger a. a. O. läßt das Kapitel in Trier stattfinden, indem er Traiectum für Trier nimmt.

[3]) Joh. v. Winterthur a. a. O. 176: Die Mönche wurden vertrieben und der Kaiser legte in das leere Gebäude einen Bischof.

[4]) Joh. v. Winterthur a. a. O. 176.

[5]) A. a. O.: Die Konventualen begaben sich zuerst auf den Heiligenberg bei Winterthur (hier lebten Augustiner); als hier die Kleriker zum Singen gezwungen wurden, zogen sie nach Kaiserstuhl; von da wieder zurück nach Winterthur und nahmen den Gottesdienst auf.

[6]) Heinrich von Diessenhofen, Böhmer, Fontes 4, 50.

[7]) A. a. O.: Diessenhofen fügt noch hinzu: und so waren im nämlichen Kloster zwei verschiedene Sekten.

[8]) A. a. O. 63 und 65: diese erfreuten sich der besonderen Gunst der Bürger.

Digitized by Google

Darunter waren zwei, die zuletzt zwei Zellen und eine Stube angewiesen bekamen. Sie beide, Göswin von Ämptz und Johann von Nürnberg, sangen immer öffentlich. In ihrem abgesonderten Wohnraum lebten sie in ihrer Abtrünnigkeit regellos und bereiteten sich so selber einen übeln Leumund und richteten schwere Verwirrungen an; denn weder der Prior noch der Konvent wagten es sie zu korrigieren [1]). Einige andere Predigerbrüder lebten bei den Schotten, auch außerhalb der Stadtmauern [2]). Vom Valentinstag 1348 an wurde das Interdikt allgemein beobachtet, bloß nicht von den vier Predigern, den profanierenden und ihrem Prior ungehorsamen Priestern. Sie lebten damals auch nicht bei ihrem Konvent im Schottenkloster, sondern in ihrem Kloster [3]). Am 15. Januar 1349 nun zogen die vertriebenen Prediger in ihr Kloster zurück nach 10 Jahren Abwesenheit. Es ging dabei kein Kreuz voraus, sondern ein Possenreißer mit Namen Fischhaupt und sie wurden von den zwei vorgenannten, Göswin von Ämptz und Johann von Nürnberg mit Glockengeläute empfangen [4]).

Zu nennen sind noch einige Dominikanerinnenklöster, wie das in der Sirnau, das zu Ludwig längere Zeit hielt [5]). Auf der habsburgischen Seite ist z. B. Töß (im Kanton Luzern) [6]); dann Muotatal [7]), Neuenkirch [8]).

Angesichts solches jahrzehntelang dauernden Zwiespaltes zwischen den beiden Häuptern der Christenheit ist es gar nicht auffallend, wenn Johann von Winterthur die Worte des Himmels anführt, die bei der donatio Constantini gehört worden sein sollen: Heute ward Gift über die Welt ausgegossen [9]) und sein Geschichtswerk damit schließt, es sei beim Ende unseres Abschnittes ganz allgemein die Sage vom Auferstehen Friedrichs II. im Umlauf gewesen, der die gänzlich entartete und verkehrte Kirche mit starkem Arme reformieren werde [10]).

---

[1]) A. a. O. 71.

[2]) A. a. O. 63.

[3]) A. a. O. 65.

[4]) A. a. O. 71.

[5]) Z. B. am 25. September 1333 spricht sie Berthold von Graisbach los von einer Geldbuße von 60 Pfd. Heller, die sie sich zugezogen hatten durch Beobachtung des Interdikts, Eßlinger U.B. 1, 640.

[6]) Kopp, Geschichte 5, 2, 657.

[7]) Lichnowsky a. a. O. n. 595. Doch wird am 16. Februar 1350 — RBC 4956 — auch hier der Bann aufgehoben.

[8]) Kopp, Geschichte 4, 2, 453.

[9]) Joh. Vitodur. 202.

[10]) Ebenda 249 f.

Digitized by Google

Die Anfänge des Humanismus in Tübingen.

Von Dr. H. Hermelink.

I.

Der deutsche Humanismus ist keine leicht faßbare und scharf zu umgrenzende Größe der Kulturgeschichte. Zu einer Umgestaltung der gesamten Lebenshaltung, zu einer Wiedergeburt des äußeren und inneren Menschen, zu einer „Kultur der Renaissance", wie sie uns von deren beredten Geschichtsschreiber für Italien geschildert worden ist, hat es der Humanismus in Deutschland nicht gebracht. Seine dahin zielenden Bestrebungen kommen über die Anfänge nicht hinaus. Wohl lassen sich Spuren nachweisen, daß es der Humanismus da und dort in Deutschland zu einer eigenen Weltanschauung und zu einer eigenen Frömmigkeit gebracht hat; und diesen Spuren nachzugehen ist ungemein reizvoll [1]). Allein, wie bekannt, ist der Humanismus in unserem Vaterland durch andere und viel wirkungskräftigere Bewegungen unterbrochen worden. Seine geschichtliche Bedeutung nach dieser Richtung ist, daß er beide Bewegungen, sowohl die Reformation, wie fast noch mehr die Gegenreformation gestärkt und mit geistigen Waffen versehen hat. Eben weil die humanistischen Bestrebungen schon in ihren Anfängen mit andersartigen Tendenzen verquickt wurden und weil der deutsche Humanismus im Gegensatz zum italienischen sich nur langsam aus der Scholastik entwickelt hat, ehe er revolutionär gegen dieselbe vorging, darum ist es nicht leicht, eine scharf umgrenzte Geschichte des Humanismus in Deutschland zu schreiben und klar zu sagen: Siehe hier ist er und da ist er nicht! Immerhin wird man gewisse Kennzeichen aufstellen dürfen, welche die humanistischen Ziele charakterisieren und von der Scholastik sowohl, wie von der Gegenreformation abgrenzen; das sind auf den Inhalt gesehen die Bestrebungen auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft und auf dem der Naturwissenschaften. In der Form ist es die Ablösung und Über-

[1]) Vgl. z. B. die Versuche, eine persönliche Christusreligion bei Erasmus festzustellen: K. Müller, Kirchengeschichte II, 1, 205 ff. P. Wernle, Die Renaissance des Christentums im 16. Jahrhundert. 1904.

Digitized by Google

windung der scholastischen Methode. Die Methode der Scholastik ist traditionalistisch-dialektisch: man sammelt alle Aussprüche innerhalb der Kirche über einen Gegenstand, dann sucht man die Gegensätze auf dialektischem Wege zu lösen und die Lösungsversuche mit Hilfe der aristotelischen Philosophie rational zu begründen. Abälard mit seinem Sic et non ist der Urheber dieser Methode[1]), die bis zu Gabriel Biel und bis zu den letzten Anhängern der ockamistischen Schule in Blüte war. Der Humanismus hat diese Methode, statt auf die Sentenzen des Petrus Lombardus und auf die mittelalterliche Aristotelesliteratur, zunächst auf die neuen Quellen des Altertums angewendet, um dann auf dem Gebiet der Grammatik und dem der Naturwissenschaft, eigene und selbständige Forschungen anzustellen. Diese Verselbständigung der Wissenschaft, die bis dahin prinzipiell nur ancilla theologiae und Stütze uralt überkommener autoritativer Wahrheiten gewesen war, hat zur Begleiterscheinung ein der Gegenwart sich hingebendes Lebens- und Selbstgefühl, das meist in unangenehmer Weise sich bemerkbar macht und auf gegenseitige Vergötterung der Humanisten und ihrer fürstlichen Gönner hinausläuft, und das weit entfernt ist von der Persönlichkeitsbildung und grandiosen Souveränität der italienischen Renaissancemenschen. Dieses humanistische Selbstgefühl ist durch die Reformation wieder bedeutend abgeschwächt, beziehungsweise in andere Bahnen geleitet worden. Als letzter positiver Erfolg der Bewegung des Humanismus in Deutschland blieb aber die neue Sprachkenntnis und die Altertumswissenschaft zusammen mit dem neuen Sinn für naturwissenschaftliche Forschung, speziell für Mathematik und Astronomie. Daß zu dieser Entwicklung der grammatischen und mathematischen Wissenschaften die Scholastik selbst während der letzten Periode ihrer Herrschaft die Brücken geschlagen hat, ist wenig bekannt und soll im folgenden für die Universität Tübingen nachgewiesen werden.

Zum Studium der Anfänge des Humanismus ist die Geschichte der Universität Tübingen ganz besonders geeignet. Denn schon die Gründung dieser Hochschule geschah unter dem Eindruck humanistischer Ideen. Graf Eberhard im Bart, der Stifter der Universität, hatte einen Sinn für die neuen Ideen der Zeit. Er war ein Sohn der Erzherzogin Mechtild, die einen Kreis von Dichtern und Gelehrten um sich zu sammeln wußte und die an der Stiftung zweier Hochschulen (Freiburg und Tübingen) mit-

[1]) Vgl. A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands IV, 409 f. Das bezeichnende Lieblingsbild der Scholastik ist die apis argumentosa, quae ex alveariis (= Honigkörbe) patrum et doctorum ecclesiae ihre Schätze sammelt. Das von den Humanisten am häufigsten gebrauchte Bild ist das vom trojanischen Pferd, dem ungeahnte Kräfte entsteigen.

Digitized by Google

beteiligt war. Seine Frau hatte er sich aus dem Geschlechte der Gonzaga aus Mantua geholt. Auf seiner zweiten Italienfahrt besuchte er den Herzog Lorenzo von Medici und ließ sich von seinem Geheimschreiber Johann Reuchlin begleiten. Da er selbst die alten Sprachen nicht kannte, ließ er sich durch eine Reihe von Männern Übersetzungen und Bearbeitungen klassischer Schriftstücke anfertigen. So hat er zusammen mit seiner Mutter Mechtild eine Vorblüte des Humanismus in seinem Heimatland veranlaßt[1]). Dieser Fürst hat im Jahr 1477 die Universität zu Tübingen, der Hauptstadt seines Landesteils gestiftet, um „helfen zu graben den Brunnen des Lebens, daraus aus aller Welt Enden unversieglich geschöpft mag werden", weil nichts Besseres, zur Glückseligkeit Notwendigeres, Gott Wohlgefälligeres könne gedacht werden; als das Studium der Wissenschaften und Künste. Er will lieber eine Schule stiften, als Kirchen bauen, denn „der einzige Gott wohlgefällige Tempel ist das menschliche Herz; und die anderen Kirchen gefallen nur dann Gott, wenn man ein reines und keusches Gemüt hineinbringt, welches auf keine Weise besser und auf keinem Wege kürzer als durch wissenschaftliche Bildung erworben werden kann[2])." Aus dieser Eröffnungsurkunde ist von der neuen Zeiten Geist ein Hauch zu verspüren[3]); aber der Humanismus war damals diesseits der Alpen noch keine Macht im öffentlichen Leben, so daß die neugegründete Universität mit einer größeren Anzahl von humanistisch gebildeten Lehrkräften hätte eröffnet werden können. Im Gegenteil lehrten ähnlich wie anderwärts, auch zu Tübingen nebeneinander Männer der beiden scholastischen Richtungen der via antiqua und der via moderna und befehdeten sich gegenseitig bis zum Jahr 1525, d. h. bis zu dem Jahre, da eine Reformation der Universität im Geiste des neben den scholastischen Richtungen erstarkenden Humanismus durchgeführt war. Die eigentlichen Wortführer des Humanismus in Tübingen sind auf dem Gebiet der lateinischen Grammatik und Poetik Johann Bebel (seit 1496), auf dem Gebiet der Mathematik und Astronomie Johannes Stöffler (seit 1511), beide aus Justingen OA. Münsingen gebürtig. Ihre Schule hat der neuen Bewegung zum Sieg an der schwäbischen Hoch-

[1]) Vgl. Phil. Strauch, Pfalzgräfin Mechtild in ihren literarischen Beziehungen. 1883 u. Paul Joachimsohn, Frühhumanismus in Schwaben in Württ. Vierteljahrshefte 1896, 63 ff.

[2]) Roth, Urk. zur Gesch. d. Univ. Tübingen 1877, 28 f. 31.

[3]) Vgl. Fr. Paulsen, Gesch. d. gelehrten Unterrichts I², 137. Doch das ist zu stark ausgedrückt, wenn Paulsen sagt, daß der Schlußsatz einen spezifisch humanistischen Gedanken enthalte. Ähnliche Wendungen, daß Bildung zur Tugend führe, daß Vermehrung des Wissens die Frömmigkeit steigere, finden sich schon in den ältesten Stiftungsbriefen der deutschen Universitäten.

Digitized by Google

schule verholfen. Doch dieser Sieg wurde unterstützt und ermöglicht seitens einer der beiden an der Universität zugelassenen scholastischen Richtungen. Ehe daher das Eintreffen Bebels und die Geschichte seiner Wirksamkeit erzählt wird, ist es notwendig in einem ersten Abschnitt das Ende der Scholastik klar zu legen und zu zeigen, inwiefern innerhalb der Scholastik selbst sich Bestrebungen geltend machten, die auf den Humanismus hinzielten.

1. Das Ende der Scholastik: Der neue und der alte Weg.

An der Universität Tübingen waren von ihrer Gründung an die beiden Richtungen der via moderna und der via antiqua zugelassen. Die Zahl der Lehrer sollte sich namentlich in der Theologen- und Artistenfakultät paritätisch aus beiden Richtungen rekrutieren. Die Schüler waren je nach der Studienrichtung, die sie wählten in besonderen Burse untergebracht. Die spätere Geschichtschreibung weiß von schrecklichen Kämpfen zu erzählen, die zwischen beiden Burse stattgefunden haben sollen[1]). Die Tübinger Universitätsgesetze richten sich namentlich gegen das gegenseitige Abjagen der jungen Scholaren[2]), während in den Freiburger Quellen allerdings regelrechte Kämpfe zwischen den beiden viae überliefert werden[3]).

Unter der via moderna[4]) ist eindeutig und zweifelsohne der Ockamismus zu verstehen, die via des venerabilis inceptor Wilhelm Ockam, der aus Anlaß des geistlichen Armutsstreits innerhalb des Franziskanerordens vom Papste gebannt, von der Universität Paris zu König Ludwig dem Baiern geflohen und 1349 in München gestorben ist. Seine philosophische und theologische Lehre breitete sich, der häretischen Verdächtigung entkleidet, an der Universität Paris und namentlich an den Universitäten Südwestdeutschlands aus: Wien (gegründet 1365), Heidelberg (gegründet 1386) und Erfurt (gegründet 1392) waren von ihrer Gründung an rein ockamistische Universitäten, während die Hochschulen des Nordens und äußersten Ostens, namentlich Köln mit seinen Dominikanerkollegien und Prag mit seinen hussitischen Traditionen des Ockamismus fast ganz sich zu erwehren wußten. Im Südwesten wurden noch 1456 Freiburg und 1459 Basel ausschließlich als Universitäten der „Modernen"

---

[1]) Camerarius, Vita Melanchtonis ed. Strobel. Halle 1777, S. 22. Fr. Xav. Linsenmann, Konr. Summenhardt 1877, S. 81, Note 2.

[2]) Roth, Urk. zur Gesch. der Univ. Tübingen, 102.

[3]) H. Schreiber, Gesch. d. Univ. Freiburg. I 1857 S. 62 u. 152.

[4]) Zum folgenden vgl. Hermelink, Gesch. d. theolog. Fakultät in Tübingen vor der Reformation 1906, 2. Abschnitt, wo die Belege für die obige Auffassung zusammengestellt sind.

Digitized by Google

gegründet. Aber schon hatte eine Bewegung eingesetzt, die teils von Köln, namentlich aber von Paris ausgehend die Vorherrschaft des Ockamismus in Südwestdeutschland zu untergraben und ein anderes Lehrsystem an dessen Stelle zu setzen sucht. Von Köln stammt jedenfalls der neue, für diesen Zweck in Umlauf gebrachte Ketzername für die via moderna, der des „Nominalismus". Ein Gegner der Thomisten, Heimerich de Campo[1]), der für die Lehrweise des Albertus Magnus gegen die Thomisten eintritt und der deshalb wohl das Bedürfnis fühlte seinen eigenen Standpunkt von dem der ockamistischen Gegner des Thomas möglichst abzurücken, hatte in Köln die Spaltung der „moderni" von der übrigen Scholastik auf die Fragestellung des drei Jahrhunderte früher ausgefochtenen Universalienstreites hinübergedeutet. Die damit ausgesprochene nominalistisch-häretische Verdächtigung des Ockamismus war von Köln wahrscheinlich über die Universität Löwen nach Paris gewandert; und von dort aus wurde der Parteiname des „Nominalismus" an die süddeutschen Universitäten weitergetragen. An Stelle des „nominalistischen" Ockamismus sollte ein für den alten Glauben und für die neue Zeit günstigeres und passenderes System der philosophischen und theologischen Wahrheiten verbreitet werden: das der via antiqua. Diese Richtung charakterisiert sich als ein auf skotistisch-aristotelischer Erkenntnistheorie sich aufbauender Eklektizismus. Zum erstenmal in Süddeutschland wurde diese neue Richtung zu Heidelberg im Jahr 1452 der Universität durch Kurfürst Friedrich aufoktroyiert, nachdem der Versuch der Zulassung früher schon zweimal am Widerstand der gelehrten Körperschaft gescheitert war. Es ist gleich zu Anfang beachtenswert, daß auf der Plassenburg über Kulmbach die um die Markgrafen Johannes und Albrecht Achilles versammelten Humanisten diese Maßregel als eine Gewähr für den Sieg ihrer Sache begrüßen[2]). Während hier zu Heidelberg die neuen magistri antiqui großenteils aus Köln stammen, ist an den übrigen süddeutschen Universitäten die Propaganda der via antiqua von Paris ausgegangen. In Paris ist es dieser Richtung im Jahr 1473 gelungen, über den bis dahin an der Universität einflußreichen Ockamismus vollständig zu siegen. Ludwig XI., beeinflußt von seinem Beichtvater Jean Boucard, verhängte über die Modernen einen Bann und ihre Schriften wurden in der Bibliothek an Ketten gelegt. Doch verteidigten sich die davon betroffenen Lehrer der Universität gegen solche Einseitigkeit; und 1481

[1]) Vgl. Prantl, Gesch. d. Logik IV, 1870 S. 182 ff.

[2]) Vgl. K. Hartfelder in Zeitschr. f. allg. Gesch. herausg. v. H. v. Zwiedineck-Südenhorst II 1885, 181.

Digitized by Google

mußte der Ockamismus an der Universität wieder zugelassen werden; er blieb aber von da an in der Minderheit[1]).

Von denselben Männern, welchen es in dieser Weise gelang, den „Nominalismus" in Paris häretisch zu verdächtigen und an die Wand zu drücken, von ihren Genossen und ihren Schülern ist diese antinominalistische Bewegung der via antiqua auch an die süddeutschen Universitäten weitergetragen worden; und von denselben Männern ist hinwiederum berichtet, daß sie mit Humanisten in Beziehung gestanden sind, und daß sie für die neuen Ideen der Zeit tatkräftig eintraten. Ein merkwürdiges Zusammentreffen, dem noch näher nachgegangen werden muß: Einer der Wortführer bei dem Gewaltstreich von 1473 zu Paris ist Johann Heynlin von Stein (bei Pforzheim)[2]); er ist von 1454—1464 und dann wieder von 1466—1474 in Paris. In der Zwischenzeit hat er es unter heftigen Kämpfen in Basel durchgesetzt, daß die via antiqua oder via realistarum an der dortigen Artistenfakultät eingeführt wurde. Da man sich nicht einigen konnte, bildeten beide Richtungen, wie später in Ingolstadt, je eine Fakultät für sich. Von 1468—1474 hat Heynlin mit Wilhelm Fichet aus Savoyen, der ebenfalls als Beteiligter an dem Gewaltstreich von 1473 genannt wird, die erste Druckerei zu Paris in der Sorbonne eingerichtet und mit humanistischen Drucken begonnen[3]). Von 1474 an ist Heynlin in der Stadt Basel an verschiedenen Kirchen als Prediger tätig, bis er als erster Professor der Theologie des alten Wegs von Eberhard im Bart im Jahr 1478 nach Tübingen berufen

---

[1]) Die via moderna wurde in Paris vorzugsweise durch Johannes Majoris († 1540) und seine Schule (Prantl IV, 247—262) gepflegt. Interessant ist, daß in dieser ockamistischen Schule ähnlich wie in Erfurt (s. unten Note 4 S. 329 f.) eine Annäherung an die Grundsätze der skotistisch-aristotelischen Erkenntnistheorie erfolgt ist, daß also auch hier der Terminismus innerlich überwunden werden mußte, ehe die Wissenschaft der neuen Zeit möglich war.

Die via antiqua war in den 80er Jahren zu Paris hauptsächlich durch den Skotisten Petrus Tartaretus vertreten; sie erreichte ihren Höhepunkt in dem Wirken des Aristotelikers Jacob Faber Stapulensis und führte von hier, wie bekannt ist, direkt zum Humanismus über. Sowohl Faber, wie seine Schüler Clichtoveus und Bovillus nehmen zwar die Lehre von der suppositio an (weshalb sie von Prantl IV, 278 ff. „terministische Synkretisten" genannt werden), allein sie suchen diese Lehre im Sinne des echten Aristoteles mundgerecht zu machen (vgl. unten K. Feßler S. 329 Note [1]) und sie eifern gegen die terministischen Spitzfindigkeiten und Sophismen (Prantl IV, 278 N. 638 und 282 N. 666).

[2]) Vgl. W. Fischer, Gesch. d. Univ. Basel, S. 164 ff. u. Theol. Real. Enzyklopädie 3. Aufl. VIII, 36 ff.

[3]) Jules Philippe, Origine de l'imprimerie à Paris 1885, 14 ff. G. Bauch, Die Anfänge des Humanismus in Ingolstadt (Histor. Bibliothek XIII) S. 17 ff.

Digitized by Google

wurde. Nach kurzem Aufenthalt in Tübingen predigte er an verschiedenen Orten Deutschlands und der Schweiz gegen mancherlei Mißbräuche der Zeit und trat endlich im Jahr 1487 in die Karthause zu Basel ein. Seine aus 283 Bänden bestehende Bücherei mit schönen humanistischen Erstlingsdrucken ist aus der Karthause in den Besitz der Stadt gelangt und bildet heute eine Zierde der Basler Bibliothek. Dies ist der Lebenslauf eines typischen Vertreters der via antiqua; die Verbindung eines lebhaften Sinnes für die neuen Ideen der Zeit und insbesondere für die humanistischen Bestrebungen zusammen mit einem unduldsamen Eintreten für die Erfordernisse des alten Glaubens ist charakteristisch für viele dieser Männer. Auch die technischen Gehilfen Heynlins und Fichets bei den ersten Pariser Drucken, die sogenannten alemannischen Brüder Gerung und Freiburger, waren Basler Bakkalare des alten Wegs. Einer ihrer Freunde, Erhard Windsberger, der zu den Pariser Erstlingsdrucken die üblichen humanistischen Verse lieferte, ein Schüler Heynlins hat von 1476 an neben seiner medizinischen Professur in Ingolstadt Poetik gelesen und astrologische Studien getrieben. Neben ihm wurde die via antiqua zu Ingolstadt bald nach der Universitätsgründung (im Jahr 1472) von Nikolaus Tinctoris vertreten, der ebenfalls in dem Edikt Ludwigs XI. als tätiger Gegner des „Nominalismus" genannt ist. Obwohl an der bayrischen Universität der von Tinctoris gelehrte skotistische Realismus weniger Anklang fand, als die via moderna, so traten doch die humanistisch interessierten Lehrer in Ingolstadt für die via antiqua ein; und gerade die antiqui sind die Freunde des Konrad Celtis, der sich selbst zu den Realisten rechnet[1]). In Basel finden wir ganz dieselbe Kombination, wie in Paris und Ingolstadt: Johann Matthias von Gengenbach, ein Pariser Magister des alten Wegs, ist der erste, welchem das regelmäßige Lehrfach der Poesie übertragen war. Sein Nachfolger in diesem Lehrfach Jakob Carpentarius, und dessen Nachfolger Sebastian Brant, sowie auch Geiler von Kaisersberg gehören zum alten Wege. Reuchlin magistriert zwar in der via moderna, wohl weil er an der damals ausschließlich ockamistischen Universität Freiburg zu studieren anfing; allein er war in Paris um 1473 Schüler Heynlins und unterhielt zu Basel freundschaftliche Beziehungen zu diesem älteren Humanistenkreis, der sich nach dem alten Wege nannte[2]). Auch in Tübingen und in Freiburg, wohin die via antiqua von Tübingen aus verpflanzt worden ist,

[1]) G. Bauch a. a. O. 19, Note 2. Unter den bei Prantl, Gesch. d. Ludwig-Maximiliansuniversität I, 122 aufgezählten Männern, die sich für die via antiqua verwenden, sind Croiaria, Tucher, Tholhoph nachweislich humanistisch gesinnt.

[2]) W. Vischer, Gesch. der Univ. Basel S. 148. 187 ff. 170.

Digitized by Google

war das Verhältnis zum Humanismus ein ähnliches, wie unten noch zu zeigen sein wird. Nach Mainz (gegründet 1477), von dessen Hochschule leider sehr wenig Nachrichten bekannt sind, wurde der skotistische Realismus, soviel sich ersehen läßt, durch einen ehemaligen Pariser Lehrer, Stephan Brulefer, übertragen, dessen Schüler Paul Scriptoris in seinen Beziehungen zum Humanismus in Tübingen uns unten noch beschäftigen wird. In Süddeutschland, wo um die Mitte des 15. Jahrhunderts der Ockamismus an den Universitäten ausschließlich geherrscht hatte, hat sich zwischen 1450 und 1485 somit fast überall[1]) die skotistisch-aristotelisch-eklektische Reaktion gegen die via moderna Bahn gebrochen; und diese Bewegung der via antiqua, die vor den Mitteln der Gewalt und der häretischen Verdächtigung nicht zurückschreckte, hat einen merkwürdigen Bund mit den Anfängen der humanistischen Regungen eingegangen[2]).

Zur Erklärung dieses eigenartigen Tatbestandes ist es notwendig auf die inneren Unterschiede der beiden streitenden scholastischen Parteien etwas einzugehen. Die theologischen Gegensätze können beiseite gelassen werden; es handelt sich in diesem Zusammenhang nur um die erkenntnistheoretischen und logischen Differenzen. Die Gegensätze werden durch die Namen, die sich die Parteien geben, charakterisiert. Schon erwähnt wurde, daß der Ketzername des „Nominalismus" gegen die Ockamisten wohl in Köln (um 1460) entstanden und von da über Löwen und Paris an die anderen Universitäten gewandert ist[3]). Die moderni lassen diesen

[1]) Nur Wien und Erfurt sind bis zur Reformation rein ockamistische Universitäten geblieben. Ein Grund hiefür läßt sich finden, wenn man bedenkt, daß an beiden Universitäten eine selbständige Blüte der realen und mathematischen Wissenschaften (Peuerbach, Regiomontan, Rueder; vgl. G. Bauch, Erfurt im Z.A. des Frühhumanismus 1904, S. 25 ff.) zum Teil unter italienischen Einflüssen (Kardinal Bessarion) zustande gekommen war und daß diese selbständige Hinwendung zu den res an den ockamistischen Universitäten eine innere Überwindung des terministischen Formalismus bedeutete. Vgl. dazu unten Anm. 4 auf S. 329 f. Nur von Süddeutschland ist oben die Rede, weil ich über die anderen Universitäten bis jetzt keine Studien gemacht habe.

[2]) Diesen merkwürdigen Zusammenhang hat Zarncke schon vor einem halben Jahrhundert erkannt: „Die Realisten sind es, denen wir die humanistischen Studien verdanken, während dagegen die Partei der Nominalisten anfangs weit weniger Notiz von ihnen nahm und besonders tätig für dieselben keiner unter ihnen gewesen ist". Einl. zu Seb. Brants Narrenschiff 1854, S. XX.

[3]) Vor 1460, d. h. vor Erscheinen des Buches von Heimerich de Campo „Problemata inter Albertum Magnum et Sanctum Thomam" (Hain 4302) scheint nach der bisherigen Kenntnis der Literatur auf das System Ockams der Scheltname des „Nominalismus" nicht angewendet worden zu sein. In meiner „Theol. Fakultät der Universität Tübingen vor der Reformation" ist gezeigt worden, daß die „nominalistische" Verdächtigung psychologisch motiviert werden kann, daß sie aber sachlich keineswegs berechtigt ist und den Kernpunkt des Problems vollständig verlegt. Die Bezeichnung

Digitized by Google

Namen für sich nicht gelten, sondern nennen sich „neoterici“ und „terministae“, ihre Gegner aber werden von ihnen „realistae“ oder „formalistae“ genannt. Diese Parteibezeichnungen haben sachlich mehr Berechtigung, als jene. Die Ockamisten benützen nämlich als Grundlage ihres Systems eine „moderne“ Logik, die wahrscheinlich aus stoischer Quelle stammend um die Mitte des 13. Jahrhunderts dem lateinischen Abendland neu zugeführt wurde [1]). Die Hauptlehren dieser neuen Logik sind die von den „proprietates terminorum“, worunter namentlich die „suppositio“ zu verstehen ist. Mit Hilfe dieser Logik ist es Ockam möglich eine vollständig konzeptualistische Erkenntnislehre aufzustellen. Der „terminus“ ist ein subjektives Gebilde, welches vertretungsweise (= suppositio) zum Zweck der Urteilsfunktion für die Dinge der Außenwelt eintritt. Eine Wissenschaft gibt es nur durch Schlußverfahren aus diesen konzeptualistisch gewonnenen Urteilen [2]). Das Ding in seiner Realität an sich kann nicht erkannt werden. Der Zweck Ockams bei dieser Anwendung der „modernen“ Suppositionslehre ist, der Wissenschaft den Glauben an sich selbst zu nehmen. Durch Diskreditierung der eigenen Vernunft wird in seinem ganzen System die Glaubensautorität gestützt. Die einzige Wissenschaft, die hienach möglich ist, ist die Logik, unlöslich mit der Grammatik und Rhetorik verbunden. Nur diese 3 „sermocinalen“ Wissenschaften werden konsequenterweise in der Schule Ockams geübt, und zwar in unklarer Vermischung von Grammatik und Logik. Zu den „res“ kann die scientia letztlich nicht gelangen; das Ansichsein der Dinge fällt ins Gebiet des Glaubens.

Eine Folgeerscheinung dieser Lehre, wonach die Wissenschaft in nichts anderem, als in formaler Logik besteht, ist in der letzten Periode der Scholastik die Häufung logischer Spitzfindigkeiten und Sophismen durch die Schule Ockams. „Durch Ockam veranlaßt, beginnt in der geschichtlichen Entwicklung der Logik eine zum Erschrecken reichhaltige Literaturperiode, deren Formalismus und Abstrusität, ja — wir müssen uns so ausdrücken —, deren Sinnlosigkeit fast alle Vorstellung über-

„Nominalismus“ für die Lehre Ockams und seiner Schule sollte man heuzutage den Thomisten und Albertisten des 15. Jahrhunderts nicht mehr nachsprechen. Vgl. Prantl, Gesch. d. Logik IV, 194, Maur. de Wulf, Histoire de la philos. médiévale 2 éd. 1905 S. 449, u. Nic. Paulus in Straßburger Theol. Studien I, 3 (1893), S. 11 f.

[1]) Die literarische Vermittlung ist noch nicht aufgeklärt. Der Weg über die byzantinische Logik, den Prantl wahrscheinlich zu machen suchte, kommt wohl nicht in Betracht. Über die Streitfrage vgl. Überweg-Heinze, Grundriß der Philosophie II, 9. Aufl. S. 231 f.

[2]) Vgl. H. Siebeck, Ockams Erkenntnislehre in ihrer histor. Stellung. Archiv f. Gesch. d. Philos. N. F. 3, 1897, S. 317 ff.

Digitized by Google

steigt[1])". Es ist deshalb ein unrichtiges Urteil, das korrigiert werden muß, wenn da und dort zu lesen ist, der „Nominalismus" Ockams habe die Hohlheiten der scholastischen Abstraktionen vermindert und den Sinn für die realen Einzeldinge der Außenwelt wieder geweckt. Darin liegt nicht die geschichtliche Bedeutung des Ockamismus; sie liegt vielmehr auf anderem Gebiet: Der letzte und bedeutendste Schüler der via moderna war Luther, und seine theologische Entwicklung ist aus den Problemen der ockamistischen Theologie heraus zu erklären[2]).

Im Gegensatz zu diesem konzeptualistisch fundierten Ockamismus hat sich die skotistisch-eklektische Reaktion wieder der Realität der Außenwelt zugewandt und eine Wissenschaft von ihr ermöglicht. Der via antiqua war es wohl in erster Linie darum zu tun, gegenüber der agnostischen Position Ockams die Rationalität der Glaubenslehren im Sinne der alten guten Scholastik nachzuweisen. Zu diesem Behuf bemühte sie sich, die reale Erkennbarkeit der Außenwelt im ontologischen Sinne klarzulegen und ward dadurch Vorläuferin des Humanismus. Die antiqui sagen: Nos imus ad res, de terminis non curamus. Aus diesen Worten spricht der ganze Ekel an den hohlen Spitzfindigkeiten und an dem Formelkram der terministischen Logik; und zugleich spricht daraus das kecke Selbstbewußtsein einer realistischen Wissenschaft, die einer Welt von Tatsachen sich gegenübersieht. Die antiqui halten die scientiae sermocinales für minderwertig, sie treiben die scientiae reales: Physik, Metaphysik, Ethik und Mathematik. In diesem Sinn werden sie realistae, von Gerson auch metaphysicantes genannt.

Zwei erkenntnistheoretische bezw. logische Positionen vermitteln den Übergang zum Humanismus: Erstens übernehmen die antiqui die skotistische Lehre von der „haecceitas", welche besagt, daß durch ein allgemeines ad hoc die Realität der Einzeldinge gewirkt werde. In jedem Individuum sind als formalitates voneinander zu unterscheiden die entitas quidditiva (= Wesenheit), die entitas invidui (= Existenz) und die ultima realitas. Um dieser Lehre willen werden die antiqui formalistae oder formalizantes genannt. Diese Lehre, die unter allen mittelalterlichen dem empirisch-realistischen Standpunkt des Aristoteles am nächsten kommt[3]), behauptet im Gegensatz zum Thomismus, daß die Einzeldinge erster und letzter Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntnis sind; sie behauptet im Gegensatz zum Ockamismus, daß die Einzeldinge

[1]) Prantl, Gesch. d. Logik IV, 1.

[2]) Vgl. die Nachweise in meiner „Theolog. Fakultät zu Tübingen vor der Reformation".

[3]) Vgl. Fr. Alb. Lange, Gesch. d. Materialismus I, 6. Aufl. 1898, 174.

Digitized by Google

als ultima realitas, d. h. in ihrer ontologischen Wirklichkeit erkennbar sind. Für den Thomisten stehen die Allgemeinbegriffe höher, als die Einzeldinge, und der Ockamist kann nicht die Einzeldinge, sondern nur deren Schatten und Abbilder erkennen. Der aristotelisch-skotistische Realismus (mit seiner unsinnigen Lehre von der haecceitas) war allein imstande, die neue Blüte der realen Wissenschaften erkenntnistheoretisch vorzubereiten; dieser skotistische Realismus, verbreitet durch die via antiqua, war die Brücke von der Scholastik zur humanistischen Naturwissenschaft.

Zweitens sind die antiqui aufs eifrigste bestrebt, die Wissenschaft der Grammatik aus der terministischen Umklammerung mit der Logik zu lösen. Die antiqui übernehmen die Lehre von der suppositio und vom terminus; aber sie suchen die (logische) suppositio von der (grammatischen) significatio deutlichst zu scheiden; und den terminus bestimmen sie zunächst als subjektiven Einzelbegriff, während die moderni in ihm in erster Linie Bestandteil eines Urteils oder Satzes erblicken [1]). In den Kreisen der via moderna wurde mit Hilfe der logisch-grammatischen modi significandi eine grammatica philosophica (speculativa, doctrinalis) getrieben [2]); die antiqui machen die Bahn frei für die Entwicklung der positiven (von der Logik unterschiedenen, praktischen) Grammatik [3]), wie sie vom Humanismus gefordert wird und wie sie Vorbedingung war für die neue Entwicklung der Sprachwissenschaften [4]).

---

[1]) Die antiqui definieren: suppositio est acceptio termini subiectivi pro aliquo esse reali. Die moderni: suppositio est acceptio termini in propositione pro aliquo vel pro aliquibus, de quo et de quibus talis terminus verificatur mediante copula illius propositionis. Aus einem Kollegheft des Basler Studenten Konrad Ufflinger nach einer Vorlesung des späteren Tübinger Lehrers der via antiqua Konrad Feßler. Vgl. H. Boos, Verzeichnis der Inkunabeln und Handschriften der Schaffhauser Stadtbibliothek 1903, S. 70 f. Nr. 14. Dort muß Regule paruorum loycalium (nicht puerorum laycalium) aufgelöst werden. Denn gemeint sind die Parva logicalia, ein aus Petrus Hispanus erweitertes, häufig gebrauchtes Lehrbuch der Logik.

[2]) Vgl. G. Bauch, Die Rezeption des Humanismus in Wien 1903, S. 7.

[3]) Vgl. G. Bauch, der Frühhumanismus in Leipzig in Beihefte zum Centralbl. f. Bibliothekswesen 22 (1899), S. 39 Note 3.

[4]) Einen interessanten Beweis dafür, daß mit dem Interesse für die skotistische Literatur der „Formalitates“ (vgl. Prantl, Gesch. d. Logik IV Register) einerseits eine erneute Beschäftigung mit aristotelischer Physik und Metaphysik, andererseits ein Wertlegen auf grammatikalische Studien und auf Anwendung eines eleganten Stils verknüpft war, liefert eine Stuttgarter Handschrift der Kgl. Hofbibliothek (aufbewahrt in der Landesbibliothek cod. philos. Nr. 10; 4°). Darin hat ein Student Fr. Johannes Schwitzer O. Min. conventus Constantiensis folgende Werke für seine Studienzwecke zusammen-

Digitized by Google

Aus diesen logischen und ontologischen Gegensätzen ist nun ersichtlich, warum nicht die moderni, sondern die antiqui die Freunde der Humanisten und die Träger des Fortschrittes waren. Dazu kommt noch ein weiteres: Mit den Eroberungskämpfen an den verschiedenen Universitäten ist eine vielfache Kritik an den bestehenden Verhältnissen verbunden. In dem „nos imus ad res" liegt eine Stimmung der Reformfreudigkeit auf allen praktischen Gebieten; und es lassen sich eine Reihe von Männern aus der Schule der via antiqua namhaft machen, die da und dort gegen Mißbräuche der Zeit gepredigt und geeifert haben und die deshalb von der kommenden Generation als „Zeugen der Wahrheit" und als „Reformatoren vor der Reformation" angerufen worden sind[1]). So haben denn diese Männer auch an den Universitäten oft im Stillen eine langsame Änderung des Studienbetriebs angebahnt, ehe die eigentliche Reformation im humanistischen Sinn durchgeführt wurde. Da für die lectiones ordinariae der Lehrplan meist fest und unveränderlich vorgeschrieben war, suchen sie namentlich neue Bestimmungen über die Resumtionen in die Wege zu leiten und die Möglichkeit zu eröffnen, neue, bis jetzt nicht in den Lehrplan aufgenommene Schriften, z. B. die naturwissenschaftlichen Werke des Aristoteles und die Kommentare des Albertus Magnus, sowie auch mathematische Schriften des Euklid und Ptolemäus

geschrieben: 1. Antonii Andreae s. de Gaudinio († 1320) Quaestiones in Aristotelis metaphysicorum lib. I—XII. 2. Tractatus super octo libros physicorum Aristotelis. 3. Formalitates de novo compilatae a. 1478 per Fr. Petrum de Castrovol (?) de ordine fratrum minorum. 4. Tractatus de latitudinibus formarum. 5. de potentiis animae. 6. in libros VIII physicorum Aristotelis. 7. Universalia et praedicamenta Augustini de Farraria. 8. Tractatulus formalitatum. 9. Quaestiones de materia prima. 10. Grammaticae linguae latinae libri II duce Alexandro de Villa Dei, ut videtur conscripti. Libri tertii loco accedit brevis explanatio in Nicolaum Perottum de epistolis conficiendis. 11. Styli elegantioris exempla, ex Cicerone maxime desumta. 12. Miscellanea philosophica. 13. Litera amatoria rhythmis vernaculis. All dies wurde durch jenen Studenten um 1480 zusammengeschrieben, „dum in Erfordiensi academia versaretur". Daraus geht hervor, daß auch in Erfurt, wo der Skotismus offiziell nicht zugelassen wurde, die Hinwendung zu den realen Wissenschaften und der Sinn für positive Grammatik und eleganten Stil auf dem Umweg der „formalistischen" Logik, d. h. durch stillschweigende Anerkennung der skotistischen Erkenntnistheorie ermöglicht worden ist. Die schon von G. Bauch (D. Univ. Erfurt im Z.A. des Frühhumanismus 1904, S. 14 ff) zurückgewiesenen Konstruktionen Kampschultes (D. Univ. Erfurt in ihrem Verhältnis zu Humanismus und Reformation 1858—60), welcher sowohl den Humanismus wie die reformatorische Entwicklung Luthers aus der Alleinherrschaft der „via moderna" erklären will, fallen somit vollends in sich zusammen.

[1]) Wie z. B. Heynlin, Faber Stapulensis, Scriptoris, Summenhardt u. a. Auch Thomas Wyttenbach, der Lehrer Zwinglis gehörte zu den Reformpredigern der via antiqua.

Digitized by Google

und ähnliches den Schülern zu übermitteln [1]). Das übliche Urteil über den „Einpaukzwang" der Resumtionen an den deutschen Universitäten muß hienach modifiziert werden [2]). Das Statut über die Resumtionen der theologischen Fakultät zu Tübingen erlaubt sogar in besonderen Fällen von dem „majestätischen Werk" der Sentenzen des Petrus Lombardus abzuweichen und irgend einen interessanten Traktat über eine Streitfrage der neuen Zeit zu behandeln. Dadurch sind an der Tübinger Universität die Vorlesungen über die Frage des Zinsnehmens, über den Geldwert der Münzen, über die Rechtskompetenz der Religiosen und Säkulargeistlichen u. s. w. zu erklären [3]), auf diesem Weg wurden auch die ersten Vorlesungen über Kosmographie und Naturphilosophie ermöglicht.

Nachdem nun so die Bedeutung des „alten Wegs" für den Humanismus im allgemeinen klar gelegt ist, muß noch zum Schluß das Wirken der Tübinger via antiqua als Vorarbeit für den Humanismus nachgewiesen werden. Fast sämtliche Tübinger Theologen des alten Wegs aus der Anfangszeit, haben namentlich solange sie in der Artistenfakultät lehrten, aber auch später das Emporkommen des Humanismus begünstigt. Das Lebenswerk Johann Heynlins, des ersten unter ihnen, ist schon geschildert worden. Dessen Nachfolger ist Walter von Werve (in Gelderland), auch einer von den antiqui, die zu Paris ihre Ausbildung erlangt haben, um dann in Süddeutschland für ihre Richtung Propaganda zu machen. Zum Famulus hat er den übergetretenen Juden Johann Pauli aus Pfedersheim, der später ein Freund Geilers von Kaisersberg und selbst ein berühmter Prediger gewesen ist und sich durch die Schwanksammlung „Schimpf und Ernst" einen Namen in der Literatur gemacht hat [4]). Aus Paris sind ferner wohl nicht ohne Heynlins Einfluß zwei weitere Vertreter der via antiqua nach Tübingen gekommen: Konrad Summenhart aus Calw und Paul Scriptoris aus Weil der Stadt [5]).

---

[1]) Vgl. Roth, Urk. zur Gesch. d. Univ. Tübingen S. 377. 266. Über ein ähnlich zu beurteilendes Statut der Universität Ingolstadt, vgl. Prantl, Gesch. d. Ludwig-Maximiliansuniversität I, 81. Ähnlich in Leipzig s. Statutenbücher, herausg. v. Zarncke S. 490 N. 5.

[2]) Vgl. G. Kaufmann, Gesch. d. deutschen Universitäten II, 369.

[3]) Vgl. den näheren Nachweis in meiner „Theolog. Fakultät in Tübingen vor der Reformation" 1906.

[4]) Er ist 3. Jan. 1480 in Tübingen als Paulus de Pfedershain Bacc. Maguntinensis inskribiert; die Identität mit Joh. Pauli wurde von mir in meiner Ausgabe der Tübinger Universitätsmatrikeln noch nicht erkannt. Vgl. Chronikon des Konr. Pellikan, herausg. von Bernh. Riggenbach 1877, S. 14; Geiger in Jahrb. f. deutsche Philologie 1876, S. 203; Gödeke, Grundriß d. Gesch. d. deutschen Dichtung I², 404.

[5]) Tübinger Universitätsmatrikeln, herausg. v. H. Hermelink 2, 76. Vgl. „Theol.

Digitized by Google

Man hat beide schon als Humanisten bezeichnet, aber sicherlich mit Unrecht. Beide sind Scholastiker geblieben, das zeigt sich unwiderleglich aus ihren Schriften, voll mühsamer und gewundener Auslegungen und Schlüsse. Aber beide haben von dem Geist der neuen Zeit einen Hauch verspürt. Mit Unrecht zwar prangten ihre Namen in der Geschichte des hebräischen Sprachstudiums; beide haben dem jungen Pellikan[1]) nur Handreichung getan bei seinen Studien: Scriptoris trug einen Prophetenkoder für den schwächlichen jüngeren Freund auf den Schultern von Mainz nach Tübingen, und Summenhart hat seit der Zeit, da er als Universitätsrektor dem strebsamen Pellikan ein Buch, die Stella Messiae des Peter Nigri aus der Universitätsbibliothek zu verleihen hatte, für den eigenartigen Studenten ein gewisses Wohlwollen bewahrt und ihn zu sich eingeladen, als Reuchlin einmal bei ihm zu Gaste war. Griechisch konnte Summenhart nicht; Scriptoris hat es erst in seinem Alter bei Reuchlin gelernt. Selbständige Studien in der Bibel, oder in den Kirchenvätern haben beide nicht angestellt. Eine Rede Summenharts, worin er die Gottheit Jesu aus dem alten Testament beweist, ist ganz im Stil der Scholastik gehalten. Und Scriptoris hat bei der Priesterweihe des Pellikan eine Predigt über die 5 goldenen Mäuse der Philister (1. Buch Samuelis 6, 4 f.) gehalten und hat dies Thema allegorisch auf die hebräischen Studien des Primizianten angewandt. Pellikan weiß selbst später nicht mehr, wie ihm das gelungen sei. Aber beide Männer sind Vorläufer der Humanisten mit der Forderung nach praktischer Ausgestaltung der Wissenschaft, mit ihrer Hinwendung zu der Welt der realen Tatsachen. In der Vorrede seines kanonistischen Werkes über die „Verträge" sagt Summenhart, daß er von den logischen und metaphysischen Untersuchungen fortschreite zu jenen praktischen Fragen, welche für die Sicherstellung des Gewissens und des Seelenheils in den mannigfachen Verwicklungen der gesellschaftlichen Rechte und Pflichten von großer Wichtigkeit seien. „Wenn die Häresie an den Toren rüttelt, dann wende man Kraft und Schweiß auf für die Fragen des Glaubens; aber jetzt ist es Zeit, von den wortreichen Sophismen und den logisch-metaphysischen Phantasmen hinweg sich den sittlichen Fragen des Lebens zuzuwenden". Während die Humanisten in jugendlich frischem Lebensgefühl die spitzfindigen Deduktionen der Scholastik bekämpfen, entschuldigt sich Summenhart in langer Vorrede, daß er nicht bei den logisch-sophistischen Themen verbleibe. Aber immerhin

Fakultät in Tübingen" 1906 an seinem Ort und Fr. Xaver Linsenmann, Conr. Summenhardt 1877.

[1]) Einer der ersten Hebraisten Deutschlands; vgl. sein Chronikon, herausg. v. Bernh. Riggenbach 1877, S. 12 ff. 20. 23 ff. 44.

Digitized by Google

führt er das Programm aus, das die via antiqua dem Humanismus nähert: Nos imus ad res! In diesem Sinn verfaßte er einen Kommentar zur Physik des Albertus Magnus, der allerdings mehr Naturphilosophie und eine vollständige Enzyklopädie des Wissens, als empirische Beobachtung enthält. Auf dem Gebiet der letzteren ist Scriptoris seinem Kollegen Summenhart weit vorangeeilt. Obwohl nicht eigentlich Lehrer an der Universität, sondern nur Studienleiter und Guardian des Franziskanerklosters hat Scriptoris Vorlesungen über Duns Scotus und über mathematische Fächer gehalten, die auch von Studenten aus der Stadt zahlreich besucht waren. Wie Heynlin den ersten Buchdruck in Paris veranlaßt hat, so bewog Scriptoris den Buchdrucker Otmar von Reutlingen zur Übersiedlung nach Tübingen, und als erster Tübinger Druck ging am 24. März 1498 der Kommentar des Paul Scriptoris zum ersten Buch der Sentenzen nach Duns Scotus aus der Presse[1]). Die Kenntnis der griechischen Sprache, die er bei Reuchlin sich erworben hat, verwandte er zu mathematischen Studien. Er hielt Vorlesungen über die Kosmographie des Ptolemäus; da habe er fast alle Doktoren und Magister der Universität zu Zuhörern gehabt, erzählt Pellikan. Namentlich verkehrte er viel mit dem späteren Tübinger Astronomen Johann Stöffler. Den Mönchen in Bebenhausen zeigte er die Anlegung eines Astrolabs; und in engerem Kreis in seinem Kloster erklärte er die 5 Bücher des Euklid. Auf mathematisch-astronomischem Gebiet hat er die Brücke von der Scholastik zur neuen Zeit geschlagen. Derjenige Vertreter der via antiqua unter den Theologen zu Tübingen, welcher mit dem Humanismus in engste Berührung gekommen ist, ist Franz Kircher, genannt Supplinger aus Stadion, der Lehrer und vertraute Freund Philipp Melanchthons. Melanchthon schreibt von ihm im Januar 1518 an Reuchlin: Franciscus sese tibi noster nexum scribit et vindicari vult non ceu in gregem tuum immissus aries, ut iurisconsultus inquit, sed ceu arbuscula, quae in agrum aliquando tuum radices egit[2]). Der aristotelische Standpunkt der via antiqua steigert sich bei Kircher unter dem Einfluß Melanchthons zu dem Bestreben, den echten Aristoteles kennen zu lernen und zugänglich zu machen[3]). Trotzdem gilt Kircher nicht als voller und entschiedener Humanist; er ist nur nahe daran, wie aus den obigen Worten Melanchthons hervorgeht und wie aus

[1]) K. Steiff, der erste Buchdruck in Tübingen 1881, S. 49 f.; dazu die Notiz v. E. Nestle in Blätter f. württ. Kirchengesch. 3 (1888), S. 88.

[2]) Corpus Reformatorum I, 21 f.

[3]) Corpus Reformatorum XI, 20; K. Hartfelder, Phil. Melanchthon als Praeceptor Germaniae 1889 in Monumenta Germaniae paedagogica VII, 39 f.

Digitized by Google

der Stelle der Epistolae virorum obscurorum über Tübingen entnommen werden kann, wo Schlauraff erzählt:

Sed quidam hic theologus
Cum nomine Franciscus
Sua cavisatione
Portavit me ex illa regione[1]).

Wenn dieser Franz einerseits von den Anschlägen der Humanisten (Melanchthon, Bebel, Brassikan und Geräander) weiß, und wenn er andererseits den Philipp Schlauraff vor dem Durchbläuen bewahrt, so muß er in der Mitte stehen zwischen den Parteien. Durch beide humanistische Auslassungen über diesen Mann ist der ganze Vermittlungsstandpunkt der via antiqua treffend charakterisiert Am eigenartigsten tritt dieser Vermittlungsstandpunkt bei Jakob Lemp aus Steinheim zutage, welcher einerseits als Freund und Rechtsbeistand Reuchlins zum Prozeß gegen Hochstraten nach Mainz gezogen ist und welcher andrerseits von den jüngeren Humanisten (Joh. Brassikan, Melanchthon, Urb. Rhegius) verspottet und in reformatorischen Flugschriften als „Lump" von Tübingen gegeißelt wurde. Die widersprechenden Nachrichten über diesen Mann[2]) lassen sich nur dann einheitlich zusammenfügen, wenn man seine Zugehörigkeit zur via antiqua beachtet, d. h. zu der Richtung, welche einerseits ähnliche Tendenzen wie der Humanismus verfolgte und welche andrerseits die gute alte Scholastik wieder zur Herrschaft bringen wollte.

Aus diesen angeführten Beispielen ist zu ersehen, daß auch in Tübingen die Vertreter der via antiqua für die humanistischen Tendenzen eingetreten sind. Das Merkwürdigste an dieser ganzen Gleichung ist nun, daß der erste Inhaber des humanistischen Lehrstuhls für Oratorien in Tübingen nicht nur ein Vertreter der via antiqua ist, sondern daß er sein Lehrfach, das er wohl von 1481—1486 innehatte, aufgibt, um an der bis dahin rein ockamistischen Universität Freiburg Propaganda für seine Richtung zu machen. In der Ordnung von 1481 verschreibt Graf Eberhard „ainem, der in Oratorien lyset" ein Stipendium von 30 fl.[3]). Wer dieses Stipendium erhalten habe, ist in den Universitätsurkunden nicht angegeben. Aber ein Druck aus den Anfangszeiten

[1]) Hutteni Opera ed. Ed. Böcking Supplem. I, 1864, S. 201. II, 1869, S. 478 f.

[2]) Neuerdings zusammengestellt von Otto Clemen im Archiv f. Ref. Gesch. II, 90—93 (vgl. dazu die Notiz Vosserts in der Besprechung Theol. Lit. Zeitung 1906 Sp. 112 und A. Götze in Zeitschr. für deutsche Philologie 1905 S. 108). Die ergötzliche Grammatik des Brassikan mit ihren Satzbeispielen über den „Pannutius" (= Lump, Lemp) hat K. Steiff im Korresp.-Bl. d. Gel. u. Realschulen Württ. 29, 351 ff. beschrieben.

[3]) Roth, Urk. zur Gesch. d. Univ. Tübingen S. 71.

Digitized by Google

der Universität macht es wahrscheinlich, daß einer der ersten Inhaber des Lehrstuhls für Oratorien Michael Lindelbach aus Ochsenfurt[1]) gewesen sei. In der Schlußformel der „Praecepta Latinitatis“ (4°. 84 Bll. Ruttlingen Otmar 1486)[2]) nennt sich der Verfasser: Conregens in alma universitatis studio Tubingensi. Dieser eigentümliche Ausdruck „conregens“ würde darauf hinweisen, daß der Verfasser nicht eine regelrechte Professur bekleidete; er war nicht „regens“ und collegiatus in der Artistenfakultät, sondern er hatte als „conregens“ ein Nebenfach, nämlich eben die Oratorien zu lehren. Damit würde der Inhalt des Buches trefflich stimmen: es enthält nämlich eine lateinische Stillehre, verfaßt als Hilfsmittel „in humanitatis studio“. Die Regeln sind nach der Angabe des Titels ex diversis oratorum atque poetarum codicibus ausgezogen; an verschiedenen Stellen sind namentlich Terenz, Quintilian, Cicero, Vergil und Gellius angeführt. Die Ordnung ist die der mittelalterlichen Grammatik des Donat: nacheinander werden die Stilregeln über nomen, pronomen, verbum, adverbium, participium, coniunctiones, praepositiones, interiectio in alphabetischer Reihenfolge zusammengestellt. Das Buch will lehren, wie der Redner seiner elocutio die drei Eigenschaften der elegantia, compositio und dignitas verleihen kann[3]). Echte Begeisterung für die Schönheit der lateinischen Sprache bricht an verschiedenen Stellen des Werkes hervor.

Wir müßten den Verfasser dieses ersten humanistischen Lehrbuchs unserer Hochschule ganz unzweifelhaft für einen Humanisten erklären, wenn nicht sicher bezeugt wäre, daß er über die scholastischen Parteigegensätze nicht erhaben war. Im Jahr 1486 verließ Lindelbach Tübingen,

[1]) Er ist in Tübingen 18. Febr. 1483 inskribiert, steht aber in der Matrikel der Artistenfakultät schon 1479 unter den Baccalaren. 19. Sept. 1482 wird er Magister.

[2]) Hain 10, 111. K. Steiff a. a. O., S. 226. Im Tübinger Exemplar steht auf der Rückseite des letzten Blattes: Iste liber spectat pro doctore Georgio Hartsesser decano. Hartsesser ist als einer der ersten (1, 5) im Gründungsjahr der Universität inskribiert und war 1482/83 Rektor der Universität. Später war er Dekan des Stifts in Stuttgart.

[3]) Wie ein Phrasen- und Regelheft aus der eigenen Jugend mutet das Büchlein einen ehemaligen württembergischen Landexaminanden an. Es ist erfreulich zu lesen, daß die duplex negatio, daß „sese“, daß die Stellung von per zwischen Adjektiv und Substantiv pulcherrime oder ornatissime angewandt werden dürften. Es wird empfohlen, gelegentlich statt eines Substantivs die Umschreibung des betreffenden Adjektivs mit „res“ (statt bellum „res bellica“) zu wählen. Die Sätze: Marcus Antonius ivit in castra, castra petiit, in castra profectus est, se ad castra contulit, se in castra recepit und se ad castra perduxit werden in ihren Schönheitsunterschieden dargelegt. Wie schön ist morigeror statt obsequor und obtempero! Was für verschiedene Nüancen sind möglich mit „cordi est“, „in animo est“ und „animus est mihi“ u. s. w.

Digitized by Google

um in Freiburg zusammen mit Georg Nordhofer die via realistarum in Gang zu bringen[1]). 13. Mai 1487 sind beide in der Freiburger Matrikel inskribiert[2]). Es gelang ihnen, trotz vielfacher Gegenwirkungen, die via antiqua an der bis dahin ockamistischen Universität zu solcher Blüte zu bringen, daß man später (1501) genötigt war, aus Paris wieder ockamistische Lehrer zu beziehen[3]). Einer der hervorragendsten Schüler von Lindelbach und Northofer in Freiburg war Gregor Reisch, der Verfasser der Margarita philosophiae[4]), eines enzyklopädischen Sammelwerks, das in ähnlicher Weise, wie die oben erwähnten naturphilosophischen Kommentare des Konrad Summenhart die Kenntnisse des Mittelalters über die realen Außendinge noch einmal zusammenfaßte, kurz ehe diese Erkenntnisse durch die humanistische Naturbetrachtung erweitert und von Grund aus verändert worden sind.

Wie diese Erneuerung der Sprach- und Naturwissenschaften in Tübingen vor sich gegangen ist, soll im nächsten Kapitel bei Besprechung der Schule Bebels und Stöfflers gezeigt werden. Als sicheres Ergebnis der bisherigen Ausführungen dürfte aber angesprochen werden, daß die humanistischen Bestrebungen auf dem Gebiet der Sprachreinigung wie in der Betonung der realen Disziplinen innerhalb der Scholastik selbst durch die Richtung der via antiqua in Tübingen und anderwärts vorbereitet worden sind.

[1]) In den Senatsprotokollen der Universität Freiburg heißt es unter dem 30. Sept. 1486: Eodem die quidam magister Tübingensis, nomine Michael Lindelbach petiit admitti ad exercendum actus scholasticos, quemadmodum unus alter magister nostre verinusitatis: fuit conclusum concorditer per omnes de consilio pro tunc presentes, quod debeat assumi, quamvis dixit se esse de modo doctrinandi Scoti, si tamen quod se conformet statutis universitatis nostre et artium facultatis. Nordhofer erhielt am 13. Jan. (die Hilarii) 1487 die collegiatura superintendentis bursae, welche Mag. Heinrich Koler bisher innehatte.

[2]) Nach einer gütigen Mitteilung des Herausgebers der Freiburger Universitätsmatrikeln Herrn Professor Dr. Herm. Mayer. Die übrigen Manner, welche die via antiqua von Tübingen nach Freiburg übertrugen, sind Vitus Harzer von Blaubeuren (in der Tübinger Matrikel ist er nicht zu finden; in Freiburg ist er 1. Sept. 1487 als magister art. Tubingensis inskribiert), Kaspar Helin aus Herrenberg (in Tübingen 27. Juni 1482; in Freiburg 16. Juli 1487), Johannes Caesar aus Malmsheim (in Tübingen inskribiert 13. Juni 1486). Diese drei wurden von der Universität Freiburg als collegiati des alten Wegs 26. Juli 1489 angestellt, ita quod equalis de cetero semper esset collegiatorum numerus quoad utramque viam et quod universitas ad certum tempus cuilibet debebat dare annuatim duodecim florenos in moneta. Ihnen gesellte sich bei der Kölner Magister Benedikt Morder von Grüningen (inskribiert in Tübingen 9. Mai 1486; vgl. Roth, Urk. zur Gesch. d. Univ. Tübingen S. 466 N. 99). Ferner eine Reihe von Schülern und Baccalaren, deren Namen aus Vergleichung der Matrikeln beider Hochschulen in jenen Jahren gewonnen werden können.

[3]) Hr. Schreiber, Gesch. der Univ. Freiburg i. B., I, 1857, S. 150.

[4]) Schreiber a. a. O. I, 63 ff.

Digitized by Google

Die Absetzung Herzog Eberhards II. von Württemberg.

Ein Beitrag zur Rechtsgeschichte des Ständestaats.

Von Wilhelm Ohr.

Es ist oft hervorgehoben worden, daß die altwürttembergische Verfassung einen ganz besonderen Entwicklungsgang genommen hat. Während die Stände der meisten deutschen Territorien in dem Zeitraum von 1400 bis 1600 eine aus Erfolgen und Mißerfolgen bunt zusammengesetzte Blütezeit gehabt haben[1]), ist es der württembergischen Landschaft erst spät gelungen, eine Macht im Staatswesen zu werden. In der Grafenzeit kann von einer ausgebildeten ständischen Verfassung überhaupt nicht die Rede sein[2]). Es fehlen bei weitem die meisten Kriterien des landständischen Rechts. Fast scheint es, als ob von ständischer Initiative überhaupt noch nichts zu spüren gewesen sei. Weder bei kriegerischen Unternehmungen noch bei Steuerangelegenheiten wird die Landschaft im allgemeinen zugezogen. Ihre Domäne scheint fast ausschließlich auf dem Gebiete der Vormundschaftsstreitigkeiten und sonstigen auf Thronfolge und Hausordnung gerichteten Auseinandersetzungen der württembergischen Grafen gelegen zu haben. Doch auch auf diesem Gebiete sehen wir die

---

[1]) Über das Ständewesen im allgemeinen vgl. namentlich G. v. Below, System und Bedeutung der landständischen Verfassung, in „Territorium und Stadt", München 1900, S. 163 ff., wo auch die ältere Literatur in umfassender Weise herangezogen ist. Über die besonderen Verhältnisse Württembergs ist neben den bekannten Landesgeschichten von Sattler und Stälin vor allem die Einleitung zum ersten Bande von A. S. Reyschers „Sammlung der württembergischen Gesetze", Stuttgart und Tübingen 1828, sowie die Geschichte der Verfassung Württembergs von Carl Victor Fricker und Theodor von Geßler, Stuttgart 1869, zu vergleichen.

[2]) Hierüber ist künftig zu vgl. die Einleitung zum ersten Band meiner Landtagsakten des Herzogtums Württemberg, ältere Reihe, über „die Anfänge landständischer Entwicklung in der Grafschaft Württemberg".

Digitized by Google

Landschaft fast immer in der passiven Rolle beratender oder zustimmender Untertanen, die ihrer Pflicht genügen, nicht aber ein Recht auszuüben die Meinung haben [1]).

Wenn wir von den Ereignissen unter Eberhard II., die der Gegenstand unserer Darlegungen sein sollen, hier zunächst absehen, so läßt sich sagen, daß der machtlose Zustand der württembergischen Landschaft tatsächlich bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts gedauert hat. Der große Sieg der Landschaft im Jahre 1514, der in dem berühmten Tübinger Vertrag seinen Niederschlag gefunden hat, ändert nichts an dieser Tatsache, wennschon er die Grundlage schuf für die spätere Macht der Stände. Herzog Ulrich hat diesen Vertrag nie gehalten. Mit gewaltsamer Faust schlug er die ständische Opposition zu Boden, so gründlich, daß sie sich nicht wieder erholte. In der österreichischen Zwischenregierung versucht die Landschaft vergeblich, zwischen den Nöten und Unruhen hindurch zu einigem Ansehen zu gelangen. Nach Ulrichs Rückkehr aber bricht der Einfluß der „Ehrbarkeit" vollends zusammen. Ein wesentliches Moment bildet hierbei der religiöse Gegensatz. Lange Zeit hindurch verteidigen die konservativ gerichteten ständischen Gegner des Herzogs ihren katholischen Glauben. Ulrich aber schlägt mit dem religiösen Widerstand auch den ständischen zu Boden. Erst sein Tod macht die Bahn für eine in ruhigen Bahnen sich vorwärts bewegende landständische Entwicklung frei, die auch bald zu namhaften Erfolgen führen sollte.

Es ist bezeichnend für die völlig sprunghafte und inkonsequente Rechtsentwicklung des älteren Ständestaats [2]), daß inmitten dieser langen Periode der Ohnmacht ein Akt scheinbar höchster Machtentfaltung der Stände begegnet: die Absetzung eines Landesherrn durch förmlichen Landtagsbeschluß. An und für sich mag es zwar nicht wunderbar erscheinen, daß ein Landesherr verjagt wird. Die ältere Geschichte ist reich an Beispielen zwangsweiser Entfernung unfähiger oder tyrannischer Fürsten von der Regierung. Auch kennt die Theorie der älteren Zeit durchaus nicht das Prinzip der fürstlichen Unverletzlichkeit. Absetzbar im allgemeinen

[1]) Für diese ältere Zeit ist besonders bezeichnend das von E. Schneider in den Württ. Vjh. III, 1894, S. 343 ff. mitgeteilte „älteste Anbringen der württembergischen Landschaft". Aus ihm geht übrigens hervor, daß der bekannte Landtag zu Leonberg vom Dezember 1457 nicht wie bisher allgemein geglaubt der erste uns bekannte württembergische Landtag gewesen ist. Es ist vielmehr in dem gleichen Jahre wenige Monate vorher ein Landtag des Stuttgarter Landesteils abgehalten worden, der durch den Konflikt mit dem Pfalzgrafen Friedrich und dem Markgrafen Karl von Baden veranlaßt erscheint. Wo dieser Landtag abgehalten wurde, ist nicht bekannt. Näheres wird in der genannten Einleitung meiner Landtagsakten beigebracht werden.

[2]) Hierüber vgl. v. Below, Territorium und Stadt, 1900, S. 178 ff.

Digitized by Google

Wortsinn war wohl jede Autorität des Mittelalters. Auch die höchsten Würdenträger des Abendlandes, auch Papst und Kaiser galten in der Theorie für absetzbar, und es ist bekannt, daß auch die Praxis gelegentlich die Lehrmeinungen bewahrheitete. Im älteren Territorialstaat muß zudem die Lehre vom passiven Widerstandsrecht der Stände als eine direkte Hinneigung zum Absetzungsrecht bezeichnet werden. Zahlreich sind die Beispiele geschlossener Abwehr der Stände fürstlichen Übergriffen gegenüber. Oft auch mußte ein Fürst vor solchem Widerstande weichen. Dennoch muß die Absetzung Herzog Eberhards II. durch seine Stände als eine vereinzelte Erscheinung betrachtet werden, die in doppelter Hinsicht merkwürdig und auffallend genannt werden darf. Einmal handelt es sich bei dieser Absetzung nicht um einen Thronstreit, der durch das Eingreifen der Stände zugunsten eines Prätendenten gegen einen unbeliebteren Nebenbuhler entschieden wird, — in dieser Form finden wir ja die Absetzung von Fürsten im älteren Territorialstaat häufig genug — sondern wir haben es mit einem anerkannten Landesherrn zu tun, dessen Rechte von keiner Seite in Zweifel gezogen werden, der aber gleichwohl von seinen Ständen abgesetzt wird. Dabei betonen diese mit allem Nachdruck, daß sie nicht nach Willkür, sondern nach Recht und Fug vorgegangen seien, und finden in ihrem Vorgehen nirgends Widerstand, im Gegenteil, sie finden die Anerkennung ihres Verfahrens von seiten der höchsten Autorität des Reiches. In dieser Form dürfte die Absetzung eines Landesherrn in der Rechtsgeschichte des älteren Ständestaats nahezu vereinzelt dastehen[1]). Auf der anderen Seite tritt die Singularität des Falles noch besonders dadurch hervor, daß diese Absetzung keineswegs von einer hochentwickelten Ständemacht ausgeht, sondern — wie bereits erwähnt — einen bei flüchtiger Betrachtung geradezu frappanten Augenblickserfolg einer rechtlich noch völlig unentwickelten ständischen Bewegung darstellt.

Es mag darum nicht unangebracht sein, diese Absetzung einer Spezialuntersuchung zu unterziehen. Zunächst wird ein kurzer Überblick über die Entwicklung der landständischen Verhältnisse vor dem zu erörternden Zeitpunkt am Platze sein.

I.

In der württembergischen Grafenzeit ist eine doppelte ständische Bewegung zu erkennen: die ritterschaftliche und die landschaftliche. Beide

[1]) Ein analoger Fall aus der Geschichte anderer Territorien ist mir nicht bekannt, auch blieben Anfragen bei einigen Fachgenossen, die ich als bessere Kenner der älteren Ständezeit verehre, ohne Erfolg. Für jeden Hinweis auf etwa doch vorhandene Analogien wäre ich sehr dankbar.

Digitized by Google

sind in dem Sinne ständisch zu nennen, als sie eine Einschränkung der landesherrlichen Gewalt bewirkten. Im übrigen differieren sie in wesentlichen Punkten. Während die ritterschaftliche Bewegung von Haus aus auf eine Beteiligung an der Regierung hinarbeitet und dadurch von vornherein den Charakter einer Landesvertretung vermissen läßt [1]), ist die landschaftliche Bewegung zunächst ohne jedes Streben nach politischer Macht nur darauf bedacht, gelegentlich die Wünsche und Beschwerden des Landes zur Sprache zu bringen. Dabei fühlt sie sich von vornherein als Landesvertretung nicht nur dem Grafen, sondern auch der Ritterschaft gegenüber, deren Einfluß auf die Regierung als normaler Rechtszustand gegolten zu haben scheint [2]). So kommt es, daß die Ritterschaft in der Grafenzeit zu hohem Einfluß gelangte, während die Landschaft in völlig passiver Stellung verharrte.

Manche äußeren Umstände trugen dazu bei, eine derartige Entwicklung zu begünstigen. Die Ritterschaft würde unter kräftigen Fürsten ohne Zweifel nicht eine so einflußreiche Stellung erworben haben. Der Zufall wollte aber, daß Württemberg im 15. Jahrhundert zunächst von wenig tüchtigen Herrschern regiert wurde, und daß zum Überfluß der frühzeitige Tod eines regierenden Herrn zweimal die Einrichtung einer Vormundschaft nötig machte.

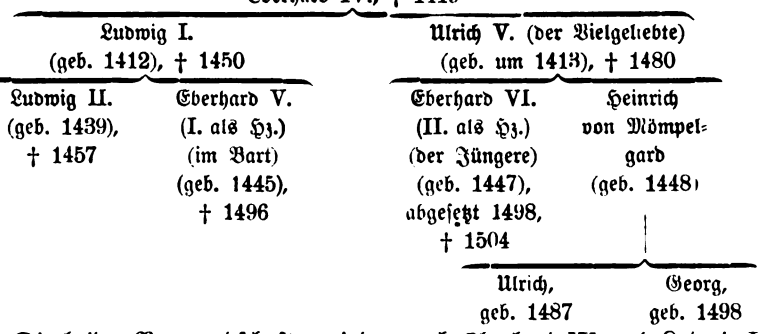
---

[1]) Das ist auch der innere Grund, der die Ritterschaft hinderte, landsässig zu werden. Als Mitherrschaftsstand gehörte die württembergische Ritterschaft innerlich durchaus nicht zum Lande; ihr endlicher Übergang zur Reichsritterschaft erscheint als etwas durchaus natürliches. Wenn die Ritterschaft 1514 an den Verhandlungen des Tübinger Landtags nicht teilnahm, so möchte ich bezweifeln, ob die Abneigung gegen die Steuerübernahme hierfür der Hauptgrund gewesen war, wie Stälin IV, S. 104 meint. Jedenfalls scheint der Hinweis auf diese Abneigung eine etwas äußerliche Erklärung für das Streben nach Reichsunmittelbarkeit. Die spätere Entwicklung scheint nicht unwesentlich durch die Ermordung Huttens beeinflußt, die natürlich der Entfremdung der Ritterschaft vom Lande förderlich sein mußte. Wichtig ist auch, daß gerade bei Beginn der von uns zu schildernden landständischen Verhandlungen von 1498 die Ritterschaft als solche überhaupt nicht auftritt, aber eine ganze Anzahl von Ritter als Regierungsvertreter figurieren, während nur einer auf landständischer Seite genannt wird. Vgl. weiter unten Abschnitt IV. Darin scheint sich der Mitherrschaftscharakter der Ritterschaft klar zu dokumentieren.

[2]) In dem oben erwähnten ersten Anbringen der Landschaft findet sich folgender höchst bezeichnender Passus: „Nu verstat uwer gnad wol, wir armen merken ouch das in unser kleinen vernunft, das billich nütz und guot ist, daz ir und ander fürsten und herren ire lant und lüt regieren durch die edeln geborn und erbern rät der ritterschaft". Weiterhin wird auf die Vorfahren Graf Ulrichs hingewiesen, die „so loblich, wol und in selbs nützlich und erlich durch den gebornen adel der ritterschaft geregiert haben". Vgl. E. Schneider, a. a. O. S. 344.

Digitized by Google

Es wird nützlich sein, sich die verwandtschaftlichen Beziehungen der württembergischen Grafen durch eine kleine Skizze zu vergegenwärtigen.



Die beiden Vormundschaftsperioden nach Eberhard IV. und Ludwig I. steigerten den ritterschaftlichen Einfluß in hohem Grade. Besonders die Zeit nach 1419[1]) beförderte die Macht der Ritterschaft, die in dem der Gräfin Henriette an die Seite gestellten Vormundschaftsrat durchaus zur Herrschaft gelangte[2]). Wir finden, daß drei dieser Ritter unter dem

[1]) Vgl. die allgemeine Charakterisierung dieser Periode bei Viktor Ernst, die direkten Staatssteuern in der Grafschaft Wirtemberg, Württ. Jahrb. für Statistik und Landeskunde, Jahrg. 1904, I, 84. Einzelheiten können hier nicht besprochen werden. Die von Ernst treffend hervorgehobene Reaktion „gegen die gerade jetzt gefährlichen Keime der Zersetzung und des Zerfalls" möchte ich aus den oben angegebenen Gründen nicht als „landständisch", sondern als „ritterschaftlich" bezeichnet sehen. Denn wenn es schon nicht unrichtig ist, daß der Adel Württembergs als „der älteste der Landstände" zu gelten hat, so ist es doch seiner Sonderstellung wegen angebracht, ihn mit der eigentlich landschaftlichen Bewegung nicht unter den gemeinsamen Begriff „Landstände" zusammenzufassen. Aus inneren Gründen empfiehlt sich die von uns oben vorgeschlagene Unterscheidung zweier ständischer Bewegungen. Man hat ja neuerdings mit Recht geltend gemacht, daß in Anwendung der Worte „Landstände" „Landstandschaft" ꝛc. große Vorsicht und begriffliche Schärfe geboten erscheint. Vgl. z. B. Spangenberg in der Hist. Ztschr. 96, 1906, S. 380 in seiner Besprechung von A. Mell, Abhandlungen zur Geschichte der Landstände im Erzbistume Salzburg, I. Die Anfänge der Landstände, 1905.

[2]) Über die rechtlichen Schwierigkeiten der Vormundschaft Henriettens vgl. Reyscher, Sammlung I, S. 67; über die tatsächlichen Auseinandersetzungen namentlich Gabelkofer bei Steinhofer II, S. 689 ff.; über die Streitigkeiten mit den Vormundschaftsräten Sattler, Grafen, 2. Fortf. S. 96 ff.; Stälin III, S. 419. — Interessant ist, daß 1420 die Beteiligung der Ritterschaft an der Vormundschaft damit begründet wird, daß die Räte von ihren Voreltern her der Herrschaft Württemberg ergeben und ihre getreue Diener und Räte seien, auch im Lande mit Güter versehen wären. Vgl. Gabelkofer bei Steinhofer, a. a. O., S. 695. Hier tritt das landständische Prinzip ganz rein zutage, und es ist wohl denkbar, daß bei anderer Entwicklung der Dinge dieses Prinzip zur Ausbildung einer Ritterkurie geführt haben würde. Welche Umstände im einzelnen dies gehindert haben, so daß die Tendenz zur Mitherrschaft (Hof- und Kanzleiadel) und Lostrennung vom Lande (Reichsunmittelbarkeit) überwog, ist hier zu untersuchen nicht der Ort.

Digitized by Google

stolzen Titel „gubernatores generosi dominii nostri de Wirtenberg nomine Ludwici et Udalrici comitum de Wirtenberg“ wie wahre Regenten schalten und walten durften[1]). In der Mitte des Jahrhunderts findet sich die Ritterschaft auf der Höhe ihres Einflusses. Das Land wird im Jahre 1441 bezw. 1442 in zwei Teile geteilt, in denen die Brüder Ulrich mit dem Beinamen der Vielgeliebte und Ludwig mit Unterstützung ihrer Ritterschaft regieren. Nach des letzteren Tode übernimmt Ulrich der Vielgeliebte die Vormundschaft über die unmündigen Söhne des Verstorbenen und schließt darüber einen Vertrag mit 39 Räten aus dem Adel des urachischen Landesteils ab[2]). In den nachfolgenden Verhandlungen und Streitigkeiten erscheint die Ritterschaft durchaus als herrschende Schicht, mit der sich Ulrich auf dem Wege des Vergleichs auseinander zu setzen hat. Sie ist Landesvertretung, aber nicht im eigentlich ständischen Sinne, vielmehr spielt sie sich durchaus als die Vertreterin der unmündigen Herrschaft auf[3]). Ulrich macht diesem Standpunkt weitgehende Konzessionen. Die Regierung bleibt den ritterschaftlichen Räten. Gering nur sind die Rechte, die dem Vormund und Oheim eingeräumt werden, und späterhin wird auch dieses geringe Maß von Einfluß mehr und mehr zurückgedrängt.

In diesem Zeitpunkt wird von den beiden im Gegensatz stehenden Parteien, von Landesherr und Ritterschaft, der Versuch gewagt, die Landschaft zu ihren Gunsten mobil zu machen. Die Zwietracht der ritterschaftlichen Räte mit dem unfähigen Grafen Ulrich bewirkt unmittelbar eine Förderung der ständischen Bewegung der städtischen Bevölkerung[4]).

---

[1]) Vgl. Stälin, a. a. O. Dabei sei bemerkt, daß der Zustand nichts ungewöhnliches bedeutet. Der Ausdruck „Regenten“ bezeichnete damals überhaupt Räte, die in Stellvertretung ihrer Fürsten die Landesverwaltung besorgten. Vgl. Kink, Gesch. der Univ. Wien 1, 195 zit. Stälin IV, S. 9, A. 2, sowie Heyd, Ulrich, I, S. 37 (Hinweise auf Analogien in Tirol, Hessen und Österreich).

[2]) Vgl. Sattler, Grafen, 2. Forts. S. 198 ff., Stälin III, S. 499 ff.

[3]) Für dieses Verhältnis empfiehlt sich der bereits oben gebrauchte terminus „Mitherrschaftsstand“.

[4]) Man kann aber nicht sagen, daß diese Zwietracht die Landstände geschaffen habe. Der erste Landtag (vgl. oben S. 338 Anm. 1) steht jedenfalls mit den Vormundschaftsstreitigkeiten nicht im Zusammenhang. Die ersten Anfänge der Landstände liegen begreiflicherweise im Dunkeln. Ein alter Bericht im Codex F. 198 der Stuttgarter Bibliothek sagt mit Recht: „es ist darmit hergegangen, wie es gemeiniglich bei diesen und anderen änderungen der regierungen pflegt zu geschehen, dass nehmlich dieselbe von zeit zu zeit allgemächlich, auch oft heimlich sich zutragen, bis sie nach und nach etwa in eine gewohnheit erwachsen und hernach allererst durch offentlich ausdruckliche gesetze, ordnungen und befelche oder sonst auf

Digitized by Google

Aber, wie bereits erwähnt, die Landschaft ergreift nirgends politische Initiative. Sie begnügt sich, Wünsche zu äußern und Klage zu führen.

Unter Eberhard im Bart verschiebt sich das Bild nicht unwesentlich. Der Gegensatz zwischen Ritterschaft und Landesherr schwindet, und in dem Maße, wie sich die Zustände des Landes nach allen Richtungen hin bessern, scheinen sich die mitregierenden Ritter in beratende Beamtenorgane zu verwandeln. Es bleibt zwar bei „Rat der Ritterschaft und Landschaft", allein die Beratung verliert den ständischen Charakter. Der Fürst hört auf einzelne ritterschaftliche oder auch gelehrte Räte, er zieht wohl auch bei wichtigen Verträgen die Stände als solche hinzu, allein man hat den Eindruck, als ob das ständische Element in Wirklichkeit mehr zu dekorativen Zwecken verwendet wird. Regiert wird von dem Landesherrn mit Hilfe seiner Räte.

In hohem Maße bestätigt sich hier eine Beobachtung, die sich auch sonst bei der Beobachtung des älteren Ständestaates im früheren Stadium seiner Entwicklung gelegentlich aufzudrängen pflegt: die Tüchtigkeit des Fürsten steht im umgekehrtem Verhältnis zu der Macht der Stände. Zusammenfassend läßt sich über den tatsächlichen Zustand am Ende der Regierung Eberhards folgendes sagen: von dem Dualismus des Ständestaats ist so gut wie nichts zu spüren. Ansätze zu landschaftlicher Bildung sind zwar vorhanden, aber sie sind praktisch wirkungslos, ja sogar die Ritterschaft, die einst zu so machtvoller Stellung vorgedrungen war, spielt keine selbständige Rolle mehr.

Die Absetzung Eberhards II. zwei Jahre nach dem Tode Eberhards im Bart würde im Rahmen dieser Darlegungen für vollends rätselhaft gelten müssen, wenn in jenen Zeiten die Theorie und die Praxis des Verfassungsrechts einander immer entsprochen hätten. Das war aber keineswegs der Fall. Derselbe Eberhard im Bart, der sich seiner Stände kaum anders als zu dekorativen Zwecken bediente, hat auf der anderen Seite dafür gesorgt, daß die Macht der Stände theoretisch nicht nur in vollem Ansehen blieb, sondern recht eigentlich festgelegt wurde. Dieser Unterschied zwischen Rechtstheorie und Rechtspraxis muß scharf ins Auge gefaßt werden.

Wir fragen zunächst, inwiefern Eberhard im Bart seiner eigenen Praxis entgegen die Macht der Stände theoretisch festgelegt hat. Ein Blick über seine Hausverträge vermag uns darüber aufzuklären[1]). Bei

andere weise eingeführt oder bestätiget werden". Daß die Entstehung der Landschaftsvertretung mit der der Ämterverfassung zusammenhängt, steht wohl allgemein fest. Allein man weiß noch nichts genaues über die letztere.

[1]) Die Hausverträge sind bei Reyscher, Sammlung I, S. 476 ff. gedruckt mit

Digitized by Google

den ersten Hausverträgen ist die oben erwähnte dekorative Stellung der Landstände deutlich zu beobachten. Der Uracher Vertrag vom 12. Juli 1473 enthält eingehende Erbbestimmungen zwischen Ulrich dem Vielgeliebten, Eberhard im Bart, Eberhard dem Jüngeren und Heinrich von Mömpelgard. Diese Bestimmungen werden von 8 Städten im Namen von 47 Städten der Landschaft mitbesiegelt, und zwar mit der Begründung, daß sie „in diser verschribung ouch begriffen sien". Einen Einfluß auf die Beschlüsse haben sie offenbar nicht gehabt; diese sind vielmehr ausgesprochenermaßen nur mit Rat der Räte zustande gekommen[1]). Der Münsinger Vertrag[2]) vom 14. Dezember 1482 ist allerdings „mit raut unserer prelaten, ritterschaft und landschaft" zwischen Eberhard im Bart und seinem Vetter vereinbart worden, er ist auch von 9 Städten im Namen von 56 anderen besiegelt worden. Allein es scheint doch, als ob sich die Beteiligung der Landschaft lediglich darauf beschränkt habe, daß diese das „Zusammenwerfen" beider Landesteile geraten hat. Jedenfalls wird dieser Rat ausdrücklich hervorgehoben und mit ihm wird begründet, daß sich die Landschaft in ähnlicher Weise wie beim Uracher Vertrag zur Einhaltung der sie betreffenden Bestimmungen verpflichtet. Immerhin ist die Koordination von Prälaten, Ritterschaft und Landschaft verfassungsrechtlich von großer Bedeutung. Wenn auch von landschaftlicher Initiative nichts zu spüren ist, so scheint doch die Stellung der Landschaft bedeutender geworden zu sein. Drei Jahre später (22. April 1485) wird zwischen den beiden Eberharden der Stuttgarter Vertrag geschlossen, in dem die Landschaft eine noch wichtigere Rolle spielt. Diesmal ist zwar von keiner Beratung seitens der städtischen Bevölkerung die Rede. Es heißt vielmehr ausdrücklich, der Vertrag sei „durch rat unser räte gütlich" entstanden, auch spricht die Besiegelung der Urkunde dafür, daß die Verhandlungen durchaus unter dem

---

Ausnahme des Reichenweiler Vertrags, der sich in Lünigs Reichsarchiv part. spec. cont. II. S. 700 ff. vorfindet. In einem Anhang zu der erwähnten Einleitung meiner „Landtagsakten" werden Regesten der Hausverträge unter besonderer Berücksichtigung des verfassungshistorischen Moments mitgeteilt werden.

[1]) Sie verpflichten sich lediglich „alles, das sie [nämlich die Verschreibung] uns tut beruren oder binden, es si an ainem oder mer puncten und artickel für uns und unser nachkomen war, stet, vest und unverbrochen zu halten und dem getrulich nachzukomen, sonder dawider nit zu sinde, noch zu tund, noch schaffen getan werden in dehain wise ungevarlich".

[2]) An dem zwischen Eberhard d. J. und Heinrich von Mömpelgard am 26. April 1482 abgeschlossenen Reichenweiler Vertrag war Eberhard im Bart nicht beteiligt. Dieser Vertrag ist vollends ohne Hinzuziehung landschaftlicher Vertreter mit Rat ritterschaftlicher und gelehrter Räte zustande gekommen.

Digitized by Google

Zeichen ritterschaftlicher Beeinflussung stehen[1]). Allein derselbe Vertrag enthält die wichtige Verfassungsbestimmung, daß der nunmehr als Alleinherrscher regierende Eberhard im Bart nichts vom Lande veräußern dürfe außer „mit rat der unsern user unser prelaten, ritterschaft und landschaft mit der ungeverlichen anzal wie dann die vormals in solichen oder derglichen hendeln beschriben und berüft worden sint." Man mag nun gerne geltend machen, daß die ritterschaftlichen Räte dies wichtige ständische Recht nicht aus Liebe zur Landschaft, sondern um selbst wieder zu höherer Macht zu gelangen, durchgesetzt haben. Jedenfalls wurde die Koordination der Landschaft mit den Prälaten und der Ritterschaft dadurch aufs neue gekräftigt[2]).

II.

Bis dahin bewegt sich die Vertragspolitik, soweit sie die Landschaft angeht, durchaus auf der Basis passiver Assistenz, bezw. Koordination mit den einflußreicheren Faktoren der Prälaten und der Ritterschaft. Der Frankfurter Entscheid vom 30. Juli 1489 geht in der Förderung der landschaftlichen Sache ein bedeutendes Stück weiter. Er bestimmt, daß im Falle frühzeitigen Ablebens des älteren Eberhard während der Minderjährigkeit des kurz vorher geborenen Ulrich „sine sachen durch die drei ständ der prelaten, ritterschaft und landschaft sines vermachten lands von iedem tail vier darzu von inen selbs erwelt und geordnet usgericht und gehandelt werden." Hier tritt die Bedeutung der seit den Tagen Ulrichs des Vielgeliebten allmählich immer mehr zur Rechtstatsache gewordenen Gleichsetzung der Landschaft mit den beiden übrigen Ständen deutlich hervor. Aus Gründen, die wir gleich kurz erörtern werden, wird ein Regimentsrat mit ungefähr den Befugnissen der alten Vormundschaftsräte und unter ganz ähnlichen Bedingungen vor-

[1]) Es figurieren als „Tädingsleute" Heinrich Rechberg von Hohenrechberg und Eberhards des Jüngern Landhofmeister Ulrich von Flehingen. Außer diesen beiden besiegeln die Urkunde „zu noch merer gezugnus" Dietrich von Weiler, der Landhofmeister Eberhards im Bart, Wilhelm von Werdnow, Konrad Stain von Klingenstain und Jerg von Sachsenheim. Eine Beteiligung der Landschaft tritt nicht hervor.

[2]) Auch in der zwischen den beiden Vettern am 14. März 1486 wegen Heinrich von Mömpelgard getroffenen Uracher Abrede heißt es, daß der Überlebende der beiden Vetter, „damit unser fromm und gehorsam prelaten, ritterschaft und lantschaft zu dem getruvlichsten, nützlichsten und besten versenhen werden mögen, mit den reten, so dannzumal in dem regiment sin werden, und durch derselben rat handeln und furnemen mögen, was unsern prelaten, ritterschaft, landen und luten zu dem erlichsten, nützlichsten und besten gedienen mag". Man beachte hierbei die offenbare Gleichsetzung von „lantschaft" mit „landen und luten".

Digitized by Google

gesehen. Aber während früher niemand daran dachte, dem städtischen Element in dieser Regierung Einfluß zu gewähren, während noch in den 50er Jahren die Landschaft von der alleinigen Mitregierung der Ritterschaft als von einer selbstverständlichen Tatsache spricht[1]), wird jetzt der Landschaft eo ipso das Recht eingeräumt, ein Drittel der wichtigen Behörde zu besetzen. Außerdem muß sich die Landschaft verpflichten, gemeinsam mit dem schwäbischen Bund für die Durchführung der Bestimmungen zu sorgen. Diese Machtsteigerung tritt ohne jede Initiative der Landschaft selbst[2]) lediglich in Konsequenz der vollzogenen Gleichsetzung ein.

Alles weitere[3]) bestätigt nur den vollzogenen Umschwung. Der Eßlinger Vertrag vom 2. September 1492 ergänzt die Bestimmungen des Frankfurter Entscheids und führt sie in folgendem Sinne aus: nach dem Tode Eberhards im Bart soll Württemberg durch den Landhofmeister und den Zwölferausschuß regiert werden. Nur bei „treffenlichen und merglichen ehaften und sachen die herschaft Wirtenberg betreffend" sollen sie verpflichtet sein, den Rat (!) Eberhards des Jüngeren einzuholen. Dieser Vertrag ist von der ganzen Landschaft beschworen und im Testament Eberhards im Bart ausdrücklich bestätigt worden. Auch sorgte der umsichtige Fürst dafür, daß die folgenschweren Bestimmungen von König Maximilian in den Herzogbrief Württembergs vom 21. Juli 1495 aufgenommen wurden.

Die Machtstellung, die der Landschaft mit und neben Prälaten und Ritterschaft durch die in kurzen Zügen angeführte Vertragspolitik Eberhards im Bart gewährleistet war, können wir darum eine theoretische nennen, weil sie erst nach dem Tode des Urhebers dieser Pläne in Kraft treten sollte. Unter Eberhard im Bart selbst blieb es im allgemeinen bei der angeführten Praxis. Er regierte mit Rat einzelner Ritter, Prälaten oder Gelehrten, aber nicht eigentlich mit Landständen und Landtagen.

Es fragt sich jetzt, warum derselbe Fürst, der den Rechtsdualismus des Ständestaats für seine eigene Person so klug zu vermeiden wußte, seinem Nachfolger das Joch eines nahezu unabhängig herrschenden ständischen Regimentsrats auferlegte. Nun, es ist zur Genüge bekannt, daß die Persönlichkeit dieses Nachfolgers selbst an dieser Tatsache Schuld trug. Eberhard der Jüngere hatte sich als gänzlich unfähig zur Regierung erwiesen. Er war, wie man heutzutage sagen würde, ein erblich belasteter

[1]) Vgl. ob. S. 341, A. 1.

[2]) Wenigstens ist eine solche in keiner Weise ersichtlich.

[3]) Wir berühren nur die für den verfassungsrechtlichen Fortschritt wichtigsten Etappen. Von größtem Interesse ist die eigentümliche Steuerpolitik Eberhards im Bart. Vgl. V. Ernst a. a. O., namentlich dem 2. Teil über die außerordentlichen Steuern.

Digitized by Google

Dekadent, der kaum noch in der Lage war, seine Angelegenheiten selbst zu ordnen [1]). Ununterbrochen wurde Klage geführt über seine Rohheit und Streitsucht, sowie über seine alles Maß übersteigende Unzuverlässigkeit. Es war ein wahrer Segen für das Land, daß er 1482 zunächst wenigstens die Regierung seiner Landeshälfte durch die Wiedervereinigung im Münsinger Vertrag an den tüchtigeren Vetter abgab. Was aber sollte nach dem Tode des kränklichen Landesfürsten geschehen? Eberhard im Bart war kinderlos, sein anderer Vetter Heinrich von Mömpelgard unheilbar geistig umnachtet. Die Lage war zum Verzweifeln. Da eröffnete sich durch die im Jahr 1487 erfolgte Geburt des jungen Ulrich die Aussicht auf Fortdauer des württembergischen Mannesstamms. Auf diesen Sprößling nun setzte Eberhard im Bart seine Hoffnung. Und um sicher zu sein, daß das durch ihn zu so stattlicher Höhe gehobene Land durch die Zwischenregierung seines unwürdigen Vetters nicht verdorben würde, hob er die Stände zu der in den letzten Hausverträgen niedergelegten Stellung.

Ja, noch mehr! Der kluge Fürst rechnete auch noch mit der Möglichkeit, daß der jüngste Sproß des alten morschen Stammes nicht zu seinen Jahren kommen möchte, und setzte für diesen Fall bei König Maximilian durch, daß Württemberg unter landständischer Regierung bleiben solle, dem Reiche natürlich untertan, aber nicht heimfallend zu neuer Belehnung. Welch kühner, seltsamer Gedanke! Wäre er verwirklicht worden, so würde Württemberg zunächst wenigstens ein Territorium geworden sein, lediglich von den Ständen regiert. Es ist kein Zweifel, daß dieses verfassungsrechtliche Unikum so oder so bald wieder verschwunden wäre [2]), allein für den Augenblick mußte lediglich die Tatsache, daß man die Möglichkeit einer solchen Stände-

[1]) Vgl. Heyd, Ulrich, I, S. 12 ff.

[2]) Die österreichische Politik ging damals darauf aus, Württemberg mit den habsburgischen Kronländern zu vereinigen. Vgl. W. Ohr, Die Entstehung der württemb. Herzogswürde, bei. Beil. des Staats-Anzeigers f. Württ. 1905, Nr. 8/9. Es liegt darum die Vermutung nahe, daß König Maximilian auf die Gedanken Eberhards nur darum eingegangen war, weil er annehmen durfte, daß Habsburg mit der geplanten Ständeherrschaft in Kürze würde aufräumen können. Aber auch für den Fall, daß die österreichischen Annexionsgelüste nicht zum Ziele gelangten, würde es wahrscheinlich nicht allzu lange gedauert haben mit dem wunderlichen Ständestaat. Man darf annehmen, daß sich der Landhofmeister mehr und mehr zur Stellung eines Landesfürsten emporgeschwungen haben würde. Für ständische Alleinherrschaft scheinen damals doch alle Bedingungen gefehlt zu haben. — Wenn ich in dem angezogenen Aufsatz den Eberhardinischen Entwurf eine „Republik" nannte, so ist natürlich nicht der moderne Begriff des Wortes zu substituieren. Ich meine nur die in jener Zeit abnorme Form eines nichtstädtischen Territoriums ohne Landesherrn.

Digitized by Google

herrschaft ins Auge faßte, von größter Bedeutung für die Stände selbst werden. Ihre Selbstachtung mußte in dem Maße steigen, in dem die Gesetzgebung für eine nahe Zukunft so weitgehende Bevorrechtung im Gegensatz zur landesherrlichen Gewalt vorsah.

Es ist eine müßige Frage, ob Eberhard im Bart unter anderen Verhältnissen nicht eine völlig entgegengesetzte Politik getrieben haben würde. Ohne Frage ist seine exzessiv ständefreundliche Politik in erster Linie auf die Tatsache der gänzlichen Unfähigkeit seines Vetters und Nachfolgers zurückzuführen. Allein es ist auf der anderen Seite unverkennbar, daß Eberhard im Bart ein Mann gewesen ist, der sich in seltenem Maße selbst beschränkte und zudem auf vielen Gebieten eine im besten Sinne des Wortes moderne Gesinnung an den Tag gelegt hat [1]). Von der instinktiven Neigung der meisten älteren Territorialfürsten, die lästigen Stände, soweit es irgend anging, niederzuhalten, ist er sicher frei gewesen. Er steht hierin in schroffem Gegensatz zu seinem Neffen, dem nachmaligen Herzog Ulrich. Wenn er gleichwohl, wie wir erwähnt haben, bei aller Ständefreundschaft, praktisch betrachtet, fast ohne Stände regiert hat, so lag das in erster Linie daran, daß die ständische Macht überhaupt noch nicht voll ausgebildet war, und daß man ihn gewähren ließ, weil er mit Hilfe seiner Räte im allgemeinen durchaus im Interesse der Landschaft regierte.

Eine andere Frage muß jedoch aufgeworfen werden: Welche Folgen hatte die Behandlung der Stände durch Eberhard im Bart? Drei Momente kommen hierbei in Betracht. Einmal mußte, wie wir bereits erwähnt haben, das Selbstgefühl der Stände durch die Gesetzgebung der Hausverträge mächtig gefördert werden. Anderseits jedoch fehlte den Ständen als solchen durchaus eine Landtagspraxis. Sie waren für die Rolle, die sie nach den Hausverträgen im Falle des Ablebens Eberhards im Bart zu spielen hatten, in keiner Weise vorbereitet. Wenn der Landesherr den Regimentsrat zur Seite schob, so waren die schwerfälligen Stände zunächst nicht imstande, auf Einhaltung der Vertragsbestimmungen zu dringen. Mit dieser Möglichkeit mußte aber bei dem unsteten und gewalttätigen Charakter Eberhards des Jüngeren gerechnet werden. Und damit berühren wir bereits das dritte Moment, das bei der Betrachtung der Ständepolitik Eberhards im Bart ins Auge springt: er hatte dem unfähigen Nachfolger zwar alle Exekutivgewalt abgenommen, Titel und Rang aber hatte er ihm lassen müssen. Es

[1]) Auch dies ist namentlich an Eberhards Steuerreformplanen zu erkennen. Vgl. oben S. 346 Anm. 3.

Digitized by Google

mußte sich zeigen, ob es möglich war, einen 49jährigen Herzog wie ein unmündiges Kind zu behandeln[1]).

Der nächste Abschnitt wird uns zeigen, wie diese Momente zusammenwirkten, um die von Eberhard im Bart künstlich hergestellte Ordnung der Dinge in kurzer Zeit als unhaltbar zu erweisen.

III.

Als Eberhard im Bart starb, traten seine Verträge und Testamentsbestimmungen unmittelbar in Kraft, und es schien, als sollte alles nach den weisen Absichten des ersten württembergischen Herzogs gehen. Eberhard der Jüngere, von Hause aus gutmütig und besseren Regungen nicht unzugänglich, schien sich anfangs durchaus fügen zu wollen. Zur Freude seiner Untertanen söhnte er sich mit seiner Gemahlin aus und zeigte sich willens, ein geordnetes Leben zu führen. Auch in politischer Hinsicht schien der Zweck der Eberhardinischen Verträge erreicht: der Nachfolger trat dem schwäbischen Bunde bei und setzte die reichsfreundliche Politik seines Vorgängers fort. Er schob zwar bald den Regimentsrat zur Seite und berief eine neue Ratsbehörde, die teils aus alten teils aus neuen Räten bestand. Diesem neuen Rate gab er jedoch in ernsten Fragen Gehör und versprach sogar, bei wichtigen Sachen die Bedenken[2]) der drei Landstände anhören zu wollen. Zu Schwierigkeiten irgendwelcher Art führte die neue Ordnung zunächst nicht. War der Einfluß des Landesherrn fast aufgehoben, so schien anderseits die große

---

[1]) Vielleicht liegt es nahe, aus diesen Andeutungen den Vorwurf der Kurzsichtigkeit gegen Eberhard im Bart herauszulesen. Bei der Schwierigkeit der Situation scheint mir jedoch größte Vorsicht geboten. Eberhards Politik war nicht nur gut gemeint, sondern sie war, soweit wir urteilen können, auch ohne Frage objektiv die bestmögliche. Von einem Fürsten, der in seinem Lande keine ausgebildete Landtagspraxis vorfindet, ist nicht zu verlangen, daß er sie im Hinblick auf die Möglichkeit einer ständischen Regierungsperiode einführt. Daß Eberhards Politik sich nachher nicht bewährte, lag nicht an ihr. Jede andere hätte sich ebenso schlecht bewährt, wenn sie nicht auf völlige Beseitigung Eberhards d. J. ausgegangen wäre. Diese aber hätte damals schwerlich die Zustimmung des Reiches und des Landes gefunden. Endlich wird man berücksichtigen müssen, daß Eberhard im Bart hoffen durfte, daß die Vertragsbestimmungen niemals in Geltung treten würden. Er hatte den jungen Ulrich an seinen Hof gezogen und ließ ihn da unter seinen Augen trefflich erziehen. Gelang es ihm, sich in diesem Prinzen einen tüchtigen Nachfolger heranzubilden, so waren alle Schwierigkeiten beseitigt. Nur der frühe Tod Eberhards im Bart hemmte diese normale Entwicklung der Dinge und stürzte das Land in verhängnisvolle Wirren.

[2]) Vgl. Gabelskofer bei Steinhofer, III, S. 656 ff.

Digitized by Google

Macht der Ratsbehörde ihr Gegengewicht in der Meinungsverschiedenheit der Mitglieder gefunden zu haben[1]).

Allein gar bald stellte es sich heraus, daß man Eberhard II. eine unklare Stellung gegeben hatte. Sein Abhängigkeitsverhältnis von Landhofmeister und Räten setzte eigentlich eine Art Entmündigung voraus[2]), der man im übrigen keineswegs Rechnung trug. Nicht der Landhofmeister, sondern Eberhard selbst empfing von König Maximilian das Herzogtum mit allen seinen Gerechtsamen zu Lehen, ja, er wurde sogar zum „Koadjutor, Kurator, Administrator und Pfleger" seines geisteskranken und nach der Sitte der Zeit in Haft befindlichen Bruders bestellt[3]). Diese Inkonsequenz und Unklarheit scheint der tatsächlichen Sachlage entsprochen zu haben: Eberhard war ja nicht gerade unzurechnungsfähig, sondern, wie man heute sagen würde, vermindert zurechnungsfähig, weshalb man sich mit einer halben Vormundschaft begnügte. Und so kam es schließlich dahin, daß die Räte in den allgemeinen Reichsangelegenheiten die Führung behielten, während Eberhard II. bei gewissen Einzelunternehmungen sich mehr und mehr als selbständiger Landesherr erwies[4]).

Diese Halbheit in dem Zustande der Regierung mußte früher oder später zu schweren Übelständen führen. Es mußte zum Konflikt zwischen Herzog und Regiment kommen. Eberhard verlangte von neuem die dem Volke höchst anstößige Trennung von seiner Gemahlin, er wollte ferner die Kanzlei von Stuttgart wegverlegt sehen und Kriegsrüstungen gegen Herzog Georg den Reichen von Bayern durchsetzen[5]). Die Räte hatten diesen Forderungen gegenüber einen schweren Stand. Sie wiesen auf die Untunlichkeit und Unrechtmäßigkeit seiner Vorschläge hin und scheuten sich nicht, mit einer Klage beim König zu drohen[6]).

---

[1]) So Stalin IV, 4 im Anschluß an Chmel, Urk. zur Gesch. Max. I., Bibl. des lit. Vereins 10, S. 100.

[2]) Mit Recht sagt Stälin IV, 3, man habe ihn wie ein Mündel unter das „Regiment" gestellt.

[3]) Vgl. Gabelkofer bei Steinhofer III, S. 661.

[4]) Vgl. Eberhards Vorgehen gegen das Kloster Herrenalb. Stalin, a. a. O. S. 7. Wegen der Führung der Räte in Reichsangelegenheiten vgl. ebenda S. 5 f., insbesondere auch Sattler, Herzoge, I, Beil. Nr. 4.

[5]) Vgl. Gabelkofer bei Steinhofer III, S. 658 ff., Sattler, Herzoge, I, S. 10 ff., Stälin IV, S. 9.

[6]) Vgl. den ausführlichen Bericht Gabelkofers bei Steinhofer III, S. 657 ff. Danach konstituierte sich am 15. Juli 1496 eine große Ratsbehörde, der Herzog versprach, „daß er ihres Rats pflegen, und ohne sie nichts vornehmen wolle; wann aber wichtige Sachen vorfallen, wolle er auch der drei Landstände Bedenken anhören". Nach Sattler, Herzoge I, S. 16 stellten die Räte vor, es sei zu besorgen, daß die Prälaten

Digitized by Google

Dringend rieten sie ihm, nichts ohne Prälaten, Ritterschaft und Landschaft zu tun[1]). Solche Differenzen konnten natürlich nur dazu dienen, die Spannung zwischen Herzog und Regiment zu vergrößern. Am schwersten scheint Eberhard jedoch seinem eigenen Ansehen und seiner Stellung geschadet zu haben, als er den unter Eberhard im Bart gefangen gesetzten Dr. Konrad Holzinger, einen entlaufenen Augustinermönch, seinen ehemaligen Kanzler und Ratgeber wieder zu Ehren brachte. Holzinger schwur zwar, sich für seine Gefangenschaft, an der die Räte Eberhards im Bart nicht unbeteiligt waren, nicht rächen zu wollen[2]). Aber das war ein geringer Trost der Tatsache gegenüber, daß der verhaßte Mann gar bald den größten Einfluß auf Eberhard und auf die Geschäfte des Landes auszuüben begann. Die Situation verschärfte sich bald so sehr, daß man dem Herzog die Absicht zutraute, den mißliebigen Räten ans Leben zu gehen[3]).

Es zeigte sich jetzt die ganze Schwerfälligkeit des unausgebildeten landständischen Apparats. Um alle Mißstände zu beseitigen, sollte ein Landtag einberufen werden. Allein Eberhard widersetzte sich. Er erklärte, daß mit einem Landtag zu große Kosten verbunden seien; zudem sei er nur im Falle eines Landkriegs und in Steuerangelegenheiten zur Einberufung der Stände verpflichtet[4]). Endlich gab er dem allgemeinen Drängen nach und berief einen Landtag auf den 25. März 1498. Aber er selbst blieb der Versammlung fern[5]).

und Landschaft bei Kais. Mt. weiter über die großen Beschwerden klagen und „schwürig werden dörften", besonders, wann sie sehen, daß ihr Geld zu andern Ausgaben verwendet werde, als ihnen vorgespiegelt worden, „so dürfte leichtlich das Feuer in dem Haus selbst angehen".

[1]) Vgl. Sattler, a. a. O. „Diese werden billich darzu berufen, weil sie ihren Leib und Gut dabei aufzusetzen schuldig seien. Der Herren Lob seye auch der Landschaft Ehre, jenes Nutz dieser ihr Vorteil, aber auch der Untertanen Verderben des Herrn unwiderbringlicher Schade."

[2]) Vgl. Holzingers Urfehde bei Sattler, Herzoge I. Beil. Nr. 6. Ebenda Beil. Nr. 5 wird der Urteilsspruch einiger Prioren des Augustinerordens mit Artikeln, über welche gegen H. erkannt worden war, veröffentlicht. Danach hat H. nicht nur gegen die Ordensregel wie ein Ritter gelebt, sondern er hat ein Frauenkloster gestürmt, eine Nonne verführt u. dgl. mehr, dazu gegen Eberhard im Bart konspiriert. Daher seine Bestrafung.

[3]) Die Belege bei Stälin, a. a. O. S. 11, Anm. 2.

[4]) Diese Begründung ist auffallend, da sie aus der Praxis der Grafenzeit, wie wir sahen, keineswegs hervorgeht. Es müssen hier die bekannten Zustände in anderen Territorien eingewirkt haben. Vgl. übrigens oben S. 350 Anm. 6, wo Eberhard die Berufung der Stände bei wichtigen Sachen überhaupt in Aussicht stellt.

[5]) Wie es scheint, hat ihn hierzu kein anderer Grund als mangelndes Interesse

Digitized by Google

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, den äußeren Verlauf der Ereignisse, die nun in ununterbrochener Reihenfolge zur Absetzung Eberhards II. führten, im einzelnen vorzuführen. In den älteren Darstellungen der württembergischen Geschichte findet sich alles wissenswerte zusammengestellt. Es soll im folgenden vielmehr versucht werden, die innere Entwicklung der Dinge zu verfolgen, insbesondere die Entwicklung der Theorie, auf Grund deren die ständische Opposition bis zu dem ungewöhnlichen Schritte der Absetzung ihres Landesherrn getrieben wurde. Die äußeren Ereignisse werden nur so weit berücksichtigt werden, als sie für das Verständnis des Ganzen unentbehrlich erscheinen [1]).

IV.

Bei den der Absetzung Herzog Eberhards II. unmittelbar vorausgehenden Verhandlungen des Landtags sind zwei Hauptphasen zu unterscheiden. Zunächst scheint man nicht an Abfall oder gar an Absetzung des Landesherrn gedacht zu haben. Man hatte ausgesprochenermaßen nur die Absicht, auf Grund der Verträge Eberhards im Bart wieder ein „loblich regiment“ einzusetzen. Das sollte nicht gegen den Willen des Herzogs, sondern mit seiner Beihilfe geschehen. Daher wird von den Ständen zunächst energisch betont, daß sie keineswegs ungehorsam seien. Und auch diejenigen Schritte, die durchaus den Stempel feindlicher Aktion gegen den Herzog und seine Getreuen tragen, werden, solange es irgend geht, als durchaus loyal hingestellt. Es herrscht das offensichtliche Bemühen, solange wie möglich nach außen den Gehorsam oder doch wenigstens den Schein des Gehorsams aufrecht zu erhalten. Sie hatten einst geschworen, für die Durchführung der Verträge zu sorgen. Diesen Schwur galt es zu halten. In diesem guten Bewußtsein wies man mit Entrüstung den Vorwurf des Ungehorsams zurück.

Am 26. März trat der Landtag [2]) in Stuttgart zusammen. An des Herzogs Stelle unterhandelte neben Landhofmeister, Kanzler und

verleitet. Er war übrigens nach dem Eßlinger Vertrag nicht zum Kommen verpflichtet. Vgl. Reyscher I, 1, S. 516.

[1]) Wegen des äußeren Verlaufs sei der Leser auf die Darstellungen Sattlers und Stälins verwiesen. Die Akten sind z. T. bei Sattler publiziert, in kritischer Bearbeitung werden sie künftig im ersten Band meiner Landtagsakten vorliegen.

[2]) Nach der noch näher zu besprechenden Verschreibung vom 30. März waren anwesend: 1. Von Prälaten: Zwiefalten, Bebenhausen, Herrenalb, Denkendorf, Hirsau, Murrhardt, St. Georgen, Lorch, Blaubeuren, Alpirsbach und Adelberg; 2. von Städten: Stuttgart, Tübingen, Urach, Schorndorf, Vaihingen, Balingen, Markgröningen, Brackenheim, Cannstatt, Waiblingen, Leonberg, Göppingen, Calw, Kirchheim, Nürtingen, Lauffen, Herrenberg, Winnenden, Dornstetten, Backnang, Sulz, Hornberg, Wildberg, Marbach, Blaubeuren, Botwar, Nagold, Ebingen, Wildbad, Gretzingen, Neuffen, Güglingen, Neuen-

Digitized by Google

Kanzleivorständen eine Anzahl von Rittern, die auch ohne weiteres zur Regierung gezählt werden. Ihnen gegenüber stehen 11 Prälaten und die Vertreter von 50 Städten als Vertreter des Landes[1]). Zunächst scheint alles friedlich zu gehen. Die von der Regierung begehrte Hilfe ist der Landtag „us unterteniger gehorsami zuesampt schuldiger pflicht seinen fürstlichen gnaden mitzuetailen ganz willig." Dann aber fiel der feindliche Schlag. In offenbarer Übereinstimmung mit der Mehrheit der Regierungsvertreter, insbesondere mit dem Landhofmeister, erfolgt die Verhaftung einer Anzahl der Landschaft verhaßter Personen, darunter auch die des Hans v. Stetten, der noch zu Beginn des Landtags unter den Vertretern des Herzogs genannt wird. War man zu diesem Schritt berechtigt? Man hat es jedenfalls geglaubt. Hierfür ist höchst charakteristisch das von Prälaten, Landhofmeister, Räten und Landschaft am 29. März an Eberhard gesandte Schreiben, in dem sie ihn zur Teilnahme an den Verhandlungen auffordern. Die vorgenommenen Verhaftungen werden hier als „nit us ainicher ungehorsami, sondern von schuldiger pflicht, damit e. f. gnad und wir bestrickt und gebünden sind" geschehen erklärt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Verhaftungen, modern gesprochen, den ersten revolutionären Schritt des Landtags darstellen. Aber es ist höchst bezeichnend, daß die Stände sich nicht bewußt sind, gegen ihren Herzog rebelliert zu haben. Für sie ist, wie wir gleich sehen werden, die Vertragspolitik Eberhards im Bart der gegebene Rechtsboden, und der Herzog ist demnach der Abtrünnige, wenn er von dieser staatsrechtlichen Norm abweicht, nicht sie, die ja weiter nichts im Sinne haben, als für die Innehaltung dieser Verträge zu sorgen.

Und so sehen wir denn diese doppelte Stellung die gesamten Erörterungen der ersten Kampfesphase beherrschen. Während auf der einen Seite der Vorwurf des Ungehorsams weit abgewiesen wird, bemüht man sich anderseits, als einzigen Zweck des Vorgehens die Wiederherstellung

---

burg, Bietigheim, Asperg, Tuttlingen, Dornhan, Schiltach, Bulach, Zavelstein, Nieringen, Haisterbach, Münsingen, Owen, Weilheim, Weltbuch, Honeck, Rosenfeld, Bilstein und Heimsheim. Außerdem wird der Truchseß von Waldeck auf seiten der „praelaten und landschaft" genannt. Demgegenüber figurieren als Vertreter der Regierung der Probst von Ellwangen, der Landhofmeister W. v. Fürstenberg, Graf A. v. Sonnenberg, der Kanzler Dr. Gr. Lamparter, H. C. v. Bubenhofen, Hans v. Stetten, D. v. Weiler, C. Thumb von Neuburg, Hans von Reuneck, Jörg von Werenwag, Hans von Diesen, Dr. Martin Rüttel, Dr. U. Adelshofer, der Sekretär J. Fünfer d. Ältere, der Landschreiber H. Heller, ferner C. Breuning, Meister Simon Keller und H. Lorcher, Kanzleischreiber.

[1]) Es ist aber anzumerken, daß der Probst zu Ellwangen zur Regierung, der Truchseß von Waldeck zu den Ständen gezählt wird. Verfassungsgeschichtlich ist hier,

Digitized by Google

der Ordnung zu betonen. In dem Schreiben vom 29. März verlangen sie die Durchführung des Eßlinger Vertrags, damit „ein loblich erlich regiment gesetzt und gemacht werde“ [1]). Dieser Vertrag gilt ihnen darum für besonders heilig, weil er von ihnen und den beiden Fürsten beschworen und vom König konfirmiert worden ist [2]). Sie wollen weiter nichts als seine Durchführung, zu der ihnen der Herzog helfen soll. Sie künden ihm aber auch gleich an, daß für den Fall, daß er nicht zu ihnen kommen wollte, um mit ihnen zu verhandeln, „dannocht inhalt des vertrags alles, so wir zu tun schuldig sind, fürgangen und gehandelt“ werden würde, „was zu loblichem gutem regiment dienen mag“. Der Brief ist unterschrieben von den „wilig gehorsam landhofmeister, prelaten, graven, ritter, knecht, diner und andere e. f. g. ret und ganze landschaft in treffenlicher anzal zu Studgartten versamlet“ [3]).

Es kann kaum zweifelhaft sein, wie dieses Programm, Wiederherstellung des Eßlinger Vertrags mit oder ohne Assistenz des Herzogs, rechtlich zu begründen war. Der Eßlinger Vertrag gab dem Regimentsrat die Befugnis, selbständig vorzugehen, wenn Eberhard „nit dabei komen oder darin retig sein“ wolle. Dieser Fall lag jetzt offenbar vor. Der Landtag war vom Herzog selbst berufen worden. Es galt nach Eberhards eigenem Zugeständnis, auf dem Landtag gewisse Mißbräuche abzustellen [4]). Als der Herzog nicht erschien, wurde er ausdrück-

wie bereits S. 340 Anm. 1 bemerkt, von Interesse, daß sich in der Stellung der Ritter unzweifelhaft der Charakter der Mitherrschaft ausprägt, wie wir ihn oben als diesem Stande eigentümlich gekennzeichnet haben.

[1]) Der berüchtigte Holzinger war schon vor Eröffnung des Landtags auf Antrag von Landhofmeister und Kanzler wegen eines Streits mit dem Grafen Emich von Leiningen gefangen gesetzt worden. Vgl. Heyd, Ulrich, I, S. 21 ff. Jetzt wurde er gegen des Herzogs Willen nach Konstanz in die Gewahrsam seiner geistlichen Obrigkeit abgeführt.

[2]) Hierauf wird immer wieder verwiesen. Brief und Siegel der württ. Herren habe stets in hohem Glauben gestanden, wenn das anders würde, sei dies von größtem Schaden für Land und Leute, heißt es im Schreiben vom 29. März.

[3]) Das Schreiben vom 29. März stellt eine Art Ultimatum dar. Es war vielleicht nicht die einzige, jedenfalls aber die letzte Mahnung an den Herzog, den Landtag zu besuchen. Schon am andern Tage geht die Landschaft zu weiteren Schritten über, betont aber, daß Eberhard „mit underteniger pitt zue kommen beschriben, ouch inhalt obgemelts vertrags von den räten zuem regiment verordnet des halben ermant, darüber aber sein fürstlich gnaden bis auf diesen tag usbeliben ist“.

[4]) Vgl. Stälin IV, S. 12. Freilich wird man geltend machen können, daß der angezogene Passus des Eßlinger Vertrags Maßnahmen des Regimentsrats und nicht des Landtags im Auge gehabt habe. Allein die Zusammensetzung des Landtags und der ganze Verlauf der Angelegenheit zeigen, daß der Regimentsrat den Landtag be-

Digitized by Google

lich nochmals geladen. Kam er dann gleichwohl nicht, so durfte man sich berechtigt halten, vertragsgemäß „mit irer handlung [zu] vollenfarn".

Dies nun wurde angebahnt durch die Verschreibung vom 30. März[1]). In diesem Schreiben verpflichten sich die Stände, sich in ihrer Haltung dem Herzog gegenüber wechselseitig zu schützen und legen einige Gesichtspunkte fest, nach der die Ordnung des Landes etwa zu erfolgen habe.

Für die Theorie der ständischen Opposition ist von Bedeutung, daß in dieser Verschreibung nachdrücklich darauf hingewiesen wird, daß die Einheit des Landes auf dem Spiele stehe. Schon in dem Schreiben vom 29. bitten sie den Herzog, er „wölle ouch iezo in der grözten not helfen, das solichs [nämlich das Fürstentum] nit zertrennt und zu verderblichem schaden gebracht werde." Viele Leute — so sagen sie — bemühten sich, Württemberg zu zertrennen und zu zerstören. Nur Festhalten an den Verträgen könne dagegen schützen[2]). Jetzt weisen sie darauf hin, daß bei der seitherigen schlechten Regierung „ganzer und verderblicher abgang und zertrennung ehegemelts fürstentumbs und unser aller als der zuverwandten darus volgen, entstehen und erwachsen würde,

herrschte. Das allein würde für das Rechtsgefühl der damaligen Zeit genügt haben, um Befugnisse des Regimentsrats auf den Landtag zu übertragen. Es kommt indes hinzu, daß in der ganzen landständischen Entwicklung, vor allem in der immer wiederkehrenden Forderung, alles Wichtige nur unter Hinzuziehung der Landschaft zu erledigen, die nicht zu verkennende Tendenz liegt, den Landtag als höhere Instanz über allen landständischen Regimentsräten zu betrachten. Der Eßlinger Vertrag bestimmt z. B., daß das Regiment sich durch Zuwahl ergänzen soll, wenn die Hälfte oder mehr vorhanden sind; sind weniger als die Hälfte vorhanden, dann soll die Ergänzung durch die drei Stände erfolgen. An diesem Beispiel ist deutlich zu sehen, wie sich Landtag und Regiment verhalten. Das Regiment ist bereits eine Art landständischen Ausschusses. Sowie es seine Funktionen auf den Landtag überträgt, regiert es nach errungenem Siege ohne Bedenken weiter, während der Landtag sich wieder zerstreut. — Der Charakter des Regiments als quasi Ständeausschuß findet sich übrigens schon im Frankfurter Entscheid vorgezeichnet. Vgl. oben S. 345.

[1]) Es ist dies die von Reyscher, Sammlung II, S. 14 irrtümlich nach einer Vorsalnotiz des Aktenstücks „erste Regimentsordnung" genannte Verschreibung. Auch das Datum bei Reyscher ist falsch, er setzt das Schriftstück zum 9. April. Nach diesen Zurechtstellungen ist natürlich auch seine Darstellung a. a. O. I, S. 254 zu korrigieren; vgl. auch Heyd, Ulrich I, S. 22 ff.

[2]) Bald scheint es, als ob man beim Sturz der Verträge lediglich Erbansprüche verwandter Fürsten gefürchtet habe, bald auch scheint man ohne diesen Nebengedanken an den Verfall der Herrschaft „durch ungnugsam oder nit loblich regierung" gedacht zu haben. — Übrigens spielt der Gedanke der Einheit des Territoriums als eines durchaus festzuhaltenden Zustandes in jener Zeit eine große Rolle. Auch König Maximilian gibt im Horber Vertrag als Grund seines Vorgehens den Wunsch an, daß das Land „aus solichem irem widerwärtigen willen nicht zerrut, zertrennt und in abfall kume."

Digitized by Google

dem wür mit getrüwen vlis und ungespartem darlegen unsers vermögens zue nutz, lob und eeren des benanten unsers gnedigen herrn, auch zue behaltung siner fürstlichen gnaden namens, stammens und herkommens und zue bestendlicher handhabung dis fürstentumbs und unser aller in unzertrenten wesen mit hülf des allmechtigen vor zue sein und solichs zu verhüeten understeen wöllen." Man sieht hier die konservative Tendenz des ständischen Vorgehens und darf dieser Äußerung um so größere Bedeutung beimessen, als wir es hier mit keinem für die Öffentlichkeit bestimmten Schriftstück zu tun haben, so daß der Verdacht einer Bemäntelung ihrer Gesinnung nicht nahe zu liegen scheint. Die Notwendigkeit der Durchführung der Verträge wird natürlich in dieser Verschreibung nicht minder nachdrücklich und in ähnlicher Weise betont als in dem Brief an den Herzog[1]).

Die Verschreibung geht aber noch weiter. Sie bekennt, daß sie infolge des Ausbleibens des Herzogs und weil „in solchem kein lenger ufhaltung und verzug haut mögen erlitten werden", den Regimentsrat aus eigener Machtvollkommenheit ergänzt habe. Zu den alten Regimentsräten, nämlich den Äbten von Zwiefalten und Bebenhausen, den Rittern Georg von Ehingen und Diether von Weiler, und den Landschaftsvertretern Johann Heller, Vogt zu Tübingen, und Hans Adam, Vogt zu Kirchheim, traten hinzu der Probst Albrecht von Ellwangen, der Abt Bartholomäus von Herrenalb, die Ritter Hans Kaspar von Bubenhofen und Konrad Thumb von Neuburg, ferner der Vogt von Stuttgart Hans Gaysberg von Schorndorf, der Bürgermeister Stuttgarts Sebastian Welling und an Stelle des zurücktretenden Hans Adam von Kirchheim Konrad Breuning von Tübingen. So wurde das Regiment reorganisiert.

Mit diesem Schritt wich der Landtag keineswegs von der Linie der Hausverträge ab. Der Eßlinger Vertrag hatte den Fall der Notwendigkeit einer Ergänzung des Regimentsrats vorgesehen und folgendes darüber bestimmt: „weren ir dann der halb teil oder daruber bestimpt, so solten dieselben macht haben, die ubrigen zu in zu erwelen, were aber under dem halben teil erwelt, so sollen die 3 stend von prelaten, ritterschaft und landschaft der herrschaft Wirtemberg macht und gewalt haben, dieselben sovil der gepruch und mangel were", zu wählen[2]). Nach diesen Bestimmungen wäre

[1]) Mit besonderem Nachdruck wird hervorgehoben, daß der Eßlinger Vertrag durch Erzbischof Berthold von Mainz und Markgraf Friedrich von Brandenburg vermittelt und von den beiden Fürsten, „desglich von uns gemainer landschaft", beschworen und vom Kaiser bestatigt worden sei.

[2]) Bei diesem Wortlaut der Bestimmungen ist es natürlich vollkommen irrelevant,

Digitized by Google

sogar eine Ergänzung des Regiments durch Kooptation möglich gewesen. Tat nun der Landtag als solcher die notwendigen Schritte, so mochte er sich dazu für durchaus berechtigt halten. Sache des Herzogs war es nunmehr, die neue Ordnung anzuerkennen. Ausdrücklich hebt die Verschreibung hervor, daß sie sich alle „us schuldigen aidspflichten, damit wür von der landschaft inhalt obgemelten vertrags verbunden sind," zur Unterstützung des Regiments für verpflichtet halten.

Eberhard dachte nicht daran, die neue Ordnung anzuerkennen. Mit Waffengewalt wollte er der Opposition Herr werden. An demselben 30. März, an dem des Landtags Ultimatum an ihn gekommen sein muß, schrieb er an die Stadt Eßlingen und bat, 50 „wolgerüster handbuchsenschützen und damit Ulrich Holzwarten alher gein Kirchain zu schicken". Aber Eßlingen lehnte ab. Es hatte am gleichen Tage einen Brief aus Stuttgart erhalten, in dem Prälaten, Landhofmeister, Räte und Landschaft berichteten, daß sie „unserm gnedigen hern ain erber leblich regiment zu machen" im Begriffe seien, „das sinen firstlichen gnaden loblich und brachtlich und dem ganzen furstentumb nutzlich sin werd"[1]). Eberhard gab sich damit nicht zufrieden. Er veranlaßte, so scheint es, eine Gesandtschaft der Stadt Eßlingen an den Landtag. Diese aber erreichte nichts. Die Landschaft erklärte, von keiner Irrung noch Zwietracht zu wissen. Sie sei auf Grund herzoglichen Befehls versammelt und erkenne Eberhard ausdrücklich als ihren gnädigen Herrn und Landesfürsten an. Dies teilte Eßlingen dem Herzog mit und enthielt sich weiterer Schritte[2]).

Trotz der unversöhnlichen Haltung Eberhards hielt der Landtag daran fest, zunächst im Gehorsam zu bleiben, und nur auf Anerkennung des neuen Regiments zu dringen. Am 9. April erschien ein an alle Stände des Reiches gerichtetes gedrucktes Ausschreiben von Prälaten, Landhofmeister, Räten und Landschaft. In diesem Schreiben wird nochmals die eingenommene Stellung verteidigt. Nur um die pflichtgemäße Durchführung der Hausverträge handele es sich, die sie „us merklicher

---

daß der Eßlinger Vertrag sich die Notwendigkeit der Ergänzung des Regimentsrats zunächst so denkt, daß Eberhard d. Ä. sterben könne, ohne einen vollzähligen Regimentsrat ernannt zu haben.

[1]) Stadtarchiv Eßlingen, Lade 246, Büschel 331.

[2]) Vgl. Briefkonzept vom 3. April. Stadtarchiv Eßlingen, a. a. O. Daß der Konflikt großes Aufsehen machte und außerhalb bereits als Aufruhr angesehen wurde, beweist ein Schreiben Reutlingens vom 8. April (Stadtarchiv Eßlingen, a. a. O.), in welchem der Antrag gestellt wird, gemeinsame Botschaft nach Württemberg zu senden, „ob gutlich hinlegung in sölicher aufrür erfunden werden möcht".

Digitized by Google

notturft und vorerzelten ursachen nit anders dann us schuldiger pflicht got dem allmechtigen, unserm gnedigen herrn und uns selbs und ganz niemands zu smach, verachtung oder ungehorsami" vorgenommen hätten. Auch der dritte Verteidigungspunkt ihrer Stellung, die drohende Zerstückelung des Landes, fehlt nicht. Dieser Punkt wird vielmehr in bemerkenswerter Weise ausgedehnt. Die Regierung Eberhards habe nicht nur ihnen, sondern „ouch dem hailigen römischen rich, künglicher maiestat, dem land zu Swaben, ouch allen anstössern, nachpuren und aller erberkait" mit Schaden gedroht. Die Verhaftung der mißliebigen Günstlinge Eberhards sei aber von ihnen vorgenommen worden, „denen soliche[s] als weltlichen räten und landschaft zusteet und gepürt" [1]). Im übrigen weisen sie mit Geschick auf die Zeiten Eberhards im Bart hin, dessen Politik sie fortzusetzen im Begriffe seien. Im Interesse von Kaiser und Reich allein sei ihr Vorgehen erfolgt. Zum Schlusse bitten sie, abweichenden Berichten keinen Glauben zu schenken.

Am nächsten Tage schon (10. April) erlassen sie ein großes Kollektivschreiben an Herzog Eberhard, in dem sie ihm ihre Pflicht, „es sie rats-, diensts-, ampt- oder lehenpflicht" aufsagen, soweit sie seine eigene Person betreffe [2]). Zur Begründung des ungewöhnlichen und plötzlichen Schrittes entrollen sie noch einmal das Bild der ganzen durch Eberhards Untüchtigkeit geschaffenen Situation. Sie schildern, wie er sich ihrer Bitte gegenüber, den Landtag persönlich zu besuchen, ablehnend verhalten und dadurch die Reorganisation des Regiments ohne sein Zutun notwendig gemacht habe. Sie entwickeln noch einmal die Notwendigkeit und die Bedeutung des Eßlinger Vertrags, an dem festzuhalten sie einander gelobt haben. Dann erfolgt die eigentliche Pflichtaufkündigung mit folgender Einleitung: „Nachdem uns dann kain pflicht oder anders, so uns an dem billichen gotlichen loblichen und erlichen furnemen verhindern sollt oder mocht, nit irret oder hindert, die wir u. f. g. samentlich oder sonderlich schuldig sein sollten zu volziehen,

[1]) Diese Begründung erscheint wenig stichhaltig. Die Verhafteten sind selbst weltliche Räte des Herzogs gewesen und konnten wohl ohne Einwilligung des Herzogs nicht festgenommen werden. Ob aber der Landschaft als solcher irgend ein Recht gegen die Räte zustand, scheint mehr als fraglich. Eberhard kennzeichnet des Landtags Vorgehen dahin, daß er „sich unser regalia des hochgerichts pan über das plut hinder uns zu gebrauchen unterstanden".

[2]) „ . . sovil die u. f. g. person und nit witer [die letzten 3 Worte sind eingeflickt] mocht betreffen oder angen". Damit ist augenscheinlich die Pflicht dem Fürstenhause gegenüber ausdrücklich bewahrt.

Digitized by Google

noch dannoch umb ursachen merers fugs, glimpfs und aller stattlicher versehung und uberfluss mer dann die notturft als wir achten, so sagen und schriben wir samptlich und sonderlich u. f. g." . . . die Pflicht auf.

Was hatte den Landtag bewogen, aus seiner bisherigen Reserve hervorzutreten und demselben Landesfürsten die Pflicht zu kündigen, gegen den gehorsam zu sein von Beginn des Konflikts an einer der wesentlichsten Punkte ihrer Politik gewesen war[1])?

V.

Fraglos wurde die Landschaft in ihrer Stellung durch das Vorgehen Eberhards II. bestimmt, dem es offenbar nicht um Aussöhnung mit seinen Ständen zu tun war. Nach seinem Ausschreiben vom 18. Mai, auf das wir gleich noch zu sprechen kommen werden, hat er sich freilich zunächst in Unterhandlungen eingelassen. Diese Unterhandlungen seien jedoch durch Schuld der Stände gescheitert[2]). Allein es ist sehr fraglich, ob diesem parteiischen Berichte im einzelnen zu glauben ist[3]). Sicher ist jedenfalls, daß Eberhard bereits am 1. April Kirchheim verlassen und sich nach Ulm begeben hatte, von wo aus er sich an-

[1]) Unter den Papieren des Landtags im Stuttg. St.A. ist uns ein Zettel überliefert, der eine Art Vorlage zur Pflichtkündigung genannt werden kann und mit der Aufschrift „Wie man pflicht ufschriben sol" versehen ist. Dies Schriftstück beginnt mit den Worten: „Dem durchluchtigen hochgebornen fursten und heren hern Eberharten herzogen zu Wirtemberg und zu Teck graven zu Mumppelgart etc. minem gnedigen hern embüt ich N. min undertänig willig dienst alzit zuvor, gnediger her . . . ." die Worte von „embüt" an sind aber wieder durchgestrichen. Man kann daran sehen, wie sehr den Leuten die üblichen Formen der Ergebenheit ihrem Landesherrn gegenüber in Fleisch und Blut übergegangen waren.

[2]) Vgl. Sattler, Herzoge, I, Beil. S. 31.

[3]) In dem Kollektivschreiben vom 10. April werden die von Eberhard behaupteten Verhandlungen gar nicht erwähnt. Es heißt einfach, S. Gnaden habe die Einladung verachtet und sei „irs gefallens usbliben". Die auffallende Behauptung des Berichts, daß die Landschaft „sloss und stett" „on unser wissen und willen angenomen" hätten, scheint übrigens nicht aus der Luft gegriffen zu sein. Unter den Akten findet sich ein Brief der Opposition vom 4. April an einen unbekannten Adressaten, aus dem hervorgeht, daß „die zwo stett Kirchheim und Nurtingen zu gehorsam gebraucht und die löf nit mer so sorglich sind". Auch Marbach, Weilheim und Neuffen zögerten, ehe sie sich der Opposition anschlossen. Vgl. Heyd, Ulrich, I, S. 25. Es wird wohl so gewesen sein, daß die Landschaft Vertrauensmänner im Lande umher schickte, die ihre Sache zu führen hatten. In dem genannten Brief wird eines solchen Vertrauensmannes namens Jörg Rothafft gedacht. Stälin IV, 16 stellt es so dar, daß die neue Regierung unmittelbar nach der Aufkündigung der Pflicht mehrere Schlösser besetzt habe.

Digitized by Google

gelegentlich bemühte, auswärtige Hilfe gegen die Landschaft zu gewinnen. Für des Herzogs Gesinnung mußte für bezeichnend genug gehalten werden, daß er, unmittelbar nachdem ihm die Stadt Eßlingen die nachgesuchte bewaffnete Hilfe abgeschlagen hatte [1]), aus Württemberg geflohen war. Er wollte eben keinen Ausgleich, sondern meinte, durch Waffengewalt wieder zur Herrschaft gelangen zu können. Daß die Landschaft den Ernst der Situation klar erkannte, geht aus dem Kollektivschreiben vom 10. April klar hervor. Es heißt da: „So zögen ouch u. g. handschriften neulich ergangen an, das die nach irem gefallen und anders nit ain herr dis lands sein welle, auch von den verträgen bi k. mt. understen absolucion zu erlangen [2]). Demgegenüber wollten sie durchaus an Regiment, Ordnung und Verträgen festhalten.

Immerhin bleibt es auffällig, daß die Aufkündigung der Pflicht gerade am 10. April erfolgte. Die Situation war mindestens tags vorher, als man das gedruckte Ausschreiben publizierte, dieselbe. Das Kollektivschreiben sagt darüber: „Wir haben ouch solich ufschriben der pflicht, so mer us uberfluss dann der notturft geschicht, nit zitlicher mögen oder künden fruchtbarlich tun dann die gotlich loblich nutzlich und selich ordnung und satzung der regierung erst ainhelliglich mit zitlichem rate beschlossen [3]), ouch nüwlich

[1]) Vgl. oben S. 357. Im Ausschreiben vom 18. Mai gibt Eberhard selbst zu, Ulm und Eßlingen angegangen zu haben. Die versuchte Intervention des Königs und einiger Fürsten sei nur darum fehlgeschlagen, weil die Stände heuchlerischerweise jede Irrung geleugnet hätten.

[2]) Daß sich die Landschaft in ihrem Urteil nicht vergriffen, beweist zur Genüge Eberhards Ausschreiben vom 18. Mai. Er spricht in diesem Ausschreiben von den „vermeinten“ Regenten des Fürstentums, erkennt also den ganzen Regimentsrat, der sich doch durchaus im Sinne des Eßlinger Vertrags ergänzt hatte (vgl. oben S. 346) nicht an. Daß man seinem parteiischen Bericht schwerlich Glauben schenken darf, ist bereits erwähnt. Desto beachtenswerter ist, daß er selbst zugibt, die Verhandlungen abgebrochen zu haben: „uns misslich und unverfenglich, ferrer mit in zu handlen, gewesen ist.“

[3]) Dies gibt meines Erachtens einen beachtenswerten Anhaltspunkt für die Datierung der großen Regimentsordnung, die ohne Zweifel gemeint ist. Reyschers falsches Datum (14. Juni 1498) ist von Stälin IV, 13, A. 3 korrigiert worden. Das auf dem Exemplar des Stuttg. St.A. vermerkte Datum „1498 freitags nach letare“ (Hand des 15. oder 16. Jahrhunderts) ist natürlich auch irrtümlich. In der oben mehrfach erwähnten Verschreibung vom 30. März findet sich eine Art Entwurf einer Regimentsordnung. Daraufhin, so müssen wir annehmen, arbeitete man in den folgenden Tagen weiter und brachte die Ordnung bis zum 10. April zustande, wobei natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß noch nachträglich bis zur Drucklegung manche Änderung oder mancher Zusatz hinzugekommen ist. Jedenfalls war die Ordnung abgeschlossen, ehe König Maximilian eingriff.

Digitized by Google

durch u. g. handschrift unsern guten fründen geton erlernet, das die von dem obangezögten verpflichten geschwornen vertrag sich understen will, bi kuniglicher maiestat absolucion zu erlangen." Also die Abfassung der Regimentsordnung schien den Ständen unerläßliche Vorbedingung für die Aufkündigung der Pflicht. Man wird daraus schließen dürfen, daß die Aufkündigung der Pflicht schon seit einiger Zeit, vielleicht sogar von Anfang an, beschlossene Sache war. Dann aber wird man schwerlich der Landschaft den Vorwurf ersparen können, ein verstecktes Spiel getrieben zu haben [1]). Noch in dem Ausschreiben vom 9. April wird mit keinem Wort der Absicht gedacht, die am 10. zur Ausführung kommt und wie ein vernichtender Schlag auf den Herzog zu wirken bestimmt war.

Verfassungsgeschichtlich von größter Bedeutung ist die Stellung, die der Regimentsordnung bei der ganzen Handlungsweise der Stände zugeschrieben erscheint. Wenn sie die conditio sine qua non für die Absetzung des Landesherrn ist, so tritt sie gleichsam an seine Stelle. Sie wird betrachtet als sinngemäße Ausführung der Eberhardinischen Verträge, ja sie wird in gewisser Weise mit den Verträgen als identisch behandelt. Der Landtag errichtet nicht nur ein Regiment, sondern er legt auch diese meine vorgezeichnete Ordnung auf. Dann aber sagt er sich von dem Fürsten los, der die geheiligten Verträge nicht halten will.

Weiter gehen die Gedanken der erregten Führer zunächst nicht. Daß der junge Ulrich nach seines Oheims Entsetzung eo ipso Herzog sei, wird nicht vorausgesetzt. Er figuriert in der Regimentsordnung noch als Graf [2]). Gleichwohl denkt niemand daran, seine Rechte zu schmälern. Am 1. Mai wird Konrad Thumb an König Maximilian gesandt, um die Erhebung Ulrichs zu betreiben. In einem Schreiben des Stuttgarter Propstes Ludwig Vergenhans und des Ritters Hermann von Sachsenheim, das durch Thumb bestellt wurde, wird der König ersucht, sich Ulrich „als den kunftigen regierenden fürsten" anzusehen, „ab des gestalt iwer ko. m. nit misfallen haben wirt" [3]).

[1]) Wieweit Eberhard mit seinem Vorwurf, daß der Landtag mit seiner Behauptung, nicht mit ihm in Irrung zu stehen, geheuchelt habe, im Rechte war, kann schwerlich strittig sein. Auch wenn man nicht von vornherein die Absetzung des Herzogs ins Auge gefaßt hatte, war planmäßiges Vorgehen gegen ihn sicher von Anfang an beschlossene Sache. Mit dem Vorgehen gegen Holzinger und Genossen war die „Irrung" in jedem Falle gegeben. Man wird daher der Entrüstung des Herzogs in diesem Punkte wenigstens Recht geben müssen.

[2]) Was freilich vor seiner Belehnung durch den König vielleicht nicht anders angängig war.

[3]) Stälin IV, 17, „. . ob ihm „dessen Gestalt nicht mißfalle"" ist wohl irreführend.

Digitized by Google

Die theoretische Stellung des Landtags, wie wir sie durch die ganzen Verhandlungen hindurch kennen gelernt haben, gelangt schließlich noch einmal zu klarem und knappem Ausdruck in der bereits erwähnten Regimentsordnung. Das umfangreiche Stück beginnt bezeichnenderweise mit der feierlichen Erklärung, daß alles null und nichtig sein solle, was wider den beschworenen Vertrag gegen ihr besseres Wollen in die Ordnung etwa hineingekommen sein solle, „dann unser will, gemüt und meinung ist nit anders dann zuvorderst die eer gottes, ouch unser gnedigen herrschaft lob und nutz und unser aller handhabung und aufenthalt us schuldigen pflichten und in kraft berürts vertrags zu bedenken ouch handeln." Von neuem wird versichert, daß das ganze Vorgehen „gott dem allmechtigen zu lob, disem fürstentumb zu eeren, prelaten, land und lüten zu ufgang und damit dasselb bi ainander ungetailt, unzertrent und vor verderplichem unwiderbringenlichem schaden verhüt werde und bliben möge" unternommen worden sei. Dann werden ausführliche, hier im einzelnen nicht zu berührende Bestimmungen über das Regiment getroffen und schließlich ein Eid vorgeschrieben: „wie das land schweren soll". Dieser Eid ignoriert völlig den Landesherrn, der überhaupt in der Regimentsordnung als solcher nicht erwähnt wird [1]). Der Eid wird vielmehr geschworen „dem fürstentumb Wirtemberg, dem regiment und ordnung deshalb gemacht iezo verlesen, sovil die ieden betreffen mag in kraft des, wie oben gelut . . ." So sehen wir den Vertrag gleichsam an die höchste Stelle treten. Fürstentum, Regiment und die auf dem Vertrag basierende Ordnung — das sind die höchsten Autoritäten. Um ihre Integrität wird gekämpft.

Wie setzt sich Herzog Eberhard mit dieser Auffassung auseinander? Daß er seiner Stände Vorgehen verwirft, daß er in ihnen nur Rebellen und heuchlerische Privatfeinde sieht, ist selbstverständlich. Aber hat er der Theorie eine Gegentheorie entgegenzustellen? In gewissem Sinne ja [2]). Zunächst leugnet er alles. Er hat sich überhaupt nichts zu schulden kommen lassen, hat stets wie ein frommer Fürst regiert, hat die Verträge gehalten und sich bis aufs äußerste nachgiebig erwiesen. Diese Expektorationen des erregten Herzogs sind ebenso unrichtig wie uninteressant. Dann aber kommt die Theorie: „Dann obgleich wir oder ander

[1]) Dafür werden ausführliche Bestimmungen für die Erziehung des jungen Ulrich erlassen. Dieser erscheint aber nicht als Landesherr. Als solcher wird Eberhard II. vorausgesetzt, freilich als abgesetzter. So heißt es z. B. „und nachdem unser gnediger herr user land geritten ist . . ."

[2]) Vgl. für das Folgende das Ausschreiben vom 18. Mai.

Digitized by Google

oberkeit alles, das die undertan etwa von irs nutz, neidigen, argen willen oder aus vorcht irer eigen bosheit möchten erdichten, getan oder volpracht [hetten], das sich doch, ob got will, bei uns in keinen weg und nimer anders dann als einem fromen fürsten zimbt in warheit erfinden mag, iedoch hetten si, noch sunst niemands weder fug, ursach noch recht, nach irm eigen willen uns also unerfordert unverhört und unerlangt unser erblichen land, leüt oder furstlicher ern zu entsetzen, abzudringen, verletzen, das unser zu entwern, irer erbhuldung, pflicht und aid enteüssern vergessen oder sich selbs davon zu absolvirn und des unsern underfahen." Also mit anderen Worten: wenn auch die Stände mit ihrer Klage Recht hätten, wenn auch der Herzog die Verträge gebrochen und tyrannisch regiert hätte, dennoch durften seine Untertanen nicht gegen ihn vorgehen. So sehen wir denn in diesem ersten großen Zusammenstoß zwischen Herzog und Landschaft bereits dieselbe staatsrechtliche Fragestellung, die bis in die neuere Zeit hinein mit geringen Schwankungen die Ständekämpfe beherrscht hat: steht der Vertrag über dem Landesherrn oder umgekehrt? Völlig im Rahmen der spätereren Anschauung des absoluten Fürstentums bekennt der Herzog, daß er seine Unschuld zwar vor König und Fürsten vertreten wolle, daß er aber dazu nicht verpflichtet sei: „des wir doch nach gestalt der sachen sunst nit schuldig wärn."

Die weitere Entwicklung der ganzen Angelegenheit ist ohne besonderes verfassungshistorisches Interesse. Für Maximilian, der nunmehr in den Streit eingriff, war nur sein eigenes Interesse maßgebend. Der große Rechtsgegensatz tritt völlig zurück. Ein Schacher erhebt sich, bei dem die Führer des Stuttgarter Landtags und der König die Kontrahenten sind, während Eberhard die klägliche Rolle des übervorteilten Tölpels zu spielen hat[1]). Der Horber Vertrag vom 10. Juni 1498 schließt die Komödie völlig im Sinne des neuen Regiments ab. So wenig diese letzte Phase des Streites befriedigt, so muß doch anerkannt werden, daß die entgültige Entscheidung durchaus im wohlverstandenen Interesse des Herzogtums gelegen war. Daß sich das neue Regiment so wenig bewähren würde, wie es sich in der Tat bewährt hat, das konnte damals niemand voraussehen.

[1]) Der König verpflichtet beispielsweise Herzog und Landschaft im voraus, sich seiner Entscheidung zu unterwerfen, und kommt dann ohne irgend eine einigermaßen genügende Begründung zu einem für Eberhard völlig vernichtenden Spruch. In welch kläglicher Weise der unwürdige Fürst den Rückzug antrat, beweist seine Abdankungsurkunde. Vgl. Sattler, Herzoge, I, Beil. S. 41 ff.

Digitized by Google

VI.

Wenn wir die ganze Angelegenheit des Herzogs mit seinen Ständen nochmals überschauen, so werden wir sagen müssen: es handelte sich praktisch genommen um einen jener Fälle, wo sich ein Volk nach einer Periode unerträglicher Mißregierung aufrafft, um durch einen Gewaltstreich loszukommen von einem unwürdigen Fürsten. Dennoch wäre es falsch, die Absetzung Eberhards II. als Rebellion im modernen Wortsinne aufzufassen. Wir haben es verfassungsrechtlich fraglos mit der Ausübung des sogenannten Widerstandrechts der Stände zu tun. So unausgebildet auch immer die ständischen Verhältnisse Württembergs in jener Zeit waren, so beweist uns doch die ganze Haltung des Landtags, daß er sich in der Ausübung eines Rechts begriffen glaubte. Was wir heute Rebellion nennen, ist das gewaltsame Zerbrechen eines staatsrechtlichen Zustandes, die Gegner Eberhards II. waren im Gegensatz dazu Erhalter eines solchen Zustands.

Das Widerstandsrecht der Landstände basiert durchaus auf dem Vertragsverhältnis, das zwischen Landesherrn und Landesvertretung bestand. Die Verfassung des Landes wird in der Regel nach einer Periode des Kampfes, in der die Stände wie eine selbständige Macht nach innen und außen bündniswerbend auftretend, durch einen „Vertrag" geregelt. Dieser Vertrag und nicht etwa das Untertanenverhältnis bildet die Rechtsbasis für Fürst und Land. Weicht ein Fürst von diesem Vertrage ab, so haben die Stände das Recht „das si sich das weren sullen und widersteen mit leib und mit guet" [1]). In der Hauptsache hängt das Widerstandsrecht mit dem Huldigungsrecht zusammen. Erkennt ein neuer Landesfürst die geltenden Verträge nicht an, so können die Stände die Huldigung weigern. „Aber knüpft sich daran auch die Folge, daß der neue Landesherr nun die Regierung gar nicht antreten darf, daß die Stände bis zu dem Moment der endlichen Bestätigung der Landesfreiheiten die Regenten sind? oder sind sie gar berechtigt, den die Privilegien verletzenden Landesherrn ohne weiteres zu beseitigen und einen neuen zu wählen? sind sie bei der Wahl an die alte Dynastie gebunden oder dürfen sie ganz frei verfahren? Diese Fragen sind in den einzelnen Territorien und in demselben Territorium zu verschiedenen Zeiten sehr abweichend beantwortet worden, ganz abgesehen davon, daß der Landesherr oft eine andere Interpretation der urkundlichen Verbriefungen als die Stände vertrat [2])."

[1]) Bayrischer Freiheitsbrief von 1347, vgl. Gierke, Genossenschaftsrecht I, S. 564, Anm. 142. Wegen der Literatur zum Widerstandsrecht vgl. G. v. Below, Territ. u. Stadt. S. 250, Anm. 1.

[2]) v. Below, a. a. O., S. 250.

Digitized by Google

Der von uns dargestellte Fall ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Es wurde bereits bemerkt, daß die ständische Gewalt noch fast unausgebildet war. Der Landtag von 1498 ist zweifellos der erste, dem selbständige Initiative, wie sie dem dualistischen Prinzip des Ständestaats entspricht, nachgerühmt werden kann. Der Vertrag, auf den er sich im Kampfe gegen Eberhard stützt, ist keine zwischen den Ständen einerseits und dem Landesherrn anderseits abgeredete Verfassung, sondern ein Hausvertrag, den die Stände nur mitbeschworen haben. Auffallend ist ferner die Tatsache, daß man die tatsächliche Verletzung des Vertrags offenbar nicht zur Veranlassung der Absetzung nahm, sondern erst die Erklärung Eberhards, hinfort nach eigenem Willen regieren und vom Kaiser des Vertrags wegen Absolution erbitten zu wollen.

Die Erklärung aller dieser Momente liegt größtenteils in den Zufälligkeiten der persönlichen Verhältnisse, weniger an Rechtszuständen und Traditionen. Wir sahen, wie Eberhard im Bart von Schritt zu Schritt zu einer immer ständefreundlicheren Politik in seinen Hausverträgen gedrängt wurde. Die Unfähigkeit Eberhards II. zwang Württemberg mit einer gewissen Plötzlichkeit eine landständische Entwicklung auf, wie sie ohne Frage durch die allgemeine Rechtsbewegung keineswegs bedingt war. Immerhin mögen starke Traditionen als Unterströmungen mitbestimmend eingewirkt haben. Die Unteilbarkeitsidee, die in der Geschichte Württembergs eine so große Rolle spielte, mußte das Widerstandsrecht der Landschaft frühzeitig nahe legen[1]). Schon im Jahre 1362 erlassen die Brüder Eberhard und Ulrich an ihre Burgmannen, Städte und Amtleute Briefe, in denen die Untrennbarkeit des Landes dadurch gefestigt wird, daß sie im Falle eintretender Landesveräußerung „ledig von uns sin und von allen aiden und huldigung, die wir oder unser erben an euch haben oder gewinnen möchten“[2]). Hier haben wir das Widerstandsrecht der Untertanen par excellence, und zwar in einer

[1]) Vgl. A. E. Adam, das Unteilbarkeitsgesetz im Württemb. Fürstenhause nach seiner geschichtlichen Entwicklung, Stuttgart, 1883. Vgl. auch ob. S. 355, Anm. 2.

[2]) Vgl. Reyscher, Sammlung I, S. 46. Die angeführte Stelle ist dem ebenda Anm. 109 mitgeteilten Briefe Eberhards an die Stadt Nürtingen entnommen. Dagegen kann ich in dem Mandat König Sigismunds vom Jahre 1434 (mitgeteilt von Sattler, Grafen, 4 Forts., Beilage Nr. 56) keinen Hinweis auf ein von den Städten Württembergs behauptetes Recht der Einwilligung bei Gesetzen erblicken, wie Pfister, Geschichte der Verfassung, S. 158 will. Es handelt sich hierbei um eine Verordnung der Grafen Ludwig und Ulrich, nach der notorische Übeltäter auch ohne Übersiehnung hingerichtet werden sollten. Aus dem Wortlaut des kaiserlichen Mandats geht nun hervor, daß der Widerstand gegen diese Neuerung der Grafen nicht von den Städten, sondern von den einzelnen Richtern ausging, die am alten Brauch festhielten. Die Entscheidung darüber, ob ein

Digitized by Google

Zeit, in der von „Ständen" im eigentlichen Sinne des Wortes überhaupt nicht die Rede sein kann. Auch später können wir immer wieder verfolgen, wie die Unteilbarkeitsidee das ständische Wesen beeinflußt. In ihrem Interesse wird Ulrich der Vielgeliebte von der Landschaft um Berücksichtigung der Ritterschaft gebeten[1]), und die ganze Politik Eberhards im Bart hat kein anderes Ziel als das der Wiedervereinigung und Befestigung der territorialen Macht des Hauses[2]).

Aber über diese allgemeinen Tendenzen hinaus hatte der Frankfurter Entscheid vom 30. Juli 1489 das Widerstandsrecht der württembergischen Stände festgelegt, wenn er bestimmte: „wa dann in ainichen wege wider disen unsern entschaid und spruch an ainem oder mer puncten oder artikeln geton und [derselb] nit gehalten würde, von wem das gescheh, das si [sc. die Bürger und Einwohner des Eberhard d. J. zufallenden Landes] dann mitsampt dem gemelten pund [nämlich dem schwäbischen Bund] mit irer hilf und bistand daran sin söllen und wöllen nach ihrem vermögen, das diser unser spruch und entschaid an allen stucken puncten und artikeln bi kreften belibe, ouch gehalten vollzogen und gehandhapt werde, als dessglichen der pund sich iezo herwiderumb des gegen der landschaft ouch verschriben sol ungeverlich[3])." Auf Grund dieser durch die folgenden Verträge bestätigten Bestimmung durften und mußten die Stände sich für berechtigt halten, gegen Eberhard so vorzugehen, wie sie in der Tat vorgegangen sind.

So ist denn die Absetzung Eberhards II. im Rahmen der damaligen Rechtsanschauungen keineswegs etwas so Unerhörtes, wie man zu Zeiten geglaubt hat[4]). Ist sie schon, für sich betrachtet, ein merkwürdiges und

---

Übeltäter auch ohne Übersiehung hingerichtet werden soll, wird daher der Mehrheit des Rates zugesprochen, der sich der Richter fügen soll. Von einer Geltendmachung landschaftlichen Widerstandsrechts kann also gar nicht die Rede sein.

[1]) Vgl. das mehrfach erwähnte „älteste Anbringen der württ. Landschaft", S. 344 f.

[2]) Auf diese Tendenz ist auch der Umstand zurückzuführen, daß man bei der Absetzung Eberhards keinen Augenblick lang an eine Beseitigung der Dynastie dachte. Ulrich wird sofort als zukünftiger Landesherr bezeichnet. Daß zunächst das Regiment regierte, war selbstverständlich und entsprach den Bestimmungen des Eßlinger Vertrags.

[3]) Vgl. Reyscher, Sammlung, I, 1, S. 511. Auffallenderweise verkennt Heyd, Ulrich, S. 12 f. diesen Zusammenhang, wenn er behauptet, daß für den Fall der Übertretung der Verträge keine Entscheidung vorgesehen gewesen sei. War schon kein Austragsgericht festgesetzt, so waren doch in aller Form dem Schwäbischen Bund und der Landschaft alle zur Wahrung der Verträge nötigen Befugnisse zuerteilt worden.

[4]) Vgl. z. B. Sattler, Herzoge, I, S. 23.

Digitized by Google

teilweise sogar unverständliches Ereignis, so gewinnt sie bei näherem Studium der treibenden Kräfte durchaus an Verständlichkeit und stellt sich als ein nicht nur praktisch notwendiges, sondern auch rechtlich begründetes Verfahren heraus. Dabei wird man den tiefgehenden Einfluß dieses Ereignisses auf die ganze weitere Entwicklung Württembergs nicht verkennen dürfen. Trotz aller Unklarheit der augenblicklichen Lage hatte die Katastrophe des Jahres 1498 doch den Gegensatz zwischen Landschaft und Herzog geschaffen, der fortan die Geschichte dieses Landes beherrschen sollte. Die Absetzung eines Landesherrn durch seine Stände mußte einen Riß in das Verfassungsleben bringen, der nicht wieder zu schließen war. Freilich hatte der Vertrag, um dessentwillen der zweite Herzog von Württemberg in die Verbannung wandern mußte, noch nicht den Charakter eines zwischen Fürst und Land abgeredeten Landesgrundgesetzes. Es war aber für ein solches Gesetz in der Regimentsordnung von 1498[1]) bereits der Grund gelegt. Sechzehn Jahre später drang dann die Landschaft dem jungen Herzog Ulrich in dem berühmten „Tübinger Vertrag" eine die dualistische Eigenart des Ständestaats voll berücksichtigende Verfassung ab. Es war kein Zufall, daß an dieser Aktion zum großen Teil dieselben Männer mitwirkten, die auch den Stuttgarter Landtag von 1498 beeinflußt hatten.

[1]) Abgedruckt bei Reuscher, Sammlung II, 2, S. 21 ff.

Digitized by Google

Der Humanist Theodor Reysmann in Tübingen 1530—34.

Von Gustav Bossert.

Am 1. Oktober 1530 wurde in Tübingen Theodorus Raissman. Magister, Haidelbergensis inskribiert[1]). Der Herausgeber der Urkunden zur Geschichte der Universität Tübingen, der Orientalist und Oberbibliothekar R. Roth, wußte von ihm nicht mehr zu sagen, als „1535 Lesemeister im Kloster Hirsau, Poeta laureatus[2])". Fragt man unsere Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte, z. B. Goedekes Grundriß auch in der neuesten Bearbeitung nach dem Manne, so begegnet man tiefem Schweigen. Auch ein Nachschlagewerk, wie Jöcher-Adelung 6, 1757 weiß über ihn nicht mehr zu berichten, als daß er von Luther an W. Link empfohlen und der erste evangelische Schulmeister zu Altenburg in S. geworden sei, aber 1526 seinen Abschied genommen habe, weil ihm der Dienst zu sauer und die geringe Besoldung (vierteljährlich 10 fl.) nicht regelmäßig ausgezahlt worden sei. Völlig übersehen ist, was J. K. Höck im Neuen literarischen Anzeiger 1807, 552—555 und der fleißige Ulmer Gymnasialprofessor Georg Veesenmeyer in seinen Miszellaneen S. 42 und den Kleinen Beiträgen zur Geschichte des Reichstags zu Augsburg 1530 S. 122 ff. beigebracht hatten. In Schwaben kannte man ihn nur als den allzustürmischen Lesemeister, der das Kloster Hirsau 1535 reformieren sollte (Heyd, Ulrich 3, 104. Württembergische Kirchengeschichte, Stuttgart und Calw 1893, S. 339). In den Blättern für württembergische Kirchengeschichte 1893, 14—16, 17—19 und 1894, 24 ist es mir gelungen, das klägliche Ende des begabten Mannes aufzuhellen und seine 10 gedruckten lateinischen Dichtwerke, von denen Veesenmeyer nur 2 kannte, nachzuweisen. Seitdem bin ich diesen Werken nachgegangen und habe mir von 7 derselben Kopien verschafft, aber 3 seiner Werke konnten bis

[1]) Roth, Urkunden der Universität Tübingen S. 648, Nr. 19.
[2]) Ebd. Anm. 19.

Digitized by Google

jetzt, auch nach zweimaliger Umfrage des Berliner Auskunftsbureaus deutscher Bibliotheken und nach Anfragen in Paris und Upsala, nicht aufgefunden werden. Von dem für die Schwaben besonders willkommenen Fons Blavus besitzt die Münchner Universitätsbibliothek leider nur ein defektes Exemplar, dem ein oder wahrscheinlich zwei Blätter am Schlusse fehlen, während sich von dem vollständigen Exemplar, das Pahl 1807 an J. K. Höck mitteilte, nirgends mehr eine Spur nachweisen ließ. Für das künftige Lebensbild des Mannes im Supplement der Allg. Deutschen Biographie und eine in Vorbereitung begriffene größere Monographie über diesen unbekannten Dichter wäre es sehr erwünscht, wenn ein vollständiges Exemplar des Fons Blavus, ferner die Elegia de grue volucri, die Epistola ad Galatas in lateinischen Distichen, das Trauergedicht auf den Speyrer Domherrn Otto von Falkenberg und das noch ungedruckte, 1531 dem Domkapitel in Speyer gewidmete Encomion Spirae, das weder in Speyer noch in Karlsruhe vorhanden ist, aufgefunden werden könnte.

Der Raum verbietet es, das Leben des begabten, aber leicht beweglichen Pfälzers hier weiter zu verfolgen[1]). Es muß an der Tübinger Episode 1530—34 genügen. Nur kurz sei bemerkt, daß er in Heidelberg ca. 1503 geboren wurde, dort am 6. Juni 1520 sein Studium begann, aber im Frühjahr 1521 nach Wittenberg übersiedelte, wo er am 20. Juni Baccalaureus wurde. Doch kehrte er 1523 wieder nach Heidelberg zurück, um am 5. März zugleich mit Hiob Gast zu magistrieren (Töpke, Matrikel der Universität Heidelberg 1, 524. 2, 441. Förstemann, Album Viteberg. S. 102. Köstlin, Die Baccalaurei und Magistri der Wittenberger philosophischen Fakultät 1518—31 S. 11). Durch Luther und Melanchthon wurde er dem Rat zu Altenburg für das Amt eines Schulmeisters an der Bartholomäusschule empfohlen, kam aber in schweren Konflikt mit dem Rat, verließ 1526 seine Stelle und zerfiel auch mit den Wittenberger Reformatoren und seinem Altenburger Gönner Ge. Spalatin. Er wandte sich nun an seinen früheren Heidelberger Lehrer Theobald Billikan, Prediger in Nördlingen. Ohne Zweifel durch Billikans Verwendung wurde Reysmann am 11. Januar 1527 zunächst „auf Versuchen", bald aber auf längere Zeit zum „Schul- und Zuchtmeister" der Reichsstadt Nördlingen mit einem Jahresgehalt von 32 fl. und der Hälfte des Schulgelds[2]) bestellt. In Nördlingen begann Reysmann dichterische

[1]) Eine vollständige Biographie mit 12 ungedruckten Briefen werde ich an einem andern Ort geben.

[2]) Die andere Hälfte bekam der Baccalaureus. Jeder Schüler zahlte fürs Quatember dem Schulmeister und Baccalaureus je 10 Pfennige. Den Dienstvertrag Reys-

Digitized by Google

Werke zu schaffen und zu veröffentlichen. Sein erstes Werk war wohl die leider bis jetzt noch nicht wiedergefundene Epistola ad Galatas in lateinischen Distichen, der die Epistola ad Romanos ebenfalls in lateinischen Distichen folgte, welche Reysmann im Mai 1529 dem Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach widmete[1]). Vertrat hier Reysmann den Standpunkt der Reformation und seiner Wittenberger Lehrer[2]), suchte er durch eigenhändige Widmung seines Werkes an Spalatin wieder die zerissenen Bande anzuknüpfen[3]), so kam es im folgenden Jahr zu einer unerwarteten Wendung seines Standpunkts und Lebens.

Gleich seinem Lehrer Billikan machte Reysmann seinen Frieden mit der alten Kirche. Schon hatte er in einem lustigen Hochzeitsgedicht Fescenninum die Hochzeit einer Nichte des hochangesehenen Abts von Kaisheim, Kon. Reutter, der Tochter seines Bruders Georg, der Pfleger des Klosters Kaisheim in Nördlingen war, mit reichlichem Weihrauch für die ganze Familie besungen und das Gedicht dem Abt als seinem Gönner und Mäcenas gewidmet, auch in den Eingangsversen den Generalvikar des Bischofs von Augsburg, Jakob Heinrichmann, um seine Gunst angegangen. Dann aber war er nach Augsburg gezogen, als man die Ankunft des Kaisers Karl V. erwartete und hatte wohl auf Grund von Empfehlungen Billikans Verbindungen angeknüpft mit dem Kanzler K. Ferdinands, Joh. Ferenberger[4]), dem Billikan schon am 20. März 1522 von Weil der Stadt aus seine Perornata eademque verissima D. Christophori descriptio gewidmet hatte[5]), sowie mit dem königlichen Rat Joh. Kneller[6]), einem geborenen Weilderstädter, dem kaiserlichen Rat Joh. Spiegel[7]) und dem Leibarzt des Königs, Georg Gundelfinger[8]), sowie dem während des Augsburger Reichstags auf dem Gipfel seiner Macht stehenden Bischof

---

manns verdanke ich der Güte des Herrn Stadtarchivars Hofrat Dr. Mayer in Nördlingen.

[1]) DIVI PAVLI | APOSTOLI | EPISTOLA AD ROMA | NOS, PARAPHRAS | tico carmine de | scripta. 40 Bl. 8°, letztes leer. Am Schluß: Excudebat Norimbergae Foedericus Peypus die octava Mensis Junii Anno M. DXXIX mit der Druckermarke des Peypus.

[2]) Vgl. z. B. die Verse E 5 De Jesu per te cuncta referta bono. bis Vixque annos natus iam tenet illa decem.

[3]) Kuczynski, Thesaurus libellorum historiam reformationis illustrantium. Suppl. Nr. 3542. Es wäre wertvoll, die in diesem Exemplar enthaltene handschriftliche Widmung an Spalatin kennen zu lernen.

[4]) De adventu secundo . . . Caroli V. Schluß der Widmung.

[5]) Veesenmeyer, Kleine Beiträge zur Gesch. des Reichstags zu Augsburg S. 123

[6]) Amos propheta Bl. D 6.

[7]) Enchromata aiij. Amos Bl. D 6.

[8]) De adventu. Schluß.

Digitized by Google

Joh. Faber von Wien[1]) und wohl auch schon mit dem Statthalter von Württemberg, Georg Truchseß von Waldburg[2]). Hier traf er die ELEGIA | DE ADVENTV | CAROLI. V. | CAESARIS. | von Ge. Sabinus, der zugleich am Schluß mit einem Gedicht „GERMANIA AD REGEM FERDINAN|DVM." (13 Bl. 8°. Am Schluß: Excusum Augustae Vindelicorum apud Alexandrum Weyssenhorn) an Ferdinand sich wandte mit dem Wunsch der Einigung Deutschlands, natürlich im Sinne der Wittenberger, was er aber nicht deutlich auszusprechen wagte, sondern nur im Interesse des siegreichen Kampfes gegen die Türken und der Hebung der wissenschaftlichen Studien andeutete. Die kleine Dichtung des Sabinus reizte Reysmann, ihn zu übertrumpfen und der Stimmung in katholischen Gelehrtenkreisen Ausdruck zu geben, indem er des Kaisers Ankunft als die rechte Medizin für Deutschlands Schäden begrüßte. Schon der Titel zeigt, daß Reysmann sich Sabinus gegenüberstellen will. Er lautet „DE AD VENTV SECVNDO CAESA|ris semper Augusti Imperato|ris Caroli V. in Germani|am, Epistola Theo|doro Reysman | authore". 10 Blätter. Am Schluß: Augustae Vindelicorum, per Alexandrum Weyssenhorn, cis coenobium diue Vrsulae. MD. XXX. Veesenmeyer hat ganz recht, wenn er sagt: die Dedikation verrät etwas Eigenliebe (Kleine Beiträge S. 122). War es doch schon für den obskuren Schulmeister von Nördlingen kühn, sein Werk dem König Ferdinand zu widmen, ja ihm von dieser Epistola zu sagen: Non Apolline omnino scripta sinistro est (Aij). Aber er weiß, der König wird sich über das hohe Lob, das der Dichter des Kaisers und Königs Ahnen spendet, freuen. Ebenso wird der Preisgesang auf die Siege des Kaisers Freude bereiten, aber auch sein gut katholischer Sinn, seine Klage über den Sacco (Aiiij) vielleicht weniger, als seine Sehnsucht nach Herstellung der Einigkeit in Deutschland und zwar der kirchlichen wie der bürgerlichen, indem er sich ganz auf den Standpunkt der kaiserlichen Politik stellt und singt:

Relligio per te vult, Carole, vera iuvari
Sectis dissecte consulere ipse velis,
Floreat ut pulchras concordia sancta per urbeis
Et vere vigeat relligionis honos. (Letztes Blatt.)

Das Urteil über die Reformation ist bei dem Schüler Luthers und Melanchthons jetzt ganz korrekt kaiserlich. Er meint, der König der Flüsse, Danubius, habe nicht mehr Wasser auf seinem weiten Weg

[1]) De adventu. Schluß. Enchromata Aiij.
[2]) Er widmet dem Truchseß seinen Fons Blavus. 1531.

Digitized by Google

Quam male devote menteis onerare docendo
Orbem diversa relligione solent . . .
Egregias arteis spernentem adplaudere vulgus,
Temni clamantem spiritus illa iubet[1])
Omnia praeterea sibi subdere velle studentem
Indoctusque illi magnus Homerus erat.

In unmittelbarem Zusammenhang mit der religiösen Spaltung sieht Reysmann den Zerfall der Wissenschaften und den Bauernkrieg stehen, wenn er fortfährt:

Rustica gens arteis per se sanctasque Sorores
Spernit, ut adcensa est, fortius illa furit.
Pesteis interea sibi regnum nec tibi, Christe,
Querenteis ficta relligione tument.
Nuper ut egressa est tenebris vix sana per orbem,
Sic nunc semianimis spreta Minerva iacet,
Illi perpauci medicantur, rusticus urbeis
Possidet arbitrio cuncta facitque suo.

Sehr herb urteilt der Schulmeister von Altenburg und Nördlingen über das städtische Schulwesen.

De obscuro sutore et de cerdone senatus
Arteis persequitur, commoda magna, bonas.
Spiritus et quis agat, multos, ignoro, docenteis.
Munere dimisso talia monstra ferunt.
Delectu quosdam vidique errare putanteis
Orbilio cunctos se exuperare suo.
Quod leviter sanus melius sentire negasti,
Iudicium risit docta Minerva tuum,
Sed Musis quaedam sectas inferre tot ausae
Pesteis, doctrinam quot secuere piam.
Qui bonus est, arteis male vult irreligiosas,
Illas extremo dinumeratque loco . . .“[2])

Nicht weniger bitter lautet Reysmanns Urteil über die städtischen Bildungsideale:

Erudiunt simili[3]) pubem de errore bibentem
Huic satis est, si illud scribere possit ITEM[4]),

[1]) Bl. A v.
[2]) Bl. A 8 ff.
[3]) Wie das bildungsfeindliche Smyrna.
[4]) Damit sticheln Reysmann gewiß nicht auf Luthers Item in der Haustafel

Digitized by Google

Si discat quantum superet quincunce remota
De dodrante, patris doctus in arte sat est. (Blatt 9.)

Es ist der reine Nützlichkeitsstandpunkt, den er von Gevatter Schuster und Handschuhmacher auf den städtischen Rathäusern vertreten sieht. Ihnen ist die Arithmetik die einzig notwendige Wissenschaft für das Leben. Gegen diesen banausischen Geist beschwört er das Brüderpaar:

Hinc rex Ferdinande, hinc et te, maxime Caesar,
Artibus ut veniat, fac, rogo, priscus honor.

Selbstverständlich machte Reysmanns Werk große Freude im kaiserlichen Lager. In der Widmung seiner Enchromata rühmt er des Königs Ferdinand gewohnte Güte, die er erfahren habe[1]). In feierlicher Versammlung von Fürsten und Herren krönte ihn Ferdinand nach dem Rat von Spiegel und Kneller zum poeta laureatus, wie Reysmann kurz vor seinem Ende in seinem Amos propheta (Blatt D 7) rühmt[2]). Wir sehen auch, daß er in innigem Verkehr mit den kaiserlichen Theologen stand. Denn er weiß, daß Johann Faber die Beantwortung der Confessio Augustana übernommen hatte[3]). Die wichtigste Folge seiner mit ihrem Patriotismus ansprechenden, aber durch übertriebene Schmeichelei widerwärtigen dichterischen Leistung dürfen wir in der Übersiedlung Reysmanns nach Tübingen sehen. Denn in dem versegewandten Heidelberger Kind, dem einstigen Schüler Melanchthons, mochte Spiegel den Mann sehen, welcher der Universität Tübingen nottat, wenn die von Spiegel am 23. Oktober 1525 unternommene Reformation der Studien in Tübingen in der Ordinatio Ferdinandi wenigstens für die facultas liberalium artium nicht eine Todgeburt bleiben sollte. Hier war der Mann, welcher der von Petrus Hispanus angeekelten akademischen Jugend Rudolf Agricolas Weisheit vortragen konnte[4]).

---

seines Katechismus, wie Veesenmeyer a. a. O. S. 124 anzunehmen geneigt ist, sondern denkt an die mit Item aneinander gereihten Posten in den Geschäftsbüchern.

[1]) Quum a tua maiestate solita clementia tractarer. Bl. Aiij.

[2]) De lauro tibi devotum decorare placebat
Austriaco Regi, Cnellero Spigelioque,
Doctrina et virtute utris super aethera notis
Principibus cum nobilium spectante catena.

[3]) . . . . . nunc respondere paratus Doctus Johannes omnia iura Faber. De adventu (vorletztes Blatt).

[4]) Vgl. die Ordinatio Ferdinandi bei Roth, Urkunden der Universität Tübingen S. 141 ff. und bes. S. 148: Si hunc (Petri Hispani textum) . . fastidiant auditores, Rudolphum Agricolam . . . legant et doceant, und dazu Reysmanns Zitat aus Rudolf Agrikola: De adventu aiij.

Digitized by Google

Reysmann eilte nach Hause, um seine Entlassung in Nördlingen zu bewirken. Am Freitag nach Matthäi (25. September) wurde ihm ein frostiger Abschied erteilt, dem man den Verdruß des Rates anspürt, daß Reysmann vor versprochener Zeit Urlaub forderte, denn die Anerkennung für Reysmanns fast vierjährige Dienste ist eine sehr mäßige, indem der Rat nur bezeugt, daß ihm seinethalben keine Klagen zugekommen seien[1]).

Reysmann zog jetzt mit seiner Gattin, die er schon in Altenburg geehlicht hatte, nach Tübingen und wurde am 1. Oktober zugleich mit einem Nördlinger Bürgerssohn Leonh. Puser, der ihm wohl zu weiterer Ausbildung übergeben worden war, immatrikuliert. Leider ermöglichen es die Akten der Universität Tübingen nicht, aufzuhellen, welche Stellung Reysmann durch König Ferdinand und seine Räte in Tübingen angewiesen worden war. In die Reihe der Konventoren einer der beiden Bursen konnte der verheiratete Mann nicht wohl aufgenommen werden. Doch sehen wir ihn in näherer Verbindung mit der Realistenburse.

Als Reysmann nämlich nach Tübingen kam, war man auf der Universität in schwerer Sorge. In Tübingen und der Umgegend herrschte die Pest. Schon am 15. September hatte man beraten, wohin sich die Universität begeben solle. Um die Zeit des Rektoratswechsels am 18. Oktober, dem Tag des h. Lukas, aber zog die Burse der Nominalisten nach Neuenbürg, der Rektor der Universität begab sich nach Ofterdingen, die Realistenburse aber unter der Führung des ortskundigen hochbetagten Astronomen Joh. Stöffler nach Blaubeuren[2]). Mit Reysmann war auch der Erzieher des jungen Speyrer Domherrn Otto von Amelunxen, Nikolaus Winmann aus Sotria im Saaner Tal (Kanton Bern), mit seinem Zögling und einem andern Speyrer Domherrn, Christoph von Münchingen, nach Blaubeuren übergesiedelt.

Das Blautal, vor allem der Blautopf, die ganze Umgegend mit ihren schroffen Felsen, tiefeingeschnittenen Tälern und düstern Schluchten machten den tiefsten Eindruck auf die jungen Humanisten, welche ein offenes Auge hatten für die Schönheit der Natur. Wie groß war doch der Wechsel der Anschauungen, seit Fel. Fabri zum erstenmal in seiner Historia Suevorum mit geheimem Grauen jene Gegend beschrieben hatte und ihre Eigenart mit den seltsamsten mythologischen Gestalten zu erklären suchte[3])! Jetzt betrachtete man nüchtern und freute sich der gewonnenen

[1]) Den Abschied verdanke ich der Güte des Herrn Hofrats Mayer, Stadtarchivars in Nördlingen.

[2]) Roth, Urkunden 649. Acta senatus. f. 37. Fons Blavus A.

[3]) Goldast, Rerum Suevicarum Scriptores (Ulm 1725) S. 106.

Digitized by Google

Eindrücke, die man der Wirklichkeit entsprechend auch in dichterischer Form wiedergab.

Reysmann gab seiner Begeisterung in lateinischen Distichen Ausdruck, die er unter dem Titel Fons Blavus veröffentlichte und dem Truchseß Georg widmete. Das Gedicht muß nach der Rückkehr Winmanns und der beiden Domherrn nach Speyer entstanden sein, was vor Ostern geschah, da letztere zum Fest in Speyer anwesend sein mußten[1]), aber vor der Rückkehr Reysmanns nach Tübingen, wo die Universität am 1. Mai wieder vollzählig war. Gedruckt wurde das Gedicht durch Joh. Grüner in Ulm wie Reysmanns Zuschrift an ihn am Schluß beweist[2]).

Der Dichter geht aus von einer kleinen Warte hoch über dem Blautopffelsen und beschreibt den Sprung eines Hirschs von jener Höhe in den Blautopf, um den Jägern zu entrinnen, wodurch der Blautopf zu einem Ausbruch veranlaßt wurde. Dann erzählt er, wie König Ferdinand bei einem seiner Besuche, am 13. August 1525 und am 4. Mai 1526, die Tiefe des Blautopfs mit einem Senkblei vergeblich zu ergründen gesucht habe[3]). Reysmann erwähnt auch die Volksmeinung, daß auf dem Grund des Blautopfs Felsen und Baumstämme liegen, welche von den umliegenden Felsen beim Holzmachen hinabgestürzt seien[4]), und daß das Wasser auch im Winter lau sei und das Eis schmelze. Hierauf beschreibt er die herrliche Klosterkirche Pario de marmore mit 100 Altären und 100 Säulen, das Kloster und den Kreuzgang. Die Erwähnung der reichen Klosterbibliothek gibt dem Humanisten Anlaß seinen vollen Unwillen über die Mönche und das Schulwesen in Blaubeuren auszugießen:

. . . Divina supellex
Hic est selectis bibliotheca libris.
Hunc tamen obductam videas squalore situque
Obductaeque sedent pulvere Castalides . . .
Id genus Anticyram mittendum, aegrota caterva,
Digna cohors ficos, quae patiatur, erit . . .

Dämme, Gräben, Mauern, Straßen baue man mit großen Kosten und pflege eifrig seine Haut, aber nicht den Geist und die Jugend. Der Senat, d. h. wohl der Konvent, bestelle einen Mesner um 3 Pfennige für die begabte Jugend.

---

[1]) Fons Blavus Bl. B.
[2]) Neuer lit. Anzeiger 1807, 553.
[3]) Bl. A v. Stälin 4, XIV.
[4]) OA.B. Blaubeuren S. 29.

Digitized by Google

Iste satis doctus, si tritum Gloria Patri
Concinat ac pubes talia docta sonet[1]).

Rechts von der Kirche ſah Reysmann das Refektorium mit einer Brunnenſäule von liguriſchem Marmor und vor der Türe einen Brunnen mit 3 Röhren und Teiche an den Mauern der Kirche, die von der Blau geſpeiſt werden. Dann ſchildert der Dichter den Bilderſchmuck der Kirche, darunter eine Weltkarte, ein koſtbares Werk der Bildweberei, ein Bild der Belagerung Wiens, das die ſchmerzliche Frage hervorruft:

Oblita est patriae virtutis Teutonis ora?
Et princeps orbis talia ferre volet?

Die Bilder der Stifter von Blaubeuren, des Pfalzgrafen Heinrich von Tübingen und Sigibotos von Ruck, Bilder des Heilands, der Maria und ihrer Mutter Anna, erſteres mitten in der Kirche, die beiden letzteren im Chor, die den Werken eines Praxiteles und Lyſippus an die Seite zu ſtellen ſeien, endlich die Rettung des Apoſtels Paulus auf Melite[2]). Dann preiſt er die Orgel, der nur ein rechter Organiſt, fehlt und die von Stöffler verfertigte Uhr.

Orphea, Phemion atque potens praesentis Jöppae[3])
Optarim carmen pondere dulcisono.

Die Inſchrift des Grundſteins konnte Reysmann nicht entziffern, mochte aber auch nicht danach fragen.

Hierauf wendet er ſich zur Mühle mit acht Rädern und einem trinkbaren Müller, deſſen wankende Gänge von der Stadt her anſchaulich beſchrieben werden. Die Stadt ſelbſt vergleicht er dem kleinen Emmaus; den Namen erklärt er mit Blauborn, während das Stadtwappen ein blauer Bauer ſei und die volkstümliche Ausſprache des Namens Blaubeuren auf Bauer zurückgehen wolle.

Die Bevölkerung rühmt der Dichter als aufrichtig, einfach, ländlich, zufrieden, fern vom unruhigen Unternehmungsgeiſt, der in den Bergen wühlt und Meere befährt, um des Ganges Schätze zu holen. Innig iſt das Familienleben, die Geſchwiſter in Eintracht, die Eltern geehrt, ſelbſt die Schwiegertöchter zufrieden, beſcheiden die Koſt. Mit ſichtlichem Behagen malt Reysmann die Tafel des Bürgers, die ein kleines Salzfaß ziert. Sauerkraut, ſüße Ziegenmilch, Brei, Pfannkuchen, Spiegeleier, geräucherter Schinken, auch eine im Sprenkel gefangene Wachtel oder ein am Spieß gebratenes Ferkel bilden das Mahl, zu dem die Haus-

[1]) A v ff.
[2]) Reysmann ſchreibt Mytilene.
[3]) Iſt das Jeep?

Digitized by Google

mutter noch Eingemachtes (melimela), Käse und Nüsse bietet, aber auch der Landwein nicht fehlt.

Sehr anschaulich schildert unser Dichter weiter die Volksbelustigungen an Sonntagen nach dem Gottesdienst: ländlicher, kunstloser Tanz[1]), Vogelfang, Wettlauf, Ringkampf, Bogenschießen und Jagd mit Schießgewehr und Waldgesang.

Nun geht Reysmann über zur Aach, die in die Blau mündet. Er nennt sie in Anknüpfung an die schwäbische Aussprache (d'Aach) Dachys[2]). Nicht fern von der Aachmündung besuchte Reysmann mit seinem Freund Nikolaus Winmann und den beiden Speyrer Domherrn eine ungeheure Höhle, die nach des Dichters Schätzung für 1000 Schafe oder Rinder Raum hatte, und in die sich im kalten Winter, wie im heißen Sommer Hasen, Rehe und Hirsche zurückzogen, aus der sie aber keinen Ausweg finden, wenn sie zu weit hineingedrungen waren. In der Mitte der Höhle fand Reysmann eine Öffnung, eine caeca fenestra. Zur Erinnerung an den gemeinsamen Besuch der Höhle, an die Gänge auf die Berge, die Felsen und in die Täler hatte er seinem Freund Winmann bei dessen Abgang nach Speyer eine ausführliche Beschreibung, ohne Zweifel in Versen, mitgegeben[3]), welche dem Gedächtnis Winmanns zu

[1]) Nempe die festo celebrant post sacra choreas,
Saltantum strepitu vallis amœna sonat.
Hic incomposito saltu terram quatit, alter
Amplexu prensam vibrat in astra Chloën.

[2]) Die Talmühle an der Aach heißt der Volksmund Damühle. OA.B. Blaubeuren S. 125.

[3]) Dissecat hanc gelido Dachys liquidissimus amne,
Hinc miscet socias utraque vallis aquas.
Non procul hinc ingens ac horrendum patet antrum,
Quod natura loci sponte recessus habet.
Mille capax ovium totidem patulumque iuvencis
Vidimus. In medio coeca fenestra patet.
Lampade succensa transrepsimus ordine rursum
Ingens, horrendum coeca habitacla specu.
Concretus liquor hic lapis est, vulgariter idem
Lucidus, hinc sociis gemma recisa ioco.
Hoc tepidum lepores, damas cervosque receptat,
Quando Scythonia cuncta referta nive,
Frigore concreti quando fluviique steterunt.
Quam secuere rateis, cum via trita rota est.
Sirius aut nimio quom terras findit ab aestu,
Gratas hic umbras dama lepusque petunt.
Bestia si qua tamen nimium penitusque recessit,
Est gyris varii saepe retenta specu.

Digitized by Google

Hilfe kam, als er 1541 im Anhang zu seinem Syncretismus in einem Brief an Joh. Fabers Vicarius in spiritualibus, den späteren bayrischen Kanzler Simon Eck, eine Beschreibung der Höhle gab und berichtete, daß jeder der Besucher seinen Namen, Reysmann aber auch ein improvisiertes Epigramm in den Felsen schnitt[1]).

Ne quicquam reditum coecas tendatque cavernas
Linquere. linquuntur vix praecunte face.
Omnes, quotquot erant, mirati immane barathrum,
Quale fuit Caci vel, Polypheme, tuum.
Defluit in Blavum Dachys, findit prius idem,
Quod dixi, templum, sed molit ante rotas.
Hic memini iuga, nos colleis, Niclae, solere
Scandere, mirari littora, saxa, specum.
Atque mei tibi Mnemosynon memini dare longum,
Quando valedixi talia verba sonans:
Moenia priscorum repetes, Niclae, Nemetum,
Rhenique auriferi littora clara petes.

[1]) Auf Winmans Beschreibung hat zuerst G. Bauch, Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens 37,139, aufmerksam gemacht, aber die Höhle auf die Nebelhöhle gedeutet, da Winmans Führer einst auch Herzog Ulrich in die Höhle geführt hatte und nun die Erinnerung an Hauffs Lichtenstein nahe lag. Bauchs Deutung folgte P. P. Beck, der in dankenswerter Weise den Wortlaut von Winmans Bericht in den Reutlinger Geschichtsblättern 1903, 82 f. mitteilte. Es war dies nur möglich, weil P. P. Beck sich die Worte Reysmanns im Fons Blavus nicht vergegenwärtigte, den er doch seit Mai 1893 laut seines dem Münchner Exemplar beigehefteten Briefes vom 17. Mai 1893 kannte, und aus dem er in den Blättern des Albvereins 16,177 ff. Mitteilungen machte. Mit Recht wandte sich E. Schneider im Schwäb. Merkur 1904 7. April Mittagsblatt 158 und R. Krauß in der Beilage der Allg. Zeitung Nr. 173 (10. Juli 1904) gegen die Deutung der von Ulrich besuchten Höhle auf die Nebelhöhle, welche auch die Redaktion der Albvereinsblätter a. a. O. abwies. Dagegen trat P. P. Beck im Diözesanarchiv für Schwaben 1904 S. 170 ff. in einer Kritik von Schuster, Der geschichtliche Kern von Hauffs Lichtenstein, mit großer Energie für einen Aufenthalt Ulrichs in der Nebelhöhle unter Berufung auf Winmann ein, wiederum ohne auf Reysmanns ganz unzweideutige Angaben über die Lage der besuchten Höhle im Aachtal und dessen Umgegend Rücksicht zu nehmen, und bestritt die Deutung auf das Sontheimer Erdloch, die Schneider vorgeschlagen und in den württ. Vierteljahrsheften 1905, 289 verteidigte, ohne Reysmann Dichtung zu kennen. Klar ist, daß Winmann keine andere Höhle meinen kann als Reysmann, da beide auf ihren gemeinsamen Besuch sich berufen. Es wird Sache der Höhlenforschung sein, festzustellen, welche der Höhlen im Aachtal und seiner nächsten Nähe mit dem von Winmann freilich nicht unmittelbar nach dem Besuch der Höhle, sondern erst 11 Jahre später verfaßten Bericht und Reysmanns Angaben übereinstimmt und die von Winmann bezeichneten Inschriften, möglicherweise auch Wappen adeliger Besucher aufweist. Immerhin dürfte zu beachten sein, daß Felix Fabri in seiner Historia Suevorum lib. 2, cap. 14 von der Sirgensteinhöhle oder eigentlich Sinngrünhöhle und einer Höhle im „Tieftal" redet, die also in der ganzen Gegend und auch den Zeitgenossen des Herzogs Ulrich bekannt sein

Digitized by Google

Reysmann erlebte noch die Herrlichkeit des Frühjahrs, die Blüte der Rosen und all das rege Leben in der Natur; auf den Flüssen beobachtete er Gänse und Enten, auf den Feldern die pflügenden Ochsen, auf den Bergen die Schafe und Ziegen, im Wald die Eicheln suchenden Schweine, an den sonnigen Hängen mit ihren blühenden Bäumen und Sträuchern die fleißigen Bienen, im Februar, wie es scheint, einen Pferdemarkt, der den Adel nach Epidaurus, d. h. dem pestfreien Blaubeuren führte. Die Schilderung des Frühlings ist trefflich gelungen. Noch einmal hebt der Dichter an, um Gerhausen und den Gieselbach zu preisen, — da bricht das einzige bis jetzt bekannte Exemplar des Fons Blavus ab. Kaum wird es Reysmann gelungen sein, sein Werk so rasch zum Druck zu bringen, daß sich der am 29. Mai 1531 verstorbene Georg Truchseß von Waldburg noch länger der hohen Lobsprüche erfreuen konnte, mit denen ihm Reysmann seinen Fons Blavus gewidmet hatte, aber schmerzlich ist, daß das dem Truchseß gewidmete Werk nicht einmal in der Bibliothek zu Wolfegg erhalten sein soll.

Ehe Reysmann seinen Fons Blavus vollendet hatte, war er schon nach einer andern Richtung als poeta laureatus im Dienst der Universität tätig gewesen. Am 16. Februar war in Blaubeuren der Astronom und Kosmograph Joh. Stöffler gestorben. Reysmann widmete ihm ein Trauergedicht DE OBITV | JOHANNIS STOEFLER JV | STINGANI. MATHEMATICI TVBINGENSIS ELEGIA. 8 Blätter 8°. Am Schluß: Augustae Vindelicorum per Alexandrum Weyssenhorn. MD. XXXI[1]). Reysmann benützte die Gelegenheit, um den Wert wissenschaftlicher Bildung zu preisen, seine Kenntnis der griechischen Literatur vor der Welt zu zeigen und zugleich dem Bischof Christoph von Stadion durch Widmung der Elegie eine Ehre und einen Dank für seine Gunst zu erweisen. Reysmann bietet einiges für die Biographie des berühmten Mannes, den er als Pfarrer von Justingen wie einen evangelischen Pre-

mußten. Das Tiefstal ist kein anderes als das Tiefental, das in das Aachtal mündet und sich in nordwestlicher Richtung gegen Sontheim hinauf erstreckt. Dieses Tal beschreibt Fabri als tief eingeschnitten und lang gedehnt. Hier fand er an der Abdachung des Gebirgs (in clivo montis) eine große, weite Öffnung, durch die man in eine furchtbare, finstere und sehr tiefe Höhle bis ins Innerste der Felsen gelange. Die Höhle wäre, meint Fabri, überaus gelegen gewesen pro exercitio superstitionum, quibus antiqui vacare solebant. Mit dieser Höhle im Tiefental kann Fabri kaum etwas anderes meinen als das Sontheimer Erdloch, das wirklich nach meiner Erinnerung, die freilich auf 53 Jahre zurückgeht, der Beschreibung Fabris und ebenso auch Wimanns Schilderung entspricht, wie E. Schneider annimmt, der wohl bei genauer Untersuchung der Höhlenwände noch Inschriften Recht behalten wird.

[1]) München, Hof- u. Staatsbibliothek.

Digitized by Google

diger wirken läßt, der die Schrift auslegt. Er erzählt, wie schwer Stöffler und seiner Gemeinde der Abschied geworden, als er nach Tübingen berufen wurde, wie er Joh. Reuchlin, den Juristen Joh. König und den Mediziner Bernh. Unger, die Theologen Balth. Käuffelin und Peter Braun zu seinen Zuhörern zählte und von den angesehensten Lehrern der Hochschule, vor allem von Jakob Lemp, hochgeehrt wurde. Seinem Eindruck von dem Ansehen Stöfflers gibt der Dichter den hyperbolischen Ausdruck:

Quanta sit hocque Tubinga viro, Garamantes et Indi
Norunt, Justingi rura paterna soli.
Famae vixque capax habitabilis utraque zona.

Dabei rühmt Reysmann die sittliche Hoheit des Gelehrten.

Abstinuit Venere et Baccho, non tempus abire
Est passus ludo, numine plenus erat.

Wir hören aber auch, daß er ein altersschwacher Mann war, dessen Geist wohl noch ganz frisch, lebendig und unabläßig wissenschaftlich tätig war, aber an der einen Seite war er geschwächt; Augen und Ohren wollten nicht mehr ihre früheren Dienste tun. Seinen Todestag sah er voraus, seine Bibliothek vermachte er der Universität [1]). Sein Leichnam wurde nach Tübingen geführt, wo Ge. Simler und Gall Müller für seine Beisetzung in der Stiftskirche sorgten. Die Grabschrift verfaßte Reysmann, der sagt:

His ego versiculis Stoefleri busta notabam.

Aber Moll S. 20 gibt eine Grabschrift, die sich bei Reysmann nicht findet [2]).

Nur wenige Monate verweilte Reysmann nach der Rückkehr von Blaubeuren in Tübingen, dann unternahm er in den Hundtagsferien [3]) eine Reise nach Speyer, wohin ihn sein Freund Nik. Winmann und die beiden jungen Domherrn Christoph von Münchingen und Otto von Amelunxen wohl schon beim Abschied eingeladen hatten. Ohne Zweifel war er der Gast des Speyrer Domkustos Ottos von Falkenberg, eines älteren

[1]) Ante tamen patribus nostris divina supellex
Legata est nostri bibliotheca senis. (Aij.)

Klüpfel, Geschichte der Universität Tübingen S. 496 sagt, die Universitätsbibliothek sei nach 1534 gegründet worden.

[2]) Consitus hic fato functus Stöfflerus acebo
Terrestris gnarus sidereaeque plagae.

[3]) (Tecta) Plumbea, quae tetigi, quando ardentissimus est sol
Tempora sub cancri; manus aestum ferre nequibat
Ex sole in plumbo conceptum. (biiij.)

Digitized by Google

Verwandten des Otto von Amelunxen, dem er nach seinem Tod 1532 ein Trauergedicht widmete.

Der Besuch in Speyer war für Reysmann ein Höhepunkt in seinem Leben. Im Kreise der adeligen, humanistisch gebildeten Domherrn erwies man dem jungen Gelehrten große Ehre [1]). Man spürt dem für die Genüsse der Tafel sehr empfänglichen Mann an, daß es nicht nur der geistige Verkehr war, der ihm in der Erinnerung in Tübingen in verklärtem Licht erschien und ihn dort rühmen ließ, wie er König Ferdinand erzählt, me solitum fuisse epulis accumbere Divum, hatten doch der tüchtig gebildete, fein aristokratische Bischof Phil. von Flersheim, der Dombekan Georg von Sternenfels, der Domsänger David Göler und die Brüder Joh. und Otto von Falkenberg, wie der einflußreiche Notar des Kapitels Stephan Merz Reysmann sich freundlich gezeigt. Mit sichtlichem Behagen schildert der Dichter aber auch den köstlichen Wein, vor allem den Gensfüsser von Pfeddersheim (Bl. B), und die leckeren Salmen, die es in Speyer gab (Bl. bij), so daß einem Leser das Wasser im Mund zusammenlief und er an den Rand schrieb: Lieber, laß mich auch miteſſen [2]).

Der Verkehr mit den gut altkirchlichen Kreisen stärkte den einstigen Lutherschüler in seinem katholischen Eifer, dem er jetzt einen kräftigen Ausdruck gab, indem er von Speyer sang:

An non hanc celebres patria virtute sequendam,
Syncerae studeat constans quod relligioni,
Arceat hos, varias qui pravi scindere parteis
Quique subinde novas sectas portare maligni
Consuerunt, miscere solent sacrata prophanis? (Bl. biij.)

Dem Dank für die erfahrene Gastfreundschaft gab Reysmann einen doppelten Ausdruck. Er widmete dem Domkapitel ein Encomion Spirae, wofür er den klingenden Dank mit 3 fl. bekam [3]), und schrieb in Tübingen PVLCHERRI | MAE SPIRAE SVMMIQVE | IN EA TEMPLI EN | chromata (20 Bl. 2 leer 4° o. J. u. O., aber gedruckt von

[1]) Honorifice tractabar. (aij.)

[2]) Im Basler Exemplar, das aus dem Besitz eines Mannes stammte, der Bl. eij. bei Erwähnung von Steph. Merz am Rand bemerkte: quem et ego non solum vidi, sed etiam alloquutus sum.

[3]) Protokoll des Domkapitels in Speyer vom 23. Okt. 1531. Das Encomion ist eine selbständige Arbeit und nicht mit den Enchromata identisch, wie die erhaltenen 3 Distícha beweisen, welche Dr. Ign. Praun veröffentlicht hat. (Mitteilungen des hist. Ver. der Pfalz 23, 93.) Leider war es weder in Speyer noch in Karlsruhe zu finden.

Digitized by Google

Ul. Morhart in Tübingen[1]). Dieses bis jetzt gar nicht bekannte Werk Reysmanns verdient alle Beachtung und wird demnächst wieder neu gedruckt werden, denn neben seinem Fons Blavus ist die Beschreibung von Speyer und seinem Dom eine schöne dichterische Leistung und eine wertvolle Quelle für die Topographie des damaligen Speyer und unsere Kenntnis des Domes daselbst. Ausgehend von dem Thema „est Spira nil pulchrius uberiusque", das im Encomion nur wenig verändert wiederklingt in den Worten: uberius nihil est aut pulchrius urbe Spira, beschreibt Reysmann zuerst die herrliche Lage der rheinischen Stadt in ihrer grünen bergumsäumten Ebene, ein Bild, welches ihn an das Land der Phäaken und das Paradies erinnert.

Spira, velut medio paradiso, floret in horto.

Der patriotische Dichter verzichtet darauf, für Speyer römischen oder gar trojanischen Ursprung geltend zu machen. Solches bedarf die stolze Stadt nicht, wo fast jedes Privathaus einer königlichen Pfalz gleichkommt, wo Kaiser, König und Fürsten oft zum Reichstag einkehren, ein großer Handel und Verkehr zu Schiff und zu Wagen mit den Niederlanden, England, Frankreich, Lothringen blüht und selbst die köstlichen Waren des Gangeslandes zum Verkaufe kommen, aber auch die herrlichsten Weine, die denen von Campanien, Chios und Falernum nicht nachstehen. Venetianer, Franzosen und Kaufleute aus nah und fern stellen sich hier ein, denn Großes leistet Speyer im Kunstgewerbe und in der Herstellung von Waffen aller Art, aber auch von feinem Tuch, Leinwand und Baumwollenstoff. Ebenso bedeutend ist der Droguenhandel. Die ganze Straße vom Dom bis zum hohen Altenburger Torturm ist ein Markt, dessen fröhliches, lautes Treiben Reysmann sehr anschaulich beschreibt. Besonders verweilt er noch beim Fischmarkt, um dabei seine Kenntnis der deutschen Flüsse ins Licht zu setzen und seinem deutschen Bewußtsein aufs neue Ausdruck zu geben:

. . . Vincit enim Gangem, superabit Iberum
Auriferumque Tagum Rhenus, Regnator aquarum,
Regi Danubio fluviorum se tibi solus
Aequat et esse tuus socius gaudetque cupitque.

Eifrig streitet Reysmann für die gesunde Lage Speyers, das in der Zeit des englischen Schweißes als ungesunde Stadt verschrieen wurde. Gegen-

[1]) Vorhanden in Basel, Paris und auf der Hof- und Staatsbibliothek in München, deren Exemplar der Dichter eigenhändig mit den Worten Domino Johanni Gemelio amico unice suo Theod. R. P. L. dedit gewidmet hat. J. Gemel von Füßen studierte in Erfurt, Ingolstadt und Tübingen, wo er am 28. April 1532 sich inskribieren ließ. Er schenkte das Buch Reuallio suo.

Digitized by Google

über der Berufung auf die gesundheitsschädlichen Altwasser des Rheins sagt Reysmann kühn:

Plus damnosa Venus nec non malesuada voluptas,
Fortior et quovis gladio tu crapula regnans.

Die beste Gewähr für die Gesundheit Speyers sei der hohe Stand der Sittlichkeit, deren Grundlage die strengkirchliche Frömmigkeit und das Festhalten am alten Glauben sei.

Nunmehr schildert Reysmann seinen Besuch des Doms unter der Führung seines Freundes Nik. Oenander d. h. Winmann, den er als Kenner von 3 Sprachen rühmt, und in Begleitung Ottos von Amelunxen und Christophs von Münchingen. Er beschreibt die weite Aussicht bis Worms von den 6 Türmen, deren 4 die Ecken des Domes abschließen, der fünfte mit den Glocken die Eingangshalle, der sechste den Chor beherrscht, dann die Glocken, deren größte die in Trier und Erfurt übertreffe, die kunstvolle Uhr, das bleierne Dach des Doms, dessen gewaltiger Bau die anderen Türme und Kirchen, auch die kaiserliche Pfalz überrage, wie des Schwarzwalds Eichen und Buchen die niederen Gebüsche, das Löwenhaupt an der Pforte der Eingangshalle und zur Linken das Bild des jüngsten Gerichts. Dann führt Reysmann die Leser in den Dom selbst mit den Kaiser- und Bischofsgräbern, schildert den Hochaltar, ein Bild des Weltalls, wie von Dürers Hand gemalt, das Bild der Maria, die Glasgemälde der Fenster mit der Geschichte Noahs und anderen Szenen des Alten Testaments und den heiligen Christoph. Dann wendet er sich zur Orgel mit ihrer Töne Gewalt und dem verstorbenen Organisten Kon. Brumann und dem jetzigen, Balthasar Artopäus, zu den zahlreichen Kapellen mit ihren Gemälden, den vielen Säulen, den kostbaren Leuchtern, Teppichen und Gewändern, Edelsteinen und Vorhängen. Vor der Seele des Dichters steht die ganze überwältigende Pracht des Hochamts in Gegenwart von Kaiser und König. Am Altar waltet der Bischof, Aaron vergleichbar, umgeben von der gesamten kaisertreuen Geistlichkeit auf 3 Stufen in schimmernden Gewändern. Durch den Dom wogen die Gesänge und Gebete für des Vaterlandes Wohl und Heil und zur Abwendung der Glaubensspaltung, der Türkengefahr, des Bürgerkriegs, der Pest und der Teurung; die Wirklichkeit der Dinge ist für den begeisterten Dichter und seinen warmen Patriotismus völlig zurückgetreten. Er lebt ganz im Gedanken an die alte Kaiserherrlichkeit, von der die stillen Kaisergräber des Domes und die Kaiserstatuen in der Eingangshalle zeugen, und läßt dabei die Geschichte des Doms und Bistums an sich vorüberziehen, wie man sie ihm in Speyer erzählte.

Digitized by Google

Den Schluß bildet die Schilderung des Bischofs und der hervorragendsten Glieder des Domkapitels, besonders Ottos von Falkenberg. Denn

Est insigne quidem per se, sed pulchrius ipsum
Hisce viris templum delubrumque hisce columnis
Nixum dignius est, toto celebretur ut orbe.

Den Humanisten interessieren auch die Bibliothek und die Bischofsgräber, die Bilder des letzten Bischofs Georg, aber auch des Franz von Sickingen, der Ölberg, der bei der Bischofswahl weinspendende Brunnen, das Haus seines Gönners Steph. Merz, die Kaiserpfalz, die anderen Kirchen, das S. Widenstift, das Rathaus, das Spital, das Kammergericht.

Die ganze Dichtung entfaltet den vollen romantischen Zauber der mittelalterlichen Welt in den hellsten Farben. Der Dichter durfte es wohl wagen, diese Gabe dem König Ferdinand als Dank für die erfahrene Gnade und als Empfehlung für seine künftige Laufbahn zu widmen. Reysmann ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, dem König seine dienstbeflissene Ergebenheit zu versichern, dem Schmerz um das frühe Ende des königlichen Statthalters, des Georg Truchseß von Waldburg († 29. Mai 1531), Ausdruck zu geben und ihm die auf Befehl des Rats und Registrators Jakob Ramminger gefertigte Grabschrift für den Truchseß mitzuteilen.

Man wird die Veröffentlichung der Enchromata in den Anfang des Jahres 1532, wenn nicht schon in das Ende 1531 zu setzen haben. Mit diesem Werk hatte aber Reysmann seiner Dankbarkeit für die in Speyer genossene Gastfreundschaft noch nicht Genüge getan, denn seine Leier erklang jedenfalls noch einmal, vielleicht aber zweimal im Dienst der Speyrer Geistlichkeit. Als Otto von Falkenberg am 24. Juni 1532 starb, dichtete Reysmann ein Trauerlied auf seinen Hingang, das bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden ist, aber in den Lamentationes super morte ingenuorum clarissimorumque olim virorum, Ottonis a Falkenberg, custodis insignis templi Spiren. et Georgii a Sternenfels, ibidem decani, wiederklingt, welche Nik. Winmann seinem Syncretismus 1541 am Schluß beifügte und Steph. Merz widmete.

Ein weiteres Werk, das Reysmann am Schluß seines Amos propheta als erstes unter seinen gedruckten Schriften aufführt, Elegia de grue volucri könnte das Wappen des Seniors des Domkapitels, Hans Kranch von Kirchheim und diesen im Dienst der Kirche ergrauten Herrn besingen, wenn das Gedicht nicht schon in die Wittenberger Zeit des Dichters fällt und etwa Lukas Kranach besingt, was sich erst entscheiden läßt, wenn das wahrscheinlich kurze Gedicht wieder gefunden ist.

Digitized by Google

Die Werke Reysmanns aus der Tübinger Zeit sind Zeugen der rückläufigen Bewegung, welche in die Kreise des Humanismus mit der Spaltung des Protestantismus in Luthertum, Zwinglianismus und Täufertum, dem Rückgang der gelehrten Studien und der Erhebung des Bauernstandes 1525 eingedrungen war. Der junge Heidelberger war dieselben Wege gegangen, wie die Schüler Wittenbergs: Georg Witzel und Jakob Holzwart, Fr. Staphylus und Peter Genneranus, er hatte seinen Frieden mit der alten Kirche gemacht, ja sich für alle ihre Einrichtungen begeistert. Sie schien ihm auch eine glänzende Laufbahn als poeta laureatus auf einer Hochschule zu bieten und ihm mit der Gnade der Habsburger Herrscher und der behaglichen Gastfreundschaft im Schatten des Krummstabs zu lohnen.

Mitten in dieses romantische Glück fuhr wie ein Blitzstrahl der Heereszug des Landgrafen Philipp von Hessen mit dem entscheidenden Schlag bei Lauffen a. N. am 13. Mai 1534. Am 19. Mai ergab sich Tübingen seinem angestammten Herrn, dem Herzog Ulrich. Der Sieg der Waffen hatte zugleich den Sieg des Protestantismus über die von Österreich geschützte Sache des alten Glaubens in Württemberg und auf der Universität entschieden. Wie ein schöner Traum zerrann das Glück des Dichters, das er mit der Rückkehr zur alten Kirche und der Gunst der Habsburger gewonnen zu haben glaubte. Beide hatten ihm nichts mehr zu bieten. Er stand auf der Straße als ein Bettler, als ein an seinen neugewonnenen Idealen irregewordener Mann und wandte sich jetzt nach Konstanz, einem Sitz des neuen Glaubens. Durch seine ganze Vergangenheit machte er einen kühnen Strich, als er den Rat zu Konstanz um ein kleines Ämtchen bat, um aus seiner augenblicklichen Notlage herauszukommen. Der Mann, der in den letzten Jahren ein begeisterter Lobredner der alten Kirche gewesen war, schreibt jetzt an den Rat, er habe viel de libertate, de constantissima in religione Christiana fide, de legibus, de prudentia et paterna in pauperes mansuetudine der Konstanzer gehört. Auch sei ihm die Lage am See und am Rhein, die großartige Befestigung der Stadt, die Tüchtigkeit des Rats und sein Eifer für Beförderung der Wissenschaft gerühmt worden. Das habe ihn nach Konstanz gelockt. Er habe auch alles richtig gefunden, ja seine Erwartungen seien noch übertroffen worden. Er komme als Gast, verwaist, arm und heimatlos, nicht wegen einer Übeltat, sondern wegen seiner Mittellosigkeit. Seine Vaterstadt sei Heidelberg, seine Eltern und Verwandten, welche alle gestorben seien, gehörten den ehrbaren Ständen an. Könne der Rat ihm kein Amt geben, so möge man ihm die Mittel zum Studium der Rechte geben, und ihm das Stipendium zuwenden, das

Digitized by Google

kürzlich ein junger Konstanzer zurückgewiesen habe, den der Rat nach Italien schicken wollte, um dort Jura zu studieren. Er wolle dann später der Stadt dienen und vollen Ersatz leisten. Sollte beides, die Bestellung zu einem Amt und die Unterstützung für seine künftigen Studien, nicht möglich sein, dann möge man ihm wenigstens ein Viatikum in Anbetracht seiner Armut gewähren[1]). Es kann kein Zweifel sein, daß das Schreiben in den Sommer 1534 gehört. Die Zeit, wann es dem Rat übergeben wurde, wie die Beschlüsse des Rats, haben sich bis jetzt nicht ermitteln lassen[2]). Aber der spätere Lebensgang Reysmanns beweist, daß der Rat auf die Dienste desselben verzichtete und den Mann einer wechselvollen Vergangenheit, die in Konstanz nicht verborgen bleiben konnte, nicht nach Italien zum Rechtsstudium senden mochte. Dagegen erbarmte sich Ambrosius Blarer des unglücklichen Dichters. Er berief ihn, nachdem er die Reformation in Württemberg begonnen hatte, Anfang 1535 zum Lesemeister im Kloster Hirsau, wo Reysmanns stürmischer Reformationseifer ihn bald unmöglich machte[3]) und ihn in ein Amt brachte, für das ihm die nötige Vorbildung und Charakterfestigkeit fehlte, so daß ihm auf der Pfarrei Cleebronn OA. Brackenheim der Weinreichtum des Zabergäus ein klägliches Ende bereitete.

Reysmann, ein Mann aus weichem Metall, mit lebhaftem Temperament und reicher Phantasie, war nicht der kräftige Schwimmer, der mit starkem Arm durch die erregten Wogen des Geisteslebens seiner Zeit zu einem klaren Ziel sich emporarbeiten konnte, sondern von ihnen hin und hergeworfen wurde. Aber sein warmer Patriotismus und seine dichterische Gabe soll unvergessen bleiben. Die Literaturgeschichte darf nicht mehr an ihm vorübergehen und ihn unbeachtet lassen. Denn noch von anderen seiner Werke gilt, was Höck 1807 vom Fons Blavus schrieb, es sei ein Gedicht, das unter tausenden, die teils mit teils ohne Minervas Willen geschrieben sind, eine rühmliche Auszeichnung zu verdienen scheine (Neuer lit. Anzeiger 1807, 555).

[1]) Schreiben Reysmanns an den Rat zu Konstanz ohne Datum aus Vadians Briefsammlung Bd. 12, 239, mir gütigst mitgeteilt von Dr. Tr. Schieß in S. Gallen.

[2]) Eine Anfrage an das Stadtarchiv in Konstanz blieb ohne Ergebnis.

[3]) Für die Hirsauer Periode vgl. Rothenhäusler, die Abteien und Stifte des Herzogtums Württemberg im Zeitalter der Reformation (1886) S. 54. Ein neues Licht auf diese Zeit werfen 5 Briefe Reysmanns, die ich an anderem Ort veröffentlichen werde.

Digitized by Google

Württemberg und der Preßburger Friede.

Von Eugen Schneider.

Es sind gerade keine freudigen Empfindungen, mit denen ein deutschgesinnter Württemberger an die Geschichte von 1805—1806 herantritt. Hat sich doch damals die Lösung des alten, freilich schon sehr gelockerten Reichsverbands vollzogen, indem Württemberg gleich seinen Nachbarn zu einem souveränen Staatsgebilde erhoben und in eine enge Verbindung mit dem übermächtigen Frankreich hineingedrängt wurde. Aber schon die Tatsache dieser Übermacht weist darauf hin, daß es sich für Württemberg nicht um freiwillige Schritte und Entschließungen gehandelt hat, sondern höchstens um Klugheit und Klarheit gegenüber den drohenden Gefahren und um möglichste Verwertung und Ausnützung der, wenn auch bescheidenen, Kräfte zur Selbsterhaltung und zum eigenen Gewinn. Und wenn eine rein geschichtliche Betrachtung ergeben wird, daß der mindestens kraft- und geistvolle damalige Herrscher Württembergs, Kurfürst Friedrich, sich bemüht hat, den Reichsverband zu retten und die Zumutungen Napoleons abzuweisen, so verschafft uns dieses Ergebnis die Befriedigung, daß der wegen seiner damaligen Haltung so viel angefeindete Friedrich besser zu verstehen und gerechter zu beurteilen ist, als zu geschehen pflegt. Ist doch gerade die Persönlichkeit Friedrichs einer der schlagendsten Beweise dafür, daß die Unkenntnis des geschichtlichen Quellenstoffs in der Regel zur Verkleinerung führt.

Als Preußen durch den Baseler Frieden des Jahrs 1795 Süddeutschland sich selbst überlassen hatte, drang der württembergische Erbprinz Friedrich entschieden darauf, daß das Herzogtum dem Reich und Österreich Treue wahre. Er konnte es nicht verhindern, daß im August 1796, nach dem Eindringen der Franzosen, Württemberg doch mit diesen Frieden schloß. Aber der Erfolg der österreichischen Waffen veranlaßte ihn bald darauf, sich nach Wien zu begeben, um das gestörte Verhältnis wiederherzustellen. Es war die Zeit, da die württembergischen Landstände, eingenommen für die von der französischen Revolution aus-

Digitized by Google

gegangenen Gedanken und in unseliger Übertreibung des in der Landesverfassung liegenden Zwiespalts der Macht des Fürsten und der Stände einen eigenen geheimen Ausschuß errichteten und eigene Gesandte besoldeten, um ihrem Landesherrn entgegenzuwirken. Fürchteten sie doch infolge der geplanten Erhebung ihres Herzogs zum Kurfürsten eine Störung des politischen Gleichgewichts im Land. Im Dezember 1797 bestieg Friedrich den Thron. Sein ausgesprochener Gesichtspunkt war, daß kleine Mächte das Zutrauen großer nur durch gänzliche Ergebenheit und erprobte Unwandelbarkeit der politischen Grundsätze erwerben können. Ein Bündnis mit einer auswärtigen Macht widerstrebte seiner Auffassung von Pflicht und Ehre. Er mußte zwar nach dem Ausbruch des 2. Koalitionskriegs (1799) zuerst den Frieden mit Frankreich aufrechthalten, benützte aber die Wendung der Dinge zugunsten Österreichs, um im Juli 1799 einen geheimen Bündnisvertrag mit diesem abzuschließen, was dazu führte, daß sein Bruch mit den Landständen unheilbar und der Kampf zwischen beiden so gehässig wurde. Trotzdem erreichte er nach dem Lüneviller Frieden in einem Pariser Sonderfrieden (20. Mai 1802) die Zusage von Entschädigungen, und der Reichsdeputationshauptschluß brachte ihm die Kurfürstenwürde und einen Zuwachs von 120 000 Einwohnern und 633 000 fl. Einkünfte [1]).

Diesen glücklichen Ausgang verdankte Friedrich in erster Linie der Rücksicht, die auf den nahen Verwandten des Königs von England und des Kaisers von Rußland genommen wurde; aber er durfte sich doch sagen, daß sein Rücktritt zu Österreich jene Mächte veranlaßt hatte, sich entschieden seiner anzunehmen und daß seine Würde als Kürfürst jetzt eine ganz andere Bedeutung hatte, als wenn er sie als Verbündeter des siegreichen Frankreich erhalten hätte. Napoleon gegenüber glaubte er sich jedenfalls nicht zu Dank verpflichtet. Hatte er übrigens gehofft, daß Österreich seine Standhaftigkeit und seine neue Stellung dadurch anerkennen würde, daß es ihn zum Mitwisser der großen Politik machen würde, so täuschte er sich gründlich. So wenig später König Wilhelm I. von den deutschen Großmächten erreichen konnte, daß er bei allgemeinen politischen Fragen mitsprechen durfte, so wenig gelang es Kurfürst Friedrich, Aufschluß über die auch sein Land berührenden Verhandlungen zu erhalten. Es hat wesentlich zur inneren Entfremdung beigetragen, daß Friedrichs Versuche, über die gefahrdrohende Lage Süddeutschlands etwas Näheres zu erfahren, an Österreichs Stillschweigen scheiterten. Freilich bot gerade Friedrichs neue Stellung Anlaß genug zu Reibungen mit dem

[1]) Zum Vorhergehenden vgl. E. Schneider, Württembergische Geschichte S. 389 ff.

Digitized by Google

stärkeren Nachbar. Im schwäbischen Kreis suchte Friedrich den Einfluß Österreichs zurückzudrängen und wollte daher die Stimmen der ihm zugefallenen Reichsstädte und geistlichen Stände weiter führen. Sein Auftreten bewirkte, daß der österreichische Gesandte im November 1804 zu Eßlingen den, tatsächlich letzten, Kreiskonvent eigenmächtig für aufgelöst erklärte[1]). Auch daß Friedrich die in seinem Land ansässige Reichsritterschaft in möglichste Abhängigkeit brachte, führte zu Einsprachen Österreichs. Als die Koalition Rußlands und Englands im Werke war, ließ Napoleon am 27. April 1805 auch dem württembergischen Hof erklären, daß ein englischer Gesandter in Stuttgart nur den Zweck haben könne, als Agent gegen Frankreich zu dienen und daß er daher die Ablehnung für den Fall der Ernennung eines solchen erwarte[2]). In München war Napoleon schon einige Wochen vorher soweit gegangen, selbst ein Bündnis vorzuschlagen, ohne auf entschiedenen Widerspruch zu stoßen, jedoch auch ohne daß Bayern sich band[3]). Immerhin war Napoleon seiner Sache sicher. Hatte er doch die Möglichkeit ins Auge gefaßt, dem Kurfürsten von Bayern ganz Süddeutschland als Königreich zuzuweisen[4]). Doch blieben die Verhandlungen völliges Geheimnis.

Als Österreich im August 1805 der 3. Koalition förmlich beigetreten war, zeigte die Vermehrung seines Heeres und die Vorschiebung größerer Truppenteile in die Württemberg benachbarten österreichischen Vorlande die Nähe der Gefahr. Kurfürst Friedrich mußte befürchten, daß bei Ausbruch des Kriegs auch die Franzosen nach Schwaben zögen und daß darunter die Neutralen zu leiden hätten. Er selbst hoffte, nach dem Muster Preußens während des 2. Koalitionskriegs, neutral bleiben zu können; denn er erachtete das jetzige Vorgehen Österreichs für dem Deutschen Reich fremd. Um nicht gegen seinen Willen in den Krieg hineingezogen zu werden, wandte er sich am 20. August an Preußen und Bayern, in den nächsten Tagen auch an Baden und Hessen-Darmstadt um Unterstützung in bewaffneter Neutralität[5]). Aber Preußen hatte schon vorher Bayern gegenüber diesen Standpunkt für unmöglich erklärt und Bayern hatte sich dahin entschieden, sein Heil bei Frankreich zu suchen, und schloß eben in diesen Tagen, am 24. August, mit ihm ein freilich noch geheim gehaltenes Bündnis. Der bayerische Hof rüstete sich

[1]) Obser, Politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden 5, XXVIII ff.

[2]) Talleyrand an den württembergischen Gesandten Steube in Paris, Turin. 7. Floreal 13 (Staatsarchiv Stuttgart).

[3]) Obser, a. a. O., S. XXXII.

[4]) Fournier, Napoleon I. (2. Aufl.) 2, 130.

[5]) Erlasse und Instruktionen im St.A. Stuttgart.

Digitized by Google

schon, von München abzureisen und seine Truppen den Österreichern ausweichen zu lassen. In Karlsruhe und Darmstadt fand der württembergische Abgesandte williges Gehör; aber man war sich bewußt, daß ohne den Beistand einer großen Macht die Neutralität nicht durchzuführen war. Noch war von keiner der feindlichen Mächte ein Ansinnen an Württemberg gestellt worden, als am 25. August der österreichische Gesandte von Schraut dem Minister Wintzingerode in Stuttgart die Frage vorlegte, ob hier, wie in Darmstadt, von den Franzosen verlangt worden sei, Kanonen, Munition und möglichst viele Truppen zu ihrer Verfügung bereit zu halten. In der Hoffnung auf die Möglichkeit bewaffneter Neutralität verwahrte sich Kurfürst Friedrich gegen diese zudringliche Frage und erklärte, er glaube vor derartigen Zumutungen sicher zu sein[1]). Und doch war die Frage der Zumutung nur um zwei Tage vorausgegangen.

Trotzdem Friedrich nicht versäumt hatte, auch in Paris um Aufrechthaltung eines nur freundschaftlichen Verhältnisses zu bitten, erklärte der französische Gesandte Didelot am Abend des 27. August dem Stuttgarter Hof, daß Napoleon die Neutralität nicht gestatten würde, daß er vielmehr in kurzer Zeit eine bestimmte Entscheidung darüber erwarte, auf welche Seite der Kurfürst sich stelle; ein gleiches Ansinnen sei zu München geschehen und werde in Karlsruhe sogleich erfolgen[2]). Didelot hatte also nur auf die Nachricht vom Anschluß Bayerns gewartet, um die Frankreich noch näher gelegenen Staaten zur Nachfolge zu zwingen. Napoleon rechnete damit, daß Kurfürst Friedrich ihm feindlich gesinnt sei. Es wäre das Einfachste, schrieb er an Talleyrand, ihn fortzujagen und seinen Sohn an seine Stelle zu setzen; man solle diesen ausfragen, ob er bereit sei[3]). Ist diese Zumutung wirklich erfolgt, so ist sie vom Erbprinzen Wilhelm zurückgewiesen worden und erklärt das gereizte Verhältnis zwischen ihm und Napoleon.

[1]) Schreiben des Kurfürsten an den württembergischen Gesandten Mylius in Berlin vom 25. August.

[2]) v. Schloßberger in besonderer Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1887, S. 274.

[3]) Napoleon an Talleyrand, 19. August 1805: Quant à l'électeur de Wirtemberg, si le père prend une mauvaise direction contre nous, il me semble que le plus simple serait de le chasser et de mettre son fils à sa place. Il faudrait sonder ce jeune prince et savoir s'il voudrait prendre parti avec nous; on pourrait lui donner un régiment. S'il était assez animé contre son père pour le détrôner, ce serait le plus sûr; car il n'y a pas de doute qu'en entrant à Stuttgard et y installant ce prince toutes les troupes de l'électeur ne désertassent. (Fournier a. a. O., S. 356.)

Digitized by Google

Kurfürst Friedrich war nicht gesonnen, ohne weiteres nachzugeben. Er benützte die Abwesenheit des Staatsministers v. Normann in München und des Geheimerats v. Mandelslohe in Karlsruhe, um die Unmöglichkeit vorzustellen, den Geheimrat zur Entscheidung zusammenzuberufen, und wandte sich wiederholt nach Berlin um Unterstützung. Als schon am 29. Didelot wieder auf Antwort drang, beriet der Kurfürst mit dem russischen Gesandten und vertraute ihm Briefe an seine Schwester, die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna, und seinen Neffen, den Kaiser Alexander I., an. Im gefährlichsten Augenblick seines Lebens, so schrieb er, wende er sich an die Schwester, mit der Bitte, ihn vor dem Untergang zu retten. Müsse er gegen Frankreich kämpfen, so sei sein Land in 3—4 Tagen von Feinden überschwemmt, müsse er sich gegen den deutschen Kaiser wenden, so verletze er die heiligsten Pflichten und sein eigenstes Interesse[1]).

Am 30. August mußte Wintzingerode dem drängenden Didelot eine Unterredung gewähren. Wieder suchte er Zeit zu gewinnen, indem er den Eingang einer preußischen Antwort abwarten zu müssen behauptete; er gab aber indessen die bestimmte Erklärung, daß der Kurfürst nie und unter keinerlei Umständen gegen Frankreich im bevorstehenden Krieg Partei ergreifen werde, sondern nur wünschen müsse, eine bewaffnete Neutralität anerkannt zu sehen. Der französische Gesandte erwiderte rundweg, auf die Erörterung einer Neutralität könne er sich nach seinen Weisungen nicht einlassen; er habe ausschließlich nach Paris zu melden, ob Württemberg durch die vorrückende französische Armee als Freund und Verbündeter oder als Feind anzusehen und zu behandeln sei. Auf Wintzingerodes Einwand, der Kurfürst sei ja gar nicht in der Lage, ein wirksames Bündnis zu schließen, da die Lieferung von Geld und Menschen von den Landständen abhänge, anwortete Didelot, diese Schwierigkeit würde wegfallen, um so mehr als durch die bevorstehenden politischen Änderungen auch des Kurfürsten von Württemberg Kraft gestärkt würde. Österreich müsse seine Besitzungen in Schwaben verlieren; für Württemberg verspreche er nicht nur Unversehrtheit des Gebiets sondern auch Vorteile beim Friedensschluß. Württemberg könne sich übrigens nur für Frankreich entscheiden; denn Bayern habe sich schon für dieses erklärt und Baden sei im Begriffe dazu. Wintzingerode erstattete sofort dem Kurfürsten Bericht über die Unterredung. Er entschied, daß der Geheimrat noch an demselben Tag zusammentrete, vorher aber der Minister noch

[1]) v. Schloßberger, Politische u. militärische Korrespondenz König Friedrichs von Württemberg mit Kaiser Napoleon I. S. 24.

Digitized by Google

den Versuch machen solle, von Didelot eine schriftliche Erklärung in die Hand zu bekommen. Dieser ließ sich nur dazu herbei, seine Weisung mit der Unterschrift Talleyrands vorzuzeigen, verlangte aber die württembergische Antwort noch an demselben Tag, da der kaiserliche Adjutant General Bertrand ihm Befehle zur Beschleunigung überbracht und das baldige Nahen des französischen Heeres gemeldet habe. Abends 6½ Uhr trat der Geheimerat im Schloß unter dem Vorsitz des Kurfürsten zusammen. Teilnehmer waren Minister v. Wintzingerode und die Geheimen Räte Fischer, v. Mandelslohe, Lang und Spittler. Der Minister hielt für den einzig möglichen Weg, sich mündlich als Verbündeten Frankreichs unter Vorbehalt aller näheren Bestimmungen durch einen Vertrag zu erklären und darüber das strengste Geheimnis zu bewahren und zu verlangen. Die Geheimen Räte traten dieser Auffassung bei; nur Fischer wollte jede andere Erklärung als die einer strengen Neutralität verweigert wissen und das Land und den Fürsten den etwaigen Gefahren aussetzen. Zum Schluß der Sitzung mußte sich jeder Anwesende durch Handschlag zur Geheimhaltung verpflichten. Noch in der Nacht las Wintzingerode dem französischen Gesandten die von dem Kurfürsten selbst aufgesetzte Erklärung vor, wonach dieser auf die Drohungen hin im Fall eines Kriegs auf die Seite Napoleons treten werde, sobald er vor einer gegnerischen Übermacht geschützt und gegen widrige Folgen seines Schritts gesichert sei. Auch der französische Gesandte versprach Geheimhaltung[1]). Das hinderte nicht, daß schon nach einigen Tagen in der Bamberger Zeitung ein vom 31. August aus Stuttgart datierter Artikel meldete, daß am gestrigen Tag der Gesandte Didelot den Kurfürsten von Württemberg aufgefordert habe, sich bestimmt für oder gegen Frankreich zu erklären, daß er mit der Besetzung Württembergs gedroht und die Stellung der in einem geheimen Artikel des Friedenstraktats versprochenen 10000 Mann Hilfstruppen verlangt habe. Nachdem der Artikel auch noch in eine andere Zeitung übergegangen war, wurde die Nachricht in der Schwäbischen Kronik vom 13. September für wahrheitswidrig erklärt; jedenfalls hatte sie schon die Wirkung gehabt, auf die notgedrungene Haltung Württembergs vorzubereiten.

So hatte Didelot in Stuttgart eine mündliche Zusage erzwungen, die er nach seinem Bericht an Talleyrand dahin auffaßte, daß der Kurfürst im Fall eines Kriegs gemeinsame Sache mit Napoleon machen wolle. Der Kurfürst selbst betrachtete die Abmachung nur als eine für den Fall

[1]) Derselbe, besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1887, S. 177 f.

Digitized by Google

geschlossene, daß die Franzosen im Land stünden, wobei ein bindender Vertrag erst dann verabredet werden sollte. Damit hoffte Friedrich eine feindselige Haltung der heranziehenden Franzosen zu vermeiden und hielt die von ihm gewünschte Neutralität bis zum äußersten aufrecht. Ja er hatte noch die Möglichkeit, bei einem siegreichen Vordringen der Österreicher sich ohne Bündnisbruch diesen anzuschließen.

Am Tage nach der Stuttgarter Erklärung traf Didelot in Karlsruhe ein, um dasselbe Verlangen zu stellen, wie in Stuttgart. Er teilte mit, daß Württemberg sich für Frankreich ausgesprochen habe. Ein von Talleyrand noch besonders abgesandter Unterhändler drängte scharf, und so schloß Baden schon am 5. September ein Bündnis mit Frankreich[1]). Damit war allerdings, da ja Bayern schon vorher abgeschlossen hatte, Frankreich Württembergs auch ohne förmlichen Bündnisvertrag sicher. Einstweilen beschränkte sich Württemberg auf einen Meinungsaustausch mit Baden, um über den Gang der Dinge unterrichtet zu sein.

Im September kam es zum offenen Bruch. Ein österreichisches Heer rückte, während die Hauptmacht sich nach Italien wandte, in Bayern ein. Am 11. übergab der französische Geschäftsträger in Regensburg dem Reichstag eine Note, in der die Lage als gefährlich hingestellt wurde, wenn nicht Österreich entwaffne. In Württemberg gingen beunruhigende Gerüchte, der Kurfürst wolle, wie der bayrische, abreisen und das Land im Stich lassen. In einem gedruckten Ausschreiben vom 13. September wurde das Gerücht für falsch erklärt; der Kurfürst verlange das Vertrauen, daß solche Maßregeln getroffen worden seien, wodurch jede Ängstlichkeit und Besorglichkeit unnötig werde. An demselben Tage erschien jene Berichtigung in der Schwäbischen Chronik, die den Abschluß eines Vertrags mit Frankreich für unrichtig erklärte. Denn es schien, als ob das Land zuerst in die Hände der Österreicher falle.

Am 15. September eröffnete endlich der österreichische Gesandte von Schraut in Stuttgart, daß die Österreicher sich wahrscheinlich bei Ulm festsetzen werden; mit näheren Erklärungen, d. h. mit dem Verlangen nach Beitritt, wollte man auf dieser Seite warten, bis die Truppen dem Lande Schutz gewähren könnten. Es schien eine Zeitlang, als ob Württemberg wirklich der Kriegsschauplatz werden sollte. Am 20. September zeigten sich die ersten österreichischen Reiter im Lande. Sie drangen bis Freudenstadt, Nagold, Balingen, Sulz, indem sie starke Lieferungen auflegten und gar nicht oder mit schlechtem Papiergeld bezahlten. „So wird durch Deutschlands Oberhaupt der Krieg mit Gewalt

[1]) Obser a. a. O., S. 310.

Digitized by Google

auf Württemberg gewälzt", klagte der Kurfürst und beschwerte sich bei Preußen über die Bedrückungen. Am 29. September kam sogar eine Streiftruppe durch Waiblingen und Cannstatt.

Jetzt nahten aber auch die Franzosen. Während der nördliche Teil der großen Armee die Österreicher im Osten umging, zog das Hauptheer unmittelbar der Donau zu. Am 26. September kam ein Schreiben Murats, der sein Kommen meldete und Anschluß und Lebensmittel verlangte; wenn die Österreicher Stuttgart bedrohen, sollen die Württemberger zur Vereinigung mit den Franzosen gegen den Kniebis marschieren. Er erhielt die Antwort, Württemberg sei den Österreichern preisgegeben und machtlos. Schon am 18. September hatte Talleyrand die Zeit zu einem Bündnis für gekommen erachtet und an Didelot den Entwurf eines solchen übersandt[1]). Am 25. machte dieser in Stuttgart seine Vorschläge: Frankreich verbürgte den Besitzstand Württembergs und versprach Vergrößerung nach dem Krieg, verlangte dagegen die Stellung von 10000 Mann, 2000 Pferden oder 4000 Zugochsen, während die sonstigen Bedürfnisse bezahlt werden sollten, sowie die Entfernung der im Lande sich aufhaltenden französischen Emigrierten. Doch setzte Talleyrand hinzu, daß Didelot sich mit 8000 Mann begnügen dürfe, weil Württemberg unmöglich mehr leisten könne. Um für alle Fälle, auch zum eigenen Schutz gegen Streifscharen, Truppen bereit zu haben, ging Friedrich eben damit um, Aushebungen zu veranstalten, und griff, da der landständische Ausschuß nur um den Preis der Einweihung in die Geheimnisse der Kabinette das nötige Geld bewilligen wollte, mit fester Hand zu. Da er nicht dulden könne, daß der Staat zertrümmert und Opfer des ständischen Unverstands werde, entnahm er der Kommerz- und der Kirchenratskasse größere Vorschüsse.

Didelot verlangte im Auftrage Talleyrands raschesten Abschluß; am 29. September schickte Napoleon bereits einen General aus Straßburg ab, der die versprochenen Hilfstruppen besichtigen sollte. Aber erst an diesem Tage schien dem Kurfürsten seinerseits der Zwang der Lage so stark zu sein, daß er dem Minister von Wintzingerode die Vollmacht erteilte, das Bündnis abzuschließen. Am 30. schrieb er an Napoleon, daß er bereit sei, mit Bayern und Baden auf seine Seite zu treten[2]). Am 1. Oktober meldete er dem Kaiser Franz, der ihn endlich auch um Auskunft über seine Absichten angegangen hatte, er habe seit Monaten auf eine kaiserliche Mitteilung gewartet; jetzt stehen 80000 Franzosen

[1]) Obser a. a. O., S. 319.

[2]) v. Schloßberger, Politische u. militärische Korrespondenz S. 1.

Digitized by Google

in Württemberg, am andern Tag treffe Napoleon persönlich ein; eine Wahl stehe ihm nicht mehr frei; aber in der Gefahr gehöre er zu seinem Land und müsse suchen, seine Lasten zu erleichtern.

Trotz der Notlage nahm Friedrich die Bedingungen Frankreichs nicht einfach an. Mußte er, der Reichsfürst, sich entschließen, am Krieg gegen Österreich teilzunehmen, so verlangte er von Napoleon, als gleichberechtigter Genosse anerkannt zu werden, mit dem man verhandelte. Diese Haltung, so wenig sie den tatsächlichen Machtverhältnissen entsprach, hat Friedrich in stolzem Gefühl seiner Würde Napoleon gegenüber stets zu bewahren gesucht und es ist ihm nicht selten gelungen, französische Übergriffe zurückzuweisen. Wintzingerode bekam nicht nur den Auftrag, die Forderungen Frankreichs herabzudrücken, sondern auch bestimmtere Versprechungen zu erhalten: die württembergischen Truppen sollten womöglich nur zur Sicherung der Verbindungen der großen Armee verwendet werden; da man in Erfahrung gebracht hatte[1]), daß in Deutschland die kleinen Fürsten, einige Reichsstädte und die Reichsritterschaft geopfert werden sollen, wurde als Preis des Beitritts vollständige Souveränität im Innern, Mediatisierung der Reichsritterschaft mit ihren in und an den Grenzen Württembergs gelegenen Besitzungen, sowie eine Vergrößerung des Landes ausbedungen, die die Aufbringung von 30000 Mann ermöglichen würde. Ähnliche Wünsche hatte Friedrich schon 1798 während des Rastatter Kongresses Frankreich gegenüber geltend gemacht. Nur waren sie damals damit begründet worden, daß er dann in der Lage wäre, als neutraler Fürst die oberrheinische Grenze Frankreichs zu decken. Jetzt konnte er hoffen, daß sie erfüllt würden, um den Verbündeten stark zu machen. Denn Stärkung seiner Macht und Vereinheitlichung seines Staatswesens waren die unverrückten Ziele Friedrichs.

Diese Verzögerung des Bündnisabschlusses trug Tilelot die heftigsten Vorwürfe Napoleons[2]), dem Kurfürsten schwere Kränkungen ein. Am Vormittag des 30. September erschienen französische Truppen vor dem Stuttgarter Rotebühltor. Sie ließen sich von dem Stadtkommandanten v. Hügel zunächst bestimmen, nicht einzudringen. Aber nach Mittag traf Marschall Ney, der vormittags nur durch den französischen Gesandten selbst von der Besetzung Ludwigsburgs abgehalten worden war, am Ludwigsburger-, dem jetzigen Königstor, ein und ließ, als man ihm den Einlaß verweigerte, Kanonen auffahren. Jetzt zogen 8000 Franzosen von allen Seiten in die Stadt ein; am Abend kamen noch vier Regi-

[1]) Bericht des württembergischen Gesandten von Taube in Paris vom 7. Sept. 1805, im St.A. Stuttgart.

[2]) Obser, a. a. O., S. 319.

Digitized by Google

menter, die alle Quartier nahmen und mancherlei Ausschreitungen begingen. Auch die folgenden Tage brachten starke Durchmärsche; am 2. Oktober besichtigte Ney das ganze Korps, das in der Marien-, Königs- und Ludwigsburger Straße bis zum Ende der damaligen Galgensteige in drei Gliedern aufgestellt war.

Kurfürst Friedrich war entrüstet darüber, daß die Franzosen im Augenblick, da ein Vertrag mit ihnen im Gang war, seine Residenzstadt verletzten; er ließ scharfe Vorstellungen beim französischen Gesandten erheben und wandte sich selbst beschwerdeführend an Napoleon. Die Antwort freilich, die er vom Kriegsminister, Marschall Berthier, erhielt, stellte einfach die Tatsache fest, daß Friedrich noch nicht mit Frankreich verbündet sei und daß er auch nicht den Österreichern, die in der Stärke von höchstens einem halben Regiment das Land durchstreift haben, entgegengetreten sei; Ney habe nur seine Pflicht getan; übrigens habe Napoleon jetzt den Befehl gegeben, die Residenz nicht mehr mit Truppen zu belegen [1]). Aus der bestimmten Sprache dieses Schriftwechsels ergibt sich mit völliger Sicherheit, wie unbegründet der Verdacht ist, als habe der Kurfürst nur die Miene des Gekränkten angenommen. Noch peinlicher als die Mißachtung der kurfürstlichen Würde durch Eindringen in seine Residenz war das Vorgehen der Franzosen gegen die in Stuttgart beglaubigten Gesandten Österreichs und Rußlands. Sie wurden in ihren Wohnungen bewacht, so daß sich Friedrich bis zu ihrer Freilassung selbst als Gefangener erklärte und nicht ruhte, bis die Abreise möglichst unbelästigt erfolgen konnte. Während dieser Vorgänge kam endlich ein österreichischer Geheimerat mit der Meldung an den Kurfürsten, daß sein Monarch ihn aufrichtig bedaure, daß er ihm aber selbst überlassen müsse, was er zum Besten des Landes zweckmäßig finde. Man hatte Mühe, diesen Herrn vor französischer Gefangenschaft zu bewahren.

Kurfürst Friedrich erwartete die Ankunft Napoleons in Ludwigsburg. Unter die Vermählungsfeierlichkeiten seines jüngeren Sohnes, des Prinzen Paul, hinein fiel der Anmarsch der ersten Franzosen. Am 2. Oktober stand der Hof bereit, Napoleon zu empfangen; abends 11 Uhr traf er im Schloß ein. Am 3. Oktober folgte jene 1½stündige Unterredung zwischen ihm und dem Kurfürsten, die das Schicksal Württembergs während der nächsten Jahre bestimmte und bei der die beiden offenbar einen sehr günstigen persönlichen Eindruck aufeinander machten. Napoleon ließ Friedrich keinen Zweifel darüber, daß Württemberg, wenn ein Bündnis nicht zustande komme, als eroberte Provinz behandelt werde; es habe

[1]) v. Schloßberger, Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1888, S. 1.

Digitized by Google

dann 8 Millionen Kontribution, 2000 Pferde und die zum Fuhrwesen nötigen Menschen zu liefern. An demselben Tag ging die französische Kriegserklärung an Österreich aus Ludwigsburg ab. Der 4. Oktober, an dem Napoleon auch Stuttgart besuchte, wurde zur Abfassung des Bündnisvertrags verwendet und am 5. Oktober wurde dieser von den Bevollmächtigten unterzeichnet, nachdem Napoleon ausdrücklich sein „approuvé!" beigesetzt hatte. Aus dem Ludwigsburger Vertrag[1]) erfahren wir natürlich den wesentlichen Inhalt der geheimen Unterredung vom 3. Oktober. Der Vertrag bestimmt: 1. Napoleon verbürgt den Bestand Württembergs, 2. dieses stellt 8—10000 Mann, 3. Napoleon hilft dem Kurfürsten, die Landstände zur Gewährung von Truppen und Geld zu zwingen, 4. die inneren Verhältnisse der württembergischen Truppen werden vom Kurfürsten geregelt, 5. Deserteure sind gegenseitig auszuliefern, 6. Württemberg soll so viele Pferde als möglich stellen, 7. sein Korps soll in erster Linie in Schwaben verwendet werden, 8. die Residenzen von Stuttgart und Ludwigsburg bleiben von Einquartierung frei, 9. der Kurfürst erhält in seinen Staaten und deren Einschlüssen die Souveränität[2]), 10. er erhält im Falle des Sieges einen so großen Anteil an österreichischen Ländern, daß er stark genug wird, mit seinen Verbündeten sich vor etwaiger Rache Österreichs zu schützen, 11. bei jedem Friedensvertrag ist Württemberg einzubegreifen. Ein Schlußartikel bestimmt die vorläufige Geheimhaltung des Vertrags. Wenn wir diese Punkte mit denjenigen vergleichen, die Didelot angetragen hatte, so springt die Abänderung zugunsten Württembergs in die Augen. Statt der 10000 Mann sollten 8—10000 gestellt werden, statt der 2000 Pferde möglichst viele; die Verfügung über die württembergischen Truppen wurde eingeschränkt; die Residenzstädte wurden von der Einquartierung endgültig befreit, die drei Forderungen Friedrichs, daß er völlige Souveränität im Innern erhalte, daß die ihm benachbarte Reichsritterschaft ihm unterworfen und daß ihm eine ansehnliche Vergrößerung des Landes zugesagt werde, wurden alle bewilligt. Die darauf bezüglichen Art. 3, 9 und 10 hat, wie Didelot an seinen Minister Talleyrand entschuldigend berichtet[3]), Napoleon selbst diktiert[4]), der auch

[1]) Gedruckt: Du Clerc, Recueil des traités de la France 2, 126.

[2]) In diese ist nach der Meinung damaliger Staatsrechtslehrer die Abstoßung fremder Lehensherrlichkeit und der Inbegriff der Landeshoheitsrechte befaßt, jedoch ohne Ausschluß der Gerichtsbarkeit der höchsten Reichsgerichte. (Häberlin, Staatsarchiv 1806 S. 341).

[3]) Obser a. a. O., S. 320.

[4]) Diese Artikel lauten im wesentlichen:

3. Vu l'impossibilité où se trouverait S. A. S. l'électeur de remplir en entier les engagements pris avec S. M. l'empereur et roi par le refus constant des états

Digitized by Google

sonst mancherlei an dem Entwurf geändert habe. Am eingehendsten hat offenbar Friedrich sein Verhältnis zu den Landständen zur Sprache gebracht, die ihn im Handeln hemmen. Er erklärte dem Kaiser, daß die Stellung von so vielen Soldaten und Pferden außerhalb der Grenzen seiner Macht liege. „Was Sie nicht können, kann ihr Land", habe der Kaiser versetzt, worauf der Kurfürst erwiderte, „Meine Stände würden nicht einwilligen". „Gegen diese will ich Sie unterstützen", hat nach der Darstellung Friedrichs, die er den Ständen selbst gab, Napoleon gesagt[1]); „chassez les bougres!" (jagen Sie die Kerle fort!) soll das Wort nach dem Bericht eines glaubwürdigen Zeitgenossen gelautet haben[2]). Der zweite wichtigste Punkt war für Friedrich die Vermehrung seiner Macht. Er hat dafür im Vertrag ziemlich bestimmte Zusagen erhalten. Aus sonstigen Nachrichten wissen wir, daß Napoleon nicht abgeneigt war, den Kurfürsten von Württemberg in den Stand zu setzen, daß er 25—30000 Mann auf den Beinen halten könne. Wenigstens wird später die Notwendigkeit einer Vermehrung der Bevölkerung auf $2^1/_2$—3 Millionen damit begründet.

Es ist also gar keine Rede davon, daß Friedrich sich im Ludwigsburger Vertrag Napoleon gegenüber irgendwie weggeworfen hätte. Er hat bei dem Bündnis ganz bestimmte Bedingungen gestellt und zugesagt erhalten. Es ist verkehrt, ihm wegen des Übertritts Vorwürfe zu machen; denn es handelte sich einfach um Sein oder Nichtsein. Noch verkehrter war es, wenn Schmeichler und bornierte Menschen, wie sich ein hervorragender Zeitgenosse dieser Ereignisse ausdrückt, von der Weisheit und Entschlossenheit sprachen, mit der der Kurfürst in diesem Moment Partei ergriffen habe; seufzend vielmehr hat er sich nach demselben Gewährs-

de Wurtemberg de subvenir aux levées d'hommes et aux dépenses de la caisse militaire, S. M. I. et R. promet à S. A. S. E. son appui pour que ces états sont amenés par tous les moyens propres à concourir à une mesure qui tend évidemment au bien du pays puisqu'elle le garantit de tout traitement hostile et lui épargne des contributions de guerre qui lui eussent été nécessairement imposées.

9. S. M. garantit à S. A. S. la souveraineté pleine et entière de ses états et des territoires qui y sont ou pourraient être enclavés, exceptant toutefois les possessions de Bavière et de Bade.

10. S. M. s'engage à faire opérer le partage des états, qui pourraient être conquis sur la maison d'Autriche, entre S. A. E. et ses autres alliés et à cet effet il sera ouvert une négociation préparatoire qui aura aussi pour objet d'assurer d'une manière fixe l'indépendance de S. A. E. et des dits alliés et de les placer dans une position telle qu'ils soient désormais à l'abri de tout ressentiment exercé soit directement soit indirectement par la maison d'Autriche en haine du présent traité.

[1]) Politisches Journal 1805, II, 173 ff.

[2]) J. G. Pahl, Denkwürdigkeiten, S. 292.

Digitized by Google

mann, einem sehr billig denkenden Neuwürttemberger, dem eisernen Gebot der Notwendigkeit unterworfen[1]). Aber nicht mit Unrecht hat Wintzingerode in jenen Wochen geschrieben: Wir suchen mit Würde zu handeln; wir fügen uns der Macht, werden aber nicht abhängig; die physische und geographische Abhängigkeit ist höchstens dem Schein nach eine moralische und politische[2]). Mag man davon auch viel als Ausfluß diplomatischer Schönrednerei abziehen — wenn nicht buchstäblich, so doch im ganzen kennzeichnet dieses Wort das württembergische Verhalten.

Mit der Ausfertigung des Vertrags, die Napoleon zu ratifizieren hatte, reiste Didelot in das französische Hauptquartier. Den Rückweg nahm er über Aalen und fiel dort in die Hände der Österreicher. Es gelang ihm noch, die Ratifikationsurkunde zu vernichten. Talleyrand meinte nachher Napoleon gegenüber, der Schaden wäre nicht groß gewesen, wenn sie erbeutet worden wäre, da ein Bekanntwerden nur den Kurfürsten in Wien und Petersburg kompromittiert hätte[3]).

Nachdem Napoleon am 5. Oktober nachmittags 1 Uhr Ludwigsburg verlassen hatte, begab sich Friedrich sofort nach Stuttgart, versammelte die Mitglieder des Geheimrats um sich und ließ den verstärkten landschaftlichen Ausschuß ins Schloß rufen. Dort hielt er eine längere Ansprache[4]): „Die französischen Heere überschwemmten mein Land, selbst meine Residenzen wurden nicht verschont; die erste wurde halb mit Sturm eingenommen und die andere damit bedroht. Der französische Kaiser kam selbst zu mir; ich bat ihn, mir die Neutralität zu gestatten. Er erklärte mir: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Das Schicksal Württembergs lag in diesem Augenblick in meinen Händen. Widersetzte ich mich — und meine Staaten waren zertrümmert. Mein Kurhaus stand in Gefahr, das traurige Schicksal so mancher anderer Fürstenhäuser zu erfahren, die von der Barmherzigkeit anderer Höfe leben müssen und die ihnen ausgeworfene Summe als ein Almosen genießen." Der Kurfürst erklärte weiter, er müsse den Traktat, den er unterschrieben, halten. Dazu sollen sie ihm 2000 Mann und 500 000 fl. bewilligen. Er hätte diese Formalität nicht gebraucht. Denn der Kaiser, der diesen Traktat unterschrieb, hätte ihm auch noch mehr unterschrieben, wenn er gewollt hätte. Es sei nicht seine, sondern des Kaisers Forderung, die er stelle. Er werde nicht zugeben, daß sein Haus, seine Familie ins Elend gerate. Der Ausschuß solle sich die Sache überlegen; dazu sei ein Zimmer im

[1]) Ebenda, S. 289.

[2]) Schreiben an v. Normann vom 15. November 1805 im St.A. Stuttgart.

[3]) Bertrand, Lettres inédites de Talleyrand à Napoléon, S. 174.

[4]) Politisches Journal 1805, a. a. O.

Digitized by Google

Schloß bereit. Er selbst werde mit dem Geheimerat auf die Entscheidung warten. Der Ausschuß zog sich zurück und trug dann vor, er wolle den Bestand und die Verfassung des Landes retten, er bewillige daher das Verlangte, verwahre sich aber gegen jede in dem Vertrag etwa enthaltene der Reichsverfassung zuwiderlaufende Bestimmung und bitte um Zusicherung der Aufrechterhaltung der Verfassung. Mit Recht nahm er an, daß diese als das Bündnis einschränkend bedroht sei. Er wandte sich daher noch einmal an Talleyrand und sagte ihm gleichfalls die Summe von 500000 fl. zu, wenn er ihren Fortbestand sichere. Der Minister nahm ohne Scheu die erste Sendung von 50000 fl. in Empfang; aber die Warnung Didelots, der ihm die Summe nicht gönnte und den Betrug verhindern wollte, hielt den Ausschuß von der Weiterbezahlung ab[1]). Für damals paßt am besten die Kennzeichnung der württembergischen Landstände durch Wilhelm Lang: „Rührend ist es, wie in einer Zeit, da alles wankte, Fürstentümer in den Staub sanken und andere aus dem Nichts erstanden, diese patriotischen Männer um ihr ein und alles sich scharen: eine ehrwürdige Verfassung, die längst zur Unmöglichkeit geworden, die zum Stillstand verurteilt war, indessen die Welt sich verwandelte; rührend, wie sie bei den in Riesenkämpfen sich erschöpfenden Gewalten eine Teilnahme für ihr kleines Heiligtum voraussetzen oder diese Teilnahme zu gewinnen suchen. Sie trachtete die entfesselten Bergströme zu nutzen, einzufangen und auf ein altertümliches Mühlrad zu lenken, das in idyllischer Selbstgenügsamkeit nichts weiter begehrte, als sich ewig um sich selbst zu drehen“[2]). Nicht unerwähnt soll bleiben, daß auf 8. Oktober die erste Aufführung von Schillers Wilhelm Tell im Hoftheater angekündigt gewesen war. Sie wurde bis nach dem Abzug der Franzosen verschoben.

Da man auf bayerischer Seite das Bedürfnis fühlte, die eingeschlagene Politik öffentlich zu rechtfertigen, wurden auch von württembergischer, und zwar zweifellos von Wintzingerode selbst, Bemerkungen über die neueste Lage Württembergs verfaßt, die nicht nur gedruckt und an die Höfe verschickt wurden, sondern auch in der Schwäbischen Kronik vom 23. und 24. Oktober Aufnahme fanden und in Häberlins Staatsarchiv[3]) übergingen. Diese Bemerkungen rühmten die Opfer, die Württemberg in den letzten Kriegen Österreich gebracht habe, schilderte dessen un-

[1]) Fournier, Historische Studien und Skizzen, S. 284.

[2]) W. Lang, Von und aus Schwaben 2, S. 83.

[3]) 1805, S. 285. Gegenbemerkungen dazu erschienen ebenda 1806, S. 173. — Die bayerische Darstellung wurde in der Schwäbischen Kronik vom 25. Oktober 1805 an abgedruckt.

Digitized by Google

freundliche Haltung und die völlige Schutzlosigkeit Württembergs, die es auf die Seite Frankreichs getrieben habe.

Gemäß dem Vertrag mit Frankreich begannen in Württemberg die Rüstungen. Man griff neben der Steuererhebung zum Mittel einer Kriegsanleihe, die aber wenig Anklang fand. Es macht auf uns einen ziemlich kläglichen Eindruck, wenn in den Anzeigen der Schwäbischen Kronik vom 12. Oktober ab immer wieder zu Einzelzeichnungen bei einem Beamten eingeladen wird. Napoleon hatte verlangt, daß die Württemberger am 4. Oktober marschieren sollten, mußte sich aber gedulden. Am 7. gingen zwei Bataillone Fußjäger ab, die zur Garde im kaiserlichen Hauptquartier bestimmt wurden. Am 22. trat die 1. Kolonne mit 3000 Mann und 8 Geschützen unter dem Befehl des alten Karlsschulintendanten Generalleutnants v. Seeger den Marsch über Ulm nach München an und kam bis Linz; am 18. November folgte die 2. unter Generalmajor v. Seckendorf. Im ganzen gelang es nur 6300 Mann Infanterie, gegen 800 Kavallerie und 16 Geschütze aufzubringen. Die Truppen kehrten, ohne ins Gefecht gekommen zu sein, nach dem Friedensschluß in die Heimat zurück. Im französischen Hauptquartier hatte sich der General v. Geismar befunden, während der Wunsch Napoleons, einen württembergischen Prinzen, womöglich Prinz Paul, in seinem Gefolge zu sehen, nicht erfüllt wurde.

Am 20. Oktober fiel Ulm, in das sich Mack in der Meinung eingeschlossen hatte, er bringe die Franzosen zwischen sich und die heranziehenden Russen. Dieser Fall rettete Italien für Napoleon und hielt Preußen von der Teilnahme am Krieg ab. In der Schlacht bei Austerlitz wurden die Österreicher samt den Russen niedergeworfen; Preußens Zurückhaltung war entschieden. Unter diesen Umständen durften die Verbündeten des Kaisers von Frankreich auf die Erfüllung vieler Hoffnungen rechnen. Allerdings waren sie völlig vom guten Willen Napoleons und seines Ministers des Äußern Talleyrand abhängig. Wenige Tage vor dem Fall Ulms schrieb Talleyrand von Straßburg aus an Napoleon, während dieser siege, denke er an den Frieden. Vier Großmächte sollen in Europa herrschen: Frankreich, Österreich, England und Rußland. Frankreich müsse daranliegen, Österreich von England und Rußland abzuziehen und zugleich alles zu beseitigen, was Mißverständnisse zwischen ihm selbst und Österreich veranlassen könnte. Deshalb müsse Österreich durch andere Staatengebilde von Frankreich und seinen Schöpfungen getrennt werden und auf alle Besitzungen im bayrischen, fränkischen und schwäbischen Kreis verzichten. Von diesen solle Württemberg den auf dem linken Donauufer gelegenen Teil der Markgrafschaft Burgau, Ober- und Niederhohenberg,

Digitized by Google

die Grafschaft Isny, das Kloster Weingarten und die Reichsstadt Ravensburg mit zusammen etwa 70000 Einwohnern erhalten. Zum Ersatz dafür wären Österreich, das gegen Rußland stark gemacht werden müsse, Moldau, Wallachei, Bessarabien mit einem Teil der Ufer des Schwarzen Meeres zuzuweisen[1]). Diesen Plan hat Napoleon verworfen, weil er ihm zu verletzend für Rußland schien. Sofort heckte Talleyrand einen andern aus, dessen Grundzüge er zur Ausarbeitung dem in Paris zurückgebliebenen Chef der zweiten Abteilung des Ministeriums des Äußern, d'Hauterive, zuschickte: das deutsche Kaisertum sollte abgeschafft werden; 3 Kaiser sollten sich in Deutschland teilen, Frankreich, Oesterreich und Preußen; ein enger Bund sollte die süddeutschen Fürsten an Napoleon als ihren Kaiser ketten[2]).

Es ist wichtig, daran zu erinnern, daß solche Pläne gefaßt wurden, ehe die neuen Verbündeten Gelegenheit hatten, ihre Wünsche zu äußern. Als ihnen die Ahnung oder die Kunde von solchen Plänen kam, war es natürlich, daß sie für sich in günstigem Sinn zu wirken suchten. Das war möglich durch Klugheit, durch Bestechung und durch rasches Zugreifen. An Klugheit fehlte es weder Kurfürst Friedrich, noch seinen Ratgebern; daß er bedeutende Summen zur Bestechung von Talleyrand und seinem Sekretär, Labesnardiere, verwendete, ist ihm um so weniger zu verargen, als es die Mitbewerber ebenso machten; daß er aber, sobald sich die Gelegenheit bot, rasch und zugleich scharf zugriff und dadurch nicht nur die Betroffenen verletzte, sondern auch mit den Nachbarn sehr viele Händel anfing, das hat ihm den Ruf eines herrschsüchtigen, gewalttätigen Fürsten zugezogen. Allerdings ist auch dieses Zugreifen, wenn auch nicht die Form desselben, wie wir sehen werden, auf französischen Rat zurückzuführen.

Die Fortschritte Napoleons veranlaßten Kurfürst Friedrich am 28. Oktober bei ihm anzufragen, ob er zur Teilnahme an den wohl bald bevorstehenden Friedensverhandlungen einen mit den örtlichen Verhältnissen und Einzelheiten vertrauten Minister in sein Hauptquartier absenden dürfe. Die Frage wurde umgehend mit der Aufforderung bejaht, der Kurfürst soll dem Minister über diejenigen deutschen Einrichtungen Weisungen geben, deren Aufhören notwendig sei, da sie dem deutschen Kaiser einen Einfluß beilegen, dem keine Leistung mehr entspreche, so der Reichshofrat und der größte Teil der Rechte des Regensburger Reichstags[3]). Die Wahl Friedrichs fiel auf den Minister des

[1]) Bertrand, a. a. O., S. 160 ff.

[2]) Ebenda, S. XXIII.

[3]) 2. November. Correspondance de Napoléon I. 11, 370.

Digitized by Google

Innern, Freiherrn v. Normann-Ehrenfels, der schon nach dem Luneviller Frieden mit Erfolg in Paris tätig gewesen war und sich die Achtung Talleyrands erworben hatte. Seine Vollmacht lautete zu Verhandlungen mit dem Kaiser von Österreich; zugleich wurde er bei Napoleon beglaubigt.

Dieser hielt die Zeit für gekommen durch Friedrich auf Rußland einzuwirken. Er riet ihm am 16. November, Rußland vorzutragen, was Württemberg gewinne, um es von Österreich zu trennen; die Kaiserin-Mutter solle sich für ihre Familie verwenden; dann ließe sich der Vertrag so fassen, daß Rußland sich der Vergrößerung Württembergs rühmen könnte[1]). Friedrich schrieb dann auch an seine Schwester Maria Feodorowna mit der Bitte, Württemberg zu helfen; die Frage sei heute, ob man fortfahre zu existieren oder das Opfer anderer werde[2]). Er stand auch im Begriff, den Grafen Truchseß zu Kaiser Alexander I. zu schicken. Aber die Schlacht von Austerlitz machte die Sendung überflüssig[3]).

Normann traf am 19. November in Wien ein und berichtete schon am 20. über die erste Besprechung, die er mit Talleyrand gehabt hatte. Gleich dieser Bericht enthielt den Glückwunsch zur Königswürde und den Ausdruck der Freude darüber, daß er das Werkzeug dazu habe sein können. Er selbst habe mit Talleyrand weitläufig über die von Napoleon in Aussicht gestellte Vergrößerung Württembergs gesprochen. Dabei seien sie auf das künftige Verhältnis zum Reich gekommen und haben sich dahin geeinigt, daß, nachdem Norddeutschland sich vom Süden getrennt habe und Österreich ihn nicht habe schützen können, die 3 Kurfürstentümer unter sich mit engem Anschluß an Frankreich einen dauernden Bund schließen sollen, wobei ihnen die volle Souveränität gesichert würde. Er, Normann, habe als Gewährleistung dieser Souveränität die Königswürde vorgeschlagen und Talleyrand habe zugestimmt. Dieser verlange übrigens zuvor eine gemeinsame Entsagungsurkunde der 3 Kurfürsten auf diese ihre Würde[4]).

Aus diesem Hergang ergibt sich, daß, während Kurfürst Friedrich eine Vergrößerung seines Landes innerhalb des Reichsverbands anstrebte, Talleyrands Absicht dahin ging, das deutsche Reich völlig zu zertrümmern. Erst durch diese Entdeckung scheint Normann auf den Gedanken gekommen zu sein, auch für Württemberg die Königswürde zu verlangen. Dafür, daß er von seinem Kurfürsten den Auftrag dazu bekommen hätte, fehlt jeder Anhaltspunkt. Friedrich selbst schreibt vielmehr nach Eintreffen

[1]) Ebenda, S. 415.

[2]) v. Schloßberger, Politische u. militärische Korrespondenz, S. 30.

[3]) Ebenda, S. 35. — In diesem Punkte ist Vitrauf, Geschichte des Rheinbunds I, S. 210 zu berichtigen.

[4]) Bericht im St.A. Stuttgart.

Digitized by Google

jenes Berichts an seinen Gesandten: „Welchen Eindruck der mir gewiß unerwartete Inhalt Ihres Briefes vom 20. November gemacht, werden Sie leicht selbst ermessen. Daß hier nicht die Eitelkeit eines neuen zu erhaltenden höheren Titels im Spiel ist, werden Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen zu glauben. Allein die Aussichten für mein Haus von der einen Seite, dessen Vergrößerung, dessen Zunahme an Macht und Ansehen, von der anderen aber auch der Umsturz eines zwar alten, baufälligen Gebäudes, an dem wir uns eben doch stützten, bringen Empfindungen, Bedenklichkeiten, billige Besorglichkeiten hervor, die man dem 51jährigen deutschen Fürsten nicht mißdeuten kann. Es ist wahr, Hannover wurde verlassen, Reichshofratsmandate und Kammergerichtsboten waren beinahe die einzigen Überbleibsel des ehemaligen Reichsverbands. Allein der Name imponierte doch und berechtigte bald Preußen, bald eine andere Macht, laut zu sprechen“ [1]). Wir müssen annehmen, daß diese von Friedrich eigenhändig geschriebenen Worte gewiß nicht dem Bedürfnis einer Selbstverteidigung entsprungen sind. Er ist überrascht von dieser Wendung der Dinge und möchte auf den Reichsverband nicht verzichten; die Aussicht auf die neue Würde freut ihn; er ist aber nicht ohne Bedenken, da sie die Trennung vom Reich zu fordern scheint. Übrigens ist in den späteren Verhandlungen immer wieder hervorgehoben worden, daß die Königswürde von niemand verliehen werden könne, daß vielmehr ein mit der vollen Souveränität bekleideter Fürst das Recht habe, sich König zu nennen. So ist denn auch immer nur von einer Annahme der Königswürde und Anerkennung derselben durch andere Mächte die Rede. Friedrichs Einwendungen gegen die Auflösung des Reichsverbands, von denen wir allerdings nicht wissen, ob sie Napoleon zu Ohren kamen, entsprachen dessen eigener damaliger Auffassung. Er fürchtete sonst, sich Rußland zu sehr zu verfeinden, während er dieses schonen wollte.

Talleyrands mit Normann und dem bayerischen Minister Montgelas besprochener, den Absichten Napoleons widerstreitender Bündnisplan war am 26. November fertig. Er besagte, daß die souveränen Fürsten von Bayern, Württemberg und Baden ihren Austritt aus dem schon zerrissenen deutschen Bund erklären und drei unabhängige Königreiche bilden. Jeder König habe das Recht, Verfassung, Gerichtsbarkeit und Verwaltung seines Landes vorbehältlich bestehender Rechte selbst festzusetzen; jede Körperschaft militärischer, religiöser oder gemischter Art (also Deutsch- und Johanniterorden), die in seinen Grenzen Besitz hat, aufzu-

[1]) Schreiben vom 26. November, ebenda.

Digitized by Google

heben und den Besitz einzuziehen; den reichsunmittelbaren Adel in seinen Grenzen sich zu unterwerfen; alle Einrichtungen, die vom Reich stammen, zu unterdrücken. Dabei wurde vorbehalten, daß auch die Kurfürsten von Sachsen und Hessen-Kassel das Recht haben, sich Könige zu nennen, und der König von Preußen sich die Kaiserwürde beizulegen. Bei Streitigkeiten zwischen 2 Südstaaten sollte der dritte und Frankreich vermitteln. Dieses sorgt für Anerkennung der 3 Könige, verbürgt ihnen ihren Bestand und schließt samt Italien mit ihnen ein Bündnis für den Fall eines festländischen Kriegs. Dabei ist jedesmal ein Vergleich über die Stärke und den Unterhalt der Truppen zu treffen. Die Schweiz soll zum Anschluß an den Bund aufgefordert werden. In einem besonderen Anbringen schlug Talleyrand dem Kaiser Napoleon vor, daß Württemberg von Bayern Nördlingen und Bopfingen, die Herrschaften Wiesensteig, Wertingen, Illertissen, die Reichsstadt Ulm mit dem Kloster Wengen, ferner Söflingen, Elchingen, Roggenburg, Ursberg, Wettenhausen, Ravensburg, Wangen, Buchhorn erhalten soll, dazu die Markgrafschaft Burgau, beide Herrschaften Hohenberg, die Landgrafschaft Nellenburg, die Vogtei Altdorf (ohne Konstanz), die Herrschaften Tettnang, Argen, Schomburg, Wasserburg, Lindau; im ganzen einen Zuwachs von gegen 1 Million Einwohnern und gegen 5 900 000 fl. Einkünften. Zur Erkenntlichkeit sollten die 3 neuen Könige je 6 Millionen Gulden zur Dotierung französischer Offiziere stiften[1]). Voraussetzung dieses Teilungsplans war, daß Bayern Salzburg und Berchtesgaden erhalten sollte. Da aber Napoleon möglichst schnell Frieden machen wollte, ehe ein noch stärkerer Bund sich gegen ihn bildete, bestimmte er Salzburg für Österreich. Am 30. November schrieb er an Talleyrand, Bayern solle Königreich werden und durch Augsburg, Eichstädt, die Ortenau, das Breisgau und die Reichsritterschaft vergrößert werden; den Rest erhalten die beiden anderen Kurfürsten[2]). Das war nun freilich etwas ganz anderes, als was Talleyrand geplant hatte; aber er durfte es nicht als letzte Entscheidung Napoleons auffassen, sondern als einen Gedanken, der für eine Seite des Friedenswerks eine Richtung angab. Konnte doch Napoleon selbst an Kurfürst Friedrich schreiben, er habe Talleyrand schon lange nicht mehr gesprochen und wisse nicht, was dieser mit Normann ausgemacht habe. Auf Napoleons Weisung hin erwiderte denn auch Talleyrand sofort, er spreche nur von der Erhebung Bayerns zum Königreich und übergehe Württemberg und Baden, und doch möchte der Kurfürst von Württemberg

[1]) Obser, a. a. O., S. 378 ff.

[2]) Correspondance de Napoléon I. 11, 439.

Digitized by Google

sehr gerne König werden; zudem würden nach der Weisung die 3 Südstaaten beim deutschen Reich bleiben[1]). Talleyrand beharrte demgemäß auf der mit Normann getroffenen Abrede. Dieser selbst bewarb sich jetzt eifrig für seinen Herrn um die Königswürde, damit nicht Bayern ein zu großes Übergewicht in Süddeutschland erhalte. Obgleich inzwischen durch den Sieg bei Austerlitz Napoleons Glück noch höher gestiegen war, wurde der Friedensschluß, namentlich von dem gewinnsüchtigen Talleyrand, eifrig betrieben. Napoleon überließ ihm, die einzelnen Artikel festzustellen; an dem Bestand des deutschen Reichs glaubte er vorläufig als nützlich festhalten zu müssen.

Am 10. Dezember begannen in Brünn die Schlußverhandlungen Talleyrands mit den Ministern von Bayern und Württemberg über die einzelnen Artikel der Sonderverträge. Der mit Württemberg kam am 12. Dezember zum Abschluß.

Er erhält in der ersten Hälfte diejenigen Bestimmungen, die bei dem bevorstehenden Friedensschluß mit Österreich zugunsten Württembergs aufgenommen werden sollten und tatsächlich mit den Inhalt des Preßburger Friedens bilden: Kurfürst Friedrich nimmt den Königstitel an, dem Napoleon Anerkennung verschafft, ohne daß Württemberg aufhört Glied des deutschen Bundes zu sein; Österreich tritt ihm die 5 Donaustädte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen, Saulgau, die obere und niedere Grafschaft Hohenberg, die Landgrafschaft Nellenburg, die Landvogtei Altdorf, das breisgauische Amt Triberg, die Städte Villingen und Breunlingen ab und stimmt der Einverleibung der Grafschaft Bonndorf zu; es verzichtet auf alle Anrechte an Württemberg, also auf die Anwartschaft im Falle des Erlöschens des Mannesstamms, auf die Lehenrechte an Blaubeuren, Bottwar, Neuenbürg, Lichtenberg und Kirchentellinsfurt; der König von Württemberg erhält die volle Souveränität. Die zweite Hälfte des Sondervertrags enthält das Bündnis Württembergs mit Frankreich-Italien. Sie verbürgen sich gegenseitig ihren Besitzstand, treten in enge Verbindung und verabreden beim Ausbruch eines Kriegs auf dem Festland den Umfang der Rüstungen.

Die Bestimmungen des Preßburger Friedens sind tatsächlich die Ausführung derjenigen des Ludwigsburger Vertrags, der daneben seine Gültigkeit behielt. Hier wie dort volle Souveränität im Innern, Vergrößerung des Landes, Unabhängigkeit von Österreich; dazu verhältnismäßige Selbständigkeit des Heers, Quartierfreiheit der Residenzen, wenigstens äußerliche Zugehörigkeit zum Deutschen Reich. Neu war im Preßburger

[1]) Bertrand, a. a. O., S. 203.

Digitized by Google

Frieden eigentlich nur die Königswürde, und auch sie war nur ein Ausdruck der Souveränität.

Obgleich der Zuwachs Württembergs ein mäßiger war, erklärt sich der Kurfürst zufrieden. „Was meine Zufriedenheit am meisten erhöht", schrieb er an Normann, „ist, daß unbeschadet einer vollen Souveränität der Reichsverband besteht und ich nicht aufhöre Kurfürst zu sein. Nie habe ich so sehr gefühlt, daß ich ein Deutscher bin; ich hätte mein Vaterland Deutschland gar ungern verlassen. So aber ehre ich es und bleibe ihm treu"[1]).

Daß nicht auch Baden, wie Talleyrand geplant hatte, die Königswürde annahm, lag wesentlich daran, daß es bei der Verteilung zu spät kam und so nicht die nötige Gebietsvermehrung erhielt. Im November hatte sein Minister v. Reitzenstein eine Denkschrift über die Umgestaltung Süddeutschlands und Verschiebung Österreichs bis zum Schwarzen Meer an Talleyrand übergeben, die sehr stark an dessen eigenen Plan vom Oktober erinnert, nur daß die 3 süddeutschen Kurfürsten noch reichlicher bedacht wurden. Aber Baden versäumte infolge der durch die Krankheit des Kurfürsten Karl Friedrich verursachten Unschlüssigkeit selbst rechtzeitig in die Friedensverhandlungen einzugreifen. Nur ein in das französische Hauptquartier abgeordneter badischer Kriegskommissär berichtete von Zeit zu Zeit über seine Beobachtungen und ärgerte sich, daß Normann für Württemberg sehr tätig sei, viel schreie und seinen mit einem roten Ordensband geschmückten Bauch zeige. Als Reitzenstein endlich am 17. Dezember in Wien eintraf, war die Beute verteilt. Kurfürst Karl Friedrich erklärte die ihm verliehene Souveränität für eine solche, wie sie der Kaiser als Erzherzog von Österreich ausübe[2]). Da er auch später auf Schwierigkeiten stieß, ersetzte er, nachdem durch Gründung des Rheinbundes die Kurfürstenwürde erloschen war, seinen Titel durch den eines Großherzogs.

Neben den Erwerbungen, die Württemberg durch den Friedensvertrag machte, gingen andere her, die als unmittelbare Kriegsbeute erscheinen. Kaum war Minister Normann bei Napoleon angelangt, so forderte dieser den Kurfürsten Friedrich auf, die Deutschordensgüter in seinem Land zu beschlagnahmen und eigene Posten einzurichten[3]). Das letztere war allerdings nötig, da die thurn- und taxissche Reichspost während des Kriegs versagen mußte. In den Verhandlungen mit Normann wies Talleyrand immer wieder darauf hin, wie nützlich es sei,

[1]) Schreiben vom 17. Dezember, St.A. Stuttgart.

[2]) Obser, a. a. O., S. 405 ff.

[3]) Schreiben vom 16. November, Correspondance de Napoléon I. 11, 418.

Digitized by Google

dem Untergang geweihte Besitzungen vor dem Friedensschluß an sich zu ziehen und so vollendete Tatsachen zu schaffen; er nannte außer dem Deutschorden den Johanniterorden, geistliche Güter und die Reichsritterschaft; er bezeichnete namentlich die eigene Posthoheit und die Unterdrückung des Reichsadels als Ausfluß der schon im Ludwigsburger Vertrag gegebenen Souveränität. Doch sollte diese Unterdrückung nur unter Bezugnahme auf die allgemeinen politischen Verhältnisse, nicht auf das Einverständnis des Kaisers geschehen[1]). Der Schönbrunner Tagesbefehl vom 19. Dezember gab dem Vorgehen gegen die Reichsritterschaft öffentliche Billigung. Jetzt befahl Napoleon seinen Offizieren, Bayern und Württemberg in der Besitzergreifung der reichsritterschaftlichen Güter zu unterstützen, da er ihnen eine Souveränität zugesagt habe, wie sie Österreich und Preußen ausüben, und da die Reichsritterschaft die Gehilfin Österreichs gewesen sei. Die Veröffentlichung dieses Tagesbefehls in der Schwäbischen Chronik vom 25. Dezember brachte den Württenberger die erste Kunde von der vollen Souveränität ihres Fürsten.

Als Ausfluß der Souveränität im Innern wurde die Aufhebung der Landstände betrachtet. Auch über diese Auffassung waren Normann und Talleyrand einig. Aber während beide die Aufhebung vor dem Frieden für angezeigt hielten[2]), wartete Friedrich ab, bis die öffentliche Anerkennung seiner Souveränität und Königswürde sie gerechtfertigter erscheinen ließ. Nachdem am 30. Dezember sichere Nachricht von der am 26. erfolgten Unterzeichnung des Preßburger Friedens eingetroffen war, wurden die wenigen in Stuttgart anwesenden Prälaten und Landschaftsbeamten in das Schloß befohlen; sie erhielten die Eröffnung, daß die Verfassung aufgehoben sei und daß jede kollegiale Beratschlagung als eine Empörung angesehen und bestraft werde. Schon am 22. Dezember hatte Friedrich dem Geheimerat von der bevorstehenden Annahme der Königswürde Mitteilung gemacht, am 27. entband er die Mitglieder ihres Eides und verlangte die Ablegung eines neuen bedingungslosen. Am 30. ließ er sich in allen Regierungskollegien und bei der Paroleausgabe auf der Wachtparade als König erklären. Die Beamten leisteten mit einer Ausnahme den neuen Eid. Die Verwaltung des Kirchenguts wurde mit der Rentkammer vereinigt. Der Staat erhielt eine möglichst einfache straffe Verwaltung.

In der Frühe des 1. Januar 1806 kam die amtliche Nachricht vom Abschluß des Friedens. Ein Extrablatt des Schwäbischen

[1]) Berichte Normanns vom 20. und 23. November, St.A. Stuttgart.

[2]) Normann an Winzingerode, 3. Dezember, St.A. Stuttgart.

Digitized by Google

Merkur verkündete: „Soeben bringt der Divisionsgeneral Marois, Adjudant Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen, die höchst erfreuliche Nachricht unserem allergnädigsten Herrn, daß der Frieden zwischen Seiner Kaiserl. Königlichen Majestät von Deutschland und Österreich und Seiner Kaiserl. Majestät von Frankreich und König von Italien am 26. Dezember unterzeichnet und damit die angenommene Königswürde unseres allergnädigsten Herrn anerkannt worden. Gott segne den König!" Um 9 Uhr verkündeten 100 Kanonenschüsse, um 10 Uhr die Rufe eines Herolds in den Straßen Stuttgarts die Annahme der Würde; in den Kirchen wurden Festgottesdienste veranstaltet. Bei Hof fand große Tafel statt, bei der der König auf das Wohl des Kaisers und der Kaiserin von Frankreich, der französische Gesandte Didelot auf das des Königs und der Königin trank. Abends war Komödie und Redoute bei freiem Eintritt. Eine bereit gehaltene Proklamation wurde in das Land geschickt. An demselben Tage übte Friedrich die königlichen Rechte aus, indem er Standeserhöhungen seiner höchsten Diener vollzog. Die erste Nachricht von dem glücklichen Ereignis mußte seine Schwester Maria Feodorowna erhalten; am folgenden Tag zeigte er Napoleon an, daß er gemäß dem Brünner Vertrage die Königswürde angenommen habe.

Bald genug freilich kam der wahre Sinn der napoleonischen Königswürde zutage. Im Januar 1806 begannen nun doch Verhandlungen über den Zusammenschluß der süddeutschen Staaten unter Napoleons Leitung. Schon hatten Bayern und Baden unterschrieben [1]); aber König Friedrich gab nicht nach. Der Gedanke wurde auf andere Weise im Rheinbund verwirklicht. Diesmal mußte sich der König nach längerem Sträuben mit einer geheimen schriftlichen Verwahrung begnügen, in der er erklärte, daß die Trennung vom Deutschen Reich und die Aufhebung der seinem königlichen Haus zustehenden kurfürstlichen Würde nie mit seinem freien und guten Willen geschehen sei [2]).

So ist die zur Zeit des Verfalls von Deutschland erfolgte Erhebung Württembergs zum Königreich auch eine Vergewaltigung seines Fürsten. Übrigens hat die napoleonische Zeit auch ihr Gutes gehabt. In der souveränen Arbeit des Zusammenschweißens seines Königreichs hat Friedrich dem Land das Bewußtsein des Staats und den Gedanken des Staats-

[1]) Obser, a. a. O., S. 518. — Napoleon bezeichnete diesen Zusammenschluß als système de médiation (Correspondance de Napoléon I. 11, 572). Daraus hat ein verbreitetes Lehrbuch einen Plan neuer Mediatisierung gemacht, der die Mittelstaaten zu gieriger Bestürmung Napoleons veranlaßt habe.

[2]) v. Schloßberger, Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1889, S. 294.

Digitized by Google

bürgertums übermittelt, die den Altwürttembergern so fremd waren wie den neuvereinigten Gebieten und dem Reichsadel. Jene Zeit hat einen kräftigen Anstoß für die Wiedergeburt Deutschlands gegeben und hat durch Aufhebung der unzähligen kleinlichen Gebilde der Einigung Bahn gebrochen. Und gerade die Einigung Deutschlands hat den napoleonischen Makel, wenn er den süddeutschen Kronen noch äußerlich anhaftete, vollends gründlich weggefegt.

Digitized by Google

Historischer Verein für das Württembergische Franken.

Uhlands „Schenk von Limpurg".

Von Prof. Dr. Fehleisen.

Über die Entstehung dieses Gedichts sind wir genau unterrichtet; sie ist sicher auf einen Besuch Uhlands bei Justinus Kerner in Gaildorf im September 1816 zurückzuführen. Der betreffende Eintrag in Uhlands Tagbuch vom 3. September (s. a. die kritische Ausgabe von Uhlands Gedichten von E. Schmidt und J. Hartmann, 2. Bd., S. 1067) lautet folgendermaßen: Morgens das Gedicht „Morgenlied", nachher das „Gespräch" gemacht. Gang mit Kerners zum Schleifrain; Sagen von dem Geiger und von dem Grafen von Limpurg. Besichtigung der Kirche (wo Uhland den Becher im limpurgischen Wappen auf den Grabdenkmälern mehrerer Reichsschenken sah, s. Schmidt-Hartmann a. a. O.) Der Eintrag vom 28. September in Stuttgart lautet: Vormittags die Ballade: Der Schenk von Limpurg großenteils ausgeführt. Abends zu Hause, wegen Geldnot, die Ballade beendigt. 29. Sonntag: Die Ballade achtzeilig bearbeitet. Weiter schreibt Uhland in einem Brief an Alexander Kaufmann vom 18. August 1849 (abgedruckt in Herrigs Archiv, Bd. 35, S. 476 f.): „Auch der Schenk von Limpurg hat keinen bestimmten Sagengrund und ist veranlaßt durch eine Figur in der Kirche zu Gaildorf und die Deutung derselben aus der Phantasie meines Freundes J. Kerner." Eichholtz in seinen Quellenstudien zu Uhlands Balladen 1879, S. 89 bemerkt hierzu: „In dieser Angabe befremdet, daß von einer „Figur" die Rede ist, da es selbst einer so fruchtbaren Phantasie wie der J. Kerners schwer gefallen sein möchte, aus einer einzelnen Figur eine Geschichte, ähnlich der im Gedicht erzählten, herauszuspinnen. Da es jedoch interessant schien, über die Sache Aufklärung zu erhalten, wandte ich mich an den Herrn Reallehrer Schwenk und später an den Herrn Dekan Ammon, beide zu Gaildorf, mit der Bitte um Auskunft und erfuhr von beiden Herren übereinstimmend, daß irgend ein Denkmal, welches den Inhalt des Uhlandschen Gedichtes etwa wiedergäbe, weder gegenwärtig in Gaildorf existiert, noch nach dem Urteil gewiegter Altertumskenner jemals

Digitized by Google

existiert habe. Die Kirche ist 1868 bis auf den Grund niedergebrannt, so daß jede weitere Nachforschung abgeschnitten ist." An diesen letzteren Ausführungen von Eichholtz wollen wir zunächst die Kritik ansetzen, um nachzuweisen, daß sie nicht zutreffen.

Daß die Kirche bis auf den Grund abgebrannt sei, wird, neben den Aussagen von Augenzeugen des Brandes, widerlegt durch eine nach demselben aufgenommene Photographie der Gaildorfer Kirche, die dort in der Sakristei zu sehen ist und sich auch noch in verschiedenen Privathäusern in Gaildorf befindet. Sie zeigt den oberen Teil des Kirchturms, etwa ein Drittel abgebrannt, der übrige Teil steht noch, ebenso stehen noch die Wände des Kirchenschiffs und Chors; die Kirche ist nur ausgebrannt, nicht bis auf den Grund niedergebrannt.

Auch die Behauptung, daß jede weitere Nachforschung abgeschnitten sei, trifft nicht zu, wie im einzelnen nachgewiesen werden wird. Gegen Eichholtz hat sich sofort auch Düntzer „Uhlands Balladen und Romanzen" gewandt, indem er folgendes bemerkt: „Wenn in Gaildorf, nach dem Urteil „gewiegter Altertumskenner" irgend ein Denkmal, welches den Inhalt des Uhlandschen Gedichtes etwa wiedergäbe, sich nie befunden haben soll, wie Eichholtz erfuhr, so glauben wir Uhlands Angabe entschieden jener 50 Jahre nach Kerners Entfernung geäußerten Behauptung gegenüber aufrecht erhalten zu müssen. Eine unscheinbare Figur, etwa aus Holz, konnte leicht von anderen übersehen werden, während sie Uhland und Kerner auffiel. Ob Kerner bloß seiner Phantasie hierbei gefolgt ist, könnte man bezweifeln. Daß ein stehender oder knieender Ritter in der zu Limpurg gehörenden Kirche einen Ritter aus dem heimischen Grafengeschlechte darstellte, wäre nicht auffallend." Wie steht es nun in Wirklichkeit mit der fraglichen „Figur"? Götzinger meint: Soviel ich weiß, sollte hier ein Gemälde gedeutet werden, das in einer Kirche der Grafschaft Gaildorf hängt. Dies trifft nicht zu; es war in Wirklichkeit eine Figur aus Stein, wie im nachfolgenden dargelegt werden soll. Die Entscheidung der Frage konnte nur durch Erkundigung an Ort und Stelle erfolgen. Diese habe ich im November und Dezember 1905 vorgenommen, aufs freundlichste unterstützt von den Herren Dekan Majer und Finanzrat Bilfinger. Sie haben mir Gaildorfer Einwohner namhaft gemacht, die sich des Zustands der Kirche vor dem Brand von 1868 noch ganz wohl entsinnen. Es sind vor allem Herr Bankkassier Pfizer sen. und jun. Kaufmann Heinrich Seilacher und Oberförster Kober. Mit ihnen habe ich mich teils mündlich besprochen und einen Augenschein in der Kirche vorgenommen, teils schriftliche Fixierung ihrer Angaben erhalten. Diese stimmen vollständig in folgendem überein. In der Kirche befand sich bis

Digitized by Google

zum Brand von 1868 im Schiff der Kirche, nicht weit vom Chor, die steinerne Figur eines Schenken. Es war eine stattliche Gestalt über Lebensgröße, das Auffallende an ihr war der große Stecken (oder Speer?), den sie in der Hand hielt. Die Figur war gepanzert, ähnlich den Schenken auf den Grabdenkmälern im Chor. Über den genauen Standort dagegen (ob auf der Nord- oder Südseite) war zunächst Einigkeit nicht zu erzielen. Dagegen herrschte solche darüber, daß die Figur jetzt nicht mehr vorhanden, vielmehr beim Brand von 1868 zugrunde gegangen sei.

Nachdem so die Spur der Figur gefunden war, konnten weitere Nachforschungen einsetzen. Vor allem kamen folgende Stellen aus Justinus Kerners Briefwechsel mit Uhland in Betracht:

S. 432 (Justinus Kerners Briefwechsel ed. Th. Kerner und Dr. E. Müller, s. a. Schmidt-Hartmann a. a. O.), J. Kerner an L. Uhland, Gaildorf, 9. September 1816: „Ich hoffe, daß Du mir die zwei Landschaftsgedichte und den Steckengrafen bald senden werdest.“

S. 436, L. U. an J. K. Stuttgart, 6. Oktober 1816: „Hier folgt der Stänglesgraf, ich erwarte dafür den Geiger.“

S. 437, J. K. an L. U., Gaildorf, 10. Oktober 1816: „Endlich habe ich einen Brief und in ihm die herrliche Dichtung vom Schenk zu Limpurg erhalten. Den herzlichsten Dank dafür, denn mein schlichter Geiger kann Dir nicht dafür danken.“

Daß der „Steckengraf“, „Stänglesgraf“ identisch mit der nach der Erinnerung der Gaildorfer früher vorhandenen Figur sein werde, war von vornherein sehr wahrscheinlich. Bei meinem Nachforschen in Gaildorf erfuhr ich von den genannten Herren, daß Herr Oberbaurat Dolmetsch in Stuttgart nach dem Brand die Kirche renoviert und Herr Prof. Schwenzer in Eßlingen mit Restaurierung der Denkmäler in ihr betraut gewesen sei; durch meinen Kollegen L. Kleinknecht von Gaildorf wurde mir die wichtige Mitteilung, daß ein Enkel des † Oberrentamtmanns in Waldeck-Limpurgischen Diensten, Mauch in Gaildorf, eines eifrigen Kunstfreunds, der sich eingehend mit den Gaildorfer Denkmälern beschäftigt hat, Theodor Hoffmann an der Lateinschule in Blaubeuren im Besitz der schriftlichen Hinterlassenschaft seines Großvaters sei. Nun konnten die Erkundigungen weitergehen. Die bei Prof. Schwenzer hatte allerdings zunächst negativen Erfolg. „Von einem Schenken“, schrieb dieser, „der Uhland zu seinem Gedicht Anlaß gegeben haben soll, ist mir nichts bekannt, auch wüßte ich nicht, daß eine solche Figur zerbrochen im Bauschutt verschwunden sein soll.“ Die Erklärung davon ist in dem von Herrn Prof. Schwenzer weiter mitgeteilten Umstand zu finden, daß er

Digitized by Google

erst im Jahr 1869 und 1870 3 Epitaphien in der Kirche restauriert hat. Damals war tatsächlich die Figur schon verschwunden. Von großem Wert waren die Mitteilungen des Herrn Oberbaurat Dolmetsch. Hiernach war die Figur, deren sich die genannten Gaildorfer erinnern, durch den Brand so zerstört, daß es sich nicht mehr um eine Wiederherstellung handeln konnte. Man sah nur noch einen unförmigen Steinklumpen, der einen geharnischten Ritter ahnen ließ. Das einzige, was noch deutlich erhalten war, war eine Fahne, man sah noch gut, daß von dem Arm des Ritters eine Fahnenstange nach oben ging.

Vollständig stimmt hiermit überein, was Herr Bankkassier Pfizer jun. mir mitzuteilen die Güte hatte: „Wir Knaben bekamen den Auftrag, in der ausgebrannten Kirche das Opfergeld zu suchen; die Opferbüchsen waren von einigen Sonntagen her noch nicht geleert. Ich suchte mit mehreren Kameraden an der nördlichen Türöffnung und kann mich noch lebhaft erinnern, daß wir öfters mit dem Ruf erschreckt wurden — Gebt Achtung, der Schenk fällt herunter!

Über der Türe hingen an einem Eisenstab, der durch den Leib ging (zum Festhalten an der Wand), Bruchteile einer massigen männlichen Figur. Kopf und Beine waren abgeschlagen, ebenso das Postament, auf dem die Gestalt gestanden hatte. Ein Arm war noch an der Figur und die Hand hielt einen Bruchteil von einem stockartigen Gegenstand." —

Einen bedeutenden Schritt vorwärts in der Lösung der Frage brachte folgende Mitteilung von Theodor Hoffmann (s. o.). Er besitzt aus dem Nachlaß seines Großvaters, Oberrentamtmann Mauch († 1886 in Gaildorf), eine von Uhland selbst stammende Niederschrift des Gedichts „Der Schenk von Limpurg" in Quartformat. Auf dieser findet sich die Bemerkung J. Kerners: „von Ludwig Uhland von dessen Hand geschrieben." Mauch hat darunter gesetzt: „Diese Beurkundung schrieb Justinus Kerner 1818." Man wird wohl annehmen dürfen, daß dies das Exemplar des „Schenken von Limpurg" ist, für das sich J. Kerner in dem Brief vom 10. Oktober 1816 bedankt (s. o.). Dieser hat es Mauch geschenkt. In diesem Exemplar ist entscheidend die Randbemerkung, die Mauch, sicher auf Grund von Mitteilung J. Kerners, bezüglich der Person des Schenken mit Bleistift gemacht hat. Diese lautet: Ludwig Georg, geb. 1571, † 1592 in Frankreich. Nun ist tatsächlich die Figur dieses Schenken im Schiff der Kirche an der nördlichen Wand derselben gestanden, wie aus der Abhandlung Mauchs in der Zeitschrift für württ. Franken (auf deren Vorhandensein Herr Oberbaurat Dolmetsch hinwies) 1860, S. 287 ff. hervorgeht. Ich lasse den Passus folgen:

Denkmal Schenk Ludwig Georgs von Limpurg, geb. 1571, † 1592.

Digitized by Google

Endlich findet sich noch ein Monument im Schiff der Kirche über der auf der nördlichen Seite angebrachten Türe nach dem sogenannten Pfarrgäßchen, nämlich das Denkmal des im jugendlichen Alter verstorbenen Schenken Georg Ludwigs von Limpurg, eines Sohnes Christophs III., das ihm seine Brüder Albrecht und Karl, wie es in der Aufschrift heißt, „amoris et memoriae ergo" an dieser Stelle setzen ließen. Derselbe ist, der Fröbelschen Chronik zufolge, neben seinem Bruder Albrecht unter Caspar von Schönberg, Obristen Feldmarschalkh uf des Königs Heinrici III. Navarrici Seiten in Frankreich gezogen, allwo er Fendrich gewesen und darinnen gestorben zu Gisoris (Gisoirs) den 14. May alten Kalenders, so damalen der heilige Pfingsttag war, anno 1592, seines Alters 21 jar. Auf dem Denkmal ist er in einer Größe von ca. 7', frei auf einer Konsole stehend, dargestellt, im Harnisch, das Schwert zur Seite, mit umhängender Schärpe und einer Fahne in der Hand.

Rechts und links ihm zur Seite auf Pilastern, die an der Rückwand stehen, sind die Wappen seiner Ahnen, und zwar von der väterlichen Seite: Limpurg, Laiter (Scala), Werdenberg und Lainingen, von der mütterlichen Seite: ebenfalls Limpurg, Rheingräflich, Wied und Isenburg.

Oben findet sich die Aufschrift: Generoso et illustri D. D. Ludovico Georgio Baroni Limpurgio sacri rom. imperii pincernae haereditario semper libero, pie inter ardentes preces in Gisoirs picardiae oppido cum arma tractaret Gallica signifer multis heroica(e) virtutis editis facinoribus calculi doloribus extincto ibique sepulto Anno Christi 1592 14. May aetatis sue anno 21. Monumentum hoc amoris et memoriae ergo Albertus et Carolus fratr. p. p. und unten: Beati mortui qui in domino moriuntur, requiescant a laboribus suis etc. Apocal. XIIII. — Wir haben also das bestimmte Zeugnis Mauchs, daß dies die „Figur" sein muß, von der Uhland in seinem Brief an Alex. Kaufmann (s. o.) schreibt.

Es bleiben jedoch noch einige scheinbar vorhandene Rätsel und Widersprüche zu lösen. Einmal, wie kamen Uhland und Kerner dazu, diese Figur, die doch eine Fahne in der Hand hielt, als „Stänglesgraf" und „Steckengraf" zu bezeichnen, und wie hat sich diese Auffassung auch in der Erinnerung der Gaildorfer erhalten? Die Lösung wird man sich folgendermaßen zu denken haben: Die Fahne war an der Stange nach hinten gegen die Wand zu angebracht, wie schon aus der Darlegung von Oberbaurat Dolmetsch sicher hervorgeht. „Das Fahnenstück", schreibt derselbe, „war derart verbrannt, daß es die Erschütterungen, die selbst bei vorsichtigem Wegnehmen des Steins von der Wand nicht zu vermeiden waren, nicht aushielt und gleichsam wie loser Sand abfiel."

Digitized by Google

Nun vergegenwärtige man sich den Tatbestand. Die Beschauer haben von unten die über der Türe stehende ca. 7' hohe Figur betrachtet; die Fahne war gut 5 m über dem Fußboden der Kirche nach hinten gegen die Wand angebracht. Da ist es ganz natürlich, daß Uhland, Kerner u. a. die nach hinten gegen die Mauer gerichtete Fahne nicht wahrgenommen, und nur die Fahnenstange gesehen haben, die sie nun irrtümlich als Stecken oder gewöhnliche Stange, resp. als Spieß aufgefaßt haben. Daher der „Stänglesgraf", der „Steckengraf". Mauch dagegen hat sich für die Beschreibung der Figur diese selbstverständlich, wohl mittelst einer Leiter, genau angesehen; er hat die Fahne hinten an der Stange wahrgenommen. (Als Analogie hierfür kann ich folgendes anführen: Wer in der Schenkenkapelle auf Komburg vor dem Denkmal Georgs I. (1436—75) steht, ist überzeugt, daß die Figur eine Lanze in der Hand halte und erst bei näherer Besichtigung von der Seite erkennt man, daß an der Lanze hinten eine Fahne angebracht ist). So löst sich das Rätsel ohne Schwierigkeit. Auch die Deutung der Figur aus „der Phantasie" J. Kerners wird nun klar werden. Hier können wir auf Eichholtz a. a. O. S. 90 zurückgreifen. „Der Charakter des Schenken", sagt er, „ist entweder nur ein Abbild der Geringschätzung äußerer Ehren und der Freude an der Natur, welche den Dichter erfüllten oder, was mir noch wahrscheinlicher ist, er beruht auf Überlieferungen, nach welchen die Limpurger ein waldliebendes und jagdfreudiges Geschlecht wie die Tübinger waren." Sicherlich trifft das letztere zu; das beweist eine Stelle aus der Zimmerschen Chronik, auf die mich Theodor Hoffmann aufmerksam gemacht hat, Band III S. 139.

„Sein (Schenk Albrechts) anderer Bruder, Schenk Erasmus, war ein stiller, eingeborgener Herr und ein gueter Waidmann, welches den Schenken von Limpurg gemainlich angeporn."

Von dieser Eigenschaft der Schenken hat gewiß auch J. Kerner Kunde gehabt, und da er die Fahnenstange in der Hand des Schenken Ludwig Georg für eine Stange gehalten hat, hat sich seine Phantasie die Sache so zurecht gelegt, daß dieser Schenk dem edlen Waidwerk gehuldigt, sich allerwegen Gebirg und Wald entlang getrieben und an der Jägerstange über breite Waldströme kühn geschwungen habe. Daß sich die Phantasie auch anderer Gaildorfer mit dem „Steckengrafen" befaßt hat, beweist eine Zuschrift von Herrn Kaufmann Heinrich Seilacher, die besagt: „Schon als Knabe fragte ich meinen Großvater, den Stadtrat Ballwein, 1778—1866, der ein merkwürdiges Gedächtnis besaß und das alte Lagerbuch genannt wurde, warum denn der Schenke einen solch großen Stecken habe. Er sagte mir, dieser Herr habe gesagt, seine Graf-

Digitized by Google

schaft trage nicht Rosse und Wagen und sei, wenn er z. B. in Stuttgart habe erscheinen müssen, mit dem Stab zu Fuß gegangen."

Düntzer hat sicher recht, wenn er sagt: Es war Uhland nur darum zu tun, das Bild eines im Wald und auf der Jagd umherschweifenden, jeden Zwang des Lebens fliehenden adligen Herrn zu schildern, wozu er die Hauptzüge von jener Figur in der Gaildorfer Kirche nahm.

Noch erübrigt die Frage, wie Uhland denn dazu kam, in frei waltender dichterischer Phantasie den Grafen im Wald dem Hohenstaufenkaiser begegnen und diesen ihn mit List zum Schenken des Reichs machen zu lassen. Diese hat Eichholtz gewiß richtig gelöst mit folgender Darlegung:

Die älteste italienische Novellensammlung unter dem Titel le cento novelle antiche enthält unter c 23 eine Geschichte, deren Inhalt Uhland Schr. Bd. I S. 498 mit diesen Worten anführt: „Kaiser Friedrich (von Hohenstaufen) ging auf die Jagd in grünen Kleidern, wie seine Gewohnheit war. An einer Quelle fand er einen Müßiggänger, der ein schneeweißes Tischtuch über das grüne Gras ausgebreitet und seinen Becher mit Wein nebst feinem Brot vor sich stehen hatte. Der Kaiser näherte sich ihm und sprach ihn um einen Trunk an. Der Müßiggänger sprach: Womit soll ich dir zu trinken geben? An diesen Becher darfst du den Mund nicht setzen. Hast du eine Jagdflasche bei dir, so werde ich dir gern geben. Der Kaiser erwiderte: Leih' mir deinen Krug, und ich will so trinken, daß ich meinen Mund nicht daran bringe. Jener gab ihm den Krug und der Kaiser trank, wie er versprochen. Aber er gab den Krug nicht zurück, sondern spornte sein Roß und ritt mit demselben davon. Der Müßiggänger bemerkte wohl, daß es einer von den Rittern des Kaisers sein müsse. Den folgenden Tag ging er an den Hof u. s. w. Hier erhält er den Krug zurück und wird reichlich beschenkt „um seiner Reinlichkeit willen".

So wird man wohl sagen können, daß der Anlaß zu der Schaffung des schönen Gedichts, wie auch die Art seiner Gestaltung nunmehr beide aufgeklärt sind. Auch hier hat sich wieder gezeigt, daß Uhlands eigene Angaben (s. den Brief an Alex. Kaufmann) unbedingt zuverlässig sind. Unstreitig gehört der „Schenk von Limpurg" zu seinen populärsten Gedichten. Auf der in der letzten Zeit wieder instand gesetzten alten ob der früheren Reichsstadt Hall ragenden Schenkenfeste sind auf dem Burgplateau die Schlußworte der Ballade angebracht, und ihnen gegenüber steht eine Linde, die den Namen „Uhland-Linde", trägt zum dauernden Andenken an den Dichter des „Schenken von Limpurg".

Digitized by Google

Die Herren von Weinsberg im 14. Jahrhundert.

Von Dr. Mehring in Stuttgart.

Die Sammlung J. Albrechts (Cod. hist. Q. 269 der K. Landesbibliothek zu Stuttgart) ermöglicht unter Zuhilfenahme einiger wichtiger Urkunden, die bei Weller, Hohenl. UB. 2 und Reimer, UB. zur Gesch. der Herren von Hanau (Publikationen aus den K. Preuß. Staatsarchiven Bd. 51, 1892), stehen, die Lücke auszufüllen, die noch die Oberamtsbeschreibung im weinsbergischen Stammbaum lassen mußte. Bei der Nachkommenschaft Konrads des Ältern (s. S. 419) erschwert die mehrfache Verwendung der Namen Konrad, Engelhard und Engelhard Konrad den Überblick ganz außerordentlich. Da hier die Belege, wenn sie ausreichen sollten, zu viel Raum beanspruchen würden, sind solche überhaupt weggelassen worden.

Konrad von Weinsberg
† vor 1296 Februar 23.
ux. Elisabeth von Katzenellenbogen 1267.
† 1330 März 10.

Engelhard 1298. † vor 1346. ux. (Johanna) Anna von Helfenstein 1329. Lebt noch 1348 Mai 30.	Agnes † 1320 Mai 3. Gattin Markgr. Friedrichs von Baden.	Konrad 1306. gen. der Probst, Domherr zu Würzburg 1315. 1321. † 1324.	Margareta gen. v. Katzenellenbogen. 1346. † 1353.
Konrad 1343 (?).			

Digitized by Google

Konrad von Weinsberg der Ältere. † vor 1325 Mai 5.
ux. 1. Luitgard von Neuffen 1277. † 1299 Juli 13.
2. Agnes von Brauneck vor 1311 April 30.
† 1350 zw. Januar 4 und Juli 5.

1.	1.	1.	1.	1.	1.	2.	2.	2.
Engelhard (Wildengelhard) † vor 1322. ux. Richenza von Hohenlohe. (1322 bereits Gattin Boppos v. Henneberg).	Konrad mit dem einen Auge. † 1328, vor Mai 2. ux. 1. Adelheid v. Hanau. 2. Luckardis von Breuberg 1328 (deren zweiter Gemahl 1330 Gottfried v. Eppstein).	Konrad Engelhard 1301. (1328 urk. Engelhard und im Siegel Engelhard Konrad) 1318 Probst zu Wimpfen. 1319 can. Spirensis. 1328 can. Herbipolensis (zw. 14 und 25 Jahren). † 1334 vor Sept. 30.	Adelheid Gattin Gr. Philipps v. Löwenstein. Witwe 1310.	Mechthild Gattin Ulrichs v. Brauneck 1311—29.	Menne Nonne in Lichtenstern ca. 1315.	Engelhard 1319 expect. auf Domherrnpfründe, 1334 Sept. 30 Domherr zu Würzburg.	Engelhard (auch Engelh. Konr.) † 1391 Dez. 20. (1328 zw. 14 u. 25 Jahren). 1339 „der Junge“, 1369 „der Alte“. ux. Hedwig v. Erbach vor 1336. † vor 1355 Sept. 28.	Mechthild 1328 minderjähr. † vor 1361 März 8. Gattin Heinrichs von Rechberg 1336. 1349.

1.	1.	2.								
Luckardis Nonne in Padershausen.	Elisabeth 1328 heiratet 1334 Hartmut von Kronberg.	Konrad (Contzelin) gen. von Breuberg. 1330. † 1366. ux. Margareta v. Erbach 1365. †	Konrad 1352 rect eccl. in Rimpach. 1368 Domherr in Mainz. Chorherr, 1374 Probst in Wimpfen. 1390 Domschulmeister, seit 3. März Erzbischof von Mainz † 1396.	Konrad Domherr zu Würzburg 1350.1368.	Ita 1368. heir. Schenk Konrad v. Limpurg. Witwe 1379. Lebt noch 1398.	Agnes 1368.	Hedwig 1368. im Kloster Lichtenstern 1380. 1381.	Engelhard 1359. Landvogt 1391. ux. Anna v. Leiningen 1367.	N. N. heir. 1360 den minderjähr. Sohn Heinrichs des Marschalls v. Pappenheim.

Konrad ux. Anna v. Hohenlohe † 1397.	Elisabeth heir. d. Landgr. Johann von Leuchtenberg 1398.	Agnes Gattin Gr. Friedrichs v. Helfenstein 1405.

Digitized by Google

Das Seelenbuch des Klosters Reichenbach.

Von † Pfarrer Adam in Zabern i. E.*)

Aus der Bibliothek des 1890 in Zabern verstorbenen Rentners Joh. Georg Gast wurde mir damals ein schweinslederner Quartoband geschenkt. Die eine messingene Schließe ist daran noch erhalten, die andere abgerissen. Er umfaßt, jedesmal durch ein Titelblatt getrennt: 1. das Martyrologium Ordinis Sancti Benedicti, 2. die Benediktinerregel, 3. den Ordinarius der schwarzen Mönche Bursfelder Observanz, 4. ihr Zeremonial. Ein Druckort ist nicht angegeben. Die Buchstaben sind die des 1486 in Nürnberg bei Anton Koberger gedruckten Boetius. Die vier Titelblätter tragen jedesmal als Verzierung das zur Hälfte mit Ast- und Blumenwerk, zur andern Hälfte mit Menschen- und Tierfiguren umrandete Bild des vom Kreuz auf einen Bischof oder Abt sich herabneigenden Heilands. Zu Füßen des Abtes oder Bischofes liegt ein Wappenschild mit silbernem Feld und schwarzem Schrägrechtsbalken, sowie mit einer Inful. Dem Band ist ein 12 Blätter umfassendes, schwarz und rot geschriebenes Kalendarium beigegeben, bloß mit den Sonntagsbuchstaben und ohne Heiligennamen. Von den Festtagen sind bloß Allerheiligen und Allerseelen eingetragen. An vielen Stellen sind aber Schenkungen bezw. Anniversare verzeichnet, so daß wir es offenbar mit einem Seelenbuch zu tun haben. Das ganze Manuskript ist von einer Hand und gleicher Tinte. Darin kommen die Jahrzahlen 1436 und 1508 vor.

Lange nach dem jüngern Datum ist es nicht entstanden, da die Schrift eher auf die erste als auf die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts hinweist. Auf dem vordersten Blatte steht, in blasserer Tinte und anscheinlich aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, die Fußnote:

„Hic liber fuit monasterii Hirsaugensis, hucque videtur approtatus ab Mathia Koler, olim ibi professo, sed expulso ab haereticis dehinc abbas Aprimonasterii.“

*) Da der Verfasser vor Drucklegung gestorben ist, hat Dr. Mehring den Text nach dessen Handschrift richtig gestellt. Der Kodex selbst war nicht zu erlangen.

Digitized by Google

Jeder Einzelteil weist auch auf der ersten Seite den Vermerk „Aprimonasterii“ und das Martyrologium noch die Bibliotheknummer C. n. 9 : 2 auf. Der Band kommt also sicher von Ebersmünster. Ob er aber von Hirsau dorthin geriet, ist zweifelhaft. Patron in Hirsau war der h. Aurelius, während in unserm Seelenbuche die Stiftungen erfolgen zu Ehren des h. „gg“, dem einmal auch ein h. „Re“ beigesellt wird.

Als Gründer des in Frage kommenden Klosters (huius monasterii) wird übrigens Abt Wilhelm angegeben, der Hirsau nicht gründete. Indem die bei den Schenkungen genannten Ortschaften meist in Baden und Württemberg liegen, wo die zwei Klöster St. Georgen im Schwarzwald und St. Gregor in Reichenbach von Abt Wilhelm von Hirsau gestiftet werden, wurden wir auf eines derselben hingewiesen. Für Reichenbach spricht dabei von vornherein der Umstand, daß es den h. Remigius zum Nebenpatron hatte. Der Vergleich mit dem Codex traditionum oder Schenkungsbuch von Reichenbach (Württ. Jahrb. 1852, I. Heft, 104 ff.; Wirt. Urk.B. II, 391 ff.; Kuen, Coll. scriptorum rer. hist. monast. ecclesiasticarum tom. II, p. I, 55 ff.) wird uns völlig zeigen, daß unser Manuskript wirklich aus Reichenbach stammt.

Neben einem sehr unvollständigen Verzeichnis der alten Stiftungen liefert uns das Seelenbuch über 40 neue.

Über die ältern schreibt Kuens Gewährsmann, P. Martin Mack (Kuen op. cit. 43):

„Recepere monachi Reichenbachenses in gratam tantorum beneficiorum memoriam non modo generalia benefactoribus omnibus suffragia impendere, verum etiam quibusdam singularia constituta sunt anniversaria. Inter eos sunt: 1. Wilhelmus Abbas Hirsaugensis; 2. Ernestus Senior; 3. Luitfridus ingenuus de Rumilmisbach et Sulzbach, ut videtur; 4. Berno de Sigburg et Heigerloch, fundator, cum familia; 5. Buntramus sive Guntrammus, vir nobilis; 6. Luitfridus, decanus S. Pauli Wormatiae; 7. Heilewic, conjux Bertholdi militis de Ehingen; 8. Hugo de Willare, vir illustris; 9. Rudolphus comes palatinus; 10. Hugo senior et junior cum conjugibus Petrissa et Machilde, Marquardus Hugonis senioris filius et coniux eius Heibingis, Conradus Hugonis senioris frater, et Hugo filius Conradi, omnes de Hilingen, — anniversarium obitus destinctis diebus; 11. Bertholdus de Sulza, nobilis comes; 12. Hermanus Meyr de Hohenrieth; 13. Machilt, uxor Erlewini comitis, pro patre; 14. Ludewicus comes palatinus de Tüwingen, sacrum quotidianum. Nec dubium, quin etiam marchiones badenses et

Digitized by Google

comites Ebersteinii sua habuerint Reichenbacis anniversaria et gratam pro beneficiis memoriam, sed singularem eorum mentionem in documentis nostris non deprehendimus."

Auch in unserm Seelenbuch sind die Markgrafen von Baden und die Ebersteiner nicht erwähnt. Der Ausdruck „unter" den Wohltätern, für welche Anniversare gestiftet waren (inter eos) befänden sich Wilhelm u. s. w., könnte zur Vermutung führen, P. Schwarz habe ein besonderes Verzeichnis der Jahrestage vorgelegen.

Dem ist aber nicht so. Die 12 ersten Nummern entnimmt er einfach dem Codex traditionum, wobei er noch den Mißgriff begeht, den Luitfried als einen Edeln von Rumilsbach und Sulzbach zu bezeichnen, während derselbe bloß diese zwei Ortschaften dem Kloster schenkte und in Oniswillare wohnte. Ebenso ist Heilevic die Frau nicht Bertholds, sondern Markwards von Ihlingen und fällt ihr Jahrestag mit dem dieses letzteren zusammen. Bern hat im Schenkungsbuch kein Anniversar. Das 1307 (Kuen ibid. 44) durch Mayer von Hohenrieth gestiftete ist, indem das Schenkungsbuch nicht über 1152 herabgeht, einer andern Urkunde entnommen. Die mit welcher das „sacrum quotidianum" des Pfalzgrafen Ludwig (1289) gestiftet wurde, wird von P. Mack (Kuen ibid. 70) ausführlich mitgeteilt.

Hätte er ein Verzeichnis zur Hand gehabt, so würde er doch die eine oder die andere neuere Stiftung eingetragen haben.

Obschon die Markgrafen von Baden und die Grafen von Eberstein Vögte des Klosters waren, dürften sie also schwerlich ihre Jahrestage darin gehabt haben.

Im jetzt folgenden Seelenbuch unterscheiden wir alle neuen Ansätze durch ein Kreuz (†).

Januarius.

4. Non. (†) Egilolfus dedit sancto $\overline{gg}$ (Gregorio) hubam unam in feringen.

Im Schenkungsbuch (Sch.B.) ist das Wort Gregorius ebenfalls meist GG. geschrieben. Der unter 2 Non. Dec. genannte Egilolf von Breitenöwen ist, indem er Güter in Niufern gibt (Sch.B. 18 b.), von dem hier genannten verschieden.

5. Idus. (†) Bertholdus sesteres de curia strotwecke dedit sancto $\overline{gg}$ quinque florenos.

1196 finden wir (Wirt. Urk.B. II. 317) als Zeugen bei einer Kaufverhandlung einen Bertholdus de Strubeche.

3. Idus. (†) Adelheyt conversa dedit sancto $\overline{gg}$ duas marcas argenti.

Digitized by Google

19. Kal. Febr. (†) Gûta laica dedit sancto gg XX^{ti} marcas argenti et unam curtem Wormacie.

Cf. 12 Kal. Maii et 2 Non. Octob.

15. Kal. Febr. Conradus miles de nineck dedit sancto gg annuatim libram dûw[ing]ensis monete, ut in anniversario eius plena caritas impendatur fratribus.

Sch.B. fol. 31 b, gibt Petrus miles de Tettingen 10 Tübinger Pfund für die Seelenruhe „militis piae memoriae de Niunegge et pro summa presentata sunt mihi VII maltra siguli in curia Huson assignata, ut eius anniversalis exinde memoria agatur et fratribus plena caritas exhibeatur". Eine zuvor für die Seelenruhe gegebene Wiese, kam wieder an den Ritter und an seine Erben zurück.

12. Kal. Febr. (†) Waltherus et Bertholdus Ruhing dederunt sancto gg X libras hallensium.

Bei Kuen II. 47: „Biennio post (1372) alienarunt (Reichenbacenses) praedium Horbense, dictum Waltheri Ruhingeri, pro CIII sextantium libris. — 1402 voeniit domus Horbis cum horto cc. rhenanis Johanni Ruhingen."

9. Kal. Febr. Bern Junior dedit sancto gg Iringesberg et unam hubam in vilbach et in eadem villa post mortem eius uxor eius aliam hubam dedit.

Bern der Ältere gab (Sch.B. fol. 19 b) eine Hube in Vischbach, und Bern der Jüngere (ibid.), „montem iuxta cellam qui vocatur Iringesberc". „Vilbach" dürfte also eine Verschreibung sein. Von der Schenkung einer Hube durch die Frau Bern des Jüngern fehlt sonstwo jede Meldung.

8. Kal. Febr. (†) Trudholdus conversus dedit sancto gg quinque hubas in sahsen.

7. Kal. Febr. (†) Hecil conversus. Pro huius anniversario dabitur dimidia marca de prediis que habemus in ôniswilare a dño lutfrido nobis collatis, simul et memoria sophie matertere eiusdem lutfridi et patris sui machtolfi agetur in eodem anniversario.

Lutfrieds Frau hieß Adelheid (Sch.B. fol. 26 a). Die Namen seiner Schwiegereltern werden uns ungeachtet des großen Raumes, den seine Schenkung einnimmt (fol. 24 b bis 26 a), nicht angegeben. Das Seelenbuch geht hier offenbar auf eine vom Schenkungsbuch verschiedene Quelle zurück.

Ob der Laienbruder Hecil etwas gemeinsames hat mit dem „quidam Hecel serviens Sophie de Mölenhausen" (Sch.B. fol. 9 b), welcher 4 Huben in Hohenstatt schenkte, muß unentschieden bleiben. Cf. noch Sch.B. fol. 10 a, wo Sophie von M. mit ihrem Sohn Gerlach erwähnt wird.

5. Kal. Febr. Hanno laicus dedit sancto gg pro filia sua Gûta quoddam predium apud ditzingin, ad quattuor mansus computatum.

Hanno ist eine Verschreibung für Nanno.

Digitized by Google

Das Sch.B. hat fol. 13 a: In Dizzigun IV hŏbe XIII marcis emptae sunt, quas dedit Nanno, Wormaciensis civis, pro filia sua Gŏda). Cf. unten 12 Kal. Maii.

4. Kal. Febr. (†) Dietericus nestli dedit sancto $\overline{gg}$ X ß tubingenses in villa milin.

3. Kal. Febr. (†) Trageboto miles de nûwneck dedit sancto $\overline{gg}$ X β tubingenses in eadem villa.

Februarius.

2. Nonas. (†) Adelheyt laica contulit sancto $\overline{gg}$ pro remedio anime sue decem marcas argenti.

5. Idus. (†) Lüttfridus dedit sancto $\overline{gg}$ octo marcas argenti.

Idibus. (†) Bertoldus dedit sancto $\overline{gg}$ hubam unam apud sindilingen.

14. Kal. Martii. (†) Aba laic. dedit sancto $\overline{gg}$ deauratum calicem cum duabus ansis.

— Hartnit laicus dedit sancto $\overline{gg}$ hubam unam apud dagilfingen.

Nach Sch.B. fol. 4 a erfolgte die Übergabe erst nach Hartnits Tod: „Eodem anno (1085) X Kalendas Martii, quaedam ingenua femina, Trutlint, per manum mariti sui tradidit Deo ac beato Gregorio . . . unum servientem, Wernherum nomine, cum predio suo et beneficio quod utrumque in villa Dagelvingen possederat, pro anima germani sui Hartnidi, qui eodem die in cella eadem (b. Gregorii) sepultus est, qui etiam, ut hec traditio fieret, dum adhuc viveret, exoptaverat."

13. Kal. Martii. (†) Bertha laica et maritus eius Hugo de swindorf dederunt sancto $\overline{gg}$ predium suum in tralingisheim.

11. Kal. Martii. (†) Hugo monachus dedit sancto $\overline{gg}$ hubam unam in harde et predium in althein, ut ex hoc fratribus caritas in anniversario eius impendatur.

7. Kal. Martii. Egilolfus monachus dedit sancto $\overline{gg}$ XX marcas argenti.

5. Kal. Martii. (†) Fridericus settenbach et uxor eius katharina dederunt sancto $\overline{gg}$ X β hallensium censuales annuatim super unam pratam sitam in schwartzenberg, nominatim die Rühwysz am aichberg, pro salute animarum suarum atque omnium antecessorum suorum, quod anniversarium celebratur 2ª feria post Invocavit cum vigilia, et 3ª feria cum missa.

2. Kal. Martii. Henricus comes. Huius uxor Adelheyt acquisivit sancto $\overline{gg}$ predium suum in sindilingin.

Digitized by Google

Die Schenkung geschah durch den Grafen Hugo von Tübingen auf Ansuchen Adelheids. Die Wiese war verpfändet und mußte durch das Kloster mit 9 Mark freigekauft werden (Sch.B. fol. 18 a und 18 b).

Martius.

12. Kal. Apr. (†) Johannes spät von dem ŏdenhof et uxor eius katherina dederunt sancto $\overline{gg}$ X β hallensium que habemus in lunbach.

Aprilis.

Kal. (†) Berschmannus gremp civis de gernspach, dedit sancto $\overline{gg}$ quinque solidos hallensium ad peragendum anniversarium suum annuatim et in perpetuum cum vigiliis et missa pro defunctis.

2. Idus. Bertholdus dux dedit sancto hertingisberg.

Sch.B. fol. 15 b: „Bertholdus dux senior sancto Gregorio Hertingsberc dedit montem in dedicatione ecclesie".

17. Kal. Maii. Ernest dedit sancto gg predium in villa gotelbingin, aliud in villa hirsland, in ditzingin, in sulzaw, in minowa et in gamertingin fere IIII^{or} hube.

Statt Minowa hat das Sch.B. fol. 2 b und 11 a Immenoa. An beiden Stellen wird auch eine Hube in Endingen aufgezählt. Die von Ernest herrührenden Güter waren zum Teil sein Eigentum gewesen, zum Teil „eius industria cum auxilio bonorum fidelium" für das Kloster gewonnen worden.

16. Kal. Maii. Wielburc laica. Hec dedit sancto $\overline{gg}$ curtem et dimidium mansum in argosingin.

Sch.B. fol. 36 a: „Item Wernherus et Dithericus fratres, milites de Ihilingin, contulerunt ecclesie in Richenbach pro remedio animarum coniugum suarum Wilbirgis et Adile curiam in Ergezingin sitam, cuius reditus annuatim solvunt VIII maltra adoris et VIII maltra siliginis et V maltra avene et maltrum pise et C ova."

12. Kal. Maii. Göda conversa. Huius pater Hanno dedit sancto gg supradictum predium apud ditzingin.

Cf. 5 Kal. Febr. Die 19. Kal. Febr. erwähnte Güta laica, die einen Hof in Worms schenkte, wird von der hier genannten, obschon sie aus Worms war, dennoch verschieden sein.

— Lutfridus decanus sancti Pauli dedit sancto $\overline{gg}$ casulam purpuream, dalmaticam, fanonem eum aurifragio, tres cappas purpureas, dorsalia septem, cortinam depictam et XXVI marcas.

Lutfried war (Sch.B. ff. 29 b, 30 a und b) Dechant in Worms. Von den 7 dorsalia waren 2 aus Wolle und 2 andere aus Seide. Aus dem geschenkten Geld wurden Güter angekauft, deren Ertrag einstweilen zu einer „caritas" am Allerseelentag verwendet werden sollte, unter Herbeiziehung der Armen. Später sollte der Imbiß jährlich stattfinden am Jahrestag Lutfrieds.

Digitized by Google

10. Kal. Maii. (†) Burchardus laicus dedit sancto $\overline{gg}$ hubam unam in scafhusen.

Maius.

6. Nonas. Azela sanctimonialis. Huius filius Bernolt dedit sancto gg predium suum ŏwingen.

Sch.B. fol. 21 a. Bernoldus sacerdos de Dornsteten et frater eius Rŏdolfus dederunt sancto Gregorio predium suum in Ŏwingen pro matre sua Acela.

3. Nonas. (†) Sophia vidua dedit sancto gg predium suum in ŏtaha.

17. Kal. Junii. Mahtilt. Huius maritus Bernhardus dedit sancto $\overline{gg}$ predium suum in Eschilbrunn.

Sch.B. fol. 20. „Bernhardus de Sallenstein dedit sancto Gregorio hŏbam et dimidiam in Eskelbrunnen pro uxore sua Machtilde, quod postea datum est Weciloni de Wile pro alio in V̊ltenbach."

16. Kal. Junii. Beatrix vidua. Hec ipso die dedicationis auxit dotem huius ecclesie, donando viculum nomine Vilemŏdebach, ad XII mansos computatum.

Sch.B. fol. 4: Beatrix nobilis et proba matrona. Der Ort war damals (1085) zerstört.

— Manegoldus de linbach dedit sancto $\overline{gg}$ quinque hubas in gamirnchaim.

Sch.B. fol. 17 a und b: Manegoldus quidam miles de Lintbach in eadem villa Gamertinga et in Meginbotesheim dedit sancto Gregorio predia sua quae habuit cum mancipiis omni iure proprietatis. Die Schenkung, bestätigt durch Heinrich, einen Kleriker, des Mangold Bruder, und durch ihre zwei Schwestern, wurde von einem Neffen Namens Gontram von Hufen angefochten, gegen ein Pferd, welches ihm geschenkt wurde, erteilte aber auch er seine Bestätigung.

11. Kal. Junii. (†) Rŏdolfus laicus de Winislech dedit sancto $\overline{gg}$ una vice XX marcas et casulam purpuream, et predium in dettingen multo tempore dimisit sancto $\overline{gg}$.

7. Kal. Junii. (†) Bertholdus laicus et frater eius Ebernant monachus dederunt sancto $\overline{gg}$ predium suum in ŏzinhusin.

Junius

14. Kal. Julii. Ceisolfus presbyter moguncie. Huius beneficia huic monasterio sive in prediis comparatis, seu in paratura et ecclesiasticis ornamentis, vel in puro auro et argento collata, pro trecentis marcis sunt computata.

Diese Schenkungen sind Sch.B. fol. 21 a der Länge nach aufgezählt. Zeisolf war Dechant in Mainz. Er steuerte zum Ankauf von Liegenschaften

Digitized by Google

insgesamt 91 Marken, wovon 30 für das durch Ernest angekaufte Gut in Hirsland (Sch.B. 14 a—14 b). Dedit etiam in duabus campanis XIII marcas in utraque scilicet VI et dimidiam, et dum viveret singulis annis dedit pro caritate dimidiam marcam. Postea autem libros, pretiosam paraturam et omnia que potuit nobis moriens reliquit (Sch.B. 21 a).

Über den Gesamtwert seiner Schenkungen finden wir nirgends eine Angabe, als hier im Seelenbuch.

8. Kal. Julii. Meginloch et fratres eius Wolprandus et Hermanus dederunt sancto $\overline{gg}$ predium suum in etningen, et predia que in ütingin, harda et in ütinwilare possidemus.

Meginlaus und seine zwei Brüder „de Öberencheim, viri nobiles" schenkten 1143 die angegebenen Güter (Sch.B. ff. 27 b und 28 b), welchen Hermann noch andere hinzufügte in Gotelbingen und in Niuferon und Ötenwilare, „pro remedio anime sue suorumque parentum" ohne Anniversar.

Cf. unten 10 Kal. Jan.

Julius.

3. Non. Wilhelmus abbas fundator huius monasterii multa predia sancto $\overline{gg}$ concessit ad subsidium fratribus deo servientibus.

Wilhelm Abt von Hirsau. Die von ihm dem Priorat in Reichenbach überwiesenen Güter sind aufgezählt Sch.B. Fol. 8 b und 9 a. Das Verzeichnis schließt mit der Bemerkung: Hec omnia piae memoriae domnus Wilhelmus abbas sancto Gregorio et fratribus domino servientibus ad subsidium concessit. Fol. 12 ist angegeben was an Wilhelms Jahrestag unter die Mönche und die Armen auszuteilen war.

2. Non. (†) Elizabet laica dedit sancto $\overline{gg}$ unam mansam apud doffingin.

Nonis. Cunigund laica. Pro huius memoria agenda, Waltherus de horwa pratum quod adiacet celle sancto $\overline{gg}$ dedit.

Sch.B. Fol. 20. Item Waltherus de Horewa dedit sancto Gregorio predium suum inter Eigenbach et Dagemaresbach ex utraque parte Murgae.

5. Idus. (†) Adelradus dedit sancto $\overline{gg}$ curtes duas Wormacie et novem carradas vini et quattuor marcas argenti.

16. Kal. Aug. Sigwart laicus dedit sancto $\overline{gg}$ dimidium mansum in Croswilare, ad coemendum oleum die noctuque comburendum ante principale altare.

Im Sch.B. Fol. 20 a ist diese Verwendung nicht angegeben. Sigwart gab auch eine halbe Hube in Achern. Er war ein Sohn Bertholds von Hirsau.

14. Kal. Aug. (†) Lütgart laica dedit sanctis gg et Re(migio) predium in bildachingin, a legitimo viro eius Heinrico, ut de reditu predii anniversarius eius agatur et post mortem Heinricii pariter una die utriusque commemoratio celebretur.

Digitized by Google

12. Kal. Aug. Rudegerus laicus dedit sancto $\overline{gg}$ predium suum iuxta Renichein in palustribus locis.

Sch.B. fol. 20 Rödeger de Reinecheim dedit quartem partem höbae in Walewilare.

11. Kal. Aug. (†) Johannes rasor der Dornstet dedit sancto $\overline{gg}$ tres florenos anno 1508.

10. Kal. Aug. (†) Johannes schmid et uxor eius Margreta de reningen dederunt sancto $\overline{gg}$ VI libras hallensium, pro quibus empti sunt annuales census.

6. Kal. Aug. Ratilt laica dedit sancto $\overline{gg}$ predium suum in vischbach cum advocato suo regenbotone.

Rethilt, von Bernoldeshoven, und Gotfried ihr Ehmann, villicus de Stoufenberg, gaben die Wiese als Seelengeret für sich und ihre Eltern. Reginboto war ebenfalls von Bernoldeshoven. (Sch.B. Fol. 36 a und b.)

4. Kal. Aug. (†) Brůder Berhtold laitgast von Etlingen conventualis in richenbach dedit X ß hallensium järlich pro anniversario parentum, fratrum et sororum suorum, necnon sui ipsius, zinsz usz ainer wysz genant die blůwlet, gelegen under röt an dem frösenbach, und nach sinem tod soll das übrig sins tails der wysz och fallen an das selampt. Anno domini 1436.

Augustus.

8. Idus. Bern conversus primum obtulit hunc locum ad Dei servitium, dum esset sua a parentibus hereditas, et requiescit hic sepultus. (In margine: Epitaphium Bern senioris. Octavo ydus Augusti obiit bern conversus, cuius anima requiescat in pace. Amen.)

Über den Umfang des von Bern geschenkten Gutes s. Sch.B. Fol. 19 b. Daß Bern der Ältere ein Klosterbruder wurde, ist auch in der von P. Mack (S. 38) angeführten „Vita MS. Petri Dirminger de Windergrün“ angegeben. Nur heißt es dort von dem Grund und Boden des Klosters: „Itaque anno MLXXII coemit Berno liber baro de Sigburg et Haigerloch a quodam nobili de Neinegg locum in quo nunc Cella (S. Gregorii) consistit“, was der Angabe „dum esset sua a parentibus haereditas“ widerspricht.

7. Idus. (†) Werndrudis de berstingin dedit sancto $\overline{gg}$ in bösingun VI malter rocken annuatim an dem brenner, und V malter dito und hundert eyer an dem wisenbach, und II henner annuatim und III malter rocken und III scheffel haber an abrehitzhausen zua argetzingen annuatim pro salute anime sue.

Die Sch.B. Fol. 35 b erwähnte Werndrudis, soror militum de Ihiligin, welche ebenfalls Güter in Argozzingin schenkt, „de quibus persolvuntur nobis annuatim octo solidi dwingenses“, ist offenbar von dieser Werndrud verschieden.

Digitized by Google

15. Kal. Sept. Luitoldus, monachus ex comite dedit sancto gg mansum unum apud remingisheim.

Sch.B. Fol. 20: „Comes Liutolfus de Achelm dedit sancto gg hubam unam in Remmingesheim iuxta Nekker fluvium."

9. Kal. Sept. († Albertus rechab dedit sancto gg X florenos.

6. Kal. Sept. († Otto laicus dedit tres marcas argenti.

September.

Nonis. Marquardus miles de ihilingin dedit sancto gg VI malter siliginis et III solidos.

Sch.B. Fol. 36 a: „Marquardus pinguis etc. . . . annuatim V maltra siliginis et III solidos in Ihilingen." Der Jahrestag für Markward und seine Ehfrau Helwig sollte stiftungsgemäß (Sch.B. fol. 35 a) am 8. August gehalten werden.

Item de remedio Conradi militis de ihilingen empta est curia in Horwe sancto gg.

Das Anniversarium für Conrad fiel auf den 26. August (Sch.B. Fol. 35 a). Der Name steht also hier an unrichtiger Stelle.

7. Idus. († Enzela conversa dedit sancto gg predium suum in altheim.

Sch.B. Fol. 10 a gibt eine Frau Namens Enzela (mulier Enzela nomine) mit Mathild von Rauengeresburc eine Beisteuer (XIII marcas), aus der 4½ Huben in Sahsenheim angekauft werden.

4. Idus. († Johannes schüler dedit sancto gg quattuor florenos, pro quibus empti sunt quinque ß hallensium annuatim.

18. Kal. Oct. († Herolt laicus. De isto et sociis eius collate sunt sancto gg quindecim marce argenti.

17. Kal. Oct. († Gerlach laicus dedit sancto gg tres hubas in ötinheim.

16. Kal. Oct. († Tietericus laicus dedit sancto gg XII marcas argenti.

15. Kal. Oct. († Humbertus dyaconus dedit sancto gg hubam unam in öniswilare.

October.

3. Non. († Önarcus cum matre sua Göta dedit sancto gg viginti marcas argenti et unam curtem Wormacie.

Diese Stiftung scheint dieselbe wie die unter 19 Kal. Febr.

3. Idus. († Hugo de Nüwneck dedit sancto gg. III libras hallensium in villa heselbach.

13. Kal. Nov. († Adelbertus laicus et frater eius Bürchardus dederunt sancto gg hubam unam in dalinhaim.

Digitized by Google

11. Kal. Nov. (†) Enzman conversus dedit sancto $\overline{gg}$ dimidiam hubam in dalinhaim.

9. Kal. Nov. Rŏdiger laicus dedit sancto $\overline{gg}$ predium suum in walwilere.

Sch.B. Fol. 20a: Rŏdeger de Reinecheim dedit quartam partem hŏbae in Walewilere.

5. Kal. Nov. (†) Conradus et frater suus Burchart dederunt sancto $\overline{gg}$ dimidiam hubam in niuferun.

Sch.B. Fol. 8b gibt „comes Burchardus de Stŏfenberc" drei Huben in Nieuerun. Dieſe Schenkung ſteht ſchon unter denen, welche Abt Wilhelm für Hirſau erhielt. Hierher gehört ſie jedenfalls nicht.

November.

Kal. (†) Ezzo monachus dedit sancto $\overline{gg}$ XLIII marcas argenti.

4. Non. Commemoratio omnium fidelium defunctorum.

3. Non. (†) Hic agitur recordatio massiliensium fratrum defunctorum simulque nostrorum cum XXX missis et totidem prebendis.

7. Idus. Hartwigus conversus dedit sancto $\overline{gg}$ in Sulza hubam unam et curtem suam cum omni possessione sua, et quinque iurnales vinearum.

Sch.B. Fol. 15a: Hartwigus quidam liber homo civis eiusdem loci (Sulza iuxta Wormatiam) dedit sancto Gregorio ibidem curtem unam et hŏbam integram, cum V iugeribus vinearum."

16. Kal. Dez. Folmarus laicus et fratres eius dederunt sancto $\overline{gg}$ quidquid habuerunt in hartbethiswilare.

Sch.B. Fol. 20a: „Sigeboto, Folmarus, Adelbertus et Wimarus, germani fratres dederunt sancto Gregorio in Harbretheswilare predium suum quod potest in agris et pratis et nemore computari pro una hŏba .... ex parte suum ex parte servorum suorum."

11. Kal. Dec. (†) Gerlach monachus dedit sancto $\overline{gg}$ XXX^{ta} marcas et calicem deauratum et casulam rubram et dalmaticam et alia ecclesiastica ornamenta.

8. Kal. Dec. (†) Waltherus laicus. Officium agendum et caritas fratribus impendenda de willare unde XII solidi persolvuntur.

3. Kal. Dec. Lüitfridus dedit sancto $\overline{gg}$ ex integro predium suum in ŏniswilare, cum vineis, campis, pratis et mancipiis, ad cuius anniversarium cellerarius marcam dabit et studiosissime fratribus caritatem debet impendere.

Sch.B. Fol. 24b—26a wird über dieſe Schenkung, welche ſtattfand am 27. Mai 1115, ausführlich berichtet. Lutfried gab auch zugleich „Sulzbach

Digitized by Google

und Rumilnisbach, et quidquid in ecclesia Öneswilare iuris habuit, cum mancipiis utriusque sexus, vineis, campis, pratis, cultum et incultum cum omni integritate . . . Ex quibus prediis singulis annis marca cellerario persolvetur, ut in anniversario eiusdem Liutfridi caritas fratribus impendatur".

December.

4. Non. Irinc conversus dedit sancto $\overline{gg}$ XII iugera agri et modicum prati, ad unam carratam feni in marca que dicitur caminata.

Sch.B. Fol. 7 b: „Eodem anno (1087) Irinc, liber homo, tradidit beato Gregorio in marca quae dicitur caminata XII iugera agri et modicum prati, scilicet ad unam carratam feni.

3. Non. Bertholdus dux dedit sancto $\overline{gg}$ hugeswartam.

Sch.B. Fol. 15 a: Bertholdus dux senior sancto Gregorio Hertingsberc dedit montem in dedicatione ecclesie, Bertholdus autem iunior dedit Hugeswarta.

2. Non. Egilolfus laicus dedit sancto $\overline{gg}$ predium suum in nüiferen.

Sch.B. Fol. 15 b. Egilolfus de Breitenöwen dedit sancto $\overline{gg}$ in Niuferon iuxto Waldaha III höbas.

2. Idus. (†) Petrissa laica. Pro hac data est sancto $\overline{gg}$ huba una.

Wahrscheinlich verschieden von Petrissa der Ehfrau Hugos des Ältern von Ihlingen. Diese schenkte (Sch.B. Fol. 35 a) eine Wiese in Durwilare.

17. Kal. Jan. Radepoto dedit sancto $\overline{gg}$ predium suum in vischbach.

Burchard, Radebots Sohn, hatte 5 Huben gegeben in den zwei Dorfschaften Gamertincheim und Urlufheim. „Idem Radebot, pater Burchardi et frater eius Liutfridus, necnon ipsemet Burchardus dederunt predium suum in Vischbach sancto Gregorio." (Sch.B. Fol. 16 b).

12. Kal. Jan. (†) Katharina laica de berstingin dedit quattuor vicibus XVIII β hallensium in altheim, pro remedio anime eius.

11. Kal. Jan. (†) Conradus monachus et frater suus Adalbertus dederunt sancto $\overline{gg}$ predium suum in Wachenhart.

10. Kal. Wolprandus et duo fratres eius de berenchein viri nobiles dederunt sancto gg predium quod in villa etinigin hereditario iure possederant iure perpetuo pro remedio anime sue suorumque parentum.

Cf. supra, 8. Kal. Julii, Berenchein ist hier eine Verschreibung für Öberencheim.

Digitized by Google

3. Kal. Jan. Cuno clericus de vueningin dedit sancto gg multa beneficia, maxime tamen in argento in coemendis et redimendis prediis cuius summa supputata est ad centum et tres marcas.

Die von Cuno clericus, ohne andere Bezeichnung, Sch.B. Fol. 22 b und von Cuno clericus de Vueningen ibid. Fol. 17 b zum Ankauf von Gütern gelieferten Beiträge belaufen sich auf 24 + 20 + 5 + 4 = 53 Marken. Der Ordner des Seelenbuchs wird von einer der vorliegenden Zahlen ein L (50) hineingelesen haben.

Das Reichenbacher Seelenbuch enthält keine vollständige Aufzählung der Wohltäter des Klosters. Der größte Teil der im Schenkungsbuch oder Codex Traditionum enthaltenen Namen fehlt darin. Selbst solche, die ihre Güter ausdrücklich „pro remedio animarum suarum" gegeben, oder die sich die jährliche Abhaltung eines Anniversariums herausbedungen hatten, werden mehrfach vermißt.

Nur zwei Anniversarien sind aus dem Schenkungsbuch beibehalten, nämlich die des Lutfried von Oneswillare und des Conrad von Neuneck.

Dagegen werden nicht einmal mehr genannt:

1. Guntrammus vir nobilis, für welchen ein Anniversar abzuhalten war, cum officio defunctorum, — jedesmal mit einer „caritas" für die Brüder. Cod. Tradit. 27 a.

2. Rudolfus, comes palatinus de Tuingen (ff. 33 a und b, 34 b), ebenfalls mit einem Anniversar und einer Beschenkung sowohl für die Brüder als noch für 12 Arme.

3. Hugo de Wilare (ff. 33 b und 34 a): Anniversar, zugleich Licht zu brennen certis horis, scilicet ad publicam missam, vespertinali hora et singulis noctibus vor dem Altar des h. Kreuzes.

4. Hugo senior de Ihlingen: Anniversar, mit Imbiß für die Brüder XI Kal. Martii (fol. 35 a).

5. Petrissa, seine Ehefrau: Anniversar und Imbiß VIII Kal. Maii (ibid.).

6. Hugo iunior de Ihlingen: Anniversar mit Imbiß XV Kal. Sept. (ibid.).

7. Hugo de Ihlingen, filius Conradi: Anniversar mit Imbiß Kal. Apr. (ibid.).

8. Bertholdus de Sulze: Anniversar (fol. 35 b).

Genannt werden hingegen noch, aber ohne Erwähnung der Anniversare:

1. Ernest (fol. 10 a: Anniversarium Ernestonis, similiter patris et matris eius, mit reichen Verteilungen unter die Armen, und

Digitized by Google

einer „caritas in refectorio“ für die Brüder, zugleich „memoria Hiltigarthae eius quondam conjugis“).

2. Wilhelmus abbas (fol. 12b: caritas für die Brüder, Verteilungen unter die Armen).

3. Lutfried, Dekan von S. Paul in Worms (ff. 29b und 30a Anniversar, Imbiß für die Brüder; was in cibo oder potu übrig blieb, sollte unter die Armen verteilt werden).

4. Markward, filius Hugonis senioris de Ihlingen und Heiluigis seine Ehefrau (Anniversar mit Imbiß VI idus Aug. fol. 35a).

5. Conradus, frater Hugonis senioris de Ihlingen (Anniversar mit Imbiß VII Kal. Sept.; ibid.).

Zugleich fehlen auch die Namen und Anniversarien der bei Kuhn erwähnten Hermannus Mayr de Hohenrieth (legat tres sextantium libras constituto sibi anniversario. Anno MCCCVII) sowie jede Meldung von der 1289 erfolgten Stiftung einer täglichen Messe durch Ludwig den Pfalzgrafen für seinen Vater, seinen Bruder Otto und sich selbst. Die Streichung beinahe aller alten Anniversare ist um so auffälliger, weil die erste Beschlagnahme der Reichenbacher Güter erst 1595 erfolgte (Kuen II p. 49).

Eine gewisse Anzahl derselben konnte dem Kloster durch Übergriffe von auswärts oder auch durch Verträge abhanden gekommen sein.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts, also eben zur Zeit des Zustandekommens unseres Seelenbuches besaß das Kloster (Kuen II 50) noch Güter an folgenden Orten: „Reichenbach, Roth, Ylensperg, Heselnbach, Obermuspach, Schwarzemberg, Gunderichingen und Schiettingen, halb Hochdorff, Achern, Bühell, Hugenbach, Thonbach, Ettingen, Ußweiler, Sulzbach, Horw, Dornstetten, Besenveldt, Müln, Bach- und Segmülin, Büttelbronn, Gottelfingen, Biltachingen, Waldtorff, Altheim, Sultzaw, Uttingen, Remingsheim, Nellingsheim, Ditzingen, Boissingen, Ergatzingen, Ymmnaw, Wittingen, Grümmetzstetten, Wiler, Uttenwiller, Salstetten, Herschwiller, Oberüfflingen, Fischpach.“

Eigentum desselben waren nächst Reichenbach noch die Ortschaften Röth, Ylensperg, Heselnbach, Schernbach, Obernmuspach, Schwarzenberg.

Als zum Nachschlagen dienendes „Index sive Registrum“ (Kuen, ibid.) muß dieses Verzeichnis des Klosterbesitzes vollständig sein. Darin fehlen von den Ortschaften in welchen Güter für Anniversare gegeben wurden: Husen und Betherane (Guntramus), Niuferum (Rudolph der Pfalzgraf), Durwilare (Petrissa, Ehefrau Hugo des Ältern v. Ihlingen), Bildachingen (Markward v. Ihlingen), Mezzengen

Digitized by Google

(Conrad v. Ihlingen), Renichein, Dagelfingin, Datichingen (Dekan Luitfried).

Vielleicht waren die unterdrückten Anniversarien, — mit Ausnahme desjenigen des h. Abts Wilhelm, das von selbst hinwegfiel, — in den allgemeinen Gedenktag am 3. November hineingezogen worden.

Brüder eines Klosters, wie solche unter letzterem Datum namhaft gemacht werden, hießen nicht bloß die eigentlichen Klosterleute, sondern auch Weltliche, die sich als Brüder hatten eintragen lassen — laici atque adeo alii in album fratrum seu monachorum relati, seu potius fraternitate donati, sagt Ducange (s. v. fratres conscripti). Diese Gunst wurde vor allem größern Wohltätern zuteil.

Zu derselben Eintragung ist zu bemerken, daß manchmal auch Gebetsverbrüderungen zwischen den Klöstern stattfanden. Eine solche kam zustande gegen 1103 zwischen den zwei Klöstern Einsiedeln und Gengenbach (Grandidier, Hist. d'Als. tit. 539) mit der Bedingung, daß für jeden Abgestorbenen der Verbrüderung 30 Messen sollen gelesen werden.

In Reichenbach fand als „recordatio massiliensium fratrum defunctorum" und der eigenen (simulque nostrorum) die Abhaltung von 30 Messen jährlich einmal statt, mit ebensoviel praebendae oder Imbissen (cf. Ducange, praebenda mortuorum). Wie Marseille und Reichenbach zusammenkamen, läßt sich schwer erraten. In der Gallia Christiana (T. II col. 683) kommt zu St. Viktor in Marseille ein deutscher Abt vor: „Otto cognomento Alamanus, clara stirpe editus, ac regum Francorum, ut aiunt affinis, ex monacho fit abbas, non multo ante annum 1113. Sedit annos quinque." Ist vielleicht die Verbrüderung der beiden Klöster auf den alemannischen Abt zurückzuführen? Die Frage muß offen bleiben. Doch durfte sie gestellt werden. Wir lassen hier die Namen der im Seelenbuch vorkommenden Ortschaften in alphabetischer Ordnung folgen, meist mit der im Württ. Urkundenbuch gegebenen Identifizierung:

Altheim, Althein (Altheim OA. Horb); Argetzingin, Argosingin (Ergenzingen OA. Rottenburg); Berstingin (Börstingen OA. Horb); Bildachingin (Bildechingen, ibid.); Croswillare (Großweier BA. Achern), Dagilfingin (Thailfingen, OA. Herrenberg); Dalinheim (Talheim OA. Rottenburg); Ditzingin (Ditzingen OA. Leonberg); Doffingen (Döffingen OA. Böblingen); Dornstett (Dornstetten OA. Freudenstadt); Duw[ing]ensis (moneta) = Tubingensis; Eschilbrun (Öschelbronn OA. Herrenberg); Etlingin, Etningin (Ettlingen BASt.); Feringin (Vöhringen OA. Sulz); Gamertingin, Gamirnchaim (Gemmrigheim OA. Besigheim und Gammer-

Digitized by Google

tingen, hohenzoll. OASitz); Gernspach (Gernsbach BASt.), Gotelbingin (Göttelfingen OA. Freudenstadt); Hallenses (solidi) = Heller (Schwäb. Hall); Harda, Harde (Hardhof bei Malsch BA. Ettlingen); Harberthiswilare (Sch.B. Harbehtswillare = (?) Happerweiler OA. Ravensburg); Hertingsberg (Hörbisberg b. Thonbach); Heselbach (Heselbach OA. Freudenstadt); Hirsland (Hirschlanden OA. Leonberg); Horwa, Horwe (Horb OASt.); Hugeswarta (Warth OA. Nagold?); Jhilingin (Jhlingen OA. Horb); Iringsberg (Igelsberg OA. Freudenstadt); Linbach, Lunbach (Leimbach OA. Sulz); Marca caminata (Kannenwald Gemeinde Baiersbronn, OA. Freudenstadt?); Milin (Mühlen am Neckar OA. Horb); Minowa (Sch.B. Immenowa = Immau OA. Haigerloch); Nineck (Neuneck OA. Freudenstadt); Niuferun, Niuferun juxta Waldaha (Alt-Nuifra OA. Nagold); Oberenchein (Obrigheim BA. Mosbach); Otaha, Otingheim (Ötigheim BA. Rastatt); Owingen (Owingen OA. Haigerloch); Ozinhusin (? verschw. Ort bei Obrigheim BA. Mosbach); Remingisheim (Remmingsheim am Neckar OA. Rottenburg); Renicheim, Reningen (Renchen BA. Oberkirch); Sahsen (Groß- und Kleinsachsenheim OA. Vaihingen); Scafusen (Schafhausen OA. Böblingen); Schwarzenberg (OA. Freudenstadt); Swindorf (Unterschwandorf OA. Nagold); Sindilingen (Sindlingen OA. Herrenberg); Strotwecke (—?); Sulza (Hohensulzen hess. Kr. Worms); Sulzaw (Sulzau OA. Horb); Tralingisheim (—?); Utingin (Eutingen OA. Horb); Utinwillare (Uttenwiler, abgeg. Ort zwischen Haiterbach und Alt-Nuifra); Vilemodebach (—?); Vischbach, abgeg. Ort bei Loßburg OA. Freudenstadt; Wachenhart (—?); Waldaha (Waldach OA. Freudenstadt); Walwiler (Nußbachweiler BA. Oberkirch, abg. Vgl. Krieger Topogr. Lexikon von Baden). Wilare (Pfalzgrafenweiler OA. Freudenstadt); Wormatia (Worms).

Digitized by Google

Bildwerke in der Spitalkirche zu Stuttgart,

zugleich ein Mahnwort für bessere Erhaltung vaterländischer Altertümer.

Von Friedrich Freiherr v. Gaisberg-Schöckingen.

In den letztverflossenen Jahren ist die von Graf Ulrich von Wirtemberg dem Vielgeliebten im Jahre 1471 erbaute Spitalkirche zu Stuttgart von Grund aus erneuert worden, und gar manche bei dieser Gelegenheit gemachte Funde haben mit Recht die Augen auf dieses ehrwürdige Bauwerk gelenkt. Prof. Dr. J. Hartmann hat 1888 eine Chronik dieser Kirche geschrieben, aus welcher die ganze Baugeschichte sowie der damalige Zustand der Kirche und des dazugehörigen vom ehemaligen Dominikanerkloster stammenden Kreuzganges ersichtlich ist.

Ich meinerseits möchte mit diesen Zeilen auf die vielen teils wertvollen dort noch vorhandenen Kunstschätze aufmerksam machen, besonders aber auf solche, welche leider im Laufe der Zeit verloren gegangen sind.

Graf Ulrich der Vielgeliebte hatte das neue Bauwerk ganz besonders bevorzugt, und so war es kein Wunder, wenn ein großer Teil des damals in Stuttgart wohnenden Adels, sowie namentlich der reicheren Bürger und Beamten der Hauptstadt, die neue Kirche durch Geschenke und Stiftungen förderten. Die zu jener Zeit noch recht bescheidene sogenannte obere Vorstadt, auch Turnieracker genannt, ebenfalls von Graf Ulrich mit nach damaligen Begriffen sehr breiten und geraden Straßen angelegt, die dem heutigen Bilde noch ganz entsprechen, entwickelte sich allmählich, so daß sie später die reiche Vorstadt genannt wurde, wo die schönsten Häuser und die „habhaftesten" Leute zu finden waren.

Dementsprechend ließ sich von Anfang an in der Spitalkirche, in dem dort befindlichen, wohl recht kleinen Gottesacker und namentlich in dem angrenzenden Kreuzgange der reichere Teil der Stuttgarter Bevölkerung begraben, und wie überall, so verdankte auch hier die Kirche diesem Umstande eine Masse von Kunstwerken, welche der Kirche selbst, namentlich aber auch dem Kreuzgange zum Schmucke dienten.

Digitized by Google

Die schon erwähnte Hartmannsche Chronik bringt ein Verzeichnis der 1888 noch vorhandenen Grabmäler, zu diesen sind seit dem neuesten Umbau noch eine Reihe weiterer gekommen, welche mittlerweile ihre Aufstellung in den Zugängen zur Kirche gefunden haben.

Ferner ersehen wir aus dem in der Kgl. Landesbibliothek befindlichen cod. hist. fol. Nr. 320 I ein 1640 von M. Joh. Schmid aus Marbach, damals Pfarrer an der St. Leonhardskirche zu Stuttgart, begonnenen und 1656 von M. Joh. Geo. Waltz aus Stuttgart vervollständigten Verzeichnis aller Denkmalinschriften der Stuttgarter Kirchen u. s. w., wieviel seit dieser Zeit verloren gegangen ist.

Von bekannteren Namen der in der Spitalkirche Bestatteten seien nur genannt: Buwinghausen, Degenfeld, Eberstein, Gaisberg, Göllnitz, Jäger v. Jägersberg, Limpurg, Remchingen, Sachsenheim, Schafalizky, Varnbüler, Weiler, Welling.

Von alters her hat man einem ungermanischen noch heidnischen Gebrauche entsprechend, in den Kirchen die Waffen der Bestatteten aufgehängt und der Kirche geweiht, wohl vom Anfange des 14. Jahrhunderts an traten allmählich an deren Stelle die sogenannten Totenschilde, ursprünglich längliche viereckige einfache gemalte Wappentafeln mit Inschriften, später rund, zum Teile bis 5 Fuß Durchmesser haltend und meist reich geschnitzt. Deren Gebrauch wiederum ließ nach Beginn der Renaissance nach, sie wurden allmählich durch die sogenannten Epitaphe ersetzt und im 17. Jahrhundert vollends verdrängt. Diese an geeigneten Plätzen aufgehängt erfüllten den Zweck, an die Bestatteten zu erinnern, um so mehr, als einerseits die eigentlichen Grabplatten in den meist überfüllten Kirchen oft unter den Kirchenstühlen und ähnlichem verdeckt, also unsichtbar waren, und als andererseits diese Epitaphe in der Regel außer dem Wappen das Bild des Verstorbenen, oft mit seiner ganzen Familie und eine Inschrift mit des Verblichenen Lebensgange, kurz alles Wissenswerte enthielten. Diese Epitaphe zeigten auch Gemälde aus der biblischen Geschichte und waren vielfach bedeutende Kunstwerke von den berühmtesten Künstlern verfertigt.

Unter anderen adeligen Familien hatten auch die von Sachsenheim seit 1486 ein eigenes Vorkirchlein in der Spitalkirche in parte templi meridionali, das aber schon zu Gabelkofers Zeit nicht mehr völlig im Stande war. Von dem dort durch Jörg v. Sachsenheim errichteten Altar ist ein Überrest noch erhalten und an der südlichen Seitenwand des Schiffes angebracht.

Dieser Jörg war der Sohn des bekannten Minnesängers Hermann v. Sachsenheim, der im hohen Alter von über 90 Jahren am Gutentag,

Digitized by Google

(Montag) vor St. Bonifazius 1458 zu Stuttgart starb und in der Stiftskirche begraben wurde, woselbst sein Grabstein mit der von ihm selbst verfaßten berühmten poetischen Inschrift noch zu sehen ist, und der Anna von Straubenhart, welche ihrem Manne am 13. April 1459 im Tode nachfolgte und zu St. Leonhard begraben liegt.

Auf dem noch erhaltenen Teile des wohl der Mutter Gottes, vielleicht auch gleichzeitig dem Heiligen Georg geweihten Altares, der in reicher Spätgotik in weißem Sandstein ausgeführt ist, sehen wir Jörg v. Sachsenheim vor seinem schön stilisierten Wappen (2 rote Büffelhörner mit Grind in weißem Felde) in voller spätgotischer Rüstung barhäuptig mit langen Haaren, aber bartlos vor der Mutter Gottes knieen, im Hintergrunde befindet sich eine in gotischem Spitzbogen abschließende Türe, in deren oberen scheinbar mit Butzenscheiben verglasten Teile sind nochmals zwei kleine Wappen sichtbar, davon ist das eine sicher das Sachsenheimsche, das andere ist ziemlich verdorben und undeutlich und scheint auch nicht das Wappen von Jörgs Mutter, geb. v. Straubenhart, zu sein, wie man annehmen sollte. Am ehesten sieht es so aus, wie das Sachsenheimsche Wappen in frühgotischem Stile dargestellt worden ist, wahrscheinlich ist dieses Wappen bei einer früheren Instandsetzung des ganzen Bildwerkes aufgemalt worden, und ist früher das Straubenhartsche Wappen an seiner Stelle gewesen. Jedenfalls müßte letzteres hingemalt werden, wenn dieser im Ungewissen gelassene Fleck des sonst neu bemalten Altarrestes noch ausgeflickt werden sollte. Das Ganze ist von einem reichen Baldachin bekrönt.

Georg v. Sachsenheim war Deutschordensritter und Mitglied der Ritterschaft des St. Jörgen-Schilds, wie der in der Mitte der „Jerg vō sachsēhaim stiffter dies altars dem gott gnedig sey" lautenden Inschrift angebrachte Wappenschild mit rotem Kreuz in weißem Felde ausweist, um den Hals trägt er die Ordenskette des Schwanenordens. Neben der Türe im Hintergrunde sieht man eine rosenkranzartige Kette mit roten Perlen (also wohl Korallen) hängend abgebildet, die auf der Seite durch ein Schloß mit großem blauem Edelsteine zusammengehalten ist, offenbar ebenfalls eine Ordenskette, ähnlich der im Grünebergschen Wappenbuch vom Jahre 1483 S. I b dargestellten, welche aber leider bisher unbekannt geblieben ist.

Damals war die Zeit der großen Reisen und Pilgerfahrten, und wie viele Orden damals erworben worden sind, sieht man am besten im Germanischen Museum auf dem Bilde des Jerusalemfahrers Ulrich Kreßel aus Nürnberg, auf dem nicht weniger als 19 verschiedene Orden um sein Wappen herum abgemalt sind.[1])

[1]) Abgebildet in Alwin Schultz, Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrh. II., S. 378.

Digitized by Google

Daß dieser Sachsenheimsche Altar nicht in den Altertumsdenkmalen abgebildet worden ist, ist sehr zu bedauern. Gabelkofer beschreibt ihn noch weiter: bey ihm (Jörg v. S.) orante steht die jahrzahl 1489. Ejus autem oratio expressa ist am bogen gleich ob ihm mit grossen güldinen literis in caeruleo:

Maria, reine Magd, main laid sy dir geklagt.
Ich hab verzehrt mein Lust und junge Tag umbsust.
O welt nach dir gebildt ist hin min helm und schilt,
die nun verlassen mich. Daran gedenk und sich
vom Adel hie geborn, hüt dich vor Gottes zorn.
Bist je gewesen wert, so wirst doch stöb und erd.
War ich je jung und fry, myn alter ist erby.
Ich han gelebt fürwar jez zway und sechzig jar
der welt zu lieb in sünd. Maria bitt din Kind
in siner Majestat für all min missethat,
füruss, als lang ich leb, mich dein Genad umbgeb.
Hernach wann ich gestirb, mir ewig fröwd erwirb.

An diesem hinumb steht: anno 1508 starb der edel und vest Junckher Jörg von Sachsenhaim des alten Herr Hermann Son an S. Jakobs Tag des grösseren.

Schon Jörgs Vater, der Minnesänger oder der alte Herr Herrmann, wie er gewöhnlich genannt wurde, hatte ein eigenes Haus zu Stuttgart, und 1446 am 20. Juni vermachte er: gsäss, haus, hofstat und hofraitin zu Stuttgart gelegen an Mangold Schriebers Haus, als ich das umm das Closter zu Alb (Herrenalb) erkauft hab, und minen Garten und Scheuren vorm oberen thor zschwischen Pfaff Baders und Aberlin-Jörgen Garten gelegen etc. seiner Frau.

Nach deren Tode wohnte dort Jörg und sein Bruder Hermann der Landhofmeister, welcher mit Susanna Tochter des Eberhard Volland v. Vollandseck und der Agatha v. Gaisberg verheiratet war, und an St. Ottmars Abend 1508, also im gleichen Jahre wie sein Bruder Jörg, gestorben ist.

Das ist jetzt das Haus Schmalestraße 3 unter der Mauer, worin die Pfleidererische Weinwirtschaft ist, links vom Eingang ist noch ein reizendes Sachsenheimsches Wappen zu sehen, leider arg verdorben. In der letzten Zeit ist der an der Nordseite des Hauses befindliche Erker freigelegt worden, der von einem Engel mit einem zurzeit nicht erkenntlichen Wappenschilde gestützt wird. Es wäre zu wünschen, daß beide Wappen ausgebessert würden, auch gehörte eine Gedenktafel an den Minnesänger an dieses Haus, welches überhaupt nach seiner Freilegung einer sachverständigen Wiederherstellung würdig wäre, denn es ist jedenfalls eines der ältesten, unberührten und eigenartigsten Häuser Stuttgarts.

Digitized by Google

Ferner finden wir in einem Raume, der früher den Schluß des östlichen Kreuzganges bildete, und jetzt, seit Herstellung des neuen Zuganges in die Kirche von der Büchsenstraße her, von jenem durch eine Zwischenwand abgeschnitten worden ist, rechts von der in die Kirche führenden Türe noch ein schönes gotisches Grabmal des Dietrich jun. v. Weiler, der nach Bucelin II. S. 285 und IV. S. 464 ein Sohn des 1437 † Dietrich sen. v. Weiler und der Martha de Lüchershausen war und 2 Frauen hatte, nämlich zuerst 1458 die kinderlos gestorbene Guta de Thalheim und dann 1482 Anna v. Gültlingen, die Tochter des Johann v. Gültlingen und der Helene Speetin de Zwiefalten.

Vom Jahre 1481 an war er Landhofmeister, er starb 1504.

Dieses Grabmal ist leider sehr verdorben und bedarf dringend einer sachkundigen Ausbesserung. Die Inschrift lautet: Anno Dni 1504 am freitag vor s. mathis tag starb der edel vnd vest Junker Dietrich von Weiler dem gott gnedig sey amen. Es ist die ganze Figur des Weilers in prächtiger gotischer Rüstung mit der Solade auf dem Kopfe, auf einem Hunde stehend abgebildet, vor ihm das reich stilisierte Weilersche und links von ihm das Gültlingensche Wappen.

In diesem Raume sind auch die alten Figuren des erneuerten herrlichen Ölberges vor der St. Leonhardskirche aufbewahrt, hoffentlich finden sie bald eine würdigere Aufstellung. Es sei gestattet über diesen Ölberg hier einige Worte einzuschalten.

Er wurde bekanntlich 1501 von Jakob Walther, genannt Kuehorn, und von seiner Ehefrau Clara Magerin gestiftet. Nach der oben erwähnten Schmidschen Handschrift heißt er Jakob Kühorn von Feuerfeld, der Elter, und ist im Jahre 1503 gestorben.

Seine Witwe heiratete nachher den Junker Hans v. Gaisberg, damals Vogt von Stuttgart und starb erst im Jahr 1525.

Auf dem erneuerten Ölberg sehen wir 2 Wappen, und zwar erstens links neben der Figur der Jungfrau Maria das Kuehornsche: in blauem Schilde ein goldenes liegendes Hirtenhorn von 3 goldenen Sternen begleitet (cfr. v. Albertisches W.B.) und zweitens vor der Gestalt des Johannes ein Wappen, darin ein Hase auf grünem Boden.

Abbildung 1.

Wie letzteres Wappen früher an dem alten Ölberg gewesen ist, erinnere ich mich nicht mehr, jedenfalls war es bei der Erneuerung nicht mehr kenntlich und so kam für das verwitterte Tier ein Hase herein.

In Gabelkofers Kollektaneen über den württ. Adel Bd. IV. (Kgl. G. Haus- und Staatsarchiv Stuttgart) findet sich folgende Nachricht: .

Digitized by Google

Zu St. Leonhart ist volgends Epitaph: Anno 1516 uff Donnerstag nach Unser Frawen Tag, als sie zu Himmel fuhr, starb Hans Gaissberg Vogt zu Stuttgart. Stehn under dess Stains des defuncti Wapen. Darneben ein schilt mit 3 berglin und daruff ain Ber gehend. Uxor ejus fuit Clara Magerin Jacob Walthers genannt Kuhorn senioris vidua, quae obiit anno 1525.

Demnach ist also das Wappen der Mager bekannt[1]), und es dürfte den Farben nach ein auf grünem Dreiberg schreitender schwarzer Bär in weißem Felde sein. Sollte das Wappen am Ölberg nicht hiernach richtig gestellt werden können?

Im Chor der Kirche fällt vor allem das große Denkmal des Benjamin Buwinghausen v. Walmerode mit seinen beiden Frauen auf, über ihn und sein Grabmal ist das Nähere in der 1904 von Freiherrn Ernst von Ziegesar verfaßten Schrift „Zwei württembergische Soldatenbilder aus alter Zeit" ersichtlich.

Buwinghausens erste Frau war die 1619 gestorbene Ursula Elisabeth v. Dachsberg, die zweite war Johanna Ursula von Concin, teils Freiin, teils Gräfin genannt, welche ihren Mann überlebte. Wie so oft in der damaligen Zeit wurde das Grabmal für das Ehepaar gemeinschaftlich bestimmt, wohl nach dem im Jahr 1635 erfolgten Tode des Benjamin Buwinghausen errichtet, die Inschrift für die Witwe wurde vorbereitet, wo und wann sie gestorben und begraben ist, wurde aber später nicht mehr eingemeißelt, und ist nicht aufzufinden.

Diese Witwe Johanna Ursula stammte aus einem alten eigentlich italienischen Geschlecht Welschtirols ursprünglich Concino geheißen, das jetzt noch in Tirol unter dem Namen Concini auf einer gleichlautenden Besitzung im Freiherrenstande blüht. Wo Buwinghausen seine zweite Frau kennen gelernt hat, ist nicht bekannt, er war von den württembergischen Herzögen zu gar vielfachen diplomatischen Sendungen verwendet worden, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Bekanntschaft in Frankreich gemacht worden ist, denn Buwinghausen war längere Zeit Statthalter des vom König von Frankreich damals an Württemberg verpfändeten Herzogtums Alençon in der Normandie gewesen. Von dort

[1]) Gelegentlich einer späteren nochmaligen Durchsicht der Schmidschen Handschrift fand ich meine Ansicht über das Magersche Wappen bestätigt, dort steht nämlich S. 107:

Uff dem Kirchoff bei diesser Seiten des Chors stehet das grosse Stain Crucifix von ainem gantzen Stain gehawen, daran stehet disse Jahrzall 1501 (in alten gothischen arabischen Ziffern). Das Wapen ist ein Bär vnd ain Küehorn etc. etc.

Digitized by Google

kam er öfters an den französischen Hof, er hat auch von König Heinrich IV. von Frankreich den Ritterschlag empfangen, und dort war 1610 ein Angehöriger der Familie Concino unter dem Namen Concin Maréchal d'Auere als Nachfolger des Herzogs Sully und als Vorgänger des Kardinals Richelieu Günstling und allmächtiger Minister der Königin Mutter Maria v. Medici, der 1617 ermordet worden ist.

Auf dem Grabmale kniet Buwinghausen in Rüstung vor dem Christusbilde, in der Mitte seine durch den Schleier als gestorben gekennzeichnete erste Frau geb. v. Dachsberg, dahinter die unverschleierte damals noch lebende zweite Frau, die geb. v. Concin.

An den beiden Säulen links hinter Buwinghausen waren voraussichtlich ursprünglich die 16 Ahnenwappen der ersten Frau, und an den Säulen am rechten Flügel die der zweiten Frau angebracht[1]). Leider sind sie, wie ja öfters vorkommt, mit der Zeit los geworden, teilweise verloren gegangen, und die übrig gebliebenen sind bei einer später erfolgten Herstellung des Grabmals leider nicht nur an ganz anderen Plätzen, sondern auch in völlig sinnwidriger und falscher Reihenfolge angebracht worden.

So findet man jetzt hinter Buwinghausens Figur folgende 8 Wappen: Prankh, Neudeck, Phnawer, Auersperg, Trautmannsdorf, Khayn, Aspern, Rauber. Nach Bucelini II. 99 sind der richtigen Reihenfolge nach die Namen der 16 Concinschen Ahnen folgende: Concin, Dross, Mülwangen, Reuter de Wocking, Rosseck in Landscron, Keller v. Kellerberg, Villenbach, Zwingenberg, Pranck, Trautmannsdorf, Pfanarer, Aspan, Neideck, Khuon de Belasii, Auersperg, Rauber.

Also die letzten 8 Wappen sind noch vorhanden, die 8 ersten fehlen und statt Khayn muß es Khuon heißen, das hat der Steinmetz offenbar nicht lesen können. Ferner sind auf der Rückwand rechts folgende 8 Wappen angebracht: Münchingen, Rieppur, Zobel, Speth, Nippenburg, Freymersheim, Velberg, Güss. Nach Bucelin II. 97 sind der richtigen Reihe nach die Namen der 16 Dachsbergschen Ahnen folgende: Dachsberg, Hueber, Besnitz, Reytter, Kirscher, Kaphils, Stadion, Westernach, Münchingen, Nippenburg, Zobel, Velberg, Rieppurg, Fraymersheim, Speth, Güss.

Also auch hier fehlen die 8 ersten, und die 8 letzteren sind am

[1]) Die Johanna Ursula kommt unter anderem 1621 mit ihrem Gatten im Schöckinger Kirchenbuche als Pate des Christof Heinrich v. Nippenburg vor, dessen Mutter Anna Maria v. Dachsberg die Schwester von Buwinghausens erster Frau war. Dort ist sie als Johanna Ursula geborene Freyfraw (sic!) von Konzin eingetragen, was recht gut schwäbisch klingt!

Digitized by Google

falschen Platze und in falscher Reihenfolge angebracht, letzteres könnte in beiden Fällen verbessert werden, und ich glaube sogar, es sollten sich die Mittel zur Ergänzung der fehlenden Wappen auftreiben lassen.

Daß des Buwinghausen Ahnenwappen völlig fehlen, ist mir rätselhaft, das ist gegen alle Gewohnheit; sollten diese an den Säulen gewesen und alle verloren gegangen sein?

Nach Bucelin II. 97 sind dies: Buwinghausen, Schönenstein, Hombrigh, Müllenthal, Weyer de Merckelbach, Schewir cogn. Burichgum, Stainart de Rumpum, Wehr, Hoën de Cartils, Hülsberg cogn. Schlaun, Segrad, Hagen, Horion in Rummen, von der Aa, von der Busch cogn. Maggerting, Zsyll.

Immerhin ist es möglich, daß diese Wappen von in Süddeutschland wenig oder gar nicht bekannten Familien — v. B. war aus den Rheinlanden eingewandert —, in den schweren Kriegszeiten nicht beizubringen gewesen sind, vielleicht ist auch wegen diesen Nöten die Inschrift für die Concin nicht vollendet worden.

Im Chor der Kirche war früher der Grabstein des herzoglich wirtembergischen Kanzlers Johann Konrad Varnbüler, jetzt befindet er sich in der Kirche zu Hemmingen. Dieses Mannes Verdienste um die Erhaltung der Selbständigkeit Württembergs sind zu bekannt, um hier weitere Worte darüber zu verlieren. Er ist der Stammvater der jetzt noch im Lande blühenden freiherrlichen Familie Varnbüler von und zu Hemmingen.

Diese angeblich aus Graubünden vom Schlosse Greiffenberg stammende Familie lebte im 15. Jahrh. in St. Gallen. Ulrich Varnbüler, Bürgermeister daselbst, zerstörte 1488 das vom Abte von St. Gallen wegen langwieriger und unerquicklicher Händel mit der Stadt nach Rorschach verlegte Kloster. Deshalb mußte er fliehen und kam nach Lindau, woselbst sein Sohn Hans Bürgermeister wurde; dessen Sohn Nikolaus, geb. 1519, war herzoglich württembergischer Rat und Professor in Tübingen, und sein Sohn Ulrich herzoglich württembergischer Sekretär war der Vater des 1595 geborenen Kanzlers.

Des Kanzlers Verdienste um Haus und Land Württemberg waren von Herzog Eberhard III. voll anerkannt und infolgedessen belehnte er ihn nach Aussterben des Mannesstamms der Nippenburg am 17. September 1650 mit deren heimgefallenen Lehen zu Hemmingen.

Um diese Lehen empfangen und in die Ritterschaft eintreten zu können, wurde ihm von Kaiser Ferdinand III., d. d. Wien 26. XI. 1650, sein Adel bestätigt und sein angestammtes Wappen mit dem der längst ausgestorbenen Familie Hemmingen vermehrt.

Digitized by Google

Wie mir der verstorbene Staatsminister Freiherr Karl Varnbüler von und zu Hemmingen selbst erzählt hat, war von seinem Ahnherrn, dem Kanzler Johann Konrad in der Spitalkirche noch in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts auch noch ein prächtiges Epitaph mit Porträt erhalten, eines schönen Tags aber verschwunden! Nach längerem Suchen gelang es ihm, den Ueberrest bei einem jüdischen Vorkäufler zu entdecken, der das allerdings inzwischen sehr schadhaft gewordene Gemälde herausgeschnitten und den Rahmen mit einem Spiegel ausgefüllt hatte.

Jetzt hängt das Epitaph wieder in seiner alten Form im Schlosse zu Hemmingen.

Nach der in meinem Besitze befindlichen, von M. Joh. Laurenz Schmidlin Stiftsprediger zu Stuttgart gehaltenen gedruckten Trauerrede mit dem Titel: „Des alten Barsillai Alters- Hoff- und Todtes-Gedanken" ist am 16. Dezember 1679 in der Spitalkirche **Ulrich Albrecht von Gaisberg**, der erste Besitzer Schöckingens und Gebersheims dieses Namens, also Stammvater der Freiherrn v. Gaisberg-Schöckingen, begraben worden.

Nach dieser Leichenpredigt ist seine Abstammung folgende:

Christof v. Gaisberg Forstmeister auf dem Reichenberg † 1551.	Anna v. Baldeck auf Osweil.	Conrad v. Roth.	Veronica v. Stain zum Rechtenstein.	Johann v. Karpfen zu Hohentwiel.	Elisabeth Rau von Winneden.	Friedrich Jacob v. Anwyl Obervogt zu Tübingen.	Catharina v. Hohenlandenberg.
Georg von Gaisberg zu Oberrot OA. Gaildorf, gefallen am 25. III. 1573 als Rittmeister unter Herzog Alba bei der Belagerung von Harlem.		Sibilla Regina v. Roth.		Sigmund v. Karpfen Herr zu Rietheim und Hausen, Vogt zu Balingen.		Rosina v. Anwenl.	
Heinrich v. Gaisberg auf Ennabeuren Forstmeister zu Blaubeuren.				Catharina v. Karpfen.			
Ulrich Albrecht v. Gaisberg.							

Zu dieser Abstammung habe ich zu bemerken, daß bisher überall, namentlich auch auf dem in cod. hist. fol. 100 der Landesbibliothek zu Stuttgart enthaltenen v. Gaisbergschen Stammbaum als Wappen der oben genannten Familie v. Roth irrtümlicherweise das der Roth v. Buß-

Digitized by Google

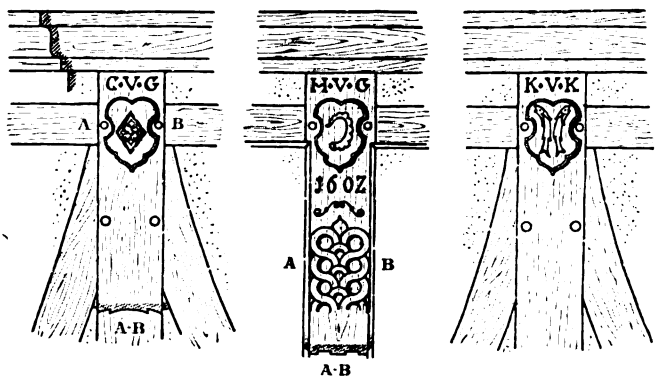
mannshausen (von Gold und Rot gespalten, in Rot ein weißer Balken) angegeben ist, was ja richtig wäre, wenn die genannten Personen stimmen würden, dies ist aber nicht der Fall, die Sibilla Regina entstammte den Roth von Oberrot OA. Gaildorf, und es ist sicher, daß Georg Gaisberg zu Oberrot gesessen ist. Diese Familie führte in schwarzem Schild zwei weiße Balken.

Abbildung 2. Das Dekanathaus in Blaubeuren.

Ulrich Albrecht ist geboren am 4. Januar 1600 in Blaubeuren. Sein Geburtshaus ist wahrscheinlich das jetzige Dekanathaus an der Ecke der Rittergasse gelegen, wo damals eine Reihe von Adelsgeschlechtern wohnten. Bei der im Jahr 1903 erfolgten nebenbei gesagt mustergültigen Instandsetzung dieses in schöner Holzarchitektur erbauten Hauses sind am Giebel die Wappen des Heinrich v. Gaisberg und seiner beiden Frauen Christine v. Grafeneck, † 1597 und der Katharina v. Karpfen mit der

Digitized by Google

Jahreszahl 1602 und den Anfangsbuchstaben der 3 Namen unter dem Verputze zum Vorschein gekommen, woraus mit Sicherheit zu schließen ist, daß das Haus Eigentum des Forstmeisters Heinrich v. Gaisberg gewesen ist. Dieser starb am 11. Januar 1612 und ist, wie seine 2. Frau (gest. am 25. Juni 1605 zu Eßlingen), in der Blaubeurer Stadtkirche begraben, ihre Grabsteine sind bei der Wiederherstellung der Kirche in einer Nische an der äußeren Südwand aufgestellt worden, auf seinem Grabstein steht merkwürdigerweise statt 1612 als Todesjahr 1616, was aber falsch ist.



Wappen der Familien:
v. Grafeneck. v. Gaisberg. v. Karpfen.

Abbildung 3. **Einzelheiten vom Giebel des Dekanathauses in Blaubeuren.**

Nachdem Ulrich Albrecht in jugendlichem Alter beide Eltern verloren hatte, kam er nach Stuttgart zu seinem Oheim Otto Leonhart v. Gaisberg zur Erziehung, der fortan Vaterstelle an ihm vertrat. Dieser begleitete am württembergischen Hofe schon unter den drei Herzogen Ludwig, Friedrich und Johann Friedrich das Amt eines herzoglichen Frauenzimmerhofmeisters, er war verheiratet mit Anna, des † herzoglich württembergischen Leibarztes Dr. Konrad Steck und der Anna Lang Tochter, die in erster Ehe Hans Georg v. Dachsberg, und in zweiter Ehe den 1582 gestorbenen Joachim v. Quast, Burgvogt von Stuttgart, gehabt hatte. Sie starb am 30. März 1613 kinderlos, ihre Leichenpredigt ist gedruckt in der Kgl. Landesbibliothek, nach ihrem Tode erhoben ihre Verwandten und die ihrer ersten Männer langwierige Klagen wegen ihrer Hinterlassenschaft. Otto Leonhart selbst starb am 11. August 1635 80 Jahre alt, und ist im Kreuzgange der Spitalkirche begraben, aber es ist kein Grabstein oder ähnliches von ihm erhalten oder verzeichnet. Damals herrschte in Stuttgart die Pest und allgemeine Verarmung, und

Digitized by Google

es ist nicht unmöglich, daß ihm wegen dieser schlimmen Not gar kein Grabstein gesetzt worden ist, denn der Neffe Ulrich Albrecht als einziger Erbe war damals auf der Flucht in Straßburg, wie wir weiter unten sehen werden.

Ulrich Albrecht besuchte zuerst das berühmte Gymnasium zu Mömpelgard und kam von dort auf die Universität nach Tübingen, als aber 1618 der 30jährige Krieg ausbrach, trat er als Fähnrich in württembergische Kriegsdienste. Auf den Wunsch seines alternden Oheims jedoch kehrte er bald an den Hof zurück und erhielt 1623 von Herzog Johann Friedrich eine Hofjunkerstelle. Von 1627—34 war er Truchseß, nach der unglücklichen Schlacht von Nördlingen in diesem Jahr begleitete er die herzogliche Familie auf der Flucht nach Straßburg, woselbst er 1635 das Hofmeisteramt und die Inspektion über den ganzen Hofstaat während des Exils in Straßburg erhielt. Nach der glücklichen Rückkehr in das Vaterland wurde Ulrich Albrecht zuerst Stellvertreter des schwer erkrankten Burgvogtes von Buchenau, 1640 Vizehofmeister der Herzogin, und 1642 erhielt er endlich die „würkliche Raths-Burg-Vogtey und Frauenzimmer-Hoffmeister-Stelle".

Wie das ganze Land Wirtemberg, so hatte auch die Familie v. Gaisberg in dieser langen Kriegszeit durch die immerwährenden und wechselnden Durchmärsche, Einquartierung und Brandschatzung von Freund und Feind gar schwer gelitten. Ihre bedeutenden Besitzungen im Remstale waren meist verloren gegangen, das Familienarchiv war nach Schorndorf geflüchtet worden und 1634 mitsamt der ganzen Stadt in Flammen aufgegangen. Die Ulrich Albrecht eigen gehörigen Güter hatten zu Schleuderpreisen verkauft werden müssen, denn Erträge gab es nicht mehr und sein kärglicher Gehalt war zum Leben weit nicht genügend. So war Ennabeuren 1628 um 9000 Gulden an Wirtemberg verkauft worden. Das dortige Schloß wurde Pfarrhaus, für ein aus der Anweylschen Erbschaft stammendes auf dem vom Grafen von Hohenzollern erkauften Dorfe Auingen OA. Münsingen ruhendes Kapital wurden keine Zinsen gezahlt, es entstand ein langwieriger Prozeß, dessen Ausgang unbekannt ist. Kurz, Ulrich Albrecht war in keiner beneidenswerten Lage, als er am 20. Januar 1640 an den Herzog berichtete:

> „Da ihm der Burgvogt eine Andeutung gemacht habe, er müsse seine ausständige Contribution ehist erstatten, oder es folge eine Execution, er habe auf des Herzogs Befehl vor der Nördlinger Schlacht zu dessen Mutter seelig reisen müssen, während dessen er allhie um all das Seinige gekommen sei, auch viele Güter, daraus er steuer und Contribution schuldig, ganz

Digitized by Google

in Abgang gekommen seien, und solange er sie besitze, niemals die Baukosten ertragen hätten, sein ganzes Vermögen in Gülten bestehe, solche zur Zeit nicht eingehen, in Anbetracht aller dieser Umstände bitte er, diese Contribution auf die ihm noch nicht (nach 6 Jahren!) erstattete Vergütung der oben genannten Straßburgischen Reise zu legen."

Die nur im Hinblick auf die damals allgemein üble Lage einigermaßen begreifliche Antwort war für ihn hart, sie lautet:

„sei zwar ein billiges Verlangen, aber bei den schlechten Zeiten könne man dem Bittsteller nicht willfahren!"

1642 hatte Ulrich Albrecht in Neckargröningen ein Hofgut erkauft, allein auch das ist wieder verloren gegangen.

Im Jahre 1629 nach Ostern hatte er sich in Lichtenau — damals eine kleine Stadt und festes Schloß diesseits des Rheins in der Ortenau an der badischen Grenze, 3 Meilen von Straßburg, dem Grafen von Hanau gehörig — mit der aus einem uralten Ministerialengeschlechte der Bischöfe von Straßburg aus dem gleichnamigen Dorfe bei Straßburg stammenden am 24. II. 1606 geborenen Margaretha v. Fürdenheim verheiratet. Sie war die Tochter des Hans Peter v. Fürdenheim, Ausschuß der Ortenauischen Ritterschaft, gräflich Hanauischer Amtmann zu Lichtenau, Besitzer des Schlosses Rohrburg i. E., das er zum Teil von seiner ersten Frau Magdalena Erlin v. Rohrburg ererbt, zum andern Teil von den von Schauenburg erkauft hatte, und dessen zweiter Gemahlin Anna v. Kageneck. Da Johann Peters einziger Sohn Johann Jakob 1600 als Student in Straßburg gestorben war, so war er selbst der Letzte seines Namens und Stammes, er starb am 26. XII. 1624, 64 Jahre alt und ist zu Schwarzach in Baden begraben. Seine zweite Frau die geb. v. Kageneck lebte meist in Lichtenau, wo sie auch am 26. XII. 1660 starb. Von den 8 Töchtern kamen drei nach Württemberg, nämlich außer Ulrich Albrechts Frau Margaretha heiratete die 1613 geborene Ursula Klara Anna 1635 10. XI. den Johann Heinrich v. Göllnitz und starb zu Stuttgart 16. I. 1685, wahrscheinlich ist auch sie in der Spitalkirche begraben, woselbst die v. Göllnitz ihre Grablage hatten, ferner heiratete die 1604 geborene Anna Katharina den am 18. April 1598 geborenen Ernst Konrad von Gaisberg auf Schnait, herzogl. Wirt. Forstmeister zu Kirchheim, der als Obervogt von Göppingen am 27. II. 1664 zu Stuttgart starb und in der Spitalkirche begraben liegt, seine Frau starb am 2. XII. 1667 ebendaselbst.

Aus dem von letzterem Ehepaar hinterlassenen Inventar ist zu ersehen, wieviel Silber, Zinn, Kupfer, Glas, Tischzeug u. s. w. alles mit

Digitized by Google

Wappen graviert, geäzt, gemalt und gestickt vorhanden war, und von all diesem ist nur ein einziges Stück erhalten in der Sammlung vaterländischer Altertümer nämlich ein gestickter Tischläufer mit Wappen in Farben und den Buchstaben: E. C. V. G. S. A. C. V. G. G. V. F. 1632, letzteres wohl die Jahrszahl der Hochzeit.

Schon am 6. Februar 1654 starb Ulrich Albrechts Frau Margaretha, von 6 Söhnen und 3 Töchtern, die sie ihm geschenkt hatte, waren nur 3 Söhne am Leben geblieben, die anderen Kinder waren alle in zartem Lebensalter gestorben, trotzdem machte dem Vater die Erziehung der Söhne viel Sorge. Doch sein treues Aushalten am fürstlichen Hofe wurde endlich belohnt. Hierüber schreibt Sattler:

> „Entzwischen erinnerte sich Herzog Eberhard von selbsten derjenigen Treue, welche Ulrich Albrecht von Gaisberg dem Herzogthum Würtenberg und dem herzoglichen Hauß insonderheit in der Zeit, da der Herzog und dessen ganzer Stamm seiner Land und Leute entsetzt im größten Elend zu Straßburg leben mußte, erwiesen hatte. Zu deren Belohnung gab er ihm das durch Absterben des Nippenburgischen Geschlechts heimgefallene Lehen, nämlich das Schloß und Burg zu Schöckingen, wie solches mit Mauern und Brettern umgeben war, mit den dazu gehörigen beträchtlichen Gütern und Grundstücken, nebst der niederen Gerichtsbarkeit daselbst, und dem Jagen nach Füchsen, Haasen und Hünern in einem gewissen Bezirk, wie auch einen Hof zu Gebersheim zu Lehen." (Gesch. d. Hrz. W. X. S. 6.)

Der Lehensrevers ist am 11. April 1660 ausgestellt.

(Erst Ulrich Albrechts Enkel, der Kammerherr und Oberforstmeister Friedrich Albrecht, erhielt im Jahre 1718 von Herzog Eberhard Ludwig wegen seiner vielen Verdienste um das regierende Haus das ganze Dorf Schöckingen als Kunkellehen, welches aber unter Herzog Karl Alexander in ein Mannlehen verwandelt wurde.)

Freilich hörte damit noch nicht alle Not auf, am 25. August 1662 bat Ulrich Albrecht den Herzog, seinen jüngsten Sohn Philipp Albrecht der 16 Jahre alt sei, 4 Jahre zu Straßburg und jetzt 1 Jahr zu Tübingen studiert habe, auch etliche Monate das Reiten gelernt habe, eine etwa vacant werdende Pagenstelle beim Prinzen Ludwig Wilhelm zu übertragen, da er ihn wegen der vielen Mißjahre nicht länger verhalten könne. Aber selbst für den Sohn eines angesehenen und als verdient anerkannten Diener des Hofes gab es damals kein Unterkommen, und so wandte sich jener nach Frankreich, um dort Kriegsdienste zu nehmen.

Digitized by Google

Auch unter der kurzen Regierung des Herzogs Wilhelm Ludwig 1674—77 und unter Herzog Friedrich Karl als Vormünder des noch minderjährigen Herzogs Eberhard Ludwig behielt Ulrich Albrecht „seine völlige Bestallung und accidentien", und nachdem er noch den Schmerz erlebt hatte, seinen jüngsten Sohn Philipp Albrecht 1674 als Leutnant in französischen Diensten ins Grab sinken zu sehen, starb er am 11. XII. 1679 80 Jahre weniger 3 Wochen alt zu Stuttgart, tiefbetrauert von 2 Söhnen Johann Heinrich herzogl. Oberrat und Hofgerichtsassessor, und Ernst Friedrich, Forstmeister auf dem Reichenberg, von deren Frauen nämlich Antonie Sibille v. Kaltenthal (1637—1705) und Maria Margaretha v. Liebenstein (1651—1718) und 6 Enkelkindern, nachdem er dem Hause Württemberg unter 4 Herzögen gegen 57 Jahre gedient hatte.

Daß er in der Stuttgarter Spitalkirche beerdigt worden ist, sagt die Trauerrede. Was für ein Grabmal oder Epitaph für ihn aufgestellt worden ist, ist nicht bekannt. Ich glaube aber in der Annahme nicht fehl zu gehen, daß etwas besonders Schönes zu seinem Andenken verfertigt worden ist, denn damals war es noch vielfach Sitte, selbst für sein Grabmal zu sorgen, und Ulrich Albrecht war trotz seiner Einfachheit ein hochgebildeter Mann, der auf seinen vielen Reisen namentlich nach Paris die Welt kennen gelernt hatte, und infolge seines feinen Verständnisses für Kunst- und Kunstgegenstände war ihm vom Herzog nicht nur die Oberaufsicht und Leitung der herzoglichen Kunstkammer übertragen worden, sondern er scheint sogar mehr deren Neubegründer gewesen zu sein, jedenfalls hat er das erste sachverständige Verzeichnis sämtlicher Gegenstände der Kunst-, Raritäten und Antiquitätenkammer, worunter namentlich viele Münzen waren, anlegen lassen, und hat die alte Kunstkammer in die neue hinunter transferiert.

Ohne Zweifel war das wertvollste Schmuckstück der Stuttgarter Spitalkirche ein Epitaph der Familie Welling (Abbildung 4) über welches Gabelkofer schreibt:

Anno Dn. 1532 uff S. Endris dess h. Zwelffboten abend, der da was der 29. tag des Wintermonats, starb der fromm thuir man Sebastian Welling de Stutgarta, so vil Jar bei der Herrschaft Wirtemberg ain Regent und Diener gewest. Des seel Gott gnedig syge. Darunter kniet er under jme das Wapen mit den II. gelben flügeln jm schwarzen schilt vnd uff dem Helm, hinder jme 7 filii, quorum duo elocati, major natu hat neben seinem schilt ain andern fluvium inversum jm blawen schilt. Alter Hieronymus scilicet hat das Horn wie Gaissberg, propter conjugem Annam Gaissbergin, reliqui in grien vnd roten röcken, postremus videtur

Digitized by Google

Abbildung 4.

Digitized by Google

rusus, als wenn er im münchwesen war. Gegen im über ist sein Haussfraw mit dem weissen schilt darin ain schwarzer sparr mit III roten sternen uff dem Helm ain flügel, darin der sparr vnd je 3 rote stern. Vor ir knien 5 filiae, II moniales ipsi proobierunt, una habitu virginali, quarta hat ain kettin vnd ring an vnd vor ir den Krafftischen schilt, quinta . . . wie auch die filii ein todtenkopf etc.

(Mf. 136 des G. Haus- u. St.-Arch. Stuttg.)

Dieses Bildnis ist in neuerer Zeit wieder aufgetaucht, und zwar steht es mit einer guten Abbildung in dem reich illustrierten Verkaufskatalog der berühmten Kunstsammlung des † Geh. Rats Dr. Jakob v. Hefner-Alteneck in München als Nr. 452 verzeichnet und es erweist sich als ein Werk des berühmten Ulmer Malers Martin Schaffner, dessen Monogramm mit der Jahreszahl 1535 angebracht ist. Das 89 : 77 cm und mit Rahmen 146 : 110 cm große Bild ist anfangs der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts durch von Hefner-Alteneck von Antiquar Munk in Augsburg gekauft worden.

Aus dem Schwäbischen Merkur ist ersichtlich, daß der Ulmer Kunstverein bei der im Sommer 1904 stattgefundenen Versteigerung dieses Werk ihres berühmten Landsmanns hatte kaufen wollen, aber wegen der hohen Kosten zurücktreten mußte. Es ist dann um den beträchtlichen Preis von 10500 Mk. in den Besitz des Konsuls Eduard Weber in Hamburg übergegangen, welcher eine große Kunstsammlung hat, und dessen Güte ich die beifolgende Abbildung verdanke.

Die Welling sind ein altes zur Stuttgarter Ehrbarkeit gehöriges Geschlecht, welches schon seit der Zeit vor 1366 her zwei Drittel des Zehnten und die Vogtei des damals bei Schwieberdingen gelegenen später abgegangenen Weilers Vöhingen besaß, wonach sie sich Welling von Vöhingen (nicht Vaihingen, wie man hie und da irrtümlicherweise liest!) schrieben und nannten, und die im 14. Jahrhundert als Bürger und Richter in Leonberg vorkamen. Die im sog. Neuen Siebmacherschen Wappenbuch vom abgestorbenen Adel Württembergs S. 146 T. 80 gebrachte Nachricht über Welling v. Vöhingen: H. W. kaufte 1435 vom Spitale zu Stuttgart zwei Drittel vom Zehnten des Weilers Vöhingen ist dahin zu berichtigen, daß dies von Hans W. kein Kauf, sondern ein Verkauf war. Außerdem besaß die Familie Güter in Pflugfelden und Birkach. Von Stuttgart aus verbreitete sie sich nach Tirol, nach Mittel- und Norddeutschland, fälschlicherweise wird ihr Ursprung zum Teil sogar von Braunschweig hergeleitet, und 1817 wurde sie in die Kgl. Bayrische Adelsmatrikel aufgenommen. In Tirol war Johann Welling von

Digitized by Google

Vöhingen Geh. Rat und oberster Kanzler von Friedrich v. Schneeberg adoptiert, und von Erzherzog Ferdinand durch Diplom, d. d. Innsbruck 1. I. 1568, unter dem Namen v. Schneeberg in den Freiherrnstand erhoben worden, seine Linie ist aber im Jahre 1771 erloschen. Noch im 19. Jahrhundert waren Abkömmlinge des Sebastian Welling in württembergischen Militärdiensten.

Sebastian Welling war der Sohn des an Mariä Magdalenä 1494 gestorbenen Hans W. Bürgermeisters von Stuttgart. Sebastian und seine ungenannte verwitwete Mutter waren 1496 in der Sebastiansbruderschaft zu Stuttgart, er wurde 1496 daselbst Bürgermeister, woselbst er ein 1467 erbautes Haus neben dem schon oben erwähnten Hause der Herren v. Sachsenheim und dem Bebenhäuser Hofe an der Stadtmauer besaß. Im Jahre 1500 war er oberster Pfleger der Salve-Bruderschaft, 1503 einer der Regenten im Land Württemberg; von 1506 an viele Jahre im Hofgericht, 1510 herzogl. württ. Rat und Diener. Im Jahre 1511 lag während Herzog Ulrichs Hochzeit in seinem Hause der Herzog Wilhelm von Bayern. 1519 nach Herzog Ulrichs Rückkehr zog Sebastian als Mitglied des österreichischen Regiments nach Eßlingen, auf einem von dort nach Ulm unternommenen Ritte wurde er gefangen und nach dem Kloster Adelberg gebracht, worauf sich der Schwäbische Bund für seine Freilassung verwendete. Von da an bis zu seinem 1532 erfolgten Tod ist nichts mehr von ihm bekannt.

Der Name von Sebastian Wellings Frau ist nicht überliefert, das ihr auf dem Schaffnerschen Bilde beigegebene Wappen ist nicht bekannt. Ein ganz gleiches Wappen allerdings ohne Farbenangabe und ohne Helmzier kommt als Steinmetzzeichen sowohl in der Stiftskirche, als in der St. Leonhardskirche und in der Spitalkirche oberhalb des mittleren Fensters im Chor als Schlußstein am Netzgewölbe vor und ist (s. Dekan Klemms Anhang über Baumeister ꝛc. im Textbande des Neckarkreises von Dr. Paulus Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg) das Zeichen des Erbauers der Spitalkirche nämlich des Meisters Albrecht Georg, auch Aberlin Jörg, Auberlin Gory und Meister Eberlin von Stuttgart genannt, der auch sonst viel im Lande gebaut hat, und im Jahre 1492 gestorben ist.

Das vorliegende Wappen kommt der Form nach gleich und mit gleicher Helmzier aber in andern Farben öfters vor, z. B. gelb in blau als Harprecht, mit den von Gabelkofer angegebenen Farben dagegen, wie sie auch jetzt noch auf dem Schaffnerschen Gemälde sind, ist es nirgends aufzufinden.

Klemm spricht bei dem Steinmetzzeichen von einem Winkelmaß mit drei Sternen, vielleicht war es früher so gedacht, aber (vergl. die Abb.

Digitized by Google

in oben erwähntem Textband bei Paulus S. 22 und S. 555) ein Winkelmaß muß rechteckig, zum mindesten geradlinig sein, Aberlin Georgs Zeichen jedoch ist als ausgesprochenes Wappen abgebildet, es zeigt einen deutlich gebogen verlaufenden, also geschweiften Sparren mit einem Grat in der Mitte. Vielleicht war des Baumeisters Vater oder sonst ein Vorfahre schon als Beamter in württembergischen Diensten, und hatte daher — wie alle Beamten damaliger Zeit — ein Wappen erhalten, das die Familie beibehalten hat.

Ich glaube als sicher annehmen zu dürfen, daß Sebastian Wellings Frau eine Tochter des Baumeisters Albrecht Georg war, und dies ist um so wahrscheinlicher und um so eher denkbar, als das Wellingsche Haus neben dem v. Sachsenheimschen gelegen war, und wie wir weiter oben gesehen haben, auch neben Aberlin Jörgens Garten oder wenigstens ganz in dessen Nähe, also waren die Familien benachbart und wohl gut befreundet.

Leider ist das im Chor der Spitalkirche befindliche Wappen des Albrecht Georg 1904 bei der Herstellung den blau, rot und golden gehaltenen Gurten entsprechend in den gleichen Farben bemalt worden, das ist völlig sinnlos und wirkt außerdem schlecht, denn das Wappen als Schlußstein soll sich vom übrigen abheben. Ich glaube aber, in Vorstehendem sind jetzt auch die richtigen Farben erwiesen.

Was nun die Kinder des Sebastian Welling anbelangt, so dürfte der vorn knieende offenbar älteste Sohn Hans nach dem Großvater geheißen haben, wie dies ja sehr gebräuchlich war. Ein Hans Welling studierte zu Tübingen im Jahre 1506, 1519 war er Richter und Bürgermeister in Stuttgart, 1522 Vogt in Besigheim, 1532 wurde er und Apollonia Wellingin sein Ehegemahl — der das unbekannte Wappen mit goldenem Anker in blauem Schilde gehört, was Gabelkofer einen fluvium inversum nennt! deren Familiennamen aber nirgends genannt ist, — Pfahlburger in Eßlingen, wohin ja auch der Vater geflüchtet war, 1539 war er Witwer und scheint keine Kinder gehabt zu haben, denn 1542 bekam sein Schwager Hans Krafft seine Gült, und 1545 machte er sein Testament. Über den zweiten Sohn Hieronymus siehe weiter unten.

Zwei weitere Söhne sind auf dem Bilde mit Totenköpfen in der Hand gemalt, also als gestorben gekennzeichnet, davon dürfte einer der 1514 zu Tübingen immatrikulierte Sebastian sein, von dem sonst nichts bekannt ist. Von einem andern früh Verstorbenen habe ich nichts gefunden.

Ein Michael Welling war 1520 Hofgerichtssekretär, 1521 Tarator, er quittierte noch 1535. Dies könnte der hinter Hieronymus

Digitized by Google

Abbildung 5.

Digitized by Google

abgebildete Sohn sein, der obschon älter doch dem Verheirateten Platz gemacht haben dürfte, um dessen Allianzwappen anbringen zu können.

Ein Johannes Welling war 1539 zu Tübingen immatrikuliert, und im Jahre 1542 wird ein Stoffel Welling zu Weiler bei Schorndorf genannt. Der letzte auf dem Bilde, der von Gabelkofer als rusus und Mönch bezeichnet wird, müßte der Stoffel sein, der wohl der Reformation beigetreten ist.

Von den Töchtern sind auf dem Bilde gleichfalls zwei durch Totenköpfe als gestorben gekennzeichnet, zwei sind Nonnen, von ihnen ist nichts bekannt, denn die schon 1511 und noch 1519 als Priorin des Klosters Meddingen (?) vorkommende Margreth Welling dürfte kaum eine Tochter Sebastians gewesen sein, jedenfalls eher eine Schwester.

Die letzte Tochter, deren Vorname leider fehlt, war an Hans Krafft von dem berühmten Ulmer Patriziergeschlecht verheiratet, dessen Wappen: ein goldener Schrägbalken in rotem Schilde vor ihr abgebildet ist.

Der zweite Sohn Hieronymus Welling, 1523 zu Tübingen immatrikuliert, war 1546—48 Richter und 1547—58 Bürgermeister zu Stuttgart. Er heiratete 1532 Anna v. Gaisberg, Tochter des Claus I. v. Gaisberg, Vogt in Schorndorf, aus dessen zweiter Ehe mit Barbara Fünferin, der in erster Ehe 1489 die Grethe v. Rechberg gehabt hatte.

Hieronymus Welling starb 1559 am 25. März und ist in der Spitalkirche begraben, woselbst im östlichen Teile des Kreuzganges die hier abgebildete Grabplatte (Abbildung 5) — sie ist aus Gußeisen und bemalt — in der Wand eingelassen ist.

Von seiner Witwe Anna Gaisbergerin kaufte im Jahre 1560 Herzog Christoph den sogenannten Stock im Turnieracker samt Keller und Garten um 900 Gulden und baute darauf aus dem Bronnenhaus im Schloß eine herrliche ansehnliche und luftige Behausung mit vielen Stuben und Gemachen „damit auch Unser nächstkünftiger Sohn ein eigen Haus zu Stuttgart habe". Daß aber diese Behausung — sagt Gabelkofer — noch heutigen Tages der Stock genannt wird, kommt daher, daß der Bau unvollendet blieb, also daß es nur ein einziger Stock gewesen. Bekanntlich heißt dieser im Jahre 1551 vom Kanzler Dr. Ambrosius Volland errichtete Bau noch heutigen Tages nach über 350 Jahren das Stockgebäude.

Der Verkaufsbrief ist datiert vom Samstag nach Georgii 1560. Mitverkäufer ist Hans Crafft von Ulm, verkauft wurde: der aufgemauerte Stock, der darunter gebaute Keller und ein eingefaßtes Stück Garten vor dem kleinen Törlein auf dem Turnieracker bei der inneren Wette.

Digitized by Google

Hieraus ist zu entnehmen, daß Hans Crafft als Schwiegersohn von Sebastian Welling und Schwager der Anna Gaisberg Mitbesitzer dieses Hauses war.

Im Jahre 1560 wurde eine Tochter Barbara des Hieronymus Welling und der Anna v. Gaisberg genannt als Gattin des Lizentiaten Leonhart Linck. Die Anna v. Gaisberg verwitwete Welling ist am 21. Januar 1571 gestorben und in der Spitalkirche begraben worden. Nach Gabelkofer hing über dem am Boden liegenden Grabstein an der Wand eine Tafel mit der gleichen Inschrift, „daran idem. qui in lapido, allein daz das Gaisbergische Wapen mit offnem helm gemalt ist, das Wellingisch aber mit beschlossenem", so ist es ja auch auf der Abbildung von des Hieronymus Platte zu sehen, während ihre Platte verschwunden ist.

An anderer Stelle ist ersichtlich, daß dieses Ehepaar auch 2 Söhne hinterlassen hat, denn 1570 verkaufen Hans und Sebastian Welling und Leonhart Linck für sich und seine Hausfrau Barbara Wellingin dem Stift Stuttgart ihre Scheuer und Garten vor dem kleinen Törlein um 750 Gulden, also jedenfalls neben dem sogenannten Stockgebäude.

Sebastian Welling, der sich auch v. Böhingen schrieb, war 1593 edler Oberrat, zur Vogtei Kirchheim kommen uff Martini 1609, resignierte 1621 und starb 4. II. 1624. Nach Gabelkofer waren aber auch noch eine Anzahl anderer Mitglieder des Wellingischen Geschlechtes in der Spitalkirche begraben, von deren Grablegen und Denksteinen nichts mehr bekannt ist.

Werfen wir einen Rückblick auf diese Zeilen, so müssen wir es bedauern, daß unserem Vaterlande so viele wertvolle Kunstschätze und Denkmäler vergangener Zeit verloren gegangen sind. Ganz besonders ist es zu beklagen, daß das Wellingsche Epitaph als Werk unseres berühmten Landsmanns Martin Schaffner ins Ausland gekommen ist, wie wohl stünde dieses der Sammlung vaterländischer Altertümer oder der Gemäldegalerie an!

Freilich ist es vielfach der Fall, daß die in Kirchen, Klöstern, Kreuzgängen u. s. w. befindlichen Grabmäler, Totenschilde, Epitaphe, Gemälde u. s. f. mit der Zeit notleiden, daß man rechtzeitig die Kosten einer Herstellung scheut, bis diese so hoch werden, daß die Mittel dazu fehlen, dann werden die Sachen plötzlich entfernt, oft zunächst auf einem Bühnenraum dem fortschreitenden Verderben ausgesetzt und zuletzt um jeden Preis losgeschlagen.

So mag es auch in der Stuttgarter Spitalkirche gegangen sein,

Digitized by Google

als man im Jahre 1839 den Kreuzgang seines schönen Gewölbes beraubt hat.

Das Verschleudern von in Kirchen bewahrten Kunstgegenständen ist um so mehr zu bedauern, als sie gewöhnlich um einen lächerlichen Preis meist in Hände von Juden übergehen, die dann ein Geschäft damit machen, und wenn später endlich einmal der Wert der Sache erkannt ist, fehlt zum Rückkauf gewöhnlich das Geld.

Die hier gerügten Sünden fallen verschwundenen Generationen zur Last, allein leider kommen solche auch heute noch, und zwar jedenfalls viel zu häufig vor, obwohl das Institut eines Landeskonservators besteht, und obwohl man denken sollte, daß in den meisten Fällen die Familie derartige Erinnerungsgegenstände an ihre Angehörigen gerne erwerben oder wiederherstellen lassen würden.

Es sind auch Fälle bekannt, daß Familien gute Preise geboten haben aber abgewiesen worden sind; nachträglich waren die betreffenden Sachen verschwunden, und sind zum Teil zu billigeren Preisen an Händler abgegeben worden.

Gewiß sind solche mehr oder weniger wertvolle Kunstgegenstände der Kirche nicht anvertraut, damit sie gelegentlich Schacher damit treibt, bestritten ist immerhin das Eigentums- und namentlich das Verfügungsrecht darüber.

Begreiflich ist es, wenn im Falle des Mangels an Mitteln zum Unterhalt und auch zur Herstellung von Kirchen gesucht wird, diesem Mangel auf alle denkbare Weise abzuhelfen, aber wenn die Kirche zum Verkaufe von Gegenständen genötigt ist, die ihr von Familien zum Andenken ihrer Angehörigen geschenkt oder anvertraut sind, so ist sie jedenfalls moralisch verpflichtet, über den Verkauf oder auch Instandsetzung in erster Linie mit den betreffenden Familien zu verhandeln, führt dies zu keinem Ergebnis, dann sollten diese Sachen an die Sammlung vaterländischer Altertümer abgegeben werden müssen, ein Drittes ist für alle Teile vom Übel!

Bekanntlich ist seit einer Reihe von Jahren das frühere Bürgerspital mit dem dazu gehörigen Kreuzgang der Stuttgarter Spitalkirche der Städtischen Polizei überwiesen worden. Der Kreuzgang ist neuerdings durch Glastüren abgesperrt, trotzdem sind die noch vorhandenen Epitaphe keineswegs vor weiterem Verderben geschützt, wie ich mich vor kurzem selbst überzeugt habe, waren Gebrauchsgegenstände, Besen u. s. w. so an die Gemälde hingestellt, daß ein Verkratzen derselben folgen mußte!

Vor Jahren ist einmal im Schwäbischen Merkur der Vorschlag ge-

Digitized by Google

macht worden, das Bürgerspital zu einem Museum vaterländischer Altertümer umzuwandeln. Diesen Gedanken habe ich damals mit großer Freude begrüßt. Wie bekannt, hat die jetzige Sammlung nicht genügend Platz, und ihr Verbleiben im Gebäude der Kgl. Landesbibliothek ist nicht von ewiger Dauer, da diese und mit ihr das Raumbedürfnis stets im Wachsen begriffen ist.

Freilich fehlt es immer an den nötigen Mitteln, allein wenn man liest, daß für das ethnographische Museum, dessen Wert ich keineswegs unterschätze, die Summe von 900000 Mk. privatim aufgebracht worden ist, so sollte man meinen, auch für ein Museum vaterländischer Altertümer könnte endlich ein bleibendes Heim in genügender Form geschaffen werden.

Selbstverständlich wäre die Inangriffnahme dieses Planes in erster Linie Sache des Staates, aber selbst eine weitgehende mildtätige Beteiligung durch Schenkungen ist ja auch da nicht ausgeschlossen.

Und es ist in der Tat an der Zeit, vorzugehen, und bestimmend dabei ist, daß stets die Kultur des eigenen Volkes und Landes und deren Eigenart der noch so interessanten und wertvollen fremder Völkerschaften vorzugehen hat.

Digitized by Google

Briefe aus dem Württemberger Kriege 1519.

Von Professor Kamann in München.

Nachstehende Privatbriefe sind den Württemberger Akten des Kgl. Allgemeinen Reichsarchivs zu München (Wirtemberg de anno 1519. Bd. V, VIII, IX) entnommen. Sie rühren zum Teil (Nr. 1—7) von der Hand einiger Hofbediensteten her, welche ihren Herrn, den Herzog Ulrich, auf der schleunigen Flucht aus Stuttgart begleitet hatten. Von Tübingen schrieben dieselben an ihre in Stuttgart zurückgebliebenen Familienglieder, an Nachbarn und Freunde um Erledigung von Aufträgen oder, um ihnen bei dem Herannahen des Schwäbischen Bundesheeres Vertrauen und Mut zuzusprechen. Die Briefe gelangten wohl niemals an ihre Adresse, sondern wurden ohne Zweifel auf dem Wege abgefangen und dem bündischen Hauptquartier überliefert, von wo sie in die bayrischen Akten kamen. Obgleich ohne eigentliche Bedeutung für die Geschichte des Württemberger Kriegs 1519, verdienen die Briefe in kulturhistorischer Hinsicht, als Beiträge für die Denk- und Schreibweise der dienenden Klassen in jener Zeit einige Beachtung.

Das Schreiben des Klosters Maria Garten zu Söflingen an Herzog Wilhelm von Bayern, den Oberbefehlshaber der Bundesarmee, bittet um Schutz für die klösterlichen Weinberge zu Beutelsbach, Neuffen und Heinbach bei Eßlingen während des Krieges. Als Geschenk für den Herzog war dem Briefe verschiedenes Klostergebäck beigefügt. In dem Briefe Nr. 9 bittet der Ritter Philipp Stumpf von Schweinsberg, ein früherer Anhänger Ulrichs, den Herzog Wilhelm von Bayern, ihn bei seinen Gütern zu belassen.

1.

Lieber vetter! Thu die venster im neuen huß alle herieber in das alt huß und thu sollichs heimlich und on geschrey, will ich mich verlassen und hüten wol. Datum uf zinstag nach Letare (Dienstag, 5. April) anno 19.

Aufschrift: Meinem vetter Peter Meseder zu Stutgart.

Digitized by Google

2.

Mein fruntlichen grues zuvor. Lieber schwager! Ich fueg uch zu vernemen, das der Franz sagt, ir habend wol 10 gulden verdient. Weiter wo man die stat belegert und hinein khem, als ich sorg, davor got sey, ist mein bit, ir wöllend rat haben mein gult halben, ob es zu thun wer, das ir die als euer aigen anzaigend, damit mir dis nit entwert würden, auch des haus halben, wo ainer darein wolt sitzen im zu aigen halten, so acht ich nit unrecht gethon sein, wo ir sagten, es wer nit betzalt oder wie ir in rat erfinden. Und wolt es ye übl gen, so versäumbt Dietrich Spetn nit, gand zu im, zaigend im von meinen wegen an, wie er mich erstlich zu meim gn. herrn bracht hab, nun sey ich da, wie ain armer diener; er kund wol ermessen, wer ich bey im gewesen, ich het mit khainen eeren von im mögen stellen. Ich hab nichts wider in thon; auch mögt ir im auch dem langen Hessen von herrn Hanßen wegen solichs anzaigen, ist sein bitt, wöllend zu der Zeyerin gen, das sy die hembder und fazelet (Taschentücher) meines g. herrn in die canzley thue, das die herkhumen. Es ist auch hie das geschray, sy werden Stuetgarten verbrennen, meinem herrn zu schmach; denn sie achten villeicht, sy werdens nit mögen behalten. Grueßt mir die Tilg und Johanna, Doren, auch herrn Johansen, jung und alt und sagt der Tilg, wo man hinein wurd schießen, das sy und das kind in die kirchen gang; wo sy aber hinein khemen, so sy wurd sehen leut und die vileicht ungeschickt in irem haus, sol sy bey euch bleiben und nit ins haus khumen, auch herrn Hansen mueterlin im selben fal treulich beholfen sein und ims freuntlich gruessen. Hiemit zu guet nacht. Geben zu Tübingen am zeinstag nach Letare im 19. jar. Wöllend den brief von stundan verbrennen. HK. Euer schwager.

Sprechent euer alt kundleut, haubtleut und obern von unsern wegen an umb obberürte sach.

Aufschrift: Conrad Heußler zu Stuetgart in sein henden.

3.

Mein fruntlichen, herzlichen grues. Herzliebe haußfrau! Dein schreiben hab ich vernomen, so du anzaigest, dir etwas tröstlichs zu schreiben, fueg ich dir freuntlich zu wissen, das ich dir gar nichts tröstlichs schreiben khan, dann das du alles ding vorsehest ufs allerbest und höchst, dann wol zu vermueten, auch zum tail offenbar, uß irem eigen sagen ist dem hofgesind zu nemen, was sy haben und findstu in rat, das du das korn in des alten haus lassest tragen und ob du darumb gerechtfertigt wurdest, so sag, du habest dem alten verkauft. Auch versich dich mit

Digitized by Google

brot; sag auch dem alten muetlin also, das sy sich versech, ob man die stat belegert, das ir uf ein tag oder acht oder 14 gespeist werend. Der L. Schweiz halben weis ich dir nichs endtlichs zu schreiben, dann das wir eben der hoffnung als ir leben. Emblöß das haus nit gar, bhalt nit mer darin, dann als vil du zu teglichem braucheſt. Meiner krankheit halben laß dich nichs anfechten, dann mir bricht von den genaden gottes nit also vil. Ich bin auch nit krank, dann das mir etwo der bauch wee thuet, aber, so ich der fisch müessig gon, so thuet es mir nit mer. Darumb und anders geheb dich nit so übl; du bists nit allain, wir müessens eben gott dem almechtigen bevelhen. Auch gefelt mir wol, das du da zu Stuetgart bleibeſt. Aber glaub mir, wist ich ain end und do du sichrer wereſt, ich welt dich dar haben thon; aber yetzmals sey es got und dir bevolhen. Und ob es ufs allerengeſt ging, so khenstu dannoch die, dann so zumal gewaltig werden sein, denen wölleſt mit bit anhangen, das sy dich bey dem deinen lassen bleiben. Ich glaub genzlich, das sy in des Lenz schuechmachers haus nichts werden nemen. Damit bewar dich got. Grueß mir mein Johanna, Doren, auch alten und jungen. Was ich dem alten von meinen und herrn Hansen wegen geschriben hab, das er dem nachkhum. Grueß herrn Hansen sein mueterlin, sunst jung und alt. Datum zu Tübingen am zeinstag nach mitfasten im 19. jar.

Dein Hans Scherer.

4.

Liebe Tilg! Ich bitt dich, du wolleſt den Jacob oder den jungen knecht im haus lassen ligen und allweg ein licht im haus, sunderlich, das der stein ein werd gemauert mit der ampel, damit was auskumpt, das du bey nacht ain licht habeſt.

Aufschrift. Otilie Federspilin zu Stuetgart, meiner lieben haußfrauen.

5.

Lieber Othmar, fruntlicher, lieber nachpaur!

Ich bit uch, ir wöllend, meiner frauen Tilg drey nachttigel schickhen, wil ich umb uch verdienen. Zuguet nacht. Hans Scherer.

Aufschrift: An Othmar Schneider zu Stuetgart, zeltmeister.

6.

Lieben nachpurn! Ich bitt uch, wolt es bey uch anders dann recht zugeen, des gott verhuten wöll, so sehent mir auch zu meinem huß und hußgesind, thund das beſt, als ich uch getruwe. Das will ich, wo ich kann, widerumb beschulden und verdinen. Datum zinstags nach Letare anno 19. Hans, meins g. h. barbier.

Digitized by Google

Aufschrift: Meinen fruntlichen, lieben und guten nachpurn, meister Hans von Urach, Lutz Hasen und Fuchs Schneider.

7.

Hertzliebste Agnes! Wie ich dir geschriben hab des husrats halb, demselben wölleſt gentzlich nachkomen und sichet mich fur gut an, das du unsern win bis an den sponwin auch in meister Martins kern läßest thun, dan im wurdt nichts geschehen. Ich siecht allein unser die by meinem gn. herrn sien und sag den buwendisteln, das sy bestbas und geflißner in das hus lugen und wan je die statt solt ufgeben werden, so gang du mit den kinden auch in meister Martins hus und laß allein die ein magt und den Hansen im hus. Bitt den hofrichter und den Endris, das sy das best mit uns und dem unsern thuen; das wöll ich imer verdienen. Joseph.

Aufschrift: Miner l. husfrowen Agnes Minsingerin.

(Württemb. Akten Bd. V Fol. 178—183.)

8.

Brief der Äbtissin Cordula und des Conventes in Maria Garten zu Söflingen an Herzog Wilhelm von Bayern um Schutz ihrer Güter während des Württemberger Krieges 1519.

Durchleuchtiger, hochgeborner fürst, gnediger herr! Eurer fürstlichen gnaden seient unser aller demutig gutwillig gebet gegen gott dem herren und im zeit unser underthenig willig dienst in aller gebüre bereit. Gnediger herr, e. f. g. fürstlich milt gemüt horen wir von menglichen riemen und besunder, das e. f. g. als ein frumer cristenlicher fürst mit sundern gnedigem willen geneigt sey, unser orden, auch allen geistlichen personen, die zu beschutzen und beschirmen, das uns oft bewegt hat zu hertzlichem mitleiden in allem, das e. f. g. widerwertigs mocht zusten mit fleisiger begiriger fürbitt gegen gott dem herren. Und dieweil dann die löff (Läufte) yez schwer und sorglich sind, so ist an e. f. gnad in sundern demütigen vertruwen unser underthenig fleisig bitt, umb gozwillen und seiner werden mutter willen, e. f. g. woll uns und unser gozhaus und die unsern in gnedigem befelch haben. Und sunder so haben wir ein kleins armütlin von winguter im Wirtenbergischen land ligen, zu Büttelspach und Neiffen, auch im Heinbach bey Eßlingen, das wir übel sorgen, gegenwirtiger kriegslöff halben nit mögen zu unsern bruch und notturft einsamlen und heimsen. Ist an e. f. g. unser demütig beger und fleisig bitt, wo e. f. g. uns darinn mög erschiesen und fürderlich sein, sich zu erzeigen gnediglich nach unsern besundern demutigen, guten ver-

Digitized by Google

truwen. Beger wir unsers fleiß und vermügens umb e. f. g. mit unßerm gebett gegen gott dem herren und im zeit in aller gebür demütiglich zu verdienen. E. f. g. schicken wir unßers bachens zu versuchen und an e. f. g. beger wir demütiglich, solche kleine, ganz unachtpere vererung nit zu verschmechen, sunder gnediglich anzunemen und ansechen unser demütigen guten willen, wie unßer lieber herr annam das opfer der armen witwe im tempel für der reichen großen gaben und opfer. Weiter e. f. g. sag ich nach allem meinen vermügen demütigen, fleißigen dank, das e. f. g. meinen lieben, freuntlichen bruder uf hochen Aschberg so gnediglich gehalten hat; ich hab seid gott den herren mit hochstem fleiß und begirden gebeten (und wil es noch teglich thon) gegen e. f. g. mich zu verweßen und e. f. g. widerlegung ze thon in zeit und ewigkeit; ich hoff auch, e. f. g. sol es gegen gott dem herren nymer verwirken, solche lobliche fürstliche miltigkeit, so e. f. g. in vergangnem krieg armen und reichen gnediglich erzeigt hat, wie wol es leider von yederman nit wol erkent und angelegt ist, deshalben under dem gemeinen man die red mocht sein, yez ganz nach dem strengsten zu handlen und kein barmherzigkeit zu erzeigen, das doch nit soll sein, dann gott der herr wie vil und oft wir in erzürnen, so vermischt er doch allweg sein gerechtigkeit mit barmherzigkeit und ist niemant, der seiner barmherzigkeit nit notturftig sey, die mögen wir nit bas und e, erlangen, dann so wir unsern nechsten, auch unseren veinden barmherzigkeit beweißen. Darumb, wir armen schwestern zu Sefflingen und unsers herren gefangen, bitten gott den almechtigen teglich und strenglich, e. f. g. und allen den, mit den e. f. g. handlet, seinen waren und rechten geist zu geben, zu erkennen und ze thun seinen willen und das best zu treffen, damit e. f. g. erlang und mach einen fridlichen bestendigen sig. Nit mer, dann an e. f. g. ist mein fleißig, demütig beger, mir mein lang unkünden schreiben, umb goz willen zu verzeichen, dann ich nit weiß, noch nie gelernt hab, solch hochgeachten und würdigen personen zu schreiben. Es ist in keiner vermessenheit beschechen, sunder in demütigen, hochen vertruwen zu e. f. g. miltigkeit und demütigkeit; e. f. g. werd es gnediglich annemen und hoffen auch, e. f. g. werd gegen unser gozhaus verweßen und ersetzen, unser allergnedigsten herren und großmechtigsten kaißer, seliger und loblicher gedechtnuß e. f. g. vetter. Dann sein K. M^t nit allein ist gewest unser gnedigster herr, sunder auch, wann es zimlich wer, möchten wir sprechen, unser getreuer herr vater der guthat nach, so unßer gozhaus von seiner K. M^t empfangen hab. Gott, der almechtig, woll es seiner K. M^t in yener welt bezaln und widerlegen und e. f. g. unser gozhaus und die ganzen cristenhait seiner K. M^t abgangs ergezen. E. f. g. erzeig sich so gnediglich als unßer

Digitized by Google

ungezwifelts vertruwen ſtet. Das begeren umb e. f. g. wir gegen gott dem herren mit unſerm gebett umb e. f. g. glückſame, langwirige fridliche regierung zu verdienen. Datum feria sexta post Exaltationis sanctae crucis, (16. Sept.) anno 19.

E. f. g. demutige fürbitterin

S. Cordula abtiſſin und der ganz convent in Maria Garten zu Seflingen, Sant Claren ordens.

Aufſchrift: Dem durchleuchtigen, hochgebornen furſten und herren, herren Wilhelm, pfalzgraf bey Rein, herzog in Nidern- und Oberpeirn, unſerm gnedigen herren, in ſeiner f. g. ſelbs handen.

(Originalbrief in muſtergültiger Schrift in den Württ. Akten des Allg. Reichsarchivs zu München Bd. 8 Fol. 151.)

9.

Philipp Stumpf von Schweinsberg bittet den Herzog Wilhelm, ihn bei ſeinen Gütern zu belaſſen.

Durchleuchtyger, hochgeborner furſt, gnediger her! Euerer furſtlichen gnoden ſeynd meyn untertenyg willig dinſt mit erbytung und allem fleyß zuvor. Gnediger furſt und herr, euer f. g. haben mich laſſen man(en) mich geyn Monchen, in euer f. g. ſtat, zu ſtellen. Non, wywol ich ſchwach meyns leybs bin, ſo hon ich mich doch ufgemacht und ſolche meyner pflicht erſtattung zu thon als eyn fromer vom adel, wywol ich warlich als offentlichen am tag laydt, izt meyns leybs gar ſchwach und onvermoglich bin. Gnediger furſt und herr, non haben ſich e. f. g., als ich e. f. g. gefanger bin worden, fürſtlich und gnedigklichen gegen mir armen edelman bewiſen, mir meyne pferdt und hab gnedigklich geloſſen, daß ich, ob got wil, hoff, umb e. f. g. zu verdin. Bit e. f. g., als ein liebhaber als adels, wol anſehen gebrechen meyns leybs, auch meyne armot und mich wyder betagen in meyn haus wy bysher, dan mir ſo weyd meyns leyds und guts gantz beſchwerlichen iſt. Gnediger furſt und her, ob mich yemand hat gegen e. f. g. verſagt, bitt ich, e. f. g. wollen mich gnedigklich zu verhör und antwort laſſen kommen. Das alles will ich, ob got wil, untertenycklich umb e. f. g. verdinen. Datum dinſtag nach Dyonyſi (18. Oktober) 19.

Untertenyger

Philips Stumpf der elter von Schweynberg.

Aufſchrift: Dem durchleuchtigen, hochgeboren furſten und herrn, herrn Wilhelm, pfalzgraf bey reyn, herzock in obern und nyder Beyern, oberſter feldhauptman des ſchwebiſchen bons, meynem g. furſten und herr.

(Württ. Akten, Bd. IX. Fol. 109.)

Digitized by Google

Altwürttembergische geistliche Gefälle.

Von H. Günter, Tübingen.

H. Hermelink in seiner vortrefflichen Arbeit über das Kirchengut in Württemberg[1]) ist geneigt, die Summe des von Herzog Ulrich Säkularisierten nicht allzu hoch anzuschlagen; 1539/40 haben die Reineinnahmen aus dem geistlichen Gut nach Abzug der Ausgaben für Besoldung, Zinsen und Leibgedinge noch 40617 fl. betragen, 1541/42 20368 fl.[2]) War im letzteren Falle das Jahr so wenig ergiebig, oder hängt die Differenz des Überschusses von dem gesteigerten Verbrauch ab? Nach meinen eigenen[3]) früheren Ermittlungen trifft das letztere zu; die Verwaltungskosten und Besoldungen und Ulrichs Bedürfnisse waren eben danach. Ich habe nun freilich für meine Ausführungen nicht unmittelbar aus den Rechnungen der Kirchenkasten- und Landesverwaltungen geschöpft, weil die Arbeit in der von mir damals zugrunde gelegten „wahrhaften Designation" für meine Zwecke durchaus einwandfrei bereits getan war. Heute eine kleine Ergänzung dazu. Die Frage wird mit absoluter Sicherheit ja kaum mehr zu beantworten sein; dafür ist das heutige Aktenmaterial viel zu lückenhaft. So werden wir an der Hand von Bruchstücken wenigstens ein leidlich verlässiges Bild zu gewinnen suchen müssen.

Unter „Prälaten insgemein" Büschel 31 birgt das Stuttgarter Staatsarchiv einen Faszikel „Einkommene Bericht, was die Stifft und Clöster in dem gantzen Landt in anno 1641 an geistlichen Gefällen eingezogen," der sein Teil zur Veranschaulichung der Sachlage beitragen mag.

Herzog Eberhard, seit Oktober 1638 wieder im Land, sucht langsam die Klöster und Stifter wieder zu gewinnen und vor allem sich deren

---

[1]) Geschichte des allgemeinen Kirchenguts in Württemberg: Sonderabdruck aus den Württ. Jahrbüchern 1903/1904.

[2]) Ebd. S. 91/92.

[3]) Das Restitutionsedikt von 1629 und die katholische Restauration Altwirtembergs (1901) S. 347 ff.

Digitized by Google

Einkünfte zu sichern. Zu diesem Behuf muß er sich über deren Stand orientieren lassen, bezw. er muß wissen, was neben den der württembergischen Verwaltung zugeflossenen Gefällen von den Geistlichen erhoben worden ist. Er läßt also „in der Stille ohnvermerkter Dingen" Erkundigungen einziehen (Befehl vom 4. Febr./25. Jan. 1642). Der württembergische Anteil ist mir nicht bekannt. Die geistlichen Einnahmen registrieren die Amtsberichte vom 8. Febr./29. Jan. bis 23./13. Febr. 1642. Dabei werden wir von selbst immer wieder auf die wirtschaftlich durchaus ungünstige Zeitlage hingewiesen, mit der wir bei der Wertung dieser Umfrage-Ergebnisse natürlich rechnen. Und dann haben die Berichte die Frage keineswegs zu erschöpfen vermocht. Die Ämter Asperg, Heubach, Liebenzell, Steußlingen und Wildbad melden, daß sie geistliche Gefälle nicht haben. Das gleiche wird bei den meisten übrigen in dem Faszikel nicht vertretenen Ämtern zutreffen, nicht aber bei den kirchenökonomisch wichtigen Verwaltungen Blaubeuren und Heidenheim, die 1641 für Württemberg ganz verloren waren; Amt Blaubeuren war seit 14. März 1637 österreichisch, Heidenheim seit 5. April 1639 kurbayerisch.

Ich lasse die in mehrfacher Richtung lehrreichen Amtsberichte in alphabetischer Reihe folgen.

Altensteig: Untervogt Samuel Schmidt: außer Reichenbach mit ein paar Gulden Gülten hat nur das Alpirsbachische Priorat Kniebis Ansprüche im Amt an den großen und kleinen Zehnten in Durrweiler. Da aber der Flecken fast ganz entvölkert, und „was die Leute gebauen, mehrstenteils in Wiesen eingesähet ist," hat der Vogt bisher allen Fruchtzehnten als Novale eingezogen[1]). Die Alpirsbacher haben sich erst beschweren wollen, haben sich aber seit langem beruhigt. Für den kleinen Zehnten haben die Durrweiler letztes Jahr 1 fl. an den Pfleger auf dem Kniebis bezahlt.

Backnang: Vogt Konrad Stähelin nennt die Orte seines Amtes, die an das dortige Stift zinsen — ohne nähere Angaben: Backnang, Unterweißach, Cottenweiler, Unterbrüden, Heutensbach, Wattenweiler, Oberweißach, Hohnweiler, Däfern, Waldenweiler, Schlichenweiler, Sechselberg, Lippoldsweiler, Steinbach, Heiningen, Unterschöntal, Oberschöntal, Bruch, Allmersbach, Maubach, Zell[2]). — Ferner bezieht Stift Oberstenfeld Einkünfte aus Reichenberg und Aichelbach. — Da gerade in Backnang die Jesuiten infolge der katholischen Restauration nach der Nördlinger

[1]) Vergl. Hermelink a. a. O. S. 6.

[2]) Das Detail böte die Synopsis institutionis et fundationis ecclesiae et coenobii Bachanensis ꝛc. in den Rottenburger Jesuiten-Akten des Staatsarchivs Stuttgart: vergl. mein „Restitutionsedikt" S. 286. VI.

Digitized by Google

Schlacht am festesten saßen, kommentiert sich der Stähelinsche Bericht selbst: hier floß vorerst alles den Jesuiten zu[1]).

Beilstein: Vogt Georg Christoph Zilger: kennt kleine Gülten für Stift Oberstenfeld und die Präsenz in Heilbronn. Die Komthurei Rohrdorf hat Anteil am Beilsteiner Zehnten, der aber „wüst liegt".

Besigheim: Untervogt Joh. Konrad Widmann: Stift Baden hat 1/3 des Besigheimer großen Frucht- und Weinzehnten oben zwischen Neckar und Enz. Der Ertrag ist aber gegen das jährliche Guthaben der hiesigen Verwaltung vom Stift verrechnet worden, so daß nichts abgeliefert wurde. Der Zehnte über der Enzbrücke sodann samt dem Zehnten zu Walheim und Hofen steht dem Denkendorfer Keller zu Walheim zu. Nachdem aber die Pfarrer von Walheim und Hofen ihre Besoldung daraus erhalten hatten, sind nur noch 2 Eimer nach Denkendorf gekommen. Das übrige soll der Denkendorfer Keller Niklaus Dintzel distrahiert haben, und soll es dem Kloster nicht zum besten gekommen sein. In Hessigheim gehört der Zehnte nach Hirsau, den indessen Pfarrer und Keller daselbst „in Abschlag ihrer Besoldungen mit einander verteilt" haben.

Bietigheim: Vogt Samuel Unfrid: Stift Baden hat den Zehnten zu Groß- und Klein-Ingersheim eingezogen, aber davon gleich den Pfarrer daselbst, M. Joh. Georg Haag, besoldet mit 5 Scheffel 3 Simri Frucht und 1 Eimer 1 Imi 5 Maß[2]) Wein. In Löchgau gehört der Zehnte zu 3/4 dem Domkapitel zu Speier und 1/4 dem Kloster Rechentshofen; letzteres hat dieses Jahr das Domkapitel um 40 Scheffel 1 Simri rohe Frucht ebenfalls erworben, wovon der Pfarrer von Löchgau M. Jakob Haag 2/3 und der Schaffner des Domkapitels 1/3 als Besoldung erhielten.

Im Amt **Böblingen** (Vogt Joh. Christoph Sattler) gehört der große Zehnte von Böblingen zu 2/3 nach Hirsau; ebenso der Zehnte von Döffingen und der ganze Fruchtzehnte von Malmsheim und Maichingen. Der von Magstadt und Dettenhausen gehört nach Bebenhausen. Ostelsheim zehntet an das Stift Herrenberg, Dagersheim und Darmsheim je zur Hälfte an die Universität Tübingen und ans Amt Böblingen. Schönaich, Holzgerlingen, Aidlingen und Ehningen reichen keine geistlichen Gülten. Die Gefälle wurden im letzten Jahr an die einzelnen Klöster und Stifte abgegeben.

Bottwar: Vogt Joh. Michael Hirschman: lieferte den großen und kleinen Zehnten nach Murrhardt.

---

[1]) „Restitutionsedikt" 286, 333—334.

[2]) 1 Scheffel = 8 Simri à 4 Vierling. 1 Eimer = 16 Imi à 10 Maß.

Digitized by Google

Brackenheim: Vogt Joh. Georg Schmid: Kirchheim a. N. schuldet 1/3 seines Zehnten nach Maulbronn; ebenso Hohenstein den Frucht- und Weinzehnten. Hofen zehntet ganz und Kirchheim 1/18 vom Frucht- und 1/12 vom Weinzehnten nach Denkendorf. Von all diesen Gefällen ist der Pfarrer zu Kirchheim besoldet und der Rest den Prälaten in Geld bezahlt worden.

Calw: Vogt Joh. Jakob Andler: die meisten Zehnten fließen nach Hirsau: der große Fruchtzehnte zu Calw, Deckenpfronn, Breitenberg, Schmieh, Kollwangen, Emberg, Würzbach, Naislach, Röthenbach; Zehntanteile von Altburg und Weltenschwann und kleine Gülten aus Sommenhardt, Holzbronn und Aichelhalden. Martinsmoos, Zwerenberg, Oberweiler, Hornberg und Neuweiler gaben den Zehnten nach Rohrdorf. Indes ist der Calwer Zehnte zur Besoldung der dortigen Geistlichen, der Schmieher für den Spezial, der Altburger Anteil für den dortigen Pfarrer verwendet und der Kollwanger, Würzbacher, Naislacher und Röthenbacher nach Calw abgeführt worden.

Cannstatt: Vogt Jakob Frischling: Cannstatt selbst zinst 172 Scheffel, 8 Eimer Wein vom Zehnten und einige kleine Fruchtgülten an das Bistum Konstanz, einen Zehntanteil und Gülten an das Stift Stuttgart und etliche Gültfrüchte nach Bebenhausen. Außerdem gehören nach Konstanz Zehntanteile in Untertürkheim, Obertürkheim (Wein), Uhlbach (Wein), und Fellbach (Frucht und Wein). Dem Stift Stuttgart Zehntanteile in Zuffenhausen, Wangen, Sillenbuch, Fellbach, vom Weinzehnten in Obertürkheim, eine Weingült in Untertürkheim und 2 Eimer Wein in Rohracker, die der Pfarrer als Besoldung erhielt. Bebenhausen hat Zehntanteile in Kornwestheim, Zuffenhausen, Uhlbach, Obertürkheim, 3 Eimer Wein in Untertürkheim und 2 1/2 Imi „vom Teil" in Wangen. Weitere 2 1/2 Eimer zehntet Wangen nach Anhausen. Denkendorf hat Anteil am Frucht- und Weinzehnten in Untertürkheim und am Weinzehnten in Obertürkheim und Uhlbach. Adelberg erhält 13 Imi „vom Teil" in Untertürkheim und 3 Imi 5 Maß „vom Teil" in Rohracker. Salem hat Weinteile in Rohracker und Fellbach; in letzterem auch Fruchtgülten. Ein weiterer Anteil am Fellbacher Frucht- und Wein-Zehnten gehört nach Maria-Maihingen. Ein Zehntanteil in Münster und 1 Eimer Wein aus Mühlhausen gehen nach Lorch.

Dornhan: Vogt Johann Springer: ist nach Alpirsbach zinspflichtig; da aber „die Güter, daraus die Gilten fällig, nit gebauwt werden", ist schon lange nichts mehr geliefert worden. In Gundelshausen hat Alpirs-

Digitized by Google

bach den Zehnten aus etlichen Gütern, 3½ Scheffel, dem Pfarrer zu Fürnsal an seiner Besoldung verliehen.

Dornstetten: Vogt Joh. Friedrich Berblin: Alpirsbach und Reichenbach hätten hier ziemlich viel zu fordern, haben aber nichts einbringen können, „weiln die Zünsraicher nahist gestorben und die andern in großer Armueth leben". Etliches wenige hat er, der Vogt, dem Inhaber von Alpirsbach vorwegnehmen können, um so lieber, da dieser ja auch alle württembergischen Gefälle sperrt.

Gröningen: Vogt Joh. Konrad Jost: Die Augustiner zu Weil der Stadt beanspruchen vom Gröninger Spital jährlich etliche Scheffel Früchte; „wegen großen Abgangs des ermelten Spitals" hat ihnen aber „nichtzit können gereicht werden". Bebenhausen hat ein paar Gülten zu Münchingen, die der Pfarrer einnahm; ferner eine Gült zu Oßweil. Adelberg hat eine Hofgült in Möglingen, die der Pfarrer von Schmiden, M. Schäperlin, erhob. Der Oßweiler Zehnte gehört zu ⅔ ans Stift Stuttgart, 1/12 nach Murrhardt. Kloster Lorch hat eine eigene Kelter und einen Meierhof in Bissingen, „den aber dieser Zeit niemand bewohnt, sondern alles wüst daliegt". Die übrigen Amtsflecken liegen „mehrerteils in der Äschen oder doch allerdings öd und wüst".

Aus **Güglingen** meldet der Vogt Wilhelm Tafinger, aus seinen Flecken Pfaffenhofen und Frauenzimmern sei „nit ein Körnlin noch Heller ainiger Gefäll" abgegangen. Vor zwei Jahren habe der Schaffner Theobald Schweblin von Rechentshofen etliches verlangt; er habe ihn aber abgewiesen.

Herrenberg: Vogt H. Georg Vischer: Hirsau hat aus den Orten Mönchberg, Gültstein und Nebringen 146 Scheffel und 2 Eimer an Zehnten und Gülten eingezogen; Bebenhausen aus Kayh, Altingen und Öschelbronn 214 Scheffel, 2 Eimer; Stift Herrenberg aus Herrenberg, Mötzingen, Gärtringen und Hildrizhausen 294 Scheffel 2 Eimer.

Hornberg: Vogt Joh. Ulrich Wolffsfurtner: Alpirsbach hätte den Zehnten von 4 Höfen im Stab zu Schiltach anzusprechen; da aber der Administrator sich weigert, davon 8 Scheffel Dinkel dem Pfarrer zu Schiltach als Unterhalt zu reichen, so hat der Vogt die Zehnten gleich dem Pfarrer zuführen lassen.

Kirchheim u. T.: Amtsverweser Stadtschreiber Bawr: kleinere Gülten aus Weilheim, Hepsisau, Zell, Dettingen, Roßwälden und Weiler hätte Adelberg zu fordern gehabt; sie wurden aber zugunsten der Pfarrer von Zell, Roßwälden, Weilheim und Holzmaden arrestiert. Die Zehnten

Digitized by Google

(Äcker und Wiesen) zu Weilheim, Hepsisau, Höringen, Bissingen und Nabern und einige Gülten in Zell gehören St. Peter auf dem Schwarzwald.

Lauffen: Vogt Johann Pistorius: Stift Backnang hat Gefälle in Gemmrigheim, die der Keller Johann Holder einzog.

Leonberg: Vogt Heinrich Heußler: 1/9 vom Leonberger Zehnten wurde vom Administrator der Propstei Tübingen, Albert Faber, erhoben; desgleichen ein Anteil am Zehnten zu Weil im Dorf. Zehntteile haben Hirsau in Ditzingen, Bebenhausen und Herrenalb in Renningen, Hirsau und Reichenbach je zur Hälfte in Hirschlanden.

Marbach: Vogt Johann Christoph Andler: Stift Backnang hat kleinere Gefälle in Benningen, den Zehnten zu Rielingshausen, Weiler zum Stein, Erbstetten, 2/3 vom Zehnten zu Kirchberg (Kürpperg), je 1/2 großen Fruchtzehnten zu Hoheneck und Neckarweihingen. An beiden letzteren haben weitere Anteile die St. Leonhardtskaplanei zu Oppenweiler (1/5) und das Predigerkloster zu Gmünd (vom gemeinen Zehnten und vom Teil); letzteres besitzt eine kleine Weingült auch zu Benningen. 2/6 am Zehnten zu Erdmannhausen gehören nach Murrhardt, 1/3 von dem zu Kirchberg nach Oberstenfeld; der zu Poppenweiler gehört ganz nach Stuttgart dem Stift; für diesmal hat ihn aber gutenteils der Pfarrer bekommen.

Maulbronn: Vogt Joh. Ulrich Stänglin zu Vaihingen: aus den Flecken Wimsheim (Wimbsen), Wurmberg, Wiernsheim, Großglattbach, Roßwag, Lomersheim, Weissach, Flacht, Iptingen, Gündelbach, Öschelbronn, Lienzingen, Dürrmenz, Knittlingen und Illingen haben die Klöster Maulbronn und Herrenalb [vom Schreiber leider nicht auseinander gehalten] 310 fl. 32 kr. an Geld, 312 Scheffel 2 Simri Früchte und 28 Eimer 4 Imi 7 Maß Wein geholt. In Ölbronn, Kieselbronn, Ötisheim, Schmie, Zaisersweiher, Schützingen, Diefenbach hat sich über den Ausfall nichts erfahren lassen; „dann die Inwohner, deren gar wenig, halten sich mehrerteils in dem Kloster auf." Auch über Freudenstein, Hohenklingen, Gölshausen, Zaisenhausen, Bahnbrücken, Lußheim und Sondernheim weiß der Vogt nichts zu melden, „weil diese Ort mir gar weit und unter den Papisten entlegen, auch der Orten täglich Volk durchmarchiert." In den letzten zwei Jahren, „als wann das Ambt würklich mit Soldaten belegt worden, denen man monatlich 100 fl. reichen müssen, so haben sie [die von Maulbronn] gemeintlich 200 fl. oder mehrers umbgelegt und eingezogen, dahero sie innerhalb 2 Jahren auch eine große Summa von den armen Untertanen erpreßt."

Digitized by Google

Möckmühl: Keller Ludwig Weber: Ansprüche haben nur Stift Mosbach und Kloster Seligental je in Möckmühl, Siglingen, Reichartshausen und Kresbach.

Mundelsheim: Keller Joh. Jakob Schepp: Stift Oberstenfeld hat den großen Frucht- und Weinzehnten, der aber sehr mager ausfiel und dem Pfarrer M. Melchior Hägelin überlassen wurde.

Münsingen: Keller Joh. Joachim Grückhler: der Zehnte zu Mehrstetten gehört nach Pfullingen, eine kleine Gült in Mundingen nach Blaubeuren.

Nagold: Untervogt Joh. Christoph Walch: der Zehnte zu Bondorf gehört nach Bebenhausen; von den 90 Scheffeln Ertrag des letzten Jahres sind aber nur 3 abgeliefert worden. Auch nach Rottenburg und Horb geht sonst aus Bondorf „ein Zimbliches" ab; über die Kriegszeiten aber wird nichts fortgegeben.

Neuenbürg: Vogt Joh. Andreas Ungelter: Herrenalb hat $^2/_3$ am großen Zehnten zu Birkenfeld und einige Gülten auf dem Dobel. Auch an andere „ausländische Geistliche" wäre aus dem Amt jährlich ein Namhaftes zu reichen, besonders aus Grünwettersbach; „so ist selbiger Ort jedoch also in Grund ruiniert, daß selbige noch acht arme Burger ihrem reichenden Zehnten nach, da sie alles nur einhacken müessen, sich des Bettelstabs nicht erwehren könden."

Nürtingen und **Neuffen:** Vogt Philipp David Burckh: in Nürtingen selbst gehört die Hälfte vom großen Frucht- und Weinzehnten samt dem „Viertel" (den Landgarben) und etlichen Hellerzinsen dem dortigen Salemschen Mönchhof; „hingegen wird der Herrschaft Württemberg us solchem Hof heur für den Jägerazt 200 fl. und ein Thail an denen 350 fl., so der Eßlinger Hof neben diesem für den halben Raiswagen erstatten muß, bezahlt, desgleichen im Spital allhie jährlich 15 ß Heller entricht, übriges Einkommen aber bleibt bei fiehrender Haushaltung". — Auch Pfullingen hat einen gültbaren Hof daselbst, „daraus man heur erhebt" 27 fl., 3 Scheffel Dinkel, 2 Scheffel Haber. Adelberg hat das Viertel aus etlichen Gütern zur Landgarbe und fast den ganzen Heuzehnten in Unterensingen; kam dem Pfarrer als Besoldung zu. Stift Göppingen besitzt den Zehnten zu Tenzlingen, den der Pfarrer erhielt, einen kleinen Bruchteil ausgenommen, der dem Verwalter verblieb; die Hellerzinsen haben beide geteilt. Der große Zehnte zu Aich gehört nach Denkendorf; wurde dem Pfarrer als Besoldung überlassen. In Neuffen hat Kloster Söflingen einige Frucht- und Weingefälle, die es einzog.

Digitized by Google

Sachsenheim: Vogt Johann Engelhard: hat als württ. Hofmeister von Rechentshofen die Zehntfrüchte von Kleinsachsenheim und Sersheim eingezogen.

Aus dem Amt **Schorndorf** (Vogt Johann von Kapf) sind 218 Scheffel 4 Simri, 155 Eimer 9 Imi 6 Maß, 2 fl. 48 kr. geholt worden und zwar von Lorch aus den Flecken Plüderhausen, Urbach, Haubersbronn, Grunbach, Oberschlechtbach (O.-Schleetbach); von Adelberg aus Endersbach und Strümpfelbach; vom Stift Göppingen und Stuttgart aus Endersbach, Strümpfelbach, Beutelsbach und Schnaith; vom Domkapitel in Augsburg aus Urbach, Hebsack, Grunbach, Schlechtbach; von Stift Backnang aus Rudersberg; vom Bistum Konstanz der Novalzehnte zu Schornbach. „Anlangendt die andern Clöster als Gmünd, Wettenhausen, Schönenfeld, welche nit allein zimbliche Anzahl eigenthümlicher als vierthailigen Wüngarten haben, ligen dieselbige alle wüest; doch wollen sie inskünftig anfangen wiederumb zue bawen".

Sindelfingen: Vogt Hans Philipp Poller: der Zehnte gehört der Universität, $^1/_9$ davon der Propstei Tübingen; letztes Jahr „um 109 Scheffel verkauft worden".

Stuttgart: Vogt Jakob Israel Metzger: Adelberg hat Anspruch auf den halben großen Zehnten zu Plochingen von den Gütern, die Reichenbach zu liegen; „weil aber selbige weit von dem Flecken gelegen und Unsicherheit wegen nicht können gebaut werden, haben sie ertragen 0." Ferner eine Fruchtgült aus einem Hof in Obereßlingen. — Bebenhausen besitzt den großen Fruchtzehnten zu Plieningen nebst einigen Gülten. Ferner einige Hellerzinse zu Plattenhardt, „us abgebrandten Hofstätten, Wiesen und Gärten". Den großen Fruchtzehnten zu Heumaden und den Ower und Riedenberger Zehnten. Ein Lehen zu Scharnhausen. Den großen Fruchtzehnten zu Echterdingen mit kleineren Gülten. Den großen Fruchtzehnten zu Leinfelden samt Gülten aus dem Wald. Zehntteile zu Unter- und Oberaich, Weidach, Degerloch. Den großen Fruchtzehnten von etlichen Gütern in Waldenbuch; „weil aber solche Güter wüst liegen, so ist dies Jahr gefallen 0." Zehntfrüchte zu Steinenbronn, die aber der Pfarrer von Waldenbuch M. Weinhardt einzog, der schon zwei Jahre Steinenbronn versieht. Zehntgüter zu Feuerbach und den halben Fruchtzehnten zu Bothnang. — Propstei Nellingen besitzt den großen Fruchtzehnten zu Scharnhausen und Gefälle aus Einzelgütern daselbst; ebenso den zu Heumaden und Ruith und einen Anteil zu Plochingen; in Bernhausen 35 fl. Hauptrecht; in Kemnath einen Fruchtzehnten; in Nellingen 30 Morgen Eigengüter mit Roggen und Dinkel und 20 Morgen

Digitized by Google

Haber; dazu auch hier den großen Fruchtzehnten. — Auch Denkendorf hat einige Ansprüche: etliche Zinsen zu Bernhausen; dann den großen Fruchtzehnten zu Kemnath, den der Pfarrer einzog, und in Plochingen 16 Morgen „teilbare Weingärten", die aber „wüst liegen". — Eine kleine Plochinger Weingült „us vierteiligen Weingarten" gehört je nach Roggenburg und Ursperg. — Der Kaisheimer Hof zu Eßlingen hat einen Weinzins zu Gaisburg. — Das Stift Stuttgart[1]) hat teil am großen Fruchtzehnten zu Bonlanden und Weingülten zu Gaisburg, Gablenberg und Sillenbuch, Teil- und Eigenzehnten. Der Salmansweiler Hof in Eßlingen besitzt Einzelgülten in Nellingen, Echterdingen, Stetten, Weidach, zum Hof und Bernhausen; „weiln aber die Güter wüst gelegen, ist eingangen 0." — Pfullingen hat ein Viertel und ein Fünftel aus etlichen Morgen Weingarten in Feuerbach, heuer zusammen 10 Imi.

Sulz: Untervogt Sebastian Mayer meldet kleine Einzüge der Alpirsbacher Pflege in Sulz und seitens des Klosters Wittichen, das 14 Scheffel 6 Simri Salz abholte; im übrigen sind Leistungen „wegen des noch grassierenden hochleidigen Kriegswesens" unterblieben.

In Sulzbach (Amtmann Georg Friedrich Kürben) hat Kloster Murrhardt an Wein nichts, dagegen den Fruchtzehnten und etwa 25 fl. an Geld eingezogen.

Tübingen: Untervogt Matthäus Göbel: Bebenhausen hat seinen Tübinger Zehnten selbst eingezogen, ebenso den zu Entringen und Breitenholz; in Walddorf ist der Zehnte von den Inhabern gleich dem Pfarrer überwiesen worden. Auch Denkendorf hat seine Gefälle in Walddorf, Häslach und Gniebel sich versichert. Pfullingen bezog von Walddorf 1 Eimer Wein. Stift Göppingen brachte in Altenrieth nur 2 Scheffel 4 Simri auf, „welchen [Zins] sie, die Gaistliche, zu Nürtingen bei dem Wirt zum Ochsen uf einen Sitz verzehrt haben sollen." Königsbronn erhielt in Sickenhausen an seinem Zehnten 13 Scheffel 4 Simri und in Degerschlacht 5 Scheffel. Aus Altenburg, Ofterdingen und Rommelsbach bekam die Komthurei Rohrdorf 48 Scheffel und Kloster Zwiefalten 55 Scheffel Gülten.

---

[1]) Spezifizierte Angaben bieten die Rottenburger Jesuitenakten: Staatsarchiv Stuttgart K. 49 F. 31 Büschel 27: Collegiatae ecclesiae Stutgardiensis quod ad temporalia attinet status. Darnach konnte das Stift mit 212 fl. ewigen, 1618 fl. ablösbaren Zinsen und 1780 fl. anderen Bareinnahmen rechnen; dazu etwa 520 Scheffel feste Frucht- und 12 Eimer Weinzinse. Dazu kamen beispielsweise im Jahre 1637 618½ Eimer Wein und in einem guten Jahr gegen 3300 Scheffel schwankende Zehnten.

Digitized by Google

Urach: Vogtamtsverweser und Bürgermeister Georg Hildenbrandt: Zwiefaltener Gülten in Upfingen wurden von Münsingen aus arrestiert. Ebenso der Frucht- und Weinzehnte zu Metzingen und eine Weingült in Dettingen. Denkendorf hätte den großen Zehnten zu Riederich und Bempflingen; „allein weil der Leut wenig allda, ist wohl glaublich, daß er sich uff ein Geringes erstreckt haben werde." Stift Wiesensteig hat etliche Gülten im Laichinger und Böhringer Amt, aber nichts bekommen. Der Abt von Blaubeuren hat den Zehnten zu Laichingen, der aber dem dortigen Pfarrer zukam; ferner etliche Gülten, die der Abt verkaufte. Unsere l. Frau zu Mägerkingen und Kloster Stetten unterm Zoller haben Fruchtgülten in Willmandingen; was aber davon eingezogen wurde, war nicht zu erfahren.

Vaihingen: Vogt Johann Eberhard Brauch: der Zehnte zu V., 85 Scheffel Rohfrucht und 1 Eimer Wein, floß nach Herrenalb. In Hohenhaslach ergab der Zehnte nur 1½ Scheffel Rohfrucht und 2½ Eimer Wein für Maulbronn, das damit den dortigen Pfarrer besoldete. Den Eberdinger Frucht- und Weinzehnten hat Hirsau, den Horrheimer das Domkapitel in Speier eingezogen.

Amt **Waiblingen** (Vogt Wolfgang Zacher) lieferte an das Stift Stuttgart 14 Scheffel 2 Simri, 3 Imi 1 Maß Zehntanteil aus Schmiden, 34 Scheffel 8 Eimer aus Beinstein, 7 Scheffel 1 Simri aus Rems und 16 Scheffel 4 Simri aus Gröningen. An das Stift Backnank 26 Scheffel 8 Simri, 10 Imi Wein aus Bittenfeld. An Adelberg und die Konstanzer Pflege zu Eßlingen je 14 Scheffel 2 Simri, 3 Imi 1 Maß aus Schmiden. An die Komthurei Winnenden 10 Schilling Heller Zins aus Neustadt. Und schließlich wären den Dominikanern in Gmünd 8 Imi Wein aus Hegnach zugefallen, die aber die württembergische Verwaltung „in Abschlag ussständiger Schuldigkeit" einzog.

Wildberg: Keller Jakob Korn: Hirsau hat Ansprüche auf den halben großen Fruchtzehnten in Liebelsberg und ⅕ in Haugstetten; auch sonst noch auf einzelne Gülten; „die liegen aber gleich andern auch mehrerteils öd und wüst."

Winnenden: Vogt Hans Wilhelm Ruethardt: Stift Backnang erhob den Frucht- und Weinzehnten zu Schwaikheim, besoldet aber davon den dortigen Pfarrer. In Oppelsbohm und den Nachbarweilern hat das Stift Konstanz Zehntrecht, erhielt aber nur 4 Scheffel 5 Eimer, die es für die Pfarrer in Oppelsbohm und Buoch verwandte. Was die hiesige Komthurei einzog, ist nicht zu erfragen, jedenfalls aber weit mehr

Digitized by Google

als das württembergische Amt zu erheben hat. Doch werden auch daraus beide Pfarrer und Helfer allhier schuldigermaßen richtig saliert.

Summa Summarum: 2872 fl. 45 kr. an Geld, 28213 Scheffel 6 Simri 1½ Viertel Frucht, 881 Eimer 7 Imi 5 Maß Wein, 16 Scheffel 2 Simri Salz und 30½ Wannen Heu (Zusammenstellung auf Nr. 47 des Faszikels) .... Um 1630 galt der Scheffel Frucht im Durchschnitt 4 fl.[1]). 1638 wurde 1 Scheffel Weizen, Erbsen oder Linsen zu 12, Spelt zu 6, Haber zu 5, Gerste zu 5½ fl. veranschlagt.[2])

[1]) Backnanger Synopsis s. oben S. 467.

[2]) Stuttgarter Status quod ad temporalia attinet s. oben S. 474.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Registratur der Stadt Stuttgart.

Von Rechnungsrat Marquart in Ludwigsburg.

Im Jahr 1724 beklagte sich der Stadtvogt Vischer zu Stuttgart darüber, daß bei der Stadt Stuttgart gar kein corpus registraturae anzutreffen sei, und doch sei eine wohleingerichtete Registratur gleichsam die Seele aller Verrichtungen. Am 10. Februar 1731 beschwerte sich Vischer wiederholt darüber, daß inzwischen das Nötige nicht habe besorgt werden können, weil kein geeigneter Beamter für fragliches Geschäft zu finden gewesen sei. Es könne zwar durch einen nicht höher Gebildeten eine gut eingerichtete Registratur wohl instand gehalten werden, durch einen solchen jedoch eine Registratur unmöglich von Anfang an wegen Mangels der Hauptgesichtspunkte neu eingerichtet werden. Bisher habe dieses nützliche und notwendige Geschäft ruhen müssen, weil — wie gesagt — kein städtischer Beamter die Befähigung dazu gehabt habe. Der Bürgermeister Hofmann sei teils infolge seines hohen Alters, teils durch andere Geschäfte abgehalten gewesen. Da nun aber der zweite gelehrte Bürgermeister, Abraham Groß, erbötig sei, sich in der Registratur verwenden zu lassen, um das corpus der Stadtregistratur, welches bisher ein confusum chaos gewesen, in eine Regularität zu bringen, habe er — Vischer — einen Staat[1]) (Dienstinstruktion für den künftigen Registrator) entworfen; auch seien auf dem Rathaus bereits die nötigen Repositorien angeschafft, so daß nur noch der wirkliche Angriff des Werkes übrig bleibe. Er hoffe, daß dieser Staat um so mehr die Genehmigung fürstlicher Regierung erlangen werde, als demselben der gemeine Nutzen zugrunde liege.

---

[1]) Der Staat enthält 24 Paragraphen, von denen einzelne ganz interessant sind; z. B. nach § 16 soll der Registrator in Feuers- oder Feindesgefahr schuldig sein, seine eigenen Sachen im Stiche zu lassen und der Registratur zuzulaufen, um die Akten in Truhen zu packen.

§ 21 lautet: „der Registrator soll, wenn Akten von ihm verlangt werden, nicht diffizil sein und die Leute unter dem Prätext, es finde sich nichts, alsbald abweisen, sondern zuvor Nachsuchung tun und sich keine Mühe zuviel vorkommen lassen."

Digitized by Google

Allein am 21. Februar 1731 war zunächst zu berichten, warum der Stadtschreiber Schweikert oder dessen Sohn als Stadtschreibereiadjunkt, welche nach Maßgabe fürstlichen Landesrechts diese Inkumbenz zu besorgen hätten, sich bis dahin derselben entzogen und die Akten in so große Konfusion haben kommen lassen. Ferner war zu berichten, ob der Ratsverwandte Kegelin, welchem die Besorgung der Stadtregistratur zufolge fürstlichen Befehls vom 17. Mai 1725 aufgetragen worden sei, bisher die ihm zugewandte Besoldung von jährlich 30 Gulden genossen und was er dafür an der Registratur gearbeitet und daran instand gebracht habe.

Der Stadtmagistrat berichtet am 5. Mai 1731, er könne nicht verbergen, daß die Stadtregistratur sich niemals in einem solchen Zustand befunden habe, wie es die Wichtigkeit der Sache erfordert hätte. Ob nun dieselbe erst in den vorigen langwierigen Kriegszeiten in Unordnung geraten sei, oder wo dies sonst herrühre, sei ihm unbekannt nur soviel sei richtig, daß sowohl der Stadtschreiber und dessen Adjunkt, wie auch der Ratsverwandte Kegelin, soviel ihre wichtigen und weitläufigen Amtsgeschäfte dies zuließen, das Registraturwesen — jeder an seinem Orte — geführt haben. Der Stadtschreiber habe in seinem eigenen Haus seine besondere weitläufige Registratur über die Kriminal-, Zivil- und Kreditorakten, Kaufzettel und Kaufbücher, Inventuren und Teilungen und habe damit genugsam zu tun gehabt.

Die Rathausregistratur aber sei schon seit vielen Jahren durch besonders verordnete Registratoren, in letzter Zeit durch den Ratsverwandten Kegelin nach einem viel zu unvollkommenen Direktorium versehen worden; es handle sich eben in Stuttgart nicht um die Fortsetzung eines bereits gut eingerichteten, sondern um ganz neue Verfassung eines zum Besten der Gesamtheit gereichenden Werkes. Aus dem angeführten Grunde habe man dieses Geschäft weder dem älteren noch dem jüngeren Stadtschreiber — die doch auch besonders hätten belohnt werden müssen — wegen ihrer sonstigen vielen Amtsgeschäfte zumuten können, zumal die Formierung einer Registratur eine ununterbrochene Arbeitsleistung erheische. Den ꝛc. Kegelin anlangend, so sei zwar an seiner Treue und seinem Fleiß nichts auszusetzen, allein derselbe habe die erforderliche Wissenschaft zu förmlicher Einrichtung einer solchen Registratur nicht, sondern hierzu sei ein literatus unumgänglich erforderlich. Nachdem nun der Bürgermeister Groß die Registratur auf Kosten der Stadt und zwar womöglich innerhalb Jahresfrist instand zu setzen sich erboten habe, habe man zu diesem Ende wirklich einen Platz ausfindig gemacht und die nötigen Kästen und Schränke fertigen lassen.

Digitized by Google

Das Gutachten des fürstlichen Regierungsrats vom 14. März 1731 ging dahin:

1. Es solle dem Bürgermeister Groß wegen der völligen Registraturseinrichtung eine Aversalsumme von 300 fl. und nicht ein Taggeld von 1 fl. verwilligt werden. Das Geschäft möchte sich auf mehrere Jahre hinaus erstrecken, obschon der Magistrat melde, daß ꝛc. Groß in 1 Jahre fertig werden wolle; allein wer einen besseren Einblick in die Verhältnisse habe, dem müsse dies unbegreiflich vorkommen; das Taggeld von 1 fl. würde zu einer fast unerschwinglichen Beschwerung der vorher mit Ausgaben sehr gravierten Stadt Stuttgart führen. Die Aversalsumme von 300 fl. solle Geltung haben, ob ꝛc. Groß in einem oder mehreren Jahren mit seiner Arbeit fertig werde.

2. Die dem Ratsverwandten Kegelin bisher gereichte jährliche Belohnung von 30 fl. solle eingezogen werden, da derselbe nunmehr mit der Registratur weiter nichts zu tun habe.

3. Dem Bürgermeister Groß sollen zur Beförderung des Geschäfts aus der Stadtschreiberei ein oder mehrere Skribenten beigegeben werden.

4. Dem Stadtvogt Vischer solle die Oberaufsicht und Betreibung dieses Geschäfts mit der Auflage übertragen werden, von Vierteljahr zu Vierteljahr Fortgangsberichte zu erstatten;

5. Nachdem die Registratur werde völlig instand gebracht worden sein, solle dieselbe durch den Stadtschreiber, dessen Inkumbenz es sei, kostenlos versehen, oder durch den Bürgermeister Groß um jährliche 30 fl. fortgeführt oder sonst durch ein tüchtiges Subjekt um solche douceur verwaltet werden.

Die fürstliche Entscheidung vom 30. desselben Monats und Jahrs lautete jedoch, es solle von der Neuerung der Anstellung eines besonderen Registrators abgesehen werden, welche der ohnehin sehr belasteten Stadtkasse zur merklichen Last gereichen würde; hiergegen solle dem Stadtschreiber und seinem Adjunkt ernstlich aufgegeben werden, die in größte Konfusion geratene Registratur sukzessive dabei aber bestmöglich wieder instand zu bringen, weil dies die Inkumbenz aller Stadtschreiber im ganzen Lande sei, die Stadtregistraturen nicht nur zu regulieren, sondern auch in einem guten Stand zu erhalten. Was aber die Registrierung der Spitalakten betreffe, darüber solle der fürstliche Regierungsrat mit dem fürstlichen Kirchenrat kommunizieren, insolange aber soll dieser Punkt ausgesetzt bleiben.

Der fürstliche Kirchenrat war aber ganz und gar gegen die Verbringung der Spitalakten auf das Rathaus, da diese Transferierung

Digitized by Google

weder notwendig noch nützlich (weder de necessitate noch de utilitate) sei. Er führte 13 Gründe (rationes) dagegen ins Feld unter anderem:

1. Es habe der Spital von seiner Gründung an, also mehr denn vierthalbhundert Jahre seine Akten bei sich gehabt, damit man gleich dahin rekurrieren und das Nötige aufschlagen könne, wenn etwas Neues anfalle.

2. Zur Verwahrung der Akten sei in dem Spital nicht nur eine besondere Registraturstube, sondern auch ein mit einer eisernen Türe wohl versehenes steinernes Gewölbe vorhanden, in welchem die nützlichsten Akten aufbewahrt und in Unglücksfällen wohl verwahrt werden können, ein solches stehe auf dem Rathaus nimmermehr zur Verfügung.

3. Überall im ganzen Lande, wo Spitäler gebaut und die Gelegenheit zur Einrichtung von Registraturen vorhanden sei, werden die Akten in den Spitälern und nicht auf den Rathäusern aufbewahrt, z. B. zu Schorndorf, Nürtingen, Blaubeuren, Gröningen, Weinsberg und anderen Orten.

4. Sowohl bei den Rechnungsabhören als bei den täglichen Amtsverrichtungen, vornehmlich aber bei der Herstellung eines neuen, bei dem Spital höchst nötigen Lagerbuchs sei es unumgänglich notwendig, die Akten stündlich, ja augenblicklich bei der Hand zu haben.

5. Die Erfahrung habe folgendes gelehrt: in den früheren Kriegszeiten der Jahre 1688, 1690, 1692 und 1693 habe man die vornehmsten Spitalakten worunter auch das Lagerbuch in das Stadtgewölbe verbringen lassen; allein nicht nur genanntes Lagerbuch sei zum größten Schaden des Hospitals, sondern auch von den wichtigsten Spitalakten seien gar viele verloren gegangen und seitdem nicht mehr an das Tageslicht gekommen, welche vielleicht besser in der Verwahrung im Spitalgewölbe verblieben wären.

Inzwischen hatte sich der Bürgermeister Groß dahin erklärt, daß er im Interesse des Gemeindewohles die Stadtregistratur gegen die dem bisherigen Registrator jährlich gereichten 30 fl. und 1 Eimer Wein sukzessive instand bringen, am Ende des Geschäfts es aber auf die Diskretion des Magistrats ankommen lassen wolle, was ihm für eine douceur für seine außerordentlichen Bemühungen geschöpft werden möchte.

Nunmehr beschwerte sich der Registrator Kegelin in einer weitläufigen Eingabe darüber, daß ihm zu seiner Verkleinerung das Registraturgeschäft und damit sein Stück Brot wohl aus Passion abgenommen worden sei.

Der Stadtmagistrat Stuttgart äußerte sich zu dieser Beschwerde unterm 16. April 1731 folgendermaßen:

Digitized by Google

Er wolle nicht leugnen, daß der Beschwerdeführer ꝛc. Kegelin schon öfters namentlich aber bei den Richterwahlen übergangen worden sei, obgleich derselbe der älteste Ratsverwandte gewesen wäre. Von einer Passion gegen denselben könne aber keine Rede sein. ꝛc. Kegelin sei schwerhörig gewesen, schon ehe er in das Ratskollegium gekommen sei, mithin sei er nach dem ordentlichen Rechte gar niemals wählbar zu einem Richter oder Ratsverwandten gewesen, sondern einer seiner vornehmen Anverwandten, der zu jener Zeit in großer Gewalt und Ansehen gestanden, habe ihn dem Kollegium aufgedrungen. Nachträglich habe man ihm zu seiner Subsistenz die Seel- und Lazaretthauspflege anvertraut, in das Gerichtskollegium aber deswegen nicht aufgenommen, weil er die zur Verhandlung gestellten Gegenstände nicht hätte hören können, man würde denn jemand bestellt haben, der es ihm so laut in das Ohr geschrieen hätte, daß man es nicht bloß vor der Türe, sondern sogar noch in dem zweiten Hause hätte hören müssen. Dagegen habe es mit dem Registraturdienst folgende Beschaffenheit: Der Magistrat sei sich gar wohl bewußt, daß er den ꝛc. Kegelin selbst dazu vorgeschlagen habe, allein zu jener Zeit sei

1. niemand anders da gewesen, der tüchtiger gewesen wäre und die Zeit gehabt hätte, dieses Geschäft zu besorgen;

2. der Magistrat habe die Einsicht noch nicht gehabt, daß ꝛc. Kegelin zu der ersten Einrichtung dieses Werks schlechthin unfähig sei, was jedermann gleich bei dem ersten Anblick in die Augen fallen müsse. Denn, obschon ꝛc. Kegelin bald vorgebe, es habe ihm nur an Platz gefehlt, sonst würde er das Werk schon in besseren Stand gebracht haben, bald er habe die Registratur wirklich zu einer solchen Vollendung gebracht, daß sie jedermann Satisfaktion gebe, so sei doch das Gegenteil wiederum durch Augenschein bewiesen. Namentlich den ersten Einwand anlangend, so habe sich ꝛc. Kegelin niemals um einen größeren oder besseren Platz gemeldet und es sei geradezu unwahr, daß man ihn in ein finsteres Gewölbe verwiesen, oder den geringsten Mangel an Kästen und Schränken habe leiden lassen, die er nach seiner Methode gebraucht habe. Was aber den zweiten Vorwurf betreffe, so müsse man ihm das Zeugnis geben, daß er zwar getan, soviel in seinen Kräften gestanden. Er habe viele Akten zusammengebunden, auch Direktorien dazu gefertigt. Alle Stadtakten habe er niemals bei der Hand gehabt, sie seien vielmehr teils in der Stadtschreiberei, teils auf dem Rathaus, teils auch in Privathäusern! zerstreut geblieben. Weil man nun mit dem Kegelin und seinen Leistungen nicht habe zufrieden sein können, habe man sich nach einer tüchtigeren Kraft umgesehen; diese Praxis sei auch in anderen

Digitized by Google

Fällen geübt worden; der Magistrat habe einen Personalwechsel vorgenommen, wenn dies im Interesse des Gemeindewohles gelegen gewesen sei.

Der Magistrat wolle den 2c. Kegelin gerne noch fernerhin bei den Registraturgeschäften als Gehilfen gebrauchen, und ihm nach Verhältnis seiner Leistungen eine außerordentliche Belohnung zufließen lassen und denselben hierdurch klaglos stellen.

Dabei behielt es denn auch zunächst sein Bewenden.

Unterm 18. September 1769 wird bereits wieder darüber geklagt, daß die Registratur bei der Stadt Stuttgart in eine ziemliche Konfusion geraten und daher in eine bessere Ordnung gebracht werden sollte.

In den 1720er Jahrgängen habe zwar der damalige Ratsverwandte Kegelin einen Anfang damit gemacht, die vorhandenen Akten in Faszikel zu bringen, auch selbige mit Direktorien zu versehen; in der Hauptsache habe er aber nichts Vollständiges zustande gebracht.

In der Zwischenzeit sei man bedacht gewesen, die seit 1731 kumulierten Akten durch neue Registratoren in einige Ordnung zu bringen. Im Jahre 1752 seien die Rückstände in der Hauptsache beseitigt und 1755 General- und Spezialdirektorien verfertigt gewesen.

Die Registratureinrichtung des Bürgermeisters Groß, von der oben ausführlich die Rede war, wird in diesen Akten mit keiner Silbe erwähnt. Allein mit dem Absterben des Stadtschreibers Schweikert haben sich wiederum viele unregistrierte Akten vorfinden lassen; es hatte also — wie auch weiter unten zu sehen ist — jeder Stadtschreiber seine eigene Handregistratur von erheblichem Umfang angelegt.

Seit langer Zeit habe man sich genugsam überzeugt, das dieses so wichtige Geschäft — wenn man sich anders etwas Nützliches und Fruchtbares davon versprechen wolle — einen eigenen Mann, welcher sich demselben vollkommen widme, erfordere.

Man sei daher entschlossen, die endliche und vollständige Einrichtung der Stadtregistratur dem Notarius Stierlin in Leonberg — langjährigem Stadtschreibereisubstituten in Stuttgart — zu übertragen, welcher auch bereits die Stadt- und Amtsregistratur zu Leonberg eingerichtet habe. Stierlin habe versprochen, nächstkünftig Martini die Hand ans Werk zu legen, neben seinen ihm anvertrauten Renovations-(Verwaltungsaktuariats)Geschäften 7—8 Monate im Kalenderjahr an dieser Registratur unausgesetzt zu arbeiten und in ein paar Jahren ein fertiges Werk zu liefern. Mit Rücksicht auf das beschwerliche und ungesunde Geschäft verlange er aber täglich 1 fl. 30 kr.

Digitized by Google

Die herzogliche Landesrechnungsdeputation äußerte sich am 31. Oktober 1769, man sei zwar der besseren Einrichtung der Stadtregistratur nicht entgegen; sehe sich aber veranlaßt anzuführen, daß wenn bei irgend einer Kommun nötig sein sollte, auf Ersparnisse zu denken, solches bei der Stadt Stuttgart zutreffe, welche nicht nur seit einigen Jahren ihre Einnahmen sehr verringert sehe, sondern auch einen Stadtschaden von 16 000 fl. umlege. Es sollte noch der Versuch gemacht werden, ob diese Registratur nicht durch einen tüchtigen, bereits mit Besoldung unter dem Magistrat angestellten, in Registratursachen orientierten Mann um geringere Kosten eingerichtet und der Anfang mit diesem Geschäft erst im Frühjahr zur Ersparung der teuren „Beholzung" gemacht werden könnte.

Nunmehr wurde dieses Geschäft dem Stadtschreiber Klüpfel [1]) übertragen, der bereits auch eine eigene Handregistratur der Stadtakten angelegt hatte und sich dahin erklärte, daß er sich jedennoch „in Gottesnamen" diesem Geschäfte unterziehen wolle. Seit dem Jahre 1755 also 15 ganze Jahre lang war überhaupt nichts mehr registriert worden; die Akten waren einfach bei der Stadtschreiberei liegen geblieben. Damit während der besseren Einrichtung der Registratur von den Aktenstücken nichts abhanden komme oder distrahiert werde, war die Arbeit auf dem Rathaus vorzunehmen und es durften keine Akten nach Haus genommen werden.

[1]) Der Stadtschreiber Jakob Friedrich Klüpfel war 36 Jahre lang in städtischen Diensten; ihm folgte auf seinem Posten sein dritter Sohn Christian Friedrich Klüpfel im Jahr 1785.

Digitized by Google

Die S. Kathreinen-Kapelle zu Schwäb. Gmünd.

Von Kaplan Weser in Gmünd.

Wohl selten besucht vom eiligen Fuß des Wanderers, der die Kunst der alten Reichsstadt Gmünd kennen lernen will, liegt vergessen und verödet die Kapelle S. Catharina extra muros im Westen der Stadt, fast versteckt unter den Gebäuden des Hofes und jetzigen Armenhauses S. Kathreinen.

Es war den alten Gmündern nicht genug in der Stadt ein Heilig-Geist-Spital zu Nutz und Frommen der alten und gebrechlichen Leute errichtet zu haben. In den Zeiten, da die grausige Pest die Straßen der Städte heimsuchte und entvölkerte, baute man auch diesen Kranken eigene Häuser oder Spitäler außerhalb der Stadtmauern, gerne an fließenden Wassern und stellte dieselben unter den Schutz eines Heiligen. Seitdem sich 1222 in Paris eine Genossenschaft von „Hospitaliterinnen" und „Brüder der hl. Katharina", zum Zweck der Krankenpflege begründet, unter den Schutz der beim Volke unter den „14 Nothelfern" hoch verehrten heiligen Katharina gestellt hatten, wurden häufig Spitäler und Krankenhäuser mit dem Namen der hl. Katharina von Alexandrien bezeichnet.

So auch in Gmünd. Man nannte dieses „Gute-Leut-Haus": S. Katharina zu den Sondersiechen, zu den armen Feldsiechen, ad leprosos oder wie eine Urkunde sich ausdrückt: zu den ussezelen (Aussätzigen).

Zum erstenmal wird das Spital genannt in einer Urkunde vom Jahre 1326 als habitatio leprosorum iuxta Rämsa (Rems). 1328 verspricht der Pfleger der Siechen zu Gmünd dem Herrn Konrad von Rechberg zu Ramsberg, der den Siechen viel Gutes getan und ihnen die Mühle bei den Sachsenhöfen geschenkt, eine Pfründe für einen seiner armen Diener, welcher der Pfründe bedürftig sei[1]). Es ist wohl denkbar, daß anfänglich das Haus ohne Kapelle gebaut war, oder daß zwar

[1]) OA.Beschr. S. 276.

Digitized by Google

eine Kapelle da war, aber noch kein regelmäßiger Gottesdienst darin gehalten wurde. Doch bald erkannte man das Bedürfnis einer eigenen Seelsorge für die anwesenden Armen und Kranken.

Eine bei der hiesigen kath. Kirchenpflege vorhandene Pergamenturkunde berichtet uns, daß Pfaff Johannes der Bühel, ein Kapelaun zu Gmünd, den armen Siechen ussezelen auf den Altar der Kapelle eine „ewige Messe" stiftet. Die Stiftung wird vom Bischof von Augsburg Marquart von Randeck, dem Dompropst Engelhart von Enzberg und von Konrad von Gerenberg, Dekan des Domkapitels von Augsburg, angenommen und bestätigt „auf unserer lieben Frauen Klybelabend 1356, der do gevelt in der Vastunn" d. h. Vorabend von Mariä Verkündigung, also 24. März 1356.

Durch bedeutende Stiftungen kam das Krankenhaus bald in großen Besitz, so daß es schon 1417 und 1430 von Albrecht Rüter um 178 fl. Rh. zwei Güter in Pferispach (Pfersbach) kaufen konnte. 1427 kaufte S. Katharina von Hans im Stainhus, Bürger zu Ulm, ein Gut im Vorderlintal um 48 fl. Rh. 1517 kauft die S. Katharinenpflege den Zehnten von Mutlangen um 800 fl. und den von Kleinfüßen[1]). Die Kauf- und Zinsbriefe von 1417 bis 1687 (bei der hies. kath. Kirchenpflege) gewähren einen guten Einblick in den regen Geld- und Güterverkehr dieser Pflege. Ein Wald auf Gmünder Markung, ehemals in ihrem Besitz, jetzt Eigentum der kath. Kirchenpflege, wird heute noch „Katharinenwald" genannt. 1540 wurde um 110 fl. Rh. eine Scheuer erbaut durch Heinrich Bicklin, Zimmermann von Schlechtbach.

Die Kapelle, in gotischem Stil zuerst gebaut, reicht bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts hinauf. Das Fundament an der jetzigen Sakristei ist noch gotisch und im Chor der Kapelle ist noch eine gotische Sakramentsnische auf der Evangelienseite erhalten. Kapelle und Siechenhaus mögen in den Kriegsläuften wegen ihrer Lage außerhalb der Stadtmauern viel Ungemach erfahren haben. Im 18. Jahrhundert war eine durchgreifende Renovation, fast Neubau der Kapelle notwendig. Dieselbe steht auf 3 Seiten frei. Die Westgiebelseite ist an ein Ökonomie- und Wohnhaus angebaut. Der Chor hat geradlinigen Abschluß, ihm ist die Sakristei vorgelagert. Ein kleines Türmchen mit einer Glocke krönt das Dach. Das Hauptportal mit dem Steinbild der h. Katharina befindet sich auf der Nordseite in der Mitte der Schiffswand. Ihm gegenüber führt ein schmuckloses Portal in den südlichen Vorgarten. Auf derselben Südseite öffnet sich eine Türe aus dem Chore

[1]) OA.Beschr. S. 276.

Digitized by Google

und führt über eine einst an der äußeren Südwand angebrachte Holztreppe auf die Kanzel (Stuckmarmor). Auf einer Pfeilerlisene an der äußeren Sakristeiwand lesen wir die Jahreszahl 1749. Dieselbe Zahl stand wohl auch am Hauptportal. Das an den Westgiebel angebaute Haus zeigt über der Eingangstüre einen Schild mit Holzschnitzerei und der Zahl 1759. Das Jahr 1749 ist das Jahr, in welchem der Neubau der Kapelle ausgeführt wurde.

Das Haus wurde verwaltet von zwei bis drei Pflegern, die aus dem Rat der Stadt genommen unter dem Vorsitz des Bürgermeisters das Rechnungswesen führten. Die Pfründner wohnten im Spital, später wurden die Pfründen auch in Geld ausbezahlt, 20—30 Arme erhielten Wohnung, Holz und Licht. So war die Sache bis 1814, in welchem Jahr ein Militärspital hier errichtet wurde. Bei den Vermögensausscheidungen des letzten Jahrhunderts fiel das ganze Spital mitsamt der Kapelle der Stadt resp. der Stadtspitalverwaltung zu.

Die Überreste der Kunst, die noch vorhanden sind, stammen fast alle aus der Zeit der Erneuerung der Kapelle, also aus den Jahren 1749—1753.

Wir bewundern im Innern vor allem den schönen Barockaltar mit seinen Stuckmarmorsäulen und den Stuckfiguren und die Kanzel in derselben Weise bearbeitet. Besonders aber fesseln uns die feinen Stuckverzierungen an der Decke des Schiffes, während die Dekoration des Chores etwas überladen ist. Am meisten aber erregen unsere Aufmerksamkeit die Fresken, mit welchen Josef Wannenmacher aus Tomerdingen Decken und Wände des Heiligtums geschmückt hat. Dieser Künstler hat auch die S. Leonhardskapelle und die Franziskanerkirche in Gmünd, sowie ein Privathaus hier mit Fresken bemalt. In der erstgenannten Kapelle nennt er sich selbst Pictor Academicus Romanus, weil er die Malerakademie in Rom besuchte.

Was die Fresken in S. Katharina betrifft, so sind zwei Themate behandelt, nämlich das Leiden Christi und die Legende der Patronin der Kapelle. Diese zeichnete sich, wie die Legende erzählt, aus durch Schönheit und Tugend; in einer Vision vermählt sich das Jesuskind mit ihr und steckt ihr den Verlobungsring an die Hand. Nicht minder ragte sie hervor durch große Wissenschaft; bei der unter Maxentius in Alexandrien ausgebrochenen Christenverfolgung verteidigt sie ihren Glauben siegreich gegen fünfzig heidnische Gelehrte, die sie zum Christentum bekehrt. Die Jungfrau aber sollte gerädert werden. Doch das Rad zerbrach, worauf sie enthauptet wurde. Aus der Halswunde aber entströmte Milch statt Blut. Engel bringen ihren Leichnam auf den Sinai.

Digitized by Google

Sehr oft hat die Kunst die Züge der Legende behandelt. Wer kennt nicht die Katharinenbilder von Hans Holbein sen., Hans Memling, Lukas Kranach sen., Lotto, Pagani, Murillo, Luini? In Gmünd findet

Digitized by Google

sich das Bild der Heiligen auf der Predella des Sebaldusaltars, das aus der Schule Dürers stammt, unter den 14 Nothelfern und auf einem andern Altar ein Hochrelief die Enthauptung darstellend.

So behandelt auch J. Wannenmacher die Hauptzüge der Legende in unserer Kapelle al fresco. Über dem Chorbogen in der Mitte sehen wir in einem Medaillon die Heilige stehen mit Schwert und Rad, ein überaus schönes, lebendiges Bild. Über dem Hochaltar an der Decke findet sich die leider halb herabgefallene Darstellung ihrer Vermählung mit dem Jesuskind, das sich vom Schoße der Mutter Gottes zu ihr hinabneigt. In der Mitte der Wölbung des Schiffes steht Katharina vor dem heidnischen Statthalter oder vor dem Kaiser. Es ist das schwächste Bild und dürfte von der Hand eines Gehilfen stammen. Weiter zurück im Schiff ist die Enthauptung gemalt. Die Bilder sind sonst gut erhalten und besonders das zuletzt genannte sehr flott hingeworfen. (Auf dem Altargemälde findet sich nochmals die Darstellung der Enthauptung, wahrscheinlich von Georg Strobel gemalt.) Das zweite Thema, das Wannenmacher durchführt, ist das Leiden Christi. Das Leiden Christi soll den Armen und Leidenden, die in der Nähe dieses Heiligtums weilen, Vorbild der Geduld, Trost und Segen sein. Darum treten uns die Bilder entgegen: an der Chorwand, Evangelienseite: Abschied Jesu von seiner Mutter; Epistelseite: Jesus am Ölberg (für dieses Fresko findet sich im Stuttgarter Kupferstichkabinett die Handzeichnung Wannenmachers!); an der Wand des Schiffes vorn, Evangelienseite: Geißelung Jesu; Epistelseite: Dornenkrönung; hinten, Evangelienseite: Fall unter dem Kreuze; Epistelseite: Kreuzannagelung. Auf dem kleinen mit hübscher Holzbalustrade versehenen Chörlein (Empore) beachten wir noch in zwei Medaillons: der reumütige Petrus und die büßende Magdalena. An der linken Schiffswand findet sich noch in einem Kreis das Monogramm Christi I. H. S. mit dem Bilde des stehenden Jesuskindes als des Heilands der Welt gezeichnet.

Vier von den Fresken sind mit der Unterschrift Wannenmachers versehen: Enthauptung der Katharina, Geißelung, Krönung und Annagelung. Doch ist der Name nie ausgeschrieben. Es heißt nur J. W. invenit et pinxit 1753. Für die ganze Malerei wurden dem Künstler am 19. Dezember 1753 ausbezahlt 67 fl. 30 kr. (S. Katharinenpflegrechnung 1753).

Wir haben damit ein Werk Wannenmachers kennen gelernt, das bisher ganz unbekannt war. Weder Pfeiffer (Die Malerei der Nachrenaissance in Oberschwaben, Württ. Vierteljahrshefte 1903, S. 55), noch Klaus (Gmünder Künstler, Württ. Vierteljahrshefte 1896, S. 319, 320), noch

Digitized by Google

Keppler (Württembergs kirchliche Kunstaltertümer), noch Naglers Künstlerlexikon wissen von diesen seinen Werken etwas.

An den Bildern Wannenmachers bewundern wir die Frische, in der sich ihre Farben trotz der Ungunst der Verhältnisse der Kapelle — die Fenster sind alle demoliert, lange Zeit war die Kapelle für Aufbewahrung von Gartengeräten 2c. benützt — bis heute erhalten haben. Wir bewundern an den Fresken die plastische Zeichnung, die oft einen etwas derben Realismus zum Ausdruck kommen läßt. Die römische Schule merkt man an dem Meister gut an der virtuosen zeichnerischen Behandlung seiner Vorwürfe. Auch die flott hingeworfenen Kartuschen mit den kräftig getönten Muscheln wirken mit, um die Fresken kräftig und scharf von der Wand abzuheben.

Von anderen Erzeugnissen der Kunst sollen noch hervorgehoben sein die Backen des Gestühls, die sich durch Feinheit und Eleganz der Zeichnung bemerkbar machen. Erwähnenswert ist auch das Beschläg der Türen und die mittlere Bekrönung des Chorgitters. Auch die Paramentenkasten in der Sakristei wären einer besseren Verwendung würdig, als sie zur Zeit finden.

Sollte es möglich sein, die Kapelle vor dem weiteren Ruin zu schützen, und sie stilgemäß zu restaurieren, so würde Gmünd um ein Juwel reicher in dem herrlichen Kranze seiner Kirchen und Kapellen.

Digitized by Google

Ein Gedicht auf den Überfall bei Tuttlingen 1643.

Von Adolf Schmidt, Darmstadt.

Threnæ Melandrinæ
in Cladem Gallorum
ad Vrbem Dutlingen
14to 9bris Anni 1643. /.

1.

Ist diß nun die Helden That,
So Rof außgerichtet hat?
Mit ſeim Volck iſt er entloffen
Vnd alß er im Wein erſoffen,
Sagt er, Meine Pferdt
Hat nun Obriſt Jean de Werth.

2.

Längſt hab ich mir eingebilt,
Das die Sach den Stich nicht hilt,
Waß ich biß daher geſchonnen
iſt in einem Tage verbronnen,
Mein Geld, mein Geld,
Hat nun General Hazfeldt.

3.

Waß ich noh dem Schweizerlandt,
vndt ohnlengſt in Heßen fandt,
Dacht ich in Liefland zu ſchicken,
an ſtat Rother Kupferſtücken,
Sporck hat, Sporck hat,
Nunmehr dießen Vorrath.

Digitized by Google

4.

Der Franzoß hat vnß geblânt
mit Geld vnd mit Compliment,
Daß wir nach Dutlingen gangen
vnd alda die Stöß empfangen,
phy mich, phy mich
Nun lacht iedermenniglich.

5.

Vnßers lieben Herzogs Ehr
vnd teutſcher Nahm galt nicht mehr,
Wir muſten Franzoſen heißen
vnd in Rawen Schwarzwaldt reiſen,
phy mein, phy mein,
Ich mag kein Franzos mehr sein.

6.

Alß der starcke Souccours kamm
vndt die Stad Dutlingen nahm,
Wolten wir die wurſt ſchon kochen
Vndt war noch kein Schwein geſtochen,
Vytry, Vitry,
Eß du nun die Mâzelbrühe.

7.

Guebriant hat auch allein
große Thaten überm Rhein
zu volnbringen vorgenommen,
Iſt nun auf Mauleſeln kommen
Dot heim, Dot heim,
Soll das der Siegswagen ſein.

8.

Ranzaw der mit General
deuckt auch nicht auf dieſen Fall,
Spielt auf Karten mit Franzoſen
vnd verliehret Wambß vnd Hoßen,
Ranzaw, Ranzaw
taug nicht bey die Donaw.

Digitized by Google

9.

Ohm, Tupadel vnd Schombergk
  ſind faſt über diſſes Werck
ſehr beſtürzt, auch zway gefangen,
  Einer gleichwohl kranck entgangen,
    Der rufft, der rufft
    Das ist Rawe Winderlufft.

10.

Mazarinj Regiment
  hat sich auch ſchändlich gebrent,
Dritdhalb Tauſent außerkohren
  ſint biß vff zwey Mann verlohren,
    Die Schand, die Schand
    Hohlen wir am Beyerlandt.

11.

Monsieur Chautgny wirdt nun
  nicht gar hohe Vorſchläg thun,
Briſach vndt der Elſas müßen
  Ferdinand die Hände küßen,
    Vndt fein, vndt fein
    Wieder vnderthenig ſein.

12.

Da zu Speier ganz vnd gar
  kein Entscheid zu hoffen war,
Hat der Herzog von Lotdringen
  Appelliret nach Dutdlingen,
    Vndt dan, vndt dan
    Ends Procez gewundan.

13.

Weill auch in der Sommersath
  die Lielg nicht gewurzelt hat
Hat die Saw den Froſt gefühlet
  den Stock durch vnd durch gewühlet
    vnd zâhrt, vnd zâhrt
    Nun die Beut ſo ihr beſchert.

Digitized by Google

14.

Wann wir hinfurt dergeſtaldt
nicht mehr in dem ſchwarzen Waldt
Wollen ſchimpfflich Stöße tragen,
Mus Wachtmaiſter Roſa fragen,
Wer da, wer da
Sonſt kompt Obriſt Binaw.

15.

Mercy ſagt auch großen Danck
vnd verehret den Gefangk,
Räth auch wann die Wind ſo ſtehen,
das wir balt an Franckreich gehen,
Dann hie, dann hie
gibt es ſchlechte Mäzelbrühe.

16.

O. Ihr lieben Landerlys
Wo ſint ewre Guardescus
Vnd das ſo aus Franckreich kommen,
hats Trux Müller all genommen,
bleibt fein, bleibt fein,
Nun vnd allzeit jenſeit Rhein.

17.

Die vermeinte Vetterſchafft
hat hier warlich wenig Krafft
O ihr vnbekante Francken,
bleibt hinfurth in ewern Schrancken,
am Rhein, am Rhein,
wolt ihr nicht gebrügelt ſein.

Die Handſchrift 2861 der großherzoglichen Hofbibliothek in Darmſtadt, der ich dieſes Gedicht entnommen habe, beſteht aus zwei Folioblättern, deren drei erſte Seiten die 17 Strophen, deren vierte Seite am Kopf der unteren Hälfte nur den Titel enthalten. Die Folioblätter waren urſprünglich in Quart gebrochen, am inneren zerfaſerten Rand ſind ſie auseinander geriſſen. Sie lagen vermutlich früher in einem Bande aus Moſcheroſchs Bibliothek, die im Jahr 1669 von dem Landgrafen Ludwig VI. von Darmſtadt angekauft worden iſt.

Verfaſſer und Schreiber des Gedichtes iſt jedenfalls Moſcheroſchs

Digitized by Google

Freund Melchior Erhard, genannt Melander, der nach J. Bolte (Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsaß-Lothringens 13, 164. Straßburg 1897) im Jahr 1607 zu Augsburg geboren war und sich nach seiner Verheiratung mit Einbetha Kochleffin von Straßburg am 11. Februar 1631 in der Heimat seiner Frau niedergelassen hatte. Als er im Jahr 1652 nach seiner Heimat Augsburg, wo er zum Ratskonsulenten ernannt worden war, zurückkehrte, widmete ihm Moscherosch das in der Kgl. Bibliothek in Berlin erhaltene, von Bolte a. a. O. S. 155—164 zum Abdruck gebrachte Gedicht: Melanders Abschied und Philanders Glückwünschung in Straßburg den 19. Jenner 1652. Die Handschrift eines zweiten Gelegenheitsgedichtes, in dem Melander vom Schwartzwald und Philander von Sittewald im Zwiegespräch auftreten, besitzt die großherzogliche Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe unter dem Titel: Stätt vndt Felder Lob, Uff Hrn̄ Hanß Jörg Meyers vndt Jungfraw Margarethae Heydelin Hochzeit, gehalten den 7t May beehret durch Melander vndt Philander, beede Freunde, in Straßburg. Emil Ettlinger hat sie im Zentralblatt für Bibliothekswesen 15, 468 und 469, Leipzig 1899 beschrieben und das Gedicht in dem genannten Jahrbuch 17, 25 bis 32, Straßburg 1901, zum Abdruck gebracht. Erhard ist am 30. Dezember 1664 zu Augsburg gestorben.

Dem Gedicht liegen folgende historische Begebenheiten zugrunde. Das französisch weimarische Heer, befehligt von dem Marschall Guébriant, war um die Wende der Jahre 1642 und 1643 in Württemberg eingefallen. Ihm stand ein bayrisch-lothringisches Heer unter dem Oberbefehl des Herzogs Karl von Lothringen gegenüber, das hauptsächlich von dem bayrischen Feldmarschall Franz Freiherr von Mercy und dem kühnen Reitergeneral Jan de Werth geführt wurde. Guébriant war im Laufe des Jahrs 1643 über den Rhein zurückgedrängt worden, im November drang er aber, verstärkt durch ein französisches Heer unter dem Generalleutnant Grafen Josias Rantzau wieder vor, er wurde indessen am 17. November bei der Belagerung von Rottweil verwundet und starb am 24. ds. Mts. Der zum weimarischen Korps gehörende, aus Liefland gebürtige Generalleutnant Reinhold von Rosen (Rosa) hatte 1640 die weimarischen Truppen in französischen Diensten über den Rhein nach Hessen geführt, wo er die Kaiserlichen vor Friedberg schlug, Homberg im Sturme nahm und mancherlei andere Vorteile davontrug. Im Feldzuge 1643 wurde Rosen am 7. November von dem bayrischen Oberst Johann von Sporck bei Balingen überfallen, entkam aber mit Verlust vieler Leute und Pferde und stieß wieder zu Rantzau, der sein Hauptquartier nach Tuttlingen an der Donau und den umliegenden Orten verlegt hatte. Die Vorhut

Digitized by Google

unter Rosen kam nach Mühlheim. Die Nähe des Feindes nicht ahnend, fühlte man sich der winterlichen Kälte wegen sicher. Am 24. November aber wurden die Franzosen von dem in aller Stille herbeigerückten bayrisch-lothringischen Heere, das durch die Kaiserlichen unter dem Feldmarschall Grafen Hatzfeld verstärkt worden war, überfallen und zum Teil vernichtet oder zur Ergebung gezwungen. Rosen entkam durch die Flucht über den Rhein mit der Leiche Guébriants und dem erkrankten weimarischen Generalleutnant Tubadel. Das Mazarinsche Regiment, das in Möhringen lag, wurde fast gänzlich niedergehauen. 8 Generale, 9 Obersten, 12 Stabsoffiziere, 240 Subalternoffiziere, 7000 Mann, die gesamte Artillerie, der größte Teil der Bagage fiel den Siegern in die Hände. Der Feind hatte beiläufig 4000 Tote und Verwundete (vergl. J. Heilmann, Die Feldzüge der Bayern in den Jahren 1643, 1644 und 1645 unter den Befehlen des Feldmarschalls Franz, Freiherrn von Mercy, Leipzig und Meißen 1851. S. 90—91). Unter den Gefangenen befanden sich Rantzau selbst, sowie die in Str. 9 neben Tubadel erwähnten Obrist Ohm (Oehm oder Ohemb) und Generalmajor Schönbeck, zwei Obristleutnants Marquis de Vitri (Str. 6). Der bayrische Obrist Truckmüller (Truxmüller Str. 16) mußte die in Tuttlingen befindlichen Frauen Rosens, Ohms und anderer feindlichen Offiziere nach Schaffhausen bringen[1]).

Der Überfall von Tuttlingen, den Schiller mit dem Tag von Roßbach vergleicht, erregte Jubel in ganz Deutschland, namentlich da es die besten französischen Truppen, großenteils die Sieger bei Rocroy waren, die sich so schmählich hatten überrumpeln lassen. „Es war den Deutschen zu gönnen", sagt Schiller, „wenn sie sich für das Elend, das die französische Politik über sie häufte, mit einem Gassenhauer auf die französische Tapferkeit bezahlt machten." Zu den Spottliedern, die damals auf die Franzosen gedichtet worden sind, gehört auch das oben mitgeteilte, ein anderes hat Ditfurth in seinen Sammlungen „Historische Volkslieder des bayrischen Heeres" 1871 S. 20 ff. und „Die historisch-politischen Volkslieder des Dreißigjährigen Krieges", Heidelberg 1882 S. 288—291 abgedruckt. Letzteres findet sich auch mit Erläuterungen in „Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs", herausgegeben von Karl Steiff, Lief. 4, 1903 S. 581—589.

[1]) Auf diesen Auftrag bezieht sich wohl Str. 16 mit den beiden ungewöhnlichen Fremdwörtern. „Landerlys" möchte ich durch „lanturlu" erklären, das zur Zeit Richelieus als Refrain eines lustigen Liedes aufkam und später in familiärer Sprache neben verschiedenen an deren Bedeutungen auch die von „Tollkopf" hatte. Die Übertragung dieses Namens auf die Sänger des leichtfertigen Liedchens liegt nahe. Ebenso paßt „Guardescus" gleich dem Plural von „garde — cul" „Unterrock" dem Zusammenhang nach recht gut.

Digitized by Google

Ein Kriminalprozeß aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts.

Von Freiherr v. Brüsselle-Schaubeck.

Im Archive der Burg Schaubeck, im Oberamt Marbach, lagern die Akten eines Prozesses, der einen Kgl. polnischen Obersten auf das Schaffot führte. Der Delinquent war ein Oheim der damaligen Besitzer und Gerichtsherren der Burg. Trotzdem zögerten dieselben nicht, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen und lieferten, durch Bestätigung des Urteils, einen Beweis ihrer Unparteilichkeit und ihres Gerechtigkeitssinnes.

Montag den 30. Juni 1721 wurde Johann Anton von Wartmann, Kgl. polnischer Oberst, auf Befehl der Gerichtsherrn zu Schaubeck und Kleinbottwar, des reichs- frei- und wohlgeborenen Herrn Friedrich Sebastian und Johann Ernst Friedrich von Gaisberg, morgens zwischen 3 und 4 Uhr auf dem Lausenstücklein [1]), einem ledigen Bürger Johannes Orth gehörig, durch den Scharfrichter von Stuttgart, unter Beihilfe des Heilbronner Scharfrichters, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gerichtet.

Sein Verbrechen bestand in folgendem. Wartmann hatte am 15. Oktober 1720 den Hirschwirt Johann Jakob Zillhardt von Kleinbottwar mit einer Pistole erschossen, weil Zillhardt dem Wartmann eine versprochene Weinfuhre nicht geleistet.

Johann Anton von Wartmann war geboren 1661 auf dem Gute Meremois (Lechof), unweit Reval, in Livland. Mit 15 Jahren trat er als Kadett in schwedische Dienste und wurde dann Leutnant in einem russischen Regiment.

Später finden wir ihn in der kaiserlichen Armee, wo er sich unter Prinz Eugen bei Belgrad als Hauptmann auszeichnete.

Er diente dann 1693 Württemberg als Obristleutnant, 1703—1704 Bayern in derselben Charge und wurde 1705 polnischer Oberst.

1685 vermählte sich Wartmann mit Marie Friederike von Gaisberg, mit welcher er bis zu seinem Tode in unglücklicher Ehe lebte, sie sogar

---

[1]) Der Lausenstücklein liegt auf der Markung Kleinbottwar, unter dem Amthaus, dem Kirchhofe zu.

Digitized by Google

des öfteren tätlich mißhandelte. Er wird als heftiger roher Mensch geschildert, der es auch mit der ehelichen Treue so wenig genau nahm, daß er häufig Weibspersonen in sein Haus brachte und seine Frau, wenn sie ihn dabei überraschte, mit Gewalt aus dem Zimmer entfernte, um in Ruhe seinen Gelüsten frönen zu können.

Wartmann besaß in Großbottwar ein Haus, den sogenannten Rechbergschen Freihof, später im Besitz der Familie von Bouwinghausen, jetzt Kameralamt. Sein heftiges Temperament brachte ihn jedoch sehr bald in Konflikt, nicht nur mit der Einwohnerschaft dieses württembergischen Städtchens, sondern auch mit dem dortigen württembergischen Vogt Kapf, so daß er genötigt wurde, den Freihof zu verkaufen. Er zog sich deshalb nach Kleinbottwar zurück, wohl in der Hoffnung, in diesem, seinen Neffen, den Herren von Gaisberg, zugehörigen Dorfe seinem gewalttätigen Charakter freieren Lauf lassen zu können.

Wartmann mietete eine Wohnung für jährliche 14 fl. bei dem Hirschwirte Zillhardt, lieh demselben auch 100 fl., um die Wohnung instand zu setzen.

Zillhardt war ein württembergischer Untertan aus dem nahen Städtchen Beilstein, hatte 1702—1705 im General von Erffaschen fränkischen Kreisregiment gedient und war in seiner Jugend als wilder Geselle bekannt. Später wandte er sich dem Christentum zu und war ein eifriger Separatist. Verheiratet war er mit der Tochter des freiherrlich von Gaisbergschen Hausvogtes Schildknecht.

Die Ursachen und der Tatbestand des Verbrechens waren wie folgt: von Wartmann besaß in Kleinbottwar einen Weinberg, wohl ein Erbteil seiner Frau. Er hatte nun den Zillhardt beauftragt, die geernteten Trauben in die Kelter zum Pressen zu führen, was ihm auch zugesagt wurde.

Zillhardt mußte am selben Tage mit seinen Pferden Vorspann leisten und so beauftragte er einen Nachbar mit dem Abholen der Trauben; dieser aber vergaß die Ausführung des Auftrages. Nachdem von Wartmann in dem Weinberge lange vergeblich auf den Fuhrmann gewartet, begab er sich in das Dorf, um nach dem Rechten zu sehen. Im Hause angekommen, fand er den Zillhardt in seiner Küche und dieser, nichts Böses ahnend, frug den Obersten, ob er heuer reich geworden sei, denn der Weinsegen war in diesem Jahre ein sehr großer.

Statt auf den Scherz einzugehen überhäufte Wartmann den Wirt mit Vorwürfen, daß er sein Versprechen nicht gehalten, hörte nicht auf seine Entschuldigungen und ging, laut scheltend, in seine im ersten Stockwerke gelegene Wohnung, nachdem er den Zillhardt noch aufgefordert,

Digitized by Google

ihm die schuldigen 40 fl.[1]) zurückzuzahlen. Unvorsichtigerweise folgte ihm der Zillhardt; ein Wort gab das andere, als plötzlich der Oberst in das Nebenzimmer ging und mit einer Pistole in der Hand zurückkam. Zillhardt, die Gefahr ahnend, stürzte sich auf den von Wartmann, ihm die Waffe zu entreißen, sank aber alsbald getroffen nieder. Seine schnell herbeigeeilte Frau brachte ihn mit Hilfe der Magd nach unten. Des andern Tages, morgens 7 Uhr, verschied Zillhardt unter großen Schmerzen. Die Ladung war ihm in den Unterleib gegangen. Oberst von Wartmann hatte sich gleich nach vollbrachter Tat aus dem Hause entfernt und war, so schnell er bei seinem Podagra gehen konnte, in der Richtung nach Großbottwar geflohen. Er wurde alsbald von nacheilenden Kleinbottwarern eingeholt, zurückgebracht und in seiner Wohnung bewacht. Daselbst blieb er während 37 Wochen, worauf er aus Gründen der Sicherheit in das Rentamtsgebäude in einen sicheren Arrest verbracht wurde.

Da man befürchtete, Zillhardt werde bald sterben, wurde, auf Befehl gnädiger Herrschaft, noch am selben Abend 7 Uhr ein Verhör mit ihm angestellt und durch den Ortspfarrer Martin Wieland, den Ortsanwalt Thomas Ladner und vier Gemeinderäte ein Protokoll aufgenommen.

Zillhardt berichtet, auf seinem Bette liegend, doch bei gesunder, unverletzter Vernunft, „daß der Obrist von Wartmann erstlich zu ihm in die Küche gekommen. Da habe er, Zillhardt, ihn, den Herrn Obristen, gefragt, ob der Herbst wohl abgegangen und er reich geworden wäre. Der Herr Obrist habe aber gleich anfangen zu schelten und entsetzlich zu fluchen, weil er, Zillhardt, ihm, dem Herrn Obristen, seinen noch im Weingardt stehenden Most dem Versprechen gemäß nicht habe nach Haus geführet, worauf der Zillhardt regerirt, daß er dießmahlen Fuhrleuten, welche Wein allhier geladen, vorspannen müssen, aber dennoch den Anwalt Ladner bestellet, der an seiner Statt den Most führen würde, worauf der Herr Obrist unter kontinuirlichem Fluchen und Schelten die Treppe hinauf in seine Stube geloffen, bald aber wieder herausgekommen und es von Neuem angefangen, wo er's zuvor gelassen, „insonderlich aber urgirt, er, Zillhardt, sollte ihn bezahlen, worauf Zillhardt die Treppe hinaufgegangen und gesagt, er wolle ihn, Herrn Obristen, bezahlen, aber hernach sein Haus allein haben, das sei sein und er, Zillhardt, lasse sich darin nicht konjoniren. Nach diesen gefallenen Worten wäre der Herr Obrist wieder in die Stube mit großem Drohen geloffen. Er, Zillhardt, aber in Meinung, der Obrist wollte nur nach dem spanischen Rohr greifen, seie still stehen geblieben, bis er gesehen, daß der Herr Obrist ein Pistol

[1]) 60 fl. hatte Zillhardt an der ursprünglichen Schuld schon abgezahlt.

Digitized by Google

gelangt und mit demselben nach ihm, Zillhardt, gezielet. Da er dann, weil er nicht mehr weichen wollte, ihm, dem Herrn Obristen, entgegengesprungen und getrachtet, demselben den Pistol auf die Seite zu schlagen. Ehe aber er, Zillhardt, dem Obristen recht auf den Leib gekommen, hatte er die Pistole brechen lassen und ihm, dem Zillhardt, den Schuß in die linke Seite gegeben."

Ein zweites etwas ausführlicheres Protokoll wurde ebenfalls denselben Abend durch den von der Herrschaft requirierten und schnell herbeigeeilten Stadtschreiber Beutel von Marbach aufgenommen. Derselbe pflegte kleinere Geschäfte für die Herrschaft Schaubeck zu besorgen. Es ist unterschrieben von dem Beutel, dem Anwalt Ladner und vier Gemeinderäten.

Nach Zillhardts Tode wurde am 16. Oktober durch David Mauchard, med. D., Joh. Jakob Beutel, Stadtschreiber und Johann Georg Spoun, Chirurgus, sämtliche von Marbach, auf Befehl gnädiger Herrschaft von Gaisberg ein Justiz und Legalinspektion resp. Sektion vorgenommen. Dieselbe ergab totale Zerstörung der Eingeweide und einen bedeutenden Bluterguß in den Abdomen mit hinzugetretenem Brande. Nieren und Blase waren intakt. Nachdem nun diese vorbereitenden Maßregeln erledigt waren, befanden sich die hohen Gerichtsherren in nicht geringer Verlegenheit, da sie einerseits das Verbrechen nicht ungeahndet lassen konnten, andererseits es ihnen widerstrebte, die ganze Strenge des Gesetzes gegen ihren Oheim anzuwenden. In dieser Schwierigkeit wandten sie sich an den Schwiegervater des einen Herrn von Gaisberg, an den Geh. Rat, Oberhofmeister und Obervogt von Tübingen, Philipp Heinrich von Goellnitz, um Rat. d. d. 17. Oktober 1720 meint derselbe, die Frau Obrist von Wartmann möge sich von ihrem Gemahl scheiden lassen. Die Scheidung könnte leicht in loco ausgesprochen werden, da die Frau Obrist, wie er Herr von Goellnitz selber gesehen, Spuren körperlicher Mißhandlungen seitens ihres Mannes an ihrem Leibe trage und auch die versuchte Flucht des von Wartmann nach vollbrachter Tat als böswilliges Verlassen bezeichnet werden könne. Die Scheidung löse nicht nur das vinculum matrimonii bei der Frau Obrist selber, sondern hebe auch jegliche Verwandtschaft mit den Herrn von Gaisberg auf, wonach dieselben in dem von Wartmann nicht mehr den Oheim, sondern nur den Mörder zu sehen hätten und gegen denselben als judices legitimi in loco ohne Privat- und Nebenrespekt vorgehen könnten. In diesem Falle hätten sie einen Rechtsgelehrten mit der Führung des Prozesses zu beauftragen und nach Einholung eines rechtlichen consilii nach Recht und Gewissen das Urteil zu sprechen. Sollten aber die Frau Obrist und die Herrn von

Digitized by Google

Gaisberg die Scheidung nicht wollen, so sollten sie sich ganz von der Leitung des Prozesses zurückziehen und salvis eorum privilegiis et juribus das Direktorium Kocher-Viertels ersuchen, eine Kommission zu ernennen, die den Prozeß führe.

Dieser zweite Rat wurde befolgt und in Antwort auf die bezügliche Eingabe teilt das Direktorium Orts am Kocher d. d. 28. Oktober 1720 frei-, Reichs-, hochwohlgeborenen Vettern und Schwägern mit, daß der Kommissär, Dr. Schellhas, mit der Leitung des Prozesses betraut sei. Derselbe führte die Rechtssache mit Hilfe des Stadtschreibers Beutel zu Ende. Der Prozeß kostete die Gerichtsherren ohne den Aufwand für die beiden Kommissäre über 1000 fl. Dem von Wartmann wurde der Lizentiat Hillern als Defensor gestellt.

Es wurde nun ein regelrechtes Protokoll aufgenommen, welches von den Inquirierten, den beiden Kommissären und vier Kleinbottwarer Gemeinderäten unterschrieben ist und 438 Seiten enthält.

Als erster wurde den 1. November vernommen der Obrist von Wartmann. Derselbe sucht seine Tat als Akt der Notwehr, begangen im Zustande der höchsten Erregung, darzustellen. Er habe den Zillhardt an seine Schuld gemahnt, worauf derselbe auf ihn, den Oberst, losgegangen sei; er habe nicht beabsichtigt, den Wirt totzuschießen, ihn vielmehr an den Beinen verwunden wollen, um ihn unschädlich zu machen, ein solcher Kasus könne dem „honetesten Menschen, welcher noch so honet in der Welt lebe", widerfahren.

Nach dem Obristen werden noch 21 Zeugen vernommen, welche beurkunden, daß von Wartmann gegen den Zillhardt alle möglichen Drohungen ausgestoßen, unter anderen, er werde den Hundsfott noch erschießen. Daß der Oberst eine geladene Pistole bei der Hand gehabt habe, erklärt Frau von Wartmann durch den Umstand, im vergangenen Sommer sei ein Duell zwischen ihrem Manne und dem Rittmeister von Gaisberg geplant gewesen, damals habe er die Pistole geladen, das Duell sei durch Major von Gaisberg beigelegt worden.

Sämtliche Aussagen der Zeugen deuten darauf hin, daß der Obrist schon lange die Absicht hatte, dem Zillhardt nach dem Leben zu trachten. Auch auf einige der Zeugen hatte der Obrist mit bewußter Pistole gezielt und ihnen mit Erschießen gedroht, so dem von Gaisbergischen Vogt Schildknecht, der einmal nur mit Mühe durch den Herrn von Poelnitz von Rieringen gerettet wurde.

Auf die weiteren Einzelheiten dieses Protokolls ist es nicht möglich einzugehen, sie betreffen das Vorleben der Obristen und wimmeln von Unflätigkeiten.

Digitized by Google

Auf Grund dieses Protokolls wurden verschiedene Fragen formuliert und diese dem Obristen und den Zeugen vorgelegt. Bei dem Obristen waren es 66 Fragen.

Sämtliche Zeugen sagen ungünstig für den Obristen aus, besonders diejenigen, die nach dem Schuß in das Zimmer gekommen sind. Dieselben erklären, der Zillhardt habe nicht einmal einen Stock bei sich gehabt, also könne von Notwehr seitens des Obristen gar keine Rede sein, derselbe sei trotz seines Alters ein so starker Mann, daß er auch ohne Pistole leicht mit dem Zillhardt hätte fertig werden können.

Nachdem der Inkulpat sowie sämtliche Zeugen in dieser Art vernommen waren, wurden dem Verteidiger am 8. Februar 1721 die sämtliche Akten übergeben und ihm 14 Tage Frist zur Verfassung der Verteidigungsschrift gestellt. Infolge von Erkrankung des Verteidigers jedoch wurde diese Schrift erst am 14. März übergeben.

Lizentiat Hillern beschränkt sich in seiner Verteidigung darauf, nachzuweisen, der Obrist sei durch den Zillhardt schwer gereizt worden, auch sei ein alter Soldat nicht wie ein gewöhnlicher Mensch zu beurteilen. Es sei natürlich, daß ein solcher rasch zur Waffe greife, im übrigen habe während des Wortwechsels Zillhardt den Obristen angerührt, also habe sich derselbe in Notwehr befunden. Wäre Zillhardt dem Obristen nicht in das obere Stockwerk nachgegangen, so wäre das ganze Unglück nicht geschehen. Der Defensor schließt damit, daß er die Richter bittet, den Angeklagten von der Beschuldigung des Totschlages zu absolvieren.

Nachdem nun die Verhöre beendigt und die Verteidigungsschrift eingereicht war, hätte man zur Fällung des Urteils schreiten können. Eines aber fehlte noch und das war das Geständnis des Obersten von Wartmann, daß er die Pistole in der Absicht, den Zillhardt zu töten, auf denselben abgedrückt. Dazu wollte sich derselbe nun absolut nicht verstehen, versteckte sich hinter die Notwehr, behauptete, Zillhardt sei auf ihn, den Obristen, losgegangen und da sei die Pistole aus Versehen losgegangen, während er doch vorher behauptet hatte, er habe den Zillhardt durch einen Schuß in die Beine unschädlich machen wollen. Da alles Zureden nichts nützte, erholte man sich Rat bei der Universität Gießen, was nun zu tun sei.

Die dortige juristische Fakultät gab ihr Urteil dahin ab, der Inkulpat sei nochmals in Güte zu befragen

1. ob er nicht die Pistole gegen den entleibten Zillhardt selbst und mit Fürsatz losgedrücket und nach ihm geschossen? oder

2. ob er mit Wahrheit behaupten könne, daß dieselbe ohne sein Zutun von ohngefähr losgegangen sei?

Digitized by Google

Falls er nicht geradezu bekenne, sei er mit peinlicher Frage anzugreifen[1]), auch alles fleißig zu protokollieren und was Inquisit alsdann bekenne, sei ihm nach Verfluß von 24 Stunden, außer dem Ort der Peinlichkeit, wieder vorzuhalten.

Unter dieses Gutachten schrieben die Gerichtsherrn „fiat publicatio, 25. Juni 1721."

Die Mitteilung an den Obristen geschah am selben Tage, von der Anwendung der Folter konnte abgesehen werden, da Wartmann am 26. Juni dem Pfarrer Wieland von Kleinbottwar und am selben Tage dem Stiftsprediger am reichsunmittelbaren Stifte in Oberstenfeld, Magister Egidius Zink, die Erklärung abgab, daß er scienter et voluntarie die Pistole auf den Zillhardt nicht nur gehalten, sondern auch abgedrückt. Er setzt aber hinzu, er habe animum occidendi nicht gehabt, vielmehr den Zillhardt nur in die Beine schießen wollen. Auf Befragen des Pfarrers Wieland, warum er nicht früher der Wahrheit die Ehre gegeben, sagt Wartmann, es wäre ihm erst, da er letzlich Gott darum gebeten, durch hartes Nachsinnen und quasi per revelationen divinam beigefallen.

Die Androhung der Folter mag bei diesem Geständnis eine große Rolle gespielt haben, daß es aber der Wahrheit entspricht, daran ist nicht zu zweifeln.

Den Akten liegt ein Gutachten der Juristen in Tübingen, Georg Friedrich Harprecht und Christian Friedrich Schickert d. d. 7. Juni 1721 bei, worin sich dieselben, falls der Angeklagte bei seinem Leugnen verharre, entschieden für die Anwendung der Tortur erklären.

Nun konnte der Prozeß abgeschlossen werden, Wartmann hatte sein Geständnis abgelegt und es wurde zum Urteil geschritten. Dasselbe wurde von den Decani, Doktores und Professores der Universität zu Gießen, und zwar laut Begleitschreiben schon am 29. Mai 1721 gefällt. Es lautet „das Inquisit Anderen zum Exempel und Abscheu, sich selbst aber zur wohlverdienten Strafe mit dem Schwerdt vom Leben zum Tod hinzurichten sei".

Weiter bestimmt das Urteil, Wartmann habe der Witwe und den Waisen des Zillhardt wenigstens 500 Gulden, nach Ermessen der Gerichtsherren, zu leisten.

Da Wartmann nichts im Vermögen hatte, wurde von der Geldbuße abgesehen.

Das Urteil approbierten die Gerichtsherrn und schrieben darunter „approbirt et fiat executio".

[1]) Er sollte gefoltert werden.

Digitized by Google

Obschon die adligen Frauen,[1]) sowie die Witwe und der Schwiegervater des entleibten Zillhardt, eine Eingabe um Begnadigung des Obristen machten, glaubten die hohen Gerichtsherrn dennoch der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen zu müssen.

Den 28. Juni 1721 wurde das Urteil dem Obristen vorgelesen und am 30. morgens zwischen 3 und 4 Uhr fiel Wartmanns Haupt.

Er starb ruhig und gefaßt, wie es einem alten Soldaten ziemte, der schon so oft dem Tode ins Auge gesehen.

Nach Verkündigung des Urteils trank er ein Glas Wein auf das Wohl der Herrn von Gaisberg und sagte: „Meine Vettern sind unschuldig, sie müssen Gottes Werkzeug sein."

Anfangs wollte er nichts von geistlichem Zuspruch wissen, er sagte, lieber wolle er das Abendmahl vom Scharfrichter als von dem Pfarrer empfangen.

Als es ihm aber klar wurde, daß sein Leben wirklich verwirkt sei, söhnte er sich mit seinem Seelsorger aus, gestand ihm reumütig alle seine Sünden und empfing kniend das heilige Abendmahl. Er wiederholte häufig, „er vermaledeie sein sündiges Leben und verwundere sich über die ihm noch erschienene Barmherzigkeit des Herrn."

Vor seiner Hinrichtung sangen die jungen Leute des Dorfes vor seinem Fenster Sterbelieder. Er lehnte sich zum Fenster hinaus, sang mit und rief hinunter: „Es wird mir ja nicht zur Missetat gereichen, wenn ich mich auf meinen Tod freue wie auf einen Tanz." Bei der Fahrt zum Richtplatz sprach er: „Ich klebe an Jesu wie eine Klette am Kleide."

Auf dem Richtplatz sagte er: „Ich lasse meinen Jesu nicht, er wird mich nicht verlassen."

Dem ihn zum letzten Gange begleitenden Pfarrer Wieland sagte er: „Adieu, mein Herzenspfarrer."

Des Obristen von Wartmanns Grab ist nicht aufzufinden.

Der Blutbann (das Recht, über Leben und Tod zu richten) war fast immer Reichslehen, in seltenen Fällen wurde er als Afterlehen verliehen. Von der Reichsritterschaft besaß den Blutbann ausschließlich der Schwäbische Kreis.

Daß dieses Recht schon in alten Zeiten schon bestanden, unterliegt keinem Zweifel[2]). Den ersten Lehensbrief für die gesamte schwäbische

---

[1]) Die Gattinnen der beiden Gerichtsherrn und Frau von Wartmann.

[2]) Das faktische Recht der hohen Gerichtsbarkeit hatte sich die schwäbische Reichsritterschaft schon nach dem Untergange der Hohenstaufen angeeignet.

Digitized by Google

Ritterschaft stellte Kaiser Rudolf II. am 3. November 1609 aus. Es folgten Mathias 17. Oktober 1613, Ferdinand II. 18. Mai 1620, Ferdinand III. 15. Mai 1652, Leopold 20. Dezember 1672, Karl VI. 24. Juni 1718. Für den einzelnen mußte die Neubelehnung bei jedem Besitzwechsel eingeholt werden [1]).

Dafür wurde bezahlt an den Reichshofrat Taxe 92 Gulden. Dem Lehensherrn (dem Kaiser) an Laudemien 2000 Gulden, jedoch nur bei Käufen und Erbschaft von Seitenverwandten, nicht bei Deszendenten.

Das Lehen konnte verwirkt werden durch Mißbrauch oder Weigerung Taxen und Laudemien zu zahlen, das Recht der peinlichen Gerichtsbarkeit blieb jedoch immer bestehen, nur mußte das Urteil bei einem benachbarten Herren, der den Blutbann besaß, vollzogen werden.

Quellen: Akten über den von Wartmannschen Kriminalprozeß. Archiv Schaubeck.

Joh. Phil. Fresenii Pastoralsammlung B. XI pag. 311. Ende des Obrist v. Wartmann, geschildert von Martin Wieland, Pfarrer in Kleinbottwar. Stiftsbibliothek Tübingen.

Vermischte Betrachtungen über den Blutbann der unmittelbaren freyen Reichsritterschaft in Schwaben 1783.

---

[1]) Im Archiv zu Schaubeck befinden sich nachstehende Blutbann-Lehensbriefe:

1. Maximilian der Ander verleiht Hans Dietrich von Plieningen den Blutbann in seinem Schlosse Schaubeck mit Kleinbottwar, d. d. Preßburg, 3. September 1569. — 2. Desgleichen von Ferdinand III. an Eitel Hans von Plieningen, d. d. Wien, 11. Juli 1642. Es werden Belehnungen von Kaiser Rudolf II., d. d. 27. August 1577 und von Ferdinand II., d. d. 16. April 1621, erwähnt. — 3. Desgleichen von Karl VI. an Johann Sebastian von Gaisberg, d. d. Wien 17. Januar 1713. — 4. Desgleichen von Karl VI. an Friedrich Sebastian und Johann Ernst Friedrich von Gaisberg, d. d. Laxenburg, 2. Mai 1714. — 5. Desgleichen von Karl VII. an Georg Wolf von Kaltental als Vormund verschiedener minderjähriger Herrn von Gaisberg, d. d. Frankfurt a. M., 5. Juli 1743. — 6. Desgleichen von Kaiser Franz I. an die Herrn v. Gaisberg, d. d. Wien, 24. März 1747. — 7. Desgleichen von Kaiser Josef II. an die Freiherrn v. Kniestedt, d. d. Wien, 17. März 1767. — 8. Desgleichen von Kaiser Leopold III. an die Freiherrn v. Kniestedt, d. d. Bologna, 16. Mai 1791. — 9. Desgleichen von Kaiser Franz II. an die Freiherrn v. Kniestedt, d. d. Wien, 21. Januar 1793. — 10. Desgleichen von Kaiser Franz II. an die Freiherrn v. Kniestedt, d. d. Wien, 25. Juli 1796.

Digitized by Google

Über die in dem Besitz der württembergischen Krone befindliche Majolikasammlung.

Von Oberschloßinspektor Hoffmeister.

Von dem Vorhandensein einer im Besitz der Krone befindlichen äußerst wertvollen und interessanten Sammlung alter Majoliken dürfte, selbst in Württemberg und unter Fachleuten, nur wenigen Näheres bekannt sein. Und doch nimmt diese Sammlung unter den Majolikasammlungen Deutschlands den Rang an zweiter Stelle ein. Die bedeutendste der Stückzahl nach ist diejenige im herzoglichen Museum in Braunschweig mit 1075 Nummern, alsdann folgen die württembergische mit 826, eine im deutschen Gewerbemuseum in Berlin befindliche mit 718, Sammlungen in Dresden mit 200, im bayerischen Nationalmuseum in München mit 70–80, im fürstlichen Schlosse zu Sigmaringen mit 60 Nummern und einige kleinere Kollektionen.

Von unserer Sammlung befinden sich die größeren und schöneren Stücke, 503 an der Zahl, im Residenzschloß in Stuttgart, die andern 323 kleineren und meist weniger schätzbaren in Bebenhausen. Außer zwei älteren Geschirren, welche der Zeit um oder vor dem Jahr 1500 angehören, enthält die Sammlung fast ausschließlich Faenza- und Urbinofabrikate aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Unter jenen zeichnet sich eine erhebliche Anzahl der schönen meist blau-, gelb- und rotgemalten Schalen und Teller aus, die heute ganz besonders gesucht und geschätzt werden. In Anbetracht des hohen Alters der Geschirre ist deren Erhaltung im Gegensatz zu den in andern Sammlungen befindlichen eine gute zu nennen. Besonders zu erwähnen ist, daß sich in der Stuttgarter Sammlung ein von dem berühmten Francesco Xanto 1540 gemalter Teller und fünf Geschirre befinden, welche letzteren das Wappen und den Namen des „Johann Neudörffer Rechenmeister", sowie die Jahreszahl 1552 tragen und wahrscheinlich für Neudörffer, den bekannten Verfasser der „Nachrichten von den Nürnbergischen Künstlern und Werkleuten u. s. w." (1546) in Faenza gefertigt worden sind.

Digitized by Google

Wie wenig beachtet unsere Sammlung lange Zeit gewesen, geht aus den Einträgen in den Inventarien des vorigen Jahrhunderts hervor. Der älteste derselben vom Oktober 1819 besagt, daß die vormals in den Hohenheimer Anlagen in dem sog. Schweizerhaus aufgestellte Sammlung im Jahr 1798 in das Kastellaney-Magazin nach Stuttgart gebracht und dort von Hofrat Professor Dannecker in 5 Klassen eingeteilt und insgesamt zu 203 fl. angeschlagen worden sei. In diesem Magazin blieb die Sammlung lange Zeit unbeachtet liegen, einzelne Stücke (wahrscheinlich nicht die schlechtesten) wurden an den Legationsrat v. Weckherlin im Haag um den lächerlichen Preis von 15 kr. per Stück verkauft. Bei Neuanlage der Inventare im Jahr 1864 wurde die Sammlung sodann zu 248 fl. 5 kr. veranschlagt, erst Seine Majestät der verewigte König Karl hat, den Wert der Sammlung erkennend, solche wieder ans Licht gezogen und in Höchstseinen eigenen sog. offiziellen Zimmern und in Bebenhausen aufstellen lassen. Die nunmehr von Sachverständigen vorgenommene Taxation der Geschirre, bei welcher jede einzelne Nummer besonders geprüft und mit Anschlag versehen wurde, ergab nun freilich ein ganz anderes Resultat als die beiden vorhergegangenen. Der Wert des schönsten einzelnen Stücks wurde mit 7000 fl., derjenige der ganzen Sammlung mit 183339 fl. beziffert. Heute steht die Sammlung, nachdem die Einzelanschläge bei der Krongutsrevision im Jahr 1892 herabgesetzt worden sind, mit 161140 Mk. zu Buch.

Über die Herkunft der Sammlung war seither nichts zuverlässiges bekannt. Bei G. H. Memminger „Stuttgart und Ludwigsburg mit ihren Umgebungen 1817" ist sie erwähnt und dabei bemerkt, woher sie rühre, sei unbekannt, merkwürdig aber sei, daß in dem Streit über den Ursprung und den Namen der Majolika ein Herzog von Württemberg auftritt. Museumsdirektor Dr. H. Riegel in Braunschweig schreibt darüber in der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung von 1876 Nr. 322 [1]), nachdem er betont, daß er nirgendwo weder in Handbüchern oder Zeitschriften noch in Reisebüchern einer Nachricht von dieser Sammlung begegnet sei und auch bei Stuttgartern, die sonst der Kunst nahestehen, gefunden hatte, daß sie keine Kenntnis von der Sammlung hatten: Die letztere solle ebenso wie die Braunschweiger in Venedig erworben worden sein, diese von Herzog Anton Ulrich von Braunschweig noch im 17. Jahrhundert, jene von Herzog Karl Eugen von Württemberg um die Mitte des 18. Jahrhunderts. In Nr. 19 des „Beobachters" von 1876 sodann führt der bekannte

[1]) Einen Teil obiger Ausführungen habe ich dem betr. Artikel Dr. Riegels entnommen.

Digitized by Google

Karl Mayer, angeregt durch den Artikel des Dr. Riegel aus, es spreche allerdings die Württ. Hoftradition für die Richtigkeit jener Annahme Riegels, der geschichtlichen Beglaubigung ermangle sie indessen („wenigstens sollen die Inventarien der württembergischen Hofhaltung zurück bis zu denen, welche noch in Schweinsleder gebunden sind, vergeblich nach einem Nachweis über den Erwerb der Majoliken durchblättert worden sein"). Wenn sich nicht bei näherer Nachforschung bestimmte Belege für den Erwerb durch Herzog Karl Eugen ergeben sollten, wäre für die württ. Majoliken eine frühere Erwerbung anzunehmen. Dem Geschmack seiner Zeit gemäß würde Karl Eugen eher Porzellan als Majolika aufgekauft haben, während zu Karl Alexanders Zeiten die letztere Art der Poterie die geschätztere war.

Ihm (Karl Mayer) gegenüber nimmt in Nr. 48 des „Beobachters" vom selben Jahr Frau E. Simon-Vely (bekannt als Verfasserin des Werks „Herzog Karl und Franziska") die Wahrscheinlichkeit der Erwerbung der Sammlung durch Herzog Karl an, und teilt eine Notiz aus dem Tagebuch der Franziska von Hohenheim mit, wonach diese mit dem Herzog zur Ankunft des russischen Thronfolgerpaars, September 1782, die Majolika geordnet habe.

Nach alledem ist also die Frage über die Herkunft der Sammlung bis heute noch eine offene gewesen. Neuerdings nun bin ich beim Suchen anderer alter Akten auf Berichte der Gewölbsverwaltung gestoßen, welche mit einem Male Licht in die Angelegenheit bringen. Diese Verwaltung berichtet an den Herzog:

am 10. Januar 1779: daß die von dem Spiegel- und Kunsthändler Eckert in Augsburg erkaufte Partie von 79 Stück Majolika durch den Postwagen angekommen seie. Kosten 218 fl. 12 kr.

am 15. Januar 1779: Ueber die heute angekommene Partie von 70 Stück alter Majolika, worunter viele Stücke von ganz besonderem Wert und Schönheit sein sollen, habe ich anliegende Faktura bekommen über 195 fl. 5 kr.

am 22. Januar 1779: Über die heute abermals angekommene Partie von 38 Stück Majolika habe ich anliegende Faktura über 79 fl. 7 kr. bekommen.

am 7. Juni 1779: Auf Euer Herzoglichen Durchlaucht gnädigsten Befehl habe ich die von einer Partie Majolika gnädigst ausgezeichneten 6 Stück von Augsburg kommen lassen. Kosten 44 fl. 13 kr.

am 14. Juni 1779: Die auf Euer Herzoglichen Durchlaucht gnädigsten Befehl von Augsburg beschriebenen 2 Partien Majolika, nemlich 53 Stück pro 130 fl., 5 Stück pro 12 fl., wie auch noch weitere 4 p. 24 fl., die der Kaufmann Eckert allda ohne vorherig erhaltenen Befehl zu erkaufen für nützlich und rätlich erachtet, sind angekommen. (Auf diesen Bericht bemerkt der Herzog in seinem Dekret, ddo. Hohenheim, 28. 6. 1779: Die Ware ist aber sehr schlecht ausgefallen und zum Teil nicht einmal Majolika, sondern Geschirr von Erden.)

Digitized by Google

am 29. Oktober 1779: Mit der Entschuldigung, daß es vieler Geschäfte halber hätte versäumt werden müssen, hat mir mein Correspondent in Nürnberg die Faktura über die vorigen Donnerstag eingelieferte Partie Majolika erst heute eingeschickt. Er hat solche noch um 36 fl. billiger erhandelt, als solche angeschlagen war, und beträgt also die ganze Partie samt allen Unkosten 305 fl. 44 kr.

(Leider ist hier die Stückzahl nicht angegeben, es ist aber aus dem Preise zu schließen, daß sie nicht unter 100 betragen haben kann.)

am 15. November 1779: Die von Augsburg beschriebene Partie von 36 Stück Majolika pro 150 fl. ist heute angekommen.

am 26. November 1779: Dem höchst mündlich gegebenen Befehl zufolge habe ich auch die kleine p. 55 fl. gehaltene Partie von 21 Stück Majolika von Augsburg beschrieben, welche in diesem Augenblick angekommen ist.

Nach beinahe dreijähriger Pause sodann folgt ein Bericht der Gewölbsverwaltung, welcher auch sonst nicht uninteressant ist, und welchen ich daher im Wortlaut wiedergebe:

Unter der Verlassenschaft des unlängst verstorbenen Herrn Generalmajors v. Rieger befindet sich nach anliegender Spezifikation eine sehr schöne Sammlung von auserlesenem echtem Majolika, welches der Major und Flügeladjutant v. Rieger nicht unter die letzt abgehaltene Auktion getan, sondern mich, da ich die Sammlung gesehen und bewundert habe, ersucht hat, E. H. D. die untertänigste Anzeige davon zu tun, ob etwa Höchstdieselbe Lust haben möchte, solche vor sich zu kaufen. — Auf die Veranlassung und Frage um die Taration und um den Preis dieser Sammlung antwortete mir der Major v. Rieger: Die Gnadenbezeugung, womit E. H. D. sowohl seinen seligen Vater als auch und insbesondere nach seinem Tod seine Mutter zu überströmen gnädigst geruht haben, machen in ihnen solchen devotesten Eindruck der Dankbarkeit, daß es ihnen nicht möglich sei, einen Preis zu bestimmen, sondern sie wollen sich diesfalls der höchsteigenen gnädigst wohlgefälligen Bestimmung gänzlich überlassen.

In der Zahl und der auserlesenen Qualität mag diese Sammlung nach meinem Erachten derjenigen Lieferung ungefähr beikommen, die im Oktober 1779 von Nürnberg geschehen ist. —

Hierauf folgt am 25. Juni 1782 nachstehender weiterer Bericht: Dem Obristwachtmeister und Flügeladjutanten v. Rieger habe ich angezeigt, was E. H. D. nach der Anlage von dem Majolika zu choisieren allergnädigst geruht haben, wobei ich ihn gnädigst befohlenermaßen um die Bestimmung des Preises veranlaßt habe. Er erklärte sich, daß es ihm und seiner Mutter die größte Gnade wäre, wenn E. H. D. diese Kleinigkeit ohne Bestimmung eines Preises anzunehmen gnädigst geruhen wollten, indem es ihnen aus letztmals angeführten Ursachen einen Preis zu bestimmen ohnmöglich wäre, zumalen da es ja nur wenige Stücke sind, die nach den

Digitized by Google

Preisen der von Nürnberg gekommenen Sammlung zu berechnen, nicht mehr als 40—50 fl. betragen könnte.

Ich will also gnädigsten Befehl erwarten, ob und wohin die gnädigst choisierten 29 Stück abgeschickt werden sollen. —

Weitere Akten über die Sache habe ich nicht gefunden.

Obgleich nach vorstehendem nur der Nachweis über die Herkunft eines, allerdings wohl des größeren Teils der Majolikasammlung erbracht ist, so geht doch so viel sicher daraus hervor, daß Herzog Karl — entgegen der Ansicht von Karl Mayer (s. oben) — eine besondere Liebhaberei für Majolika hatte und die Sammlung nicht als Ganzes erworben, sondern allmählich in Partien zusammengekauft hat. Unter Berücksichtigung des Umstands sodann, daß die Gewölbsverwaltung Ende der 1760er und anfangs der 1770er Jahre dem Herzog öfter Meldung erstattet, es sei aus Venedig eine Anzahl „Küsten mit Marbre und andern zerbrechlichen Sachen" angekommen, dürfte der Schluß gerechtfertigt sein, daß Herzog Karl auf seinen bekannten italienischen Reisen, bei welchen in ihm wohl das Interesse für Majolika geweckt wurde, den Grundstock für die Sammlung erworben und solche durch spätere Zukäufe vergrößert hat. Merkwürdig ist nur, daß schon nach so verhältnismäßig kurzer Zeit (vergl. die oben angeführte Stelle aus Memminger 1819) jede Spur über die Art des Zustandekommens der Sammlung verloren gegangen ist.

Bemerkt mag noch werden, daß die Sammlung den sich dafür Interessierenden auf Wunsch gerne zugänglich gemacht wird.

Digitized by Google

Besprechungen.

Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden. Herausgegeben von der Badischen historischen Kommission. Bearbeitet von Albert Krieger. Zweite durchgesehene und stark vermehrte Auflage. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, Bd. 1 1904, Bd. 2 1905.

Wir sind den Lesern noch den Bericht über den Abschluß des wertvollen Werkes schuldig. Schon rein äußerlich zeigt sich am Anschwellen des Umfangs, das eine Teilung in zwei immer noch stattliche Bände nötig machte, wie groß die Menge dessen ist, was seit der ersten Auflage neu hinzugekommen ist. Aus ehemals 962 Seiten sind 1290 und 1590 Spalten = 1440 Seiten geworden. Den Löwenanteil an der Zunahme haben die personengeschichtlichen Abschnitte, die in diesem Umfang eigentlich über den Rahmen eines topographischen Werks hinausgehen. Wenn, was doch sehr zu wünschen wäre, auch andere deutsche Staaten an die Ausarbeitung eines historischen Ortsverzeichnisses gehen, werden sich die Bearbeiter wohl überlegen müssen, ob sie eben so freigebig sein dürfen wie Krieger. Das hindert natürlich nicht, daß der Benützer sich des Gebotenen herzlich freut; auch wer nur ein topographisches Wörterbuch zu finden meint, braucht bei der reichen Ausbeute, die ihm zuteil wird, nicht mißgünstig gegen den Forscher zu sein, dem die Listen von Angehörigen adliger Geschlechter, von Äbten, Pröbsten, Äbtissinnen, von Vögten und Schultheißen größerer Gemeinden, ja selbst von Pfarrern einfacher Landkirchen willkommen sind. Seit die erste Auflage erschienen ist, hat die Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Dresden 1900 „Vorschläge für die Ausarbeitung historischer Ortschaftsverzeichnisse" aufgestellt, die als Aufgabe eines derartigen Werks bezeichnen „in kürzester lexikographischer Form von den Wohnplätzen des behandelten Gebietes diejenigen Nachrichten zu geben, welche die Entwickelung des Namens sowie die Lage, Entstehung und jeweilige Zugehörigkeit zu politischen oder kirchlichen Verbänden klarstellen". Auch Berge, Flüsse, Seen und Wälder sollen entsprechende Berücksichtigung finden. Von den einzelnen Artikeln wird verlangt: Angaben des modernen Namens, der historischen Namensentwickelung, geschichtlicher Nachrichten über die Entstehung, Zusammensetzung und topographische Entwickelung, über die Entwickelung der politischen Zugehörigkeit, die kirchliche Zugehörigkeit. Diesen Forderungen entspricht das badische Wörterbuch in vollem Umfang. Was man ungern vermißt, ist eine ebenfalls in den „Vorschlägen" als wünschenswert bezeichnete Einleitung mit systematischer Übersicht der politischen Zusammensetzung und der kirchlichen Einteilung in ihren historischen Wechsel bis zur Gegenwart. Der kundige Bearbeiter des Buchs wäre mit seiner Beherrschung des Stoffs ein willkommener Deuter des bunten Bildes gewesen, als das die Karte der territorialen Entwickelung auch des Großherzogtums Baden dem Beschauer erscheint. Vielleicht findet

Digitized by Google

sich einmal in der 3. Auflage durch Einschränkung an anderer Stelle auch für die Einleitung Raum. Vorläufig können wir vielleicht der Befriedigung über die 2. Auflage keinen bessern Ausdruck verleihen als durch den Wunsch, daß uns unser Nachbar im Osten bald ein ähnlich tüchtiges, zuverlässiges und umfassendes Hilfsmittel für topographische Forschungen auf bayrischem Boden bescheren möge. M.

Die Stadtrechte von Tübingen 1388 und 1493 nebst Anhang 1. Die Rechtssprache als Hilfe zur Ausmittelung der alten Grenzen der deutschen Stämme. 2. Die ehemaligen deutschen Reichsarchive. Bearbeitet von Friedrich Thudichum. (Tübinger Studien für Schwäbische und Deutsche Rechtsgeschichte. Erster Band. Erstes Heft.) Tübingen, Laupp 1906.

Während die älteren Stadtrechte in der Regel nur einzelne Gegenstände namentlich des öffentlichen Rechts ordnen, machte sich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts das Bedürfnis nach umfassenden Kodifikationen von Prozeßrecht und Privatrecht immer dringender geltend. Es waren zuerst einige Städte, in denen diese sogenannten „Reformationen" erscheinen. Wenn dort, wo sie vom Rate der Stadt erlassen wurden, dies als ein Schritt zur größeren Unabhängigkeit der Stadt vom Stadtherrn zu gelten hat, so ist es umgekehrt sicher ein Beweis einer kräftig sich betätigenden Landeshoheit, wenn unter den vier Stadtrechtsreformationen, die Köhne in seiner Schrift über die Wormser Stadtrechtsreformation vom J. 1499 als zeitlich dieser vorangehend erwähnt, sich zwei von Graf Eberhard, dem nachmaligen ersten Herzog, publizierte befinden. Die eine, ältere, ist das Uracher Stadtrecht; leider scheint der betreffende Codex nicht mehr vorhanden zu sein, man ist hierfür also auf die Inhaltsangaben Wächters in seiner Geschichte u. s. w. des Württembergischen Privatrechts und einen unvollständigen Abdruck bei Fischer, Versuch über die Geschichte der teutschen Erbfolge, nach dem für die Vorarbeiten zum Landrecht eingesandten, in dem bekannten Codex Consuetudinum auf der K. Landesbibliothek erhaltenen Bericht angewiesen. Um so dankenswerter erscheint es daher, daß Herr v. Thudichum im 1. Heft der von ihm herausgegebenen Tübinger Studien, obwohl sie nach dem Vorwort in erster Linie Darstellungen aus der deutschen Rechts- oder Verfassungsgeschichte zu bringen beabsichtigen und im allgemeinen nicht größere Urkunden zum Abdruck bringen wollen, das mit dem Uracher nach Wächters Angaben zu einem sehr großen Teil ganz übereinstimmende Tübinger Stadtrecht hier nach der Tübinger Handschrift zum erstenmal vollständig zum Abdruck bringt.

Die Stadt Tübingen erhielt dieses Stadtrecht am 22. April 1493. Es handelt beinahe ausschließlich von Zivilprozeß und Privatrecht, während ein von Eberhard für Stuttgart gegebenes Stadtrecht von 1492 überwiegend polizeiliche und strafrechtliche Bestimmungen enthält, so daß, wie aus dem Vergleich auf S. 10/11 des Hefts ersichtlich ist, nur einige zivilprozessualische Artikel in das Tübinger übergingen. Zahlreiche polizeiliche Bestimmungen enthält auch das Uracher Stadtrecht.

Das Tübinger Stadtrecht zeigt das allmähliche Eindringen des römischen Rechts in die Lokalrechte, hat aber manches deutsch-rechtliche, so das eheliche Güterrecht, erhalten. Wächters Annahme eines Freiburger Stadtrechts als Quelle des Tübinger und Uracher Stadtrechts lehnt v. Thudichum ab; und allerdings stammt auch wenigstens die Freiburger Stadtrechtsreformation von Ulrich Zasius erst aus dem Jahre 1520, die älteren Beziehungen zu Freiburg z. B. seine Oberhofstellung für Tübingen noch am Anfang des 15. Jahrhunderts werden für die Frage der Entstehung der Stadtrechtsreformationen kaum mehr in Betracht kommen.

Digitized by Google

Wenn einmal eine eingehendere Untersuchung der Entstehung des Tübinger Stadtrechts vorgenommen werden wollte, als es der Bearbeiter beabsichtigte, wäre auch eine im K. Staatsarchiv befindliche Abschrift des Tübinger Stadtrechts, welche die Stadt Tübingen der Stadt Leonberg im Anfang des 16. Jahrhunderts mitteilte, zu Rate zu ziehen. Auch die von Senkenberg mitgeteilten kurzen Tübinger Stadtrechtsaufzeichnungen, die hier auf S. 7 abgedruckt sind, finden sich auf einer Seite eines Quartblattes von einer Hand des 15. Jahrhunderts im Staatsarchiv. Wie dieses Stück beschränkt sich auch die auf S. 5/6 abgedruckte Aufzeichnung von 1388 im Gegensatz zu dem Stadtrecht von 1493 auf wenige Gegenstände öffentlich-rechtlicher Natur.

Außer den Stadtrechten enthält das Heft eine Zusammenfassung und Erweiterung früher in der Münchener Allgemeinen Zeitung u. s. w. erschienenen Aufsätze v. Thudichums über die Rechtssprache als Hilfe zur Ausmittelung der alten Grenzen der deutschen Stämme. Bei der Anwendung dieses Hilfsmittels zu dem bezeichneten Zweck dürfte sich gerade bei Grenzgebieten immerhin einige Vorsicht empfehlen. So sind z. B. auch im doch zum größten Teil schwäbischen alten Herzogtum Württemberg die fränkischen Namen und Einrichtungen der Heimbürgen (für die Dorfbürgermeister) statt der schwäbisch-alemannischen Dorfvierer, die sich erst im Ellwangenschen und auf der Ulmer Alb finden, üblich gewesen und ebenso der fränkische Büttel statt des schwäbisch-alemannischen Waibel, der gleichfalls erst wieder in den nächstangrenzenden schwäbischen Gebieten erscheint. Einen weiteren Anhang bildet ein zuerst in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung erschienener Aufsatz v. Thudichums über die ehemaligen deutschen Reichsarchive und ihre wechselvollen Schicksale. W.

Die Diözesen Konstanz, Augsburg, Basel, Speier, Worms nach ihrer alten Einteilung in Archidiakonate, Dekanate und Pfarreien. Bearbeitet von Friedrich Thudichum. (Tübinger Studien für Schwäbische und Deutsche Rechtsgeschichte, 1. Bd., 2. Heft.) Tübingen, Laupp 1906.

Verzeichnisse der Pfarreien des Mittelalters in den einzelnen Diözesen sind längst ein Bedürfnis. Sie müßten überall die heutigen Namensformen und die heutigen Amtsbezirke angeben, ein alphabetisches Register zur Erleichterung von Einzelbenützungen müßte neben der Gruppierung nach den alten Archidiakonaten und Dekanaten hergehen. Mit Hilfe der vorhandenen Vorarbeiten und der lokalgeschichtlichen Literatur wäre es ohne besondere Mühe möglich, die alten Listen zu berichtigen, zu ergänzen und soweit sie Rätsel aufgeben, in den meisten Fällen auch zu erklären. Das Material, das für die einzelnen Bistümer vorliegt, ist ja sehr ungleich. Während wir für Konstanz 3 vollständige und mehrere unvollständige Verzeichnisse aus 4 Jahrhunderten besitzen, gibt es von Basel (außer 2 bei Thudichum erwähnten, noch nicht veröffentlichten von 1394 und 1550—1600), Speier und Worms nur je eines aus dem 15. Jahrhundert, für Augsburg ist man auf eine Liste angewiesen, die vermutlich wesentlich länger ist. Hier ist also die Arbeit verhältnismäßig einfach, sie ist nur bei Konstanz größer, aber um so bedeutsamer; eine Vergleichung der vorhandenen Verzeichnisse zeigt, daß der Bestand der Pfarreien schwankt, daß alte abgehen, neue hinzukommen, und daß auch die Einteilung in Dekanate nicht immer gleich geblieben ist. Das vorliegende Heft erfüllt nicht ganz die eben ausgesprochenen Wünsche. Es fehlt das Register und die Ortserklärung, und auch die modernen Namensformen sind nicht durchweg angegeben. Bei Konstanz ist der Zusammenstellung die Neugartsche Liste zu Grunde gelegt, die aus der Reformationszeit stammt, in der das Bistum an seinem Bestand zahlreiche Verluste erlitten hatte.

Digitized by Google

Ob sie den älteren Listen gleichwertig ist, wäre doch erst zu beweisen, sie stimmt mit den am Ausgang des Mittelalters entstandenen offiziellen Registra subsidii charitativi doch zu wenig überein. Daß Neugart die Filialien am vollständigsten gebe, ist wohl nicht ganz richtig, der Liber marcarum von c. 1360 gibt manches, was bei Neugart fehlt, weil inzwischen das Tochterverhältnis gelöst worden ist. Es scheint auch, daß in der Neugartschen Liste nicht wie bei den älteren die Tochterkirchen, sondern die Tochterorte (diese aber natürlich nicht vollständig) angegeben sind; z. B. hatten Heselbronn und Sachsenweiler Gem. Altensteig OA. Nagold wohl nie eigene Gotteshäuser, werden aber doch bei Neugart als filiae von Altensteig aufgeführt. Auch die andern Listen sind, wie die Bearbeitung erkennen lassen müßte, nicht ohne Mängel, selbst die beste, der Liber Decimationis von 1275, enthält nicht alle Kirchen, die damals bestanden; es fehlt z. B. Ammern bei Tübingen, Regnoltswiller = Regentsweiler oder Renhardsweiler. Das auffallende Verhältnis zwischen den Dekanaten Dietenheim und Laupheim, deren Grenzen 1275 ineinander greifen, ist in dem vorliegenden Verzeichnis nicht aufgeklärt; so stehen jetzt auch bei Thudichum Dietenheim, Wain = Wiewen, Regglisweiler = Rueggiswil, Kronwinkel = Kratwinkel = Grawinkel in beiden Bezirken teilweise mehrfach verzeichnet (S. 34 ff.). Ergenzingen, das 1275 zum Kapitel Herrenberg gezählt ist, bringt Thudichum nach Neugart beim Kapitel Tübingen (S. 30), ohne den Wechsel anzudeuten. Mancher Ort, der hier als unbekannt bezeichnet ist, wäre mit Hilfe der Landesbeschreibung von 1886 oder Bosserts Urpfarreien festzustellen gewesen. Um einige Beispiele anzuführen: in den Dekanaten Dietenheim und Laupheim ist Oye (1275) nicht abgegangen, sondern heißt jetzt Sophienhof (Gem. Thannheim OA. Leutkirch). Hürwen (1275) und Hürwa (1360) muß das heutige Hürbel sein, Bainstetten (1360) ist Weinstetten, Beuren, Filial von Schnürpflingen, dürfte das 1275 genannte Burron sein, Wihishofen (1275) gehört nach den Registra subsidii charitativi (Freiburger DiözA. 27) zur Pfarrei Steig. Kemps 1360 ist = Remische 1275 = Neckarrems (S. 19). Uitiningen 1360 (S. 23) ist Oberifflingen, das auch beim Kapitel Horb verzeichnet ist (S. 25). Im Dekanat Lorch ist Hausholz (S. 96), verschrieben für Hundsholz, das heutige Dorf Adelberg; wenn daneben noch Adelberg aufgeführt wird, so ist das irrtümlich, da das Kloster dieses Namens zur Diözese Konstanz gehörte und beim Kapitel Göppingen (S. 40) eingereiht ist. Die Vereinigung der fünf Bistumslisten in einem Heftchen ist willkommen. In der Einleitung erörtert der Herausgeber die Bedeutung der kirchlichen Einteilung für die Feststellung der alten politischen Grenzen, vor allem der Gaue und Hundertschaften und gibt bei jedem Bistum eine Charakteristik der Quellen. Wenn es auf S. 8 heißt: „Das Amt des Dekans war in älterer Zeit nicht mit einem bestimmten Pfarramt verbunden, sondern wurde bald diesem bald jenem Pfarrer übertragen, weshalb in den Verzeichnissen die Namen der Dekanate wechselten", so unterscheiden sich davon die heutigen Einrichtungen in der katholischen Kirche nur insofern, als jetzt ein bestimmter Ort als Sitz des Dekanats gilt, während der Dekan selbst nicht notwendig ein Pfarramt am Dekanatsitz inne hat, eine Einrichtung, die übrigens schon im Liber taxationis von 1353 zu erkennen ist. M.

R. Fester, Franken und die Kreisverfassung (Neujahrsblätter, herausgegeben von der Gesellschaft für fränkische Geschichte. Würzburg, Stürtz 1906).

Es ist im wesentlichen ein eine Übersicht gebender Vortrag, was hier geboten wird. Die Folge ist, daß manche Punkte so kurz angedeutet werden, daß sie kaum verständlich sind. Aber im ganzen ist die Darstellung lichtvoll und stellt die großen

Digitized by Google

Gesichtspunkte scharf heraus. Die Kreisverfassung allein verschafft Ober-, Mittel- und Unterfranken eine gemeinsame Geschichte und erklärt ihre auch im Königreich Bayern vorhandene territoriale Einheit. Ihre Entstehung geht zurück auf die, wenn auch manchmal wieder durchbrochene, landschaftliche Gruppierung zum Schutz gemeinsamer Interessen. Gefördert wurde der Zusammenschluß dadurch, daß 1500 die Landfriedenskreise vorübergehend Wahlbezirke für das Reichsregiment wurden. Seit 1517 tritt der Bischof von Bamberg als Kreisdirektor auf, ohne daß nachzuweisen wäre, mit welchem Recht. Die Bischöfe und der Burggraf von Nürnberg, der sich bald das Mitdirektorium verschaffte, maßten sich zuerst allein die Entscheidung über Kreisangelegenheiten an; aber die Grafen, Herren und Städte wollten auch mitreden, und so konstituierte sich der fränkische Kreis im Kampf um die Rechte, an denen jeder teilnehmen wollte. Der Zusammenschluß blieb dauernd, da er notwendig war. Auf eigene Füße gestellt wurde der fränkische wie der schwäbische Kreis durch die Exekutionsordnung des Augsburger Reichstags von 1555. Freilich wurden die Taten im Kreise vielfach durch Worte überwogen. Die Macht ging auf geschlossene territoriale Einheiten über. So wurde denn auch der fränkische Kreis durch den Eintritt der Großmacht Preußen (wegen Ansbach-Bayreuth) gesprengt. — Ein summarisches Inventar der Kreisakten stellt die Quellen zusammen, aus welchen die Geschichte des fränkischen Kreises geschöpft werden soll.

E. S.

G. Grupp, Der deutsche Volks- und Stammescharakter (Stuttgart, Strecker u. Schröder, 1906).

Ein vielgereister und vielbelesener katholischer Geistlicher und Bibliothekar bietet uns Reise- und Kulturbilder, aus denen uns ein helles Auge, geistreiche Vergleiche, Freimut und Wohlwollen bei aller Bestimmtheit des Standpunkts entgegentreten. Seine Vorliebe gehört seinen engern Landsleuten, den Süddeutschen. Bezeichnend ist sein Urteil über Württemberg: „Wie Württemberg in der Mitte von Süddeutschland liegt, so zeigt es sich auch in seiner Entwicklung als ein Land der Mitte, des Mittelmaßes". „Die Schwaben widerstrebten am meisten der Zentralisierung. Die ganze Geschichte spricht davon, und die Geschichte selbst hat wieder den Charakterzug der Schwaben befestigt." Aus den kleinen Verhältnissen erkläre sich der herrschende demokratische Geist; der Mangel an einer höherstehenden vorurteilslosen Menschenklasse habe die eigentümliche Verbindung von Humanismus und theologischer Scholastik so lange als Bildungsideal aufrecht erhalten.

S.

Digitized by Google

Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.

Zur Entstehung der Stadt Ulm.

Von A. Kölle.

Vorbemerkung.

Vielleicht wie in keinem andern Ort hat in Ulm die geschwätzige Sage, einem falschen Lokalpatriotismus schmeichelnd, der die eigene Stadt möglichst früh entwickelt und möglichst bedeutend wissen möchte, die nüchterne Wahrheit übertönt. Von Chronik zu Chronik abgeschrieben, läßt sich die ganze Reihe falscher Vorstellungen über die Ulmische Geschichte zurückführen auf den im Predigerkloster zu Ulm im Jahre 1502 verstorbenen Frater Felix Fabri, dessen tractatus de civitate Ulmensi den Ausgangspunkt der Ulmischen Geschichtsschreibung bildet. Bei allem Verdienst, das sich Fabri mit diesem Werk um seine zweite Heimat Ulm erworben hat, ist er der Ulmer Geschichte doch recht gefährlich geworden durch seine Art, Falsches mit Richtigem und Unbrauchbares mit Gutem zu vermengen. Er benützt ältere Quellen und sieht sich mit offenem Blick in seinem Ulm um, aber er verbrämt manchmal die Tatsachen und putzt sie in einer Weise auf, daß man Wahrheit und Dichtung als gleichwertig anzunehmen geneigt ist. Hier sieht sich die Forschung also vor die heikle Aufgabe gestellt, einen unentbehrlichen Gewährsmann kritisch zu würdigen.

Haben schon im 18. Jahrhundert Gelehrte wie Stölzlin, Hertenstein und Haid im einzelnen eine selbständige Stellung gegenüber Fabri und den in Fabrischen Geleisen sich bewegenden Chronisten eingenommen, so ist doch erst im 19. Jahrhundert mit der auf den Forschungen J. C. Schmids aufgebauten Geschichte Ulms von Karl Jäger eine breitere Grundlage geschaffen worden, auf der die moderne Geschichtsschreibung weiter fußen kann. Männer wie Haßler, Pressel, Veesenmeyer, Vazing und Kornbeck haben uns denn auch eine Reihe trefflicher Einzelunter-

Digitized by Google

suchungen geschenkt, die neben Jägers Werk für die folgende Untersuchung wertvolle Hilfsmittel bieten. Aber heute noch ist die Ulmische Geschichte nicht ganz frei von Fabrischen Legenden und heute noch hat sie die Bedeutung verschiedener richtiger Angaben dieses Schriftstellers nicht erkannt. Und heute noch ist nicht bekannt, wie und wann Ulm Stadt geworden ist.

Es kann hierin aber kein Vorwurf für die genannten Forscher liegen. Denn bekanntlich hat die Wissenschaft gerade erst in den letzten Jahren auf dem Gebiet des deutschen Städtewesens gewaltige Fortschritte gemacht und, den Begriff von Markt und Stadt endgültig klarlegend, Entstehung und Ausbildung der Städteverfassung in ihren allgemeinen Zügen gekennzeichnet. Ebenso sind auch noch nicht seit langem die Quellen erschlossen, die erst voll die Möglichkeit eingehender, sicherer Durchforschung der Ortsgeschichte geben, die Ulmer Urkunden. Sie liegen dank dem opferwilligen Vorgehen der Stadt Ulm nunmehr in zwei Bänden, bis zum Jahr 1378 gehend, vor.

Aber auch die Urkunden geben wenig unmittelbare Nachricht über die Verfassung der Stadt und schweigen sich über die Entstehung derselben völlig aus. In welcher Notlage sie den Suchenden lassen, mag am besten die eine Tatsache zeigen, daß die älteste Urkunde öffentlichrechtlichen Inhalts, der Vogtvertrag von 1255, mehr als ein volles Jahrhundert hinter der Gründung der Stadt Ulm zurückliegt.

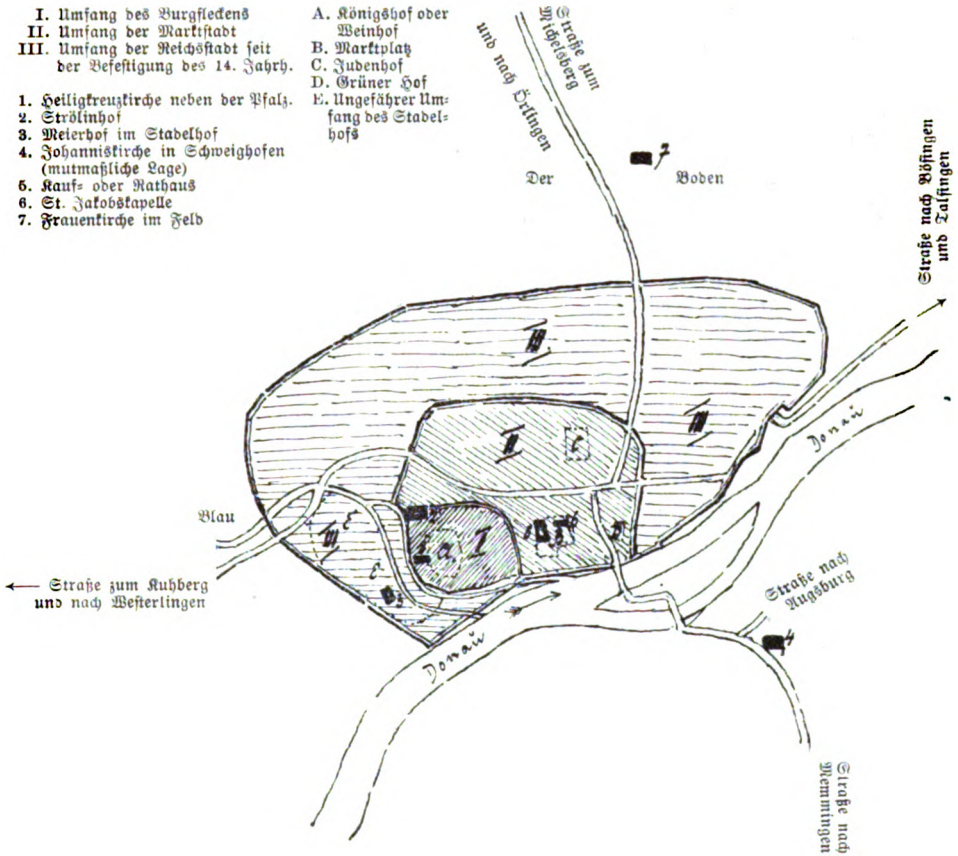
Wenn wir also im folgenden uns an die Aufgabe wagen, die Grundlagen des Ulmischen Gemeinwesens, seine Entstehung und Weiterbildung bis zur Stadt klar zu legen, so bleiben nur mühsame Umwege übrig um zum Ziel zu gelangen. Wir müssen von der Feldflur ausgehen, die Zeit und Art der Besiedelung der Markung und ihrer einzelnen Teile aufhellen und die Verteilung von Grund und Boden näher beleuchten. Von den Grundeigentümern werden wir dann hingeführt auf die Ortseinwohner und von diesen auf den Ort selbst. Wenn wir dabei auch nicht durchweg auf feste Ergebnisse kommen werden, sondern uns manchmal mit Wahrscheinlichkeiten und Vermutungen begnügen müssen, so wird es vielleicht doch gelingen, wenigstens im Umriß das Bild Ulms in seinen frühesten Tagen zu zeigen.

I. Westerlingen, Obertalfingen, Böfingen und Örlingen.

Die heutige Ulmer Markung umschließt noch drei Orte, die auf ingen enden, sich also durch ihren Namen als alte alemannische Siedelungen kennzeichnen, Obertalfingen, Böfingen und Örlingen, einst die

Digitized by Google

Skizze zur Darstellung der Entwicklung der Stadt Ulm.



Sitze eines Tagolf[1]), Bevo oder Bebo[2]) und Erilo[3]). Hierzu kommt noch das untergegangene Westerlingen, das, kaum aufgetaucht aus der Flut der Zeiten, wieder in derselben versinkt.

Bleiben wir zunächst bei Westerlingen, welches der Ortsgeschichte einige Schwierigkeit bereitet. Jäger[4]) bezeichnet es als Dorf und erklärt sein plötzliches Verschwinden aus den Urkunden durch die Annahme, daß es bei einer der späteren Erweiterungen der Stadt mit in die Burgmauer einbezogen worden sei. Offenbar befangen von diesem Glauben

[1]) Zu vgl. Bazing in den Württ. Vierteljahrsheften (V.J.H.) 1890.
[2]) (Neue) Beschreibung des Oberamts Ulm. Stuttgart, 1897, II. 342.
[3]) ib. II, 352.
[4]) Ulm im Mittelalter. Stuttgart und Heilbronn 1831, S. 23.

Digitized by Google

Jägers haben Schultes[1]) und Pressel[2]) den Ort möglichst nahe an der Stadt gesucht und zwar ersterer da, wo einst die Spitalmühle stand und jetzt der Bahnhof ist, letzterer bei dem heutigen Landhaus Wechsler. Jäger selbst beschreibt die Stelle anders, als rechts von der jetzigen Landstraße auf dem Weg nach Grimmelfingen gelegen, und zweifellos ist er mit dieser Ansicht auf der richtigen Spur.

Nur zweimal ist Westerlingen in den Urkunden erwähnt. In dem Schutzbrief Papst Alexanders IV. für das Hospital[3]) wird unter anderem als Besitz dieser Anstalt erwähnt „mansus in villa que dicitur Westerlingen cum terris et omnibus pertinentiis suis," und in dem Kaufvertrag zwischen Mechthild der Hunrärin und den Deutschen Herrn vom Jahr 1281[4]) lesen wir von „areae sive orti siti retro curiam hospitalis sitam in Westerlingen"[5]). Dieser an die Güter der Deutschherren anstoßende Besitz des Hospitals wird nochmals erwähnt in einer Urkunde des Deutschen Hauses vom Jahr 1357, laut welcher letzteres verkauft einen Acker zu Ulm gegen dem Riedflecken in des Spitals Gebraiten[6]). Beim Riedfleck heißt heute noch die Gegend am Nordabhang des oberen Kuhbergs; hier lag also Westerlingen oder besser jener Teil Westerlingens, in welchem das Spital seinen Hof hatte.

In derselben Gegend vor dem Glöggler Tor gegen Söflingen hin — wir wollen uns gleich die ganze Westerlinger Flur etwas näher ansehen — befanden sich an einem Stück die 24 Tagwerk Mahds und 30 Jauchert Ackers, die zu dem Meierhof im Stadelhof[7]) gehörten und an die noch heute das Gewann „bei den 30 Jaucherten" erinnert, welches selbst wiederum nach Ausweis der Flurkarten einerseits an die Gegend „beim Riedfleck", andererseits an die „bei der Königswiese"[8]) stößt. Der

[1]) Chronik von Ulm. Ulm 1881, S. 29 und 373 Anm.

[2]) Verhandlungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben 1869, S. 4.

[3]) Ulmer Urkundenbuch (U. U.), Bd. I, S. 89, 1255.

[4]) U. U. I, S. 162.

[5]) Nach einem Vermerk auf der Rückseite dieser Kaufurkunde hat die Hunrärin diesen neuen Besitz den Predigern geschenkt. Hieraus stellt Fabri (Tractatus de civitate Ulmensi, herausg. von Veesenmayer, Tübingen 1889, S. 34) die Nachricht zusammen, sie habe den Predigern ihren Garten juxta hospitale zugeeignet. Ganz bezeichnend für die Arbeit Fabris: er liest zwar die Urkunden, verwechselt aber ein Grundstück des Spitals draußen im Feld mit dem Hospitalgebäude in der Stadt.

[6]) U. U. II, 459 und 473.

[7]) Dieterich, Beschreibung der Stadt Ulm. 1825, S. 178 Anm., vgl. mit U. U. II, 684, 1365.

[8]) Man vergleiche hierzu den Übersichtsplan von Ulm und Umgebung, bearbeitet von städtischen Technikern 1898.

Digitized by Google

ebengenannte Meierhof bezw. die Stadelhöfe[1]) waren noch bis ins 14. Jahrhundert hinein königliches Besitztum und zwar gehörten sie mit dem Stab, dem Eichamt, den Fischenzen und dem Hirtenstab zum „Amt“[2]), d. h. zur Vogtei. Dieser Zusammenhang der Stadelhöfe mit der Vogtei weist deutlich darauf hin, daß sie von alten Zeiten her dem König zu eigen waren. Nicht minder wird diese Tatsache erhärtet durch den noch heute bestehenden Flurnamen „bei der Königswiese“, der in den Urkunden[3]) in der alten Form kungs wis neben den Bezeichnungen kungs runs (Rinne, Bach) und Königsbrunnen vorkommt. Diese Bezeichnungen mit den dazu gegebenen Ortsbestimmungen erlauben uns sogar die Güter des Maierhofs genauer zu bestimmen: sie liegen am Nordabhang des Kuhbergs und gehen von des Spitals Gütern an der Söflinger Grenze hinab an den Söflinger Weg.

Ein dritter Grundeigentümer in jener Gegend ist der Markgraf Hermann von Baden, der jedoch für sich und im Namen seines verstorbenen Bruders das beiderseitige gesamte Grundeigentum, tam in agris quam in pascuis, molendinis, aquis, piscariis, nemoribus den Deutschherren in Ulm schenkt[4]). Dieser Besitz lag, wie schon die Erwähnung der Mühlen und Gewässer andeutet, an der Blau; er zog sich, Anzeichen aus späterer Zeit nach, vom Grimmelfinger Weg[5]) und der Gebreite des Spitals[6]) an der Seite des Meierguts an die Blau[7]) und noch darüber hinüber.

Der Rest der Gegend ist, wie wir später noch sehen werden, in den Händen der Ulmer Altbürger.

Die auf den ersten Blick etwas befremdliche Tatsache, daß die Markgrafen von Baden in Ulm begütert sind, dürfte ihre natürlichste Erklärung durch die Annahme finden, daß dieser Besitz ursprünglich wie die angrenzende Gegend bei den 30 Jaucherten Eigentum des Königs gewesen und durch königliche Huld an die genannten Markgrafen gekommen sei. Die engen persönlichen Beziehungen, in denen die Staufen

[1]) Über den Stadelhof s. Kornbeck in den W. V.J.H. 1883, 28.

[2]) Zu vgl. die Urkunde vom Jahr 1334 (U. U. II, 151) worin Kaiser Ludwig das Amt samt den oben aufgezählten Zubehörden an Bertold von Graisbach und Merstetten versetzt.

[3]) U. U. II, 469, 1357. U. U. II, 765, 1373 „as der Seflinger Weg gat biz an der kungs runs und bis hinuf ans kungs wis“; bei dem Königsbrunnen an des Spitals Acker.

[4]) U. U. I, 51, zwischen 1216 und 1231.

[5]) U. U. II, 595, 1365.

[6]) U. U. I, 162, 1281 und vorige Seite.

[7]) Rübling, Ulms Handel und Gewerbe. Ulm 1900, S. 14 und 15.

Digitized by Google

zu den Herren von Baden standen, verleihen wohl dieser Annahme einen ziemlichen Grad der Wahrscheinlichkeit.

Was den Besitz des Hospitals anbelangt, so wird man geneigt sein, wegen seiner Nachbarschaft zum königlichen Besitztum auch diesen als abgesplittertes Stück desselben anzusehen, sei es, daß er vom König unmittelbar oder mittelbar aus den Händen eines Bürgers überkommen worden wäre. Indessen darf nicht verschwiegen werden, daß die vorhandenen Urkunden weitere Anhaltspunkte hierfür nicht bieten[1]).

Daß die ortseingesessenen Ulmer ihren Besitz in oder um Westerlingen ebenfalls dem König verdanken, werden wir weiter unten sehen.

Damit kommen wir zu dem Ergebnis, daß früher ein großer Teil Westerlingens, wenn nicht ganz Westerlingen im Besitz des Königs war, also kein Dorf, sondern ein Hof oder ein Weiler gewesen sein muß und daß die zum Stadelhof gehörigen Felder nur der letzte Rest dieses Besitztums sind[2]).

Von Obertalfingen wissen wir nur wenig. Im Jahr 1466 wurde Paul Rot, Bürger zu Ulm, von dem Grafen Friedrich von Helfenstein mit dem Gesundbrunnen und Bad zu Talfingen belehnt[3]). 1540 wurde beides samt den dazu gehörigen Gütern, dem Tobel und dem Burgberg von Eitel Eberhard Besserer erworben und der Burgstall von Grund auferbaut[4]). Diese Nachricht ist insofern von Wert, als sie

---

[1]) Wir lesen nur, daß die Ritter von Pfäffingen im Jahr 1244 (U. U. I, 72) außer zwei Höfen und ihrem Anteil an der Gesamtweide illum agrum qui adjacet fundo sive gebraitun villici regalis an das Spital verkauft haben, aber es ist, da ein Rückkaufsrecht vorbehalten wurde, nicht sicher ob der Verkauf Bestand gehabt hat. Woher die Ritter von Pfäffingen zu Besitz in jener Gegend kamen ist nicht zu ermitteln. Wenn man hierüber wenigstens eine Vermutung äußern darf so ist es die, daß sie als Angehörige der Gesamtgemeinde mit den übrigen Altbürgern vom König Grund und Boden in Westerlingen zugewiesen erhielten.

[2]) Gewisse Anzeichen sprechen dafür, daß Westerlingen eine Geschichte gehabt hat, die über die Alemannenzeit hinaufreicht. Eben in der Gegend der curia hospitalis hat man ja im Jahr 1895 eine römische villa aufgedeckt (Fundberichte aus Schwaben III, 10), ebenso in unmittelbarer Nähe der villa ein Alemannengrab gefunden. Ein gewisser Zusammenhang zwischen dem Bauwerk der Römer und der Ruhestätte des Alemannen ist um so wahrscheinlicher, als auch sonst, wie ganz natürlich, die Alemannen die von den Römern hergerichteten Fluren weiter benützten.

[3]) Memminger, (Alte) Beschreibung des Oberamts Ulm. Stuttgart und Tübingen 1836 S. 148.

[4]) Schultes in den V.J.H. 1887, S. 33. Wie die Grafen von Helfenstein zu diesem Besitz kamen, ist unbekannt. Man kann vermuten, es sei ein Stück aus Dillingischer Erbschaft (vgl. Stälin Wtb. Geschichte II, 393), also zum Besitz der Grafen des Gaus gehörig. Memminger a. a. O. S. 157.

Digitized by Google

zeigt, daß eine Burg schon lange dort gestanden haben muß. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts kam der Zehnte dem Staat, das Grundgefälle der Gutsherrschaft zu [1]).

Böfingen oder Pfefflingen [2]) treffen wir als Sitz und im Besitz der Ritter von Pfäfflingen an, der in mehrere Höfe zerfällt. Den Hof, den er im Eigenbetrieb bebaut, mit den darauf ruhenden Zehnten verkauft ums Jahr 1254 Ulrich d. Ä., Ritter von Pfäfflingen um 100 Mark Silbers an die Elisabethschwestern [3]). Da der Verkäufer in dem erst später hierüber angefertigten Kaufbrief nur die Zehnten als Reichenauisches Lehen bezeichnet, so muß man annehmen, daß das Gut selbst sein freies Eigen gewesen sei. Ebenso verhielt es sich wohl mit den 8 Jaucherten, die dasselbe Kloster von Ulrich d. J. in Pfäfflingen gekauft hatte [4]). Mit all diesen Gütern samt den Zehnten sehen wir im genannten Jahr den Abt der Reichenau die Elisabethschwestern als Zinslehen beleihen, so daß der Abt als Eigentümer derselben erscheint [5]). Diese Eigentumsverschiebung von den Elisabethschwestern an den Abt wird man durch eine Art precaria remuneratoria bewerkstelligt sich zu denken haben, bei der die Schwestern ihr neuerworbenes Eigentum an die Reichenau übertragen haben, wofür sie die Zehnten samt dem Genuß der Güter von dieser geliehen erhielten. Diese Leihe war wohl, wie dies ja allgemein der Brauch war, befristet, so daß nach Ablauf der Leihezeit die Güter an den Leiheherrn zurückfielen. Wir sehen denn auch, daß die

[1]) U. U. I, 72,

[2]) Die Pfefflingerstraße, die zur Stadt hinaus führte, zeigt wohl am besten, daß Böfingen und Pfefflingen dasselbe bedeuten. (Zu vgl. U. U. I, 330, 1314).

[3]) U. U. I, 86: Quapropter noverit presens etas, quod ego Ulricus miles senior de Pheffilingin vendidi curiam meam, quam ipse colui et coli jussi, venerabili domine mee Halwigi abbatisse . . . . pro marcis centum puri et examinati argenti et decimas ex integro et omnimodis, que eidem curie et eisdem bonis ubique locorum attinebant . . . . que decime pretaxate mihi titulo feudi a venerabili domino meo Burchardo, Augiensi electo et confirmato, attinebant.

[4]) U. U. I, 83, 1254: Noscant tam presentes quam posteri, quod nos, (der Abt der Reichenau) ad instantiam humillimarum precum domine abbatisse . . . . ipsam abbatissam . . . . censuali feudo infeudavimus cum bonis in Bevingen et omnibus decimis attinentibus eisdem bonis, tali condicione et pacto, ut annuatim in festo sancti Martini nobis et ecclesiae nostre duas libras cere largiantur, item de decimis emptorum bonorum pro seniore de Pheffiling Ulrico libram cere eodem prenotato tempore, item de octo jugeribus emptis pro juniore Ulrico in Pheffilingen in tempore memorato libras quinque cere.

[5]) Abt Eberhard von Reichenau leiht der Agnes Vainagg das Gut zu Böfingen mit der Burg, mit Acker, Wiesen u. s. w. es sei Mannlehen oder Zinslehen. U. U. II, 324, 1348.

Digitized by Google

Reichenau später andere mit dem Gut, das als Gut zu Böfingen mit der Burg und allem Zubehör bezeichnet wird, beliehen hat. Dieses Gut kommt so in den Besitz Ulmer Familien teils als Mannlehen, teils als Zinslehen[1]), und wird von diesen oder einigen dieser mit Eigengut, nämlich den Gütern in Rudolfsweiler und in Bebenaich verbunden[2]). Als solche Besitzer erscheinen mehrere Glieder der Familie Fainack, dann Jakob Wespach; weiter kommt das Gut, nunmehr mit dem Haus der Reichenau in der Weberstraße in Ulm zusammengenommen, an die Kinder Wespachs und an die Familie Strölin. Ein Mitglied dieser letztgenannten Familie, Peter Strölin erhält sodann am 3. November 1403 von der Reichenau den Ringwall und Hof zu Böfingen nebst dem Halbteil der — eigentlich nicht zum Böfinger Besitz gehörigen — Äcker, Gärten und Zinse zu Ulm in dem Boden und dem — ursprünglich wohl ebenfalls nicht hierher zu rechnenden — Halbteil des Ackers gen Örlingen[3]).

Zwei andere Höfe hatten die Ritter von Pfäfflingen schon im Jahr 1244 unter Vorbehalt eines Rückkaufsrechts an das Heiliggeistspital verkauft[4]) und zwar mit ihrem Anteil an der Gemeindeweide und dem Stück Land neben der Gebreite des königlichen Meiers, von dem schon oben die Rede war. Es waren dies die Höfe des Meiers Hunlin und des Meiers Rudolf genannt Morzin (curia villici Hünlini, curia villici Rüdolfi dicti Morzin). Die curia villici Rüdolfi ist ihrem Namen nach identisch mit dem später auftauchenden Rudolfsweiler, das wie schon erwähnt, später freies Eigen von Ulmer Bürgern war; die curia Hünlini ist nicht mehr zu ermitteln. Aus den späteren Besitzverhältnissen geht aber hervor, daß Rudolfsweiler — und wohl also auch der Hünlinshof — nicht im Eigentum des Spitals verblieben ist; vielleicht kam dies daher, daß die Ritter von Pfäfflingen von ihrem Rückkaufsrecht Gebrauch gemacht haben.

Noch von zwei weiteren Höfen (curtilia) hören wir, von dem Hof Fabris von Pfuhl und von dem Hof Eberhards in der Zinsbeunt, beide

---

[1]) Agnes Kraft, Jakob Wespachs Witwe, u. a. urkunden, daß sie Böfingen, die Burg und Hofraite mit allem was Jakob Wespach sel. dazu gebracht und erkauft hat, es sei zu Rudolfsweiler und in dem Bebeneich mit allem Zugehör — Rudolfsweiler und das Bebeneich als rechtes Eigen, Böfingen als Lehen von dem Gotteshaus Reichenau — an Peter Strölin verkauft haben. U. U. II, 594, 1365.

[2]) U. U. II, 324, 1348; II, 464, 1357; II, 495, 1358; II, 587, 1364; II, 594, 1365.

[3]) Pressel, Nachrichten über das Ulmische Archiv in den Verhandlungen von Ulm Oberschwaben S. 19.

[4]) U. U. I, 72; vgl. oben S. 520 Anm. 1.

Digitized by Google

Württembergische
Vierteljahrshefte
für
Landesgeschichte.

Neue Folge.

In Verbindung mit dem Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben, dem Württ. Geschichts- und Altertumsverein, dem Historischen Verein für das Württ. Franken und dem Sülchgauer Altertumsverein

herausgegeben von der

Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

XV. Jahrgang.

1906.

Stuttgart.
Druck und Verlag von W. Kohlhammer.
1906.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Beiträge zur Geschichte des höheren Schulwesens in Tübingen. Von R. Stahlecker, Professor am Gymnasium 1

Die Werke des Baumeisters Heinrich Schickhardt. Von Julius Baum aus Wiesbaden. I. Kirchen 103

Besprechung. Die Kämpfe um Reichsverfassung und Kaisertum 1870—1871. Von Dr. Wilhelm Busch, o. Professor der Geschichte an der Universität Tübingen 186

Die Okkupation des Limesgebietes. Mit einer Karte. Von Professor G. Lachenmaier in Stuttgart 187

Der Vorstreit der Schwaben und die Reichssturmfahne des Hauses Württemberg. Von Dr. Karl Weller in Öhringen 263

Zur Geschichte der Herren von Weinsberg. Von Oberarchivassessor Dr. Mehring in Stuttgart 279

Die Stellung der Orden und Stifter des Bistums Konstanz im Kampfe Ludwigs des Baiern mit der Kurie. Von Dr. Hauber in Tübingen 284

Die Anfänge des Humanismus in Tübingen. Von Dr. Hermelink in Leipzig 319

Die Absetzung Herzog Eberhards II. von Württemberg. Von Privatdozent Dr. Ohr in Tübingen 337

Der Humanist Theodor Reysmann in Tübingen. Von Pfarrer D. Dr. Bossert in Nabern 368

Württemberg und der Preßburger Friede. Von Dr. E. Schneider, Direktor des Kgl. Geheimen Haus- und Staatsarchivs in Stuttgart 387

Das Seelenbuch des Klosters Reichenbach. Von † Pfarrer Adam in Zabern i. E. 420

Bildwerke in der Spitalkirche zu Stuttgart. Von Friedrich Freiherrn v. Gaisberg-Schöckingen 436

Briefe aus dem Württemberger Krieg 1519. Von Professor Kamann in München 460

Altwürttembergische geistliche Gefälle. Von Professor Dr. H. Günter in Tübingen 466

Zur Geschichte der Registratur der Stadt Stuttgart. Von Rechnungsrat Marquart in Ludwigsburg 477

Die S. Kathreinenkapelle zu Schwäbisch Gmünd. Von Kaplan Weser in Gmünd 484

Ein Gedicht auf den Überfall bei Tuttlingen 1643. Von Hofbibliothekdirektor Dr. Schmidt in Darmstadt 490

Ein Kriminalprozeß aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Von Zeremonienmeister Freiherrn v. Brüsselle-Schaubeck in Heutingsheim . . . 496

Über die im Besitz der württembergischen Krone befindliche Majolikasammlung. Von Oberschloßinspektor Hoffmeister in Stuttgart 505

Digitized by Google

Seite

Besprechungen 510
Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden von A. Krieger. — Die Stadtrechte von Tübingen 1388 und 1493 von Fr. Thudichum. — Die Diözesen Konstanz, Augsburg, Basel, Speier, Worms von Demselben. — Franken und die Kreisverfassung von R. Fester. — Der deutsche Volks- und Stammescharakter von G. Grupp.
Aus Franz Karl Hiemers Leben. Von Archivrat Dr. Krauß 572
Ein Brief des Prinzen Eugen von Württemberg. Von Oberstudienrat Dr. J. v. Hartmann 599
Besprechungen 602
Schöttle, Verfassung und Verwaltung der Stadt Tübingen im Ausgang des Mittelalters. — Sixt, Aus Württembergs Vor- und Frühzeit. — Esbach, Das herzogliche Haus Württemberg zu Carlsruhe in Schlesien.
Druckfehlerberichtigungen 606
Württembergische Geschichtsliteratur vom Jahre 1905. Von Th. Schön . . . 607

Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.

Zur Entstehung der Stadt Ulm. Von Oberfinanzamtmann Dr. Kölle in Stuttgart 515
Schubartiana. Von Professor E. Holzer in Neu-Ulm 558

Historischer Verein für das Württ. Franken.

Uhlands „Schenk von Limpurg". Von Professor Dr. Fehleisen in Hall . . 411
Die Herren von Weinsberg im 14. Jahrhundert. Von Oberarchivassessor Dr. Mehring in Stuttgart 418

Register 483

Mitteilungen der Württ. Kommission für Landesgeschichte. 1906.

Einsendungen, die nicht durch die Vereine vermittelt werden, sind an Archivdirektor Dr. Schneider in Stuttgart zu richten.

Berichtigungen.

Seite 1 2mal statt Bauer lies Baur, ebenso S. 82 (2mal) 83 unten.
Seite 16 Z. 14 setze: Eifert.
Seite 52 Z. 14 von unten lies Flehingen, ebenso S. 96 Z. 7 von unten.
Seite 86 Z. 5 statt Ludwigsburg setze: in der Karlsschule.
Seite 86 Z. 1 unten setze: Conz, ebenso Seite 87 Mitte.
Seite 90 Z. 8 von unten setze: in Tuningen OA. Tuttlingen.
Seite 91 Z. 8 von unten setze: Landexamen.

Digitized by Google

in „Pheplingen" gelegen" [1]). Sie gehören der Witwe Eberhard Koprels eigentümlich zu und werden von dieser auf ihren und ihrer Tochter Tod an Kloster Salem vermacht. Der Name Zinsbeunt beweist, daß auch in Böfingen eingefriedigtes Rodland vorhanden war, das — in späteren Zeiten — gegen Zins ausgeliehen worden ist. Eigentümer dieses Beundlands konnte wohl niemand anders als der Grundherr gewesen sein.

Wir treffen in Böfingen also eine auf einer Burg gesessene Grundherrschaft, die vermutlich fünf Höfe besaß, von denen einer in Eigenbetrieb bebaut, zwei durch Meier verwaltet und zwei gegen Zins ausgetan waren. Aber nur im allerletzten Zeitpunkt ihres Bestehens erblicken wir diese Grundherrschaft noch, nämlich im Stand völliger Auflösung und Zersplitterung. Ein Teil des Besitzes kam in die Hand des Abts der Reichenau, der andere an Ulmer Bürger. Der Reichenauische Teil kam 1446 durch Kauf an die Stadt, die ihn 1449 dem damals damit belehnten Ratsgesell Hans Strölin eignete. Bis ins 19. Jahrhundert blieb Böfingen im gemeinschaftlichen Besitz Ulmer Patrizier. Mit dem Besitz war unter Ulmischer Landeshoheit die Niedergerichtsbarkeit verbunden. Die Zehnten hatte nach Memminger zum Teil die Grundherrschaft, zum Teil das Spital, die Grundlasten kamen ebenfalls der Gutsherrschaft zu, desgleichen Fronrechte und das Schafweiderecht [2]).

Örlingen ist in den Urkunden lange Zeit nicht erwähnt, was darauf schließen läßt, daß es ununterbrochen in fester Hand war. Erst im Jahr 1446 stoßen wir auf den Namen, als der Hof daselbst dem Meier Heinz Glöckler, wie ihn dermalen die Ungelter inne haben als Erblehen verliehen wird von — Reichenau [3]). Es war also von jeher nur ein Hof daselbst, daher auch einmal nur kurzweg vom Bauern zu Örlingen die Rede ist [4]). Der Hof scheint also lange im Besitz der Reichenau gewesen zu sein. Ob er aber ursprüngliches, altes Eigentum der Abtei war oder später, etwa erst durch die Inkorporation der Pfarrkirche erworben worden ist, steht dahin. Durch den Verkauf der Reichenauischen Rechte und Besitztümer im Jahre 1446 kam der Hof an das Spital.

Wir entnehmen also dem vorstehenden, daß auf Ulmer Markung vier Siedelungen vorhanden waren, die der ersten Zeit der dauernden Besitznahme des Landes durch die Alemannen entstammten, welche bekannt-

[1]) U. U. I, 157, 1279: curtile Fabri de Phul situm in Pheplingin . . . VI solidos Ulmenses solvens, item ibidem in Pheplingin curtile Eberhardi in der Cinsbiunde, solvens VII solidos denariorum Ulmensium et quatuor pullos . . . .

[2]) Memminger a. a. O. S. 147. Neue Oberamtsbeschreibung II, 342.

[3]) Pressel, Nachrichten über das Ulmer Archiv, I, 92.

[4]) Rübling, Handel und Gewerbe S. 17.

Digitized by Google

lich noch vor das Jahr 270 v. Chr. fällt. Diesen vier Siedelungen entsprechen merkwürdigerweise in späterer Zeit vier Grundherrschaften: die Königliche in Westerlingen, die Reichenauische in Örlingen, die der Grafen von Helfenstein in Obertalfingen und die der Ritter von Pfäfflingen in Böfingen[1]). Während Westerlingen in der Flur der Ulmer Hofgemeinde und späteren Stadt aufgegangen ist, sind Böfingen, Örlingen und Obertalfingen als Höfe im wesentlichen erhalten geblieben. Sie bildeten besondere „Esche" oder Flurbezirke, wie sie heute noch Parzellen der Gesamtgemeinde sind.

II. Ulm.

Noch in den Urkunden des 14. Jahrhunderts stoßen wir auf Bezeichnungen von Flurteilen, die alle von Bäumen abgeleitet sind. Da ist Bebenaichach oder Bebenaich bei Böfingen und Haslach nicht weit davon[2]), dann Aschach oder Eschach an der Leibe[3]), Albrach oder Alber kommt gar in zwei verschiedenen Gegenden vor[4]), und Langweidach ist auf Söflinger Markung in den Karten zu finden. Albrach oder Alberach kommt von Alber oder Pappel her und heißt Pappelgebüsch oder Pappelwald[5]), Eschach also Eschengebüsch oder Eschenholz, Haslach Haselstaudengebüsch, Bebenaichach Eichenwald des Bevo oder Bebo — welch letzterem wir schon in dem Namen Böfingen begegnet sind — und endlich Langweidach das Weidenholz des Lang. Mit bewußter Gleichmäßigkeit eingeteilt erscheint also die anfänglich offenbar viel mehr als jetzt bewaldete Gegend. Die Gehölze zwischen Iller und Donau[6]) wie auch die vor dem Gänstor heißen Albrach oder Alber, die an der Leibe gegen die Rot hin Eschach, die bei Böfingen Eichach und Haslach, die hinter Söflingen

[1]) Einen fünften, größeren, geschlossenen Güterbesitz bildet der Michelsberg, der aber eine ganz besondere Stellung einnimmt. Wir werden auf denselben ein anderes Mal zu sprechen kommen.

[2]) U. U. II, 594 und 626, 14. Jahrh.

[3]) U. U. II, 845, 1377. Der „Abriß des territorii Ulm. ultra-danubialis sampt denen beeden Wildpannbezürken" von Bodenehr verzeichnet an der Grenze des Ulmischen Gebietes von der Leibe gegen die Rot hin das letztgenannte Gebiet auch als Ober- und Unteraschach.

[4]) U. U. II, 60 und 617, 14. Jahrh. „Zwaige umbe gaen den werden in dem Alberach", Albrach vor dem Herdbruckertor. Schmid, Schwäb. Wörterbuch, Stuttgart 1831 S. 16 nennt einen Alber vor dem Gänstor neben dem vor dem Herdbruckertor an der Iller.

[5]) Schmid a. a. O., Fischer, Schwäb. Wörterbuch, Tübingen 1901 u. ff. bei Albrach.

[6]) In den Flurkarten ist zwischen Iller und Donau noch heute ein „vorderer und ein hinterer Alber" vermerkt.

Digitized by Google

am oberen Kuhberg Weidach. Eine ähnliche Gleichartigkeit der Benennung weisen, abgesehen von den schon besprochenen, vier auf ingen endenden Siedelungen Westerlingen, Talfingen, Böfingen und Örlingen, auch die bei Ulm gelegenen, nach Tieren benannten Berge, der Kuh-, Esels- und Gaisenberg auf, wohl ein Zeichen dafür, daß alle diese Namen einem einheitlichen Plan entsprungen und in der ersten Zeit der Besiedelung der Gegend durch die Alemannen entstanden sind.

Zu den Benennungen der Flurteile nach den Baumbeständen würde auch noch ein Ulmach recht gut passen, das der späteren Pfalz und der weiteren Niederlassung Ulm den Namen gegeben hätte. Wir ersehen ja auch aus den Kürzungen Bebenaich und Alber, daß die Endsilbe ach manchmal verschwindet, und andererseits aus Haslach wie aus dem Weiler Weidach Gemeinde Herrlingen[1]) und dem abgegangenen schon 1143 erwähnten Ort Aspach östlich Alpeck[2]), daß solche Flurbezeichnungen den darauf entstehenden Siedelungen den Namen geben können. Ist es demnach ein zufälliges Spiel eigener Phantasie, wenn Fabri meldet, daß an der Stelle, wo Ulm sich erhebe, ein Ulmenwald gestanden sei, und daß er den Namen Ulm geradezu als aus Ulmenhain (ulmerium, silva ulmorum) entstanden erklärt[3])? Wenn man auch Schmid[4]) zugeben wird, daß Ulm doch irgendeinmal in einer Urkunde als Ulmaha (oder Ulmach) genannt sein sollte — in Wirklichkeit kommen nur die Bezeichnungen Ulma, Hulma, Uolma, Ulme, Uolme und Ulm vor — so könnte man sich doch auch das frühe Verschwinden der Endung ach mit der frühen Rodung und Besiedelung des einstigen Ulmenbestandes erklären.

Mag man immerhin die Frage nach der Ableitung des Namens Ulm für eine nicht ganz zweifelsfreie erklären; aber die Annahme, Ulm sei als Siedelung erst nach jenen Höfen im Feld draußen entstanden, hat wohl noch aus einem andern Grunde etwas für sich. Eine geschlossene Niederlassung auf Ulmer Markung ist nämlich vor Anfang des 6. Jahrhunderts nicht nachzuweisen. Das einzige Anzeichen einer solchen geschlossenen Niederlassung bildet das im Jahr 1857[5]) am Fuße des Kienlesberges entdeckte alemannische Totenfeld, das mit seinen 400 oder mehr Gräbern das ausgedehnteste in Württemberg ist und das nach der Schönheit vieler seiner Grabbeigaben auch vornehmere Geschlechter in sich geborgen haben

[1]) U. U. II, 204, 1339.

[2]) Memminger, Oberamtsbeschr. S. 157.

[3]) Veesenmayer, Tractatus S. 9.

[4]) a. a. O. S. 524.

[5]) Haßler in Ulm-Oberschwaben 1860 S. 1. Neue Oberamtsbeschreibung I, 376. Schliz in den Fundberichten aus Schwaben 1903 S. 50.

Digitized by Google

muß. Dieses Gräberfeld ist, wie Schliz festgestellt hat, erst zur genannten Zeit, zu Anfang des 6. Jahrhunderts angelegt worden, somit etwa erst $2^1/_2$ Jahrhunderte nach der dauernden Besiedelung der Außenhöfe durch die Alemannen. Wenn man also annimmt, die Insassen dieser Gräber hätten ihren Wohnsitz im Gebiet der Altstadt gehabt, was wohl als die natürlichste Annahme erscheint, so wäre jene Gegend noch lange nach der ersten Einwanderung der Alemannen unbewohnt gewesen. Sucht man aber den Wohnsitz der Toten an einem andern Ort, so wäre die Besiedelung des Weichbilds der Stadt auf einen noch späteren Zeitpunkt hinausgerückt. Es scheint uns also das Bestehen eines „Ulmach" als Vorläufer Ulms auch aus Erwägungen geschichtlicher Natur keineswegs ausgeschlossen.

Im Jahr 496 wurden die Alemannen von den Franken völlig besiegt und im Jahre 536 ihr Gebiet dem Frankenreich einverleibt. Daß die Sieger einen militärisch so wichtigen Platz wie Ulm in Besitz genommen haben, ist wohl von Haus aus anzunehmen [1]). Immerhin wird im Auge behalten werden müssen, daß das Alemannengräberfeld bis spät ins 7. Jahrhundert weiterbenützt worden ist, und man dürfte sich darnach das Verhältnis zwischen Franken und Alemannen so zu denken haben, daß letztere an ihrer alten Wohnstätte geblieben sind, daß aber die Franken sich ebenfalls hier festgesetzt und einen Teil des Grund und Bodens an sich gezogen haben.

In der Tat ist uns ja in der Zeit der fränkischen Kaiser das Vorhandensein einer Pfalz in Ulm bezeugt. Schon Ludwig der Deutsche hat zweimal, in den Jahren 854 und 856, hier Urkunden ausgestellt und dabei den Ort das eine Mal als palatium regium, das andere Mal als villa regia bezeichnet [2]). Sonst gebrauchen die Kaiser auch wohl die Benennungen curtis imperialis, aula und curia regalis. Aus diesen Bezeichnungen ist deutlich ersichtlich, daß Ulm aus einer Pfalz, einer Wohnstätte des Königs und einer hiermit verbundenen Villa, einem Guts- oder Wirtschaftshof bestand. Diese für die Geschichte Ulms so bedeutungsvollen Höfe, die Pfalz und der Wirtschaftshof lagen örtlich getrennt, der eine östlich, der andere westlich der Blau vor der Einmündung derselben in die Donau. Die Pfalz hat den Namen „Hof" oder Königshof, später Weinhof, der Wirtschaftshof heißt Stadelhof; beide werden noch nach Jahrhunderten als Ortsbezeichnung streng auseinandergehalten. Auf den

[1]) Allgemein scheint der König der Franken Besatzungen ins alemannische Land gelegt zu haben. Weller, Ansiedlungsgeschichte des württembergischen Franken. V.J.H. 1894 S. 41.

[2]) U. U. I, 3 und I, 6.

Digitized by Google

„Hof" werden wir in anderem Zusammenhang noch zu reden kommen[1]), dagegen müssen wir gleich hier den Wirtschaftshof etwas näher betrachten. Er enthielt, wie schon der Ausdruck Stadel sagt, die zur Bewirtschaftung der königlichen Güter gehörigen Wirtschaftsgebäude und umfaßte die Gegend der jetzigen Fischer- und Hämpfer-, d. h. Henkergasse einschließlich des Spielmannsbrunnens bis vor das Glöcklertor[2]), also einen ganzen heutigen Stadtteil. In ihm wurde früher das Landgericht abgehalten[3]) und es ist deshalb wohl kein Zufall, daß des Henkers Haus ebenfalls in dieser Gegend stand[4]). Was die eigentlichen Wirtschaftsgebäude anbelangt, so wissen wir nur noch, daß einzelne Wassermühlen in ihm lagen, also auch zu ihm gehört haben[5]). Die Güter, die zum Stadelhof gehörten, waren jedenfalls in erster Linie die Westerlinger Fluren, die ja räumlich auch an ihn angrenzten. Da diese vorwiegend Ackerfeld bilden, mag hier hauptsächlich Körnerbau betrieben worden sein. Dem zweiten Hauptzweig der Wirtschaft aller Herrenhöfe, der im Großen betriebenen Viehzucht[6]) diente vermutlich der jenseits der Donau gelegene Viehhof.

Innerhalb des Stadelhofs lag den Urkunden des 14. Jahrhunderts nach noch ein zweiter Hof, der selbst wiederum manchmal als Stadelhof bezeichnet wird[7]), der Meierhof. Zu ihm gehören, wie schon zu erwähnen war, 24 Tagwerk Mahds (= 11,57 ha) und 30 Jauchert Ackers (= 19,28 ha) an einem Stück „vor dem Gögglinger Tore gegen Söflingen hin u. a. m. und einige Zinse aus Häusern der Stadt"[8]). Dieses Güterstück[9]) am Nordabhang des Kuhbergs an der Grenze der Markung gegen Söflingen gelegen bildete wohl das ehemalige Dienstgut

---

[1]) s. u. S. 543. Über die Lage dieser Höfe wäre die oben S. 517 niedergelegte Skizze zu vergleichen.

[2]) Dieterich, Beschreibung S. 178 Anm.

[3]) „Wann in unser und des riches stat zu Ulme von alter ein lantgerichte in dem stadelhove gewesen ist", sagt Kaiser Karl IV. in der Urkunde vom 5. Okt. 1361, in der er dieses in Abgang gekommene Gericht erneuert. (U. U. II, 552).

[4]) Dieterich a. a. O.

[5]) Dieterich a. a. O. Rübling, Handel und Gewerbe S. 81, Urk. v. 1391.

[6]) Zu vgl. Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte, Leipzig 1891 S. 239.

[7]) Man vergleiche die sich entsprechenden Urkunden vom 3. Jan. und 23. Febr. 1361 in denen der Hof einmal Stadelhof, das anderemal der im Stadelhof gelegene Meierhof genannt wird. Diese Doppelbezeichnung war wohl auch mit der Grund zu steten Verwechslungen zwischen Hof, Meierhof und Stadelhof, die erst Kornbeck in dem V.J.H. 1883 S. 27 aufgedeckt hat.

[8]) Dieterich a. a. O.; auch dieser wirft die verschiedenen Höfe durcheinander.

[9]) Es ist erstmals erwähnt i. J. 1244 als fundus sive gibraitun villici regalis. U. U. I, 73 s. o. S. 520 Anm. 1.

Digitized by Google

des königlichen Meiers, eine Entschädigung für Verwaltung des ganzen Westerlinger Hofguts[1]).

Es war also eine ausgedehnte Wirtschaft, die dem königlichen Hof zur Verfügung stand: Zwei große Höfe, ein Wirtschaftshof für die Westerlinger Güter und ein Viehhof, mit Mühlen, wohl auch mit Backhaus, Brauhaus[2]), Schlachthaus, Wagnerei u. a. wohl ausgerüstet und mit all den zugehörigen Knechten und Eigenleuten versehen. Was sie nicht bieten konnten, ergänzte die Jagd und Fischerei. Schon nach einer, allerdings gegen Zweifel nicht völlig gesicherten Urkunde Kaiser Ottos I. soll das Kloster Ottobeuren zwei Jagdhunde für den Hof in Ulm oder Augsburg den dortigen Jägern abliefern[3]) und noch bis 1383 gehört die Fischenz in der Donau zum Reich[4]).

In der Zeit, da die Urkunden uns Aufschluß über das Vorhandensein des Stadelhofs und des Meierhofs geben, ist freilich der Wirtschaftsbetrieb des Königsguts schon völlig aufgelöst und in einzelnen Teilen verschenkt, als Lehen vergeben, oder als Zinsgut ausgetan. Die Stadelhöfe, d. h. der Stadelhof und der Meierhof wurden schon 1334 von Kaiser Ludwig an Graf Bertold zu Graisbach und Marstetten mit dem „Amt" und allem was dazu gehörte, versetzt[5]). Später kamen Meierhof und Stadelhof in verschiedene Hände. Den Stadelhof hatte Friedrich von Rietheim pfandschaftlich erworben und von ihm Graf Ulrich von Helfenstein, der 1356 von Kaiser Karl IV. sich diesen Besitz bestätigen läßt[6]). Über einen andern „Stadelhof" den Konrad der Schwarz baut, tut der Inhaber Graf Bertold von Graisbach genannt von Neuffen eine Satzung mit Peter Strölin, die König Karl IV. im Jahr 1348 bestätigt[7]). Dieser Hof kann, wie schon angedeutet, nicht identisch sein mit dem obengenannten Stadelhof, weil er einen anderen Besitzer hat. Es muß vielmehr der sonst Meierhof[8]) genannte Hof sein, denn nur dieser ist ebenfalls Reichs-

---

[1]) Zu vgl. Inama-Sternegg S. 142 und 267.

[2]) Noch nach dem Vertrag von 1255 (U. U. I, 93) bezahlt jeder, der zwischen Michaelis und Martini Met braut, 3 Pfennig als Banngeld. Es besteht also noch lange Zeit der Brauereibann und das Brauamt wird gegen Entgelt jedem einzelnen für seine Person verliehen. Dieselbe Einrichtung besteht in Regensburg, s. Rietschel, das Burggrafenamt und die hohe Gerichtsbarkeit. Leipzig 1905 S. 100.

[3]) U.U. I, 8, 972.

[4]) Dieterich a. a. O. S. 171 Anm. Sie ist aber, wie schon angeführt, i. J. 1334 mit andern königlichen Rechten an Bertold von Graisbach verpfändet.

[5]) U. U. II, 151.

[6]) U. U. II, 451.

[7]) U. U. II, 311.

[8]) U. U. II, 411.

Digitized by Google

gut und nur dieser hat noch als Zubehör Grund und Boden, der bebaut werden kann. Dieser Meierhof mit allem was dazu gehört, muß von Bertold von Graisbach bezw. Peter Strölin an Leuprand Arlapus gekommen sein, denn dieser erhält ihn als Reichslehen im Jahr 1354 von Kaiser Karl IV.[1]). Von Leuprand Arlapus gelangte der „in dem Stadelhof gelegene Meierhof", wie er nun richtig bezeichnet wird, durch Erbschaft an die Kinder seines Schwähers Heinrich den Meyger, Burger zu Nördlingen, sodann an diesen selbst und von ihm 1361 an den Grafen Ulrich von Helfenstein d. Ä.[2]). Der kaiserliche Bestätigungsbrief dieses Besitzübergangs spricht wiederum von dem Erblehen an dem Stadelhofe zu Ulm mit allen seinen Nutzen, Rechten und Zugehörungen, und beweist damit ausdrücklich, daß Stadelhof und Meierhof manchmal als gleichbedeutend gebraucht werden[3]). Später kam der Meierhof wieder in die Hände von Ulmer Bürgern[4]).

Der Meierhof im Stadelhof ist also, wenn auch als Lehen vom Reich ausgegeben, doch als geschlossener Hof mit seinen Gütern erhalten geblieben. Nicht so der Stadelhof, denn die zu ihm gehörigen Westerlinger Güter sind schon längst an Ulmer Bürger und andere Liebhaber abgegeben. Der Stadelhof selbst ist auch räumlich aufgelöst und mit Häusern besetzt worden. Nur die Tatsache, daß Zinse aus Häusern in der Stadt[5]) und aus Grundstücken[6]) an den Meierhof im Stadelhof gehen, erinnert noch an den früheren Besitzstand, ebenso wie das Vorhandensein eines Meiers, der einstens den ganzen Stadelhof bewirtschaftet und alle seine Einkünfte verwaltet hatte.

III. Der Schweighof.

Die Ulmer Markung umfaßte nicht nur das geschilderte, der Alb zugehörige Gebiet links der Donau, sondern begriff jenseits des Flusses, in der breiten Niederung des Donautals noch weite Flächen in sich. Der Hauptteil der jenseitigen Markung lief von der Kirchberger Brücke der Iller entlang bis zur Mündung der Donau und von da herab bis zur

---

[1]) U. U. II, 411.

[2]) U. U. II, 538.

[3]) U. U. II, 534, 1361.

[4]) Dieterich a. a. O. S. 178 Anm.

[5]) Dieterich a. a. O. S. 178 Anm.

[6]) Hildegund Plest bezahlt noch i. J. 1326 aus ihrem siebten Teil der „zwaigen" (Viehweiden) an den Worden in dem Alberach jährlich 23 Heller in den Meierhof im Stadelhof. U. U. II, 60.

Digitized by Google

Offenhauser und Pfuhler Markung[1]), der andere, kleinere bildete ein abgesondertes Stück an der oberen Donau über der Iller, das Göggelinger- und das Taubried[2]). Die Ulmer Markung war also von ganz außerordentlicher Größe[3]).

Wie wasserreich diese jenseitige Flußniederung dereinst gewesen ist, das zeigen die dort vorhandenen Riede, die ja nichts anderes als Ausfüllungen und Vertorfungen früherer seenartiger Wasseransammlungen, und noch heute feucht und sumpfig sind. Von ihnen nennen die Urkunden neben dem obenerwähnten Göggelinger- und dem Taubried ein oberes und ein unteres oder niederes Ried, beide vermutlich rechts (oder unterhalb, wenn man so sagen darf) der Iller gelegen[4]). Auch in den Flurnamen finden wir Hinweise auf die feuchte Beschaffenheit des Bodens, denn mehrere derselben enden auf Lache, d. h. Pfütze oder See, wie Leulach, Marlache und Wallalach[5]). Erst durch planmäßige Entwässerung mußte dieses Gebiet also der Kultur zugänglicher gemacht werden: die Namen Land-, Schweins-, Römer- und Eschgraben[6]) lassen wohl hierüber keinen Zweifel. Daß endlich bis in spätere Zeiten hier Rodungen vorgenommen wurden, davon erzählen uns Richoltsreut, Bussenreut und Ehingersreut vor der Herdbruck Tor[7]). Von einer recht umfangreichen Urbarmachung und Besiedelung eines Teils dieses Gebiets zeugt die Gründung der benachbarten Dörfer Pfuhl und Offenhausen. Die Bewohner dieser Orte werden ja bekanntlich als Pfahlbürger Ulms bezeichnet, und stehen in späteren Zeiten noch in manchem den Bürgern gleich, wie auch ihre Markung noch im 16. Jahrhundert zur Stadtmarkung gerechnet wird[8]). Diese Dörfer erweisen sich daher als auf Ulmer Bann ange-

[1]) Des Näheren ist der Verlauf der Markungsgrenze dieses Stücks bezeichnet in der „Beschreibung von gemeiner Stadt Ulm Trieb und Tratt vor dem Herdbrucktor" von 1531, Eid- und Ordn.Buch B. Bl. 153; Rübling, Handel und Gewerbe S. 13.

[2]) Das Taubried wurde durch Vertrag vom Jahr 1505 zwischen Ulm und Einsingen, das ebenfalls Trieb und Tratt daselbst hatte, aufgeteilt. Eid- und Ordn.Buch B. Bl. 169; Rübling, Handel und Gewerbe S. 14.

[3]) Nach der alten Oberamtsbeschreibung S. 94 und Beil. II hatte die Markung (um 1836) diesseits der Donau 7515 Morgen (= 2369 ha) und jenseits der Donau 5286 Morgen (= 1666 ha).

[4]) Zu vgl. U. U. I, 199; II, 242 und 321; II, 561.

[5]) Rübling, Handel und Gewerbe S. 13. Schultes, Chronik S. 175.

[6]) Zu vgl. die Namen auf den Flurkarten. Ob die Bezeichnungen Römer- und Schweinsgraben etwa auf vorgermanischen Ursprung dieser Gräben zurückweisen, kann hier dahingestellt bleiben.

[7]) U. U. II, 747, 1371; Korr.Bl. II, 57; Rübling, a. a. O., S. 13.

[8]) Haid Ulm m. s. Gebiet, Ulm 1786 S. 152 und 497. Kölle, Vermögenssteuer Ulms, Stuttgart 1898 S. 104.

Digitized by Google

legte Tochterdörfer, als Kolonisationen größeren Stils, wie sie namentlich im 9. und 10. Jahrhundert auch sonst in Deutschland vorkamen[1]).

Im allgemeinen werden wir uns also das ganze Gebiet jenseits der Donau ursprünglich als wildes, nasses Wiesen- und Waldland denken müssen, das in allmählicher, mühevoller Rod- und Entwässerungsarbeit der Kultur gewonnen werden mußte. Auch nach dieser Arbeit blieb es überwiegend nur für Weidwirtschaft tauglich. Darum finden wir hier neben vereinzeltem Privateigentum[2]) in der Zeit der Stadt die große Allmende, die Gemeinweide der Ulmischen Bürgerschaft[3]). Hier finden wir darum auch Viehweiden, die zum Meierhof im Stadelhof gehören und in späterer Zeit noch Zinse an diesen entrichteten[4]). Und hier lag auch der Schweighof.

Die Frage über den Schweighof ist für die älteste Geschichte Ulms recht wichtig, weshalb wir uns etwas eingehender mit ihr zu befassen haben. Sie bietet aber auch einige Schwierigkeit, da schon das Vorhandensein eines solchen Hofs uns nicht einmal urkundlich bezeugt ist. Wir kennen nur die Ortschaft Schweighofen, die ungefähr an der Stelle des heutigen Neu-Ulm, in der Gegend der protestantischen Kirche gelegen, im Vogtvertrag von 1255 als Herberge des Vogts erstmals erwähnt wird[5]). Sie hat jedenfalls ihren Namen vom Schweighof erhalten und ist aus diesem entstanden. Noch ein anderer Umstand gemahnt aber vielleicht an diesen Viehhof. Die Schweighofer Einwohner führen nämlich in großer Zahl Namen, die noch an ihre Beziehungen zum Hof und ihre Tätigkeit daselbst erinnern. Da gibt es noch im 14. Jahrhundert einen Heinrich den Hofmayer von Swaikhofen[6]), einen Bertold den Stadler[7]) v. S. und einen Konrad Bruggner[8]), wonach also der Schweighof einen Meier als Vorsteher, einen Stadelmeister und einen Brücken- (oder Tor-)wart besessen hätte. Daneben erscheint eine Reihe von Handwerkernamen: Ein Heinrich Felwer ist begütert im Schweig-

[1]) Inama Sternegg a. a. O. S. 20.

[2]) Das Striebelgut gehört ursprünglich dem Abt der Reichenau (U. U. I, 63, 1239), ebenso ist die Wiese bei Gerlenhofen und die Hertewiese (Herdwiese) bei der Begrabenwiese (Grabenwiese) im Besitz eines Privaten, eines gewissen Hellebock. U. U. I, 248 vgl. mit I, 63.

[3]) U. U. I, 68, 1241.

[4]) s. u. S. 552.

[5]) U. U. I, 93.

[6]) U. U. II, 438, 1356; ib. II, 538, 1361.

[7]) U. U. II, 416, 1325.

[8]) U. U. II, 684, 1369.

Digitized by Google

hofer Esch[1]), ebenso eine Swertfürbin[2]), ein Konrad der Suter nennt sich von Schweighofen[3]), Zinshäuser in Schweighofen besitzen Hans der junge Schmid und Haynin der Schuster[4]). Endlich führen noch eine Anzahl von Einwohnern Schweighofens Namen die auf Beschäftigung als Dienstleute und Knechte im ehemaligen Hof hinweisen, so Wernher der Karrer von Schweighofen[5]), der Schildknecht, der ein Gefäß zu S. hat[6]), Jakob Murer, der ein Zinshaus besaß[7]) und Walter der Koch von S.[8]). Mag der eine oder andere Name aus sonstigen Gründen auf einen Schweighofer Einwohner gekommen sein, die Häufung dieser aus hofrechtlicher Tätigkeit abgeleiteten Namen ist zu groß für die kleine Ortschaft, als daß hier nicht auf Beziehung zu dem alten Viehhof geschlossen werden muß. Sind wir hierzu berechtigt, so können wir sogar noch einen Schritt weitergehen und aus den Namen einen Schluß ziehen auf die Lebensdauer des Viehhofs. Diese Namen müssen ja entstanden sein zu einer Zeit, als ihre Träger die Tätigkeit, nach der sie benannt wurden, noch ausübten, oder die Erinnernng an diese Tätigkeit wenigstens noch vorhanden war. Da nun Eigennamen erst im Lauf des 13. Jahrhunderts sich einbürgerten, müssen zu jener Zeit die Genannten ihre alte Beschäftigung noch ausgeübt haben, d. h. es muß der Schweighof noch bis zum 13. Jahrhundert bestanden haben.

Besitzer Schweighofens oder wenigstens eines großen Teils desselben sind übrigens im 14. Jahrhundert Ulmer Geschlechter, die Rot[9]), Gesseler[10]), Ehinger[11]) u. a., die Häuser und Güter daselbst ausgeliehen haben. Es scheint also der Schweighof vor seiner Auflösung einigen begüterten Ulmer Geschlechterfamilien gehört zu haben. So etwas Ähnliches sagt ja auch Fabri in seinem Tractatus[12]): Fuerat enim (villa Schweighofen) primo tantum locus stabulorum et bestiarum et horreorum ad cives Ulmenses pertinentium, sed tandem villa ingens

---

[1]) U. U. II, 747, 1371.
[2]) U. U. II, 438, 1356.
[3]) U. U. II, 416, 1355.
[4]) U. U. II, 722, 1370.
[5]) U. U. II, 416, 1355.
[6]) U. U. II, 684, 1368.
[7]) U. U. II, 722, 1370.
[8]) U. U. II, 262, 1344.
[9]) U. U. II, 487, 1358; II, 491, 1358; II, 493, 1358.
[10]) U. U. II, 538, 1361.
[11]) U. U. II, 722, 1370.
[12]) S. 21.

Digitized by Google

ibi facta fuit; erstlich was, wie der treuherzige Fischer[1]) so nett übersetzt, Schweighofen nur der Burger Viechhaus und [Ge]treidstadel, da sie ihr Viech, Treid, Heu und Stroh hetten.

Wem hat aber der Schweighof ursprünglich gehört? Aller Wahrscheinlichkeit nach dem König, der ja später noch als Eigentümer der Gemeinweide und der Viehweiden im Alberach erscheint. Niemand brauchte so sehr den Viehhof wie er, denn dieser war zur Versorgung der Pfalz mit Fleisch und Milch so nötig, wie die Westerlinger Güter zu ihrer Versorgung mit Korn. Woher sollten auch die Ulmer Altbürger den Viehhof erhalten haben, als vom König, der sie nach Ulm verpflanzt und sie auch sonst mit seinen Gütern ausgestattet hat?

Wenn man es also auch nicht als ganz unwiderlegbar sicher behaupten kann, so darf man es doch als recht wahrscheinlich annehmen, daß seit dem Bestehen der königlichen Gutswirtschaft als wesentliches Stück derselben ein Viehhof jenseits der Donau vorhanden war. Mit der Auflösung der Pfalz als Sitz eigener Hofhaltung und eigener Wirtschaft war auch, so wird man sich den Gang der Dinge denken müssen, das Schicksal des Schweighofs besiegelt. Er fiel, wie die Westerlinger Güter, möglicherweise aber später wie diese, in die Hände der Erben des königlichen Besitztums, der Altbürger, während die Masse des umliegenden Lands bei Gründung der Stadt den Bürgern als Allmende zugewiesen wurde. Nur ein kleines Stück der Schweigen war und blieb mit der Verwaltung des Meierhofs verbunden, wenn auch nur mehr äußerlich, als Zinsgut.

IV. Der Burgflecken.

Seit dem Jahr 1005 ist uns eine Reihe von Reichstagen in Ulm bekannt und im Jahr 1027 wird der Ort zum erstenmal als oppidum, als befestigter Flecken erwähnt[2]). Es muß also zu jener Zeit der Platz größere Bedeutung erlangt und sich zu einer wirklichen Ortschaft erhoben haben.

Über die Entstehung dieses Fleckens, seine Bewohner, seinen wirtschaftlichen Aufbau und sein politisches Wesen gibt uns keine Chronik und keine Überlieferung Auskunft. Als einziges Mittel, um einen Einblick in das Gemeinwesen zu erhalten bietet sich der spröde Stoff der Urkunden. Sie geben notdürftigen Aufschluß über die Verteilung des Grundbesitzes und die soziale Stellung der Grundeigentümer und bieten

[1]) S. F.s Chronik, bes. v. Ulm. Sachen, herausg. v. Veesenmeyer, Bl. 416 b.
[2]) Stälin a. a. O. S. 539. Jäger a. a. O. S. 45.

Digitized by Google

damit wenigstens einen Anhaltspunkt für Erkenntnis des Wesens des Ortes in einzelnen Beziehungen. Aber auch nur eine Durchforschung der Feldflur verspricht hierüber ein sicheres Ergebnis, nicht eine solche des Weichbilds der Stadt. Denn die Baustätten könnten in späterer Zeit, bei der Gründung des Marktes und der Stadt, die, wie wir noch sehen werden, nach der Zerstörung der Ortschaft ums Jahr 1140 erfolgte, neu ausgeteilt worden sein. In diesem Fall müßte dann ein Rückschluß von den Verhältnissen des 13. und 14. Jahrhunderts auf die Zeit vor der Zerstörung zu trügerischen Ergebnissen führen. Und auf Rückschlüsse sind wir auch für die Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts angewiesen, weil wir über Besitzveränderungen und Besitzverhältnisse erst mit dem Auftreten der Klöster und geistlichen Anstalten Aufschluß erhalten, die abweichend von der sonstigen Art der Eigentumsübertragung, altalemannischem Rechtssatz zufolge ihren Gütererwerb sich schriftlich bestätigen ließen.

Als erste private Eigentümer[1]) von Grund und Boden im Feld draußen erscheinen im Jahr 1244 die Ritter Ulrich d. Ä. und d. J. von Pfäfflingen mit dem Stück Feldes neben der Gebreite des königlichen Meiers, sodann erscheint im Jahre 1262 Heinrich Caprel d. Ä., Bürger zu Ulm, der in Biberach an Adelheid, Ehefrau seines Bruders Ludwig, einen zehntfreien Garten zu Ulm verkauft[2]). Der Name Caprel ist sicher der gleiche wie Koprel; so nennt sich die Familie, die zur selben Zeit in den Ulmer Urkunden erscheint, ja sogar als grundbesitzend noch zweimal nachgewiesen werden kann, insofern als die Witwe Eberhard Koprels sich als Eigentümerin nicht nur zweier Höfe in Böfingen, sondern auch des Gartens der Agnes Kintmacherin[3]) erweist und ein anderer Koprel 1343 durch Vermittlung eines Dritten drei Jauchert bei dem Kreuz an die Deutschherrn verkauft[4]). Als einen andern Grundbesitzer lernen wir kennen Albert Bögelin, dessen Besitztümer, die Bögelinsäcker an seinen Schwäher Dieterich Raggilin übergegangen sind und von diesem an das Kloster Söflingen um 114 ℔ Heller verkauft wurden[5]), als ein weiterer zeigt sich der Ammann Otto (an dem Steg) der Äcker und Wiesen an das Kloster Bebenhausen veräußert[6]), als fünfter

[1]) Wir sehen hier, um unsere Schlußfolgerungen in keinerlei Weise zu gefährden, ab von Besitzern die nicht unzweifelhaft Eigentümer sind.

[2]) Stiefel, Regesta Heggbacensia in den V.J.H. 1880 S. 204.

[3]) U. U. I, 157.

[4]) U. U. II, 349.

[5]) U. U. I, 142, 1272.

[6]) U. U. I, 209, 1293.

Digitized by Google

Gerwig Hafner und seine Gemahlin Mechtild, die an das Spital zehn Jauchert Ackers im Boden und acht Jauchert Ackers in dem Esch gen Söflingen vermachen[1]). Im Jahr 1310 tauscht Heinrich von Halle, Bürgermeister von Ulm die Eigenschaft seiner Äcker im Boden, die Konrad Frecht baut, gegen die Äcker Reichenaus, die da heißen des alten Ammans Bau[2]). Diese Äcker bilden aber nur einen Teil des Grundbesitzes der Familie, denn im Jahr 1335 stiftete Heinrich von Halle, der alte Ammann von Ulm einen Zins aus einem Wiesmahd[3]) und noch im Jahr 1371 hat ein von Halle einen Garten vor dem neuen Tor[4]). Dann erscheint Ulrich der Rot, der einen Errenzins, d. h. ersten Zins aus seinem Acker, den man nennt des Genannten Acker am Weg von den Wengen gen S. Michelsberg gegen einen andern Errenzins vertauscht[5]). Aus der Familie Rot kennen wir noch eine ganze Reihe von Grundbesitzern: Fritz Rot von Zell bezieht Zinse aus seinem Baumgarten an der Breite[6]), Ulrich der Rot, Bürgermeister zu Ulm ist mit Walter Bitterlin zusammen Vorbesitzer des Judenkirchhofs vor dem neuen Tor[7]), Johann der Rot bezieht Zinse aus Äckern auf dem Hochsträß[8]) und aus Meister Heinrichs von Rütlingen Steingrub[9]), Heinrich Rot einen solchen aus einem Acker am Grimmelfinger Weg[10]) und Peter der Rot ist Besitzer von Äckern, Wiesmähdern und Gärten[11]).

Als weitere Grundeigentümer lernen wir, nach dem Auftauchen der einzelnen besitzenden Familien fortschreitend, Konrad den Arzt kennen, von dem ein Acker enhalp an der Galgensteige an Ulrich Gwärlich gekommen ist[12]). Mehrfachen Besitz weisen wiederum die Sefler auf, von denen Konrad und Ulrich an das Deutsche Haus fünf Jauchert Ackers

---

[1]) U. U. I, 216, 1295.

[2]) U. U. I, 304. Des alten Ammanns Bau war wohl der schon 1253 (U. U. I, 82) von Reichenau an den Ulmer Bürger Otto Rot als Zinslehen übertragene Besitz, den dieser von Heinrich, dem Sohn des alten Ammanns (Walter Nagillins?), (ebenfalls als Zinslehen?) erworben hatte. Dieser Besitz, 5 Jauchert Ackers, lag neben dem St. Michaelskloster in den Wengen und war möglicherweise früher freies Eigentum eines Ulmer Bürgers, nämlich des alten Ammanns, nach dem er hieß.

[3]) U. U. II, 153.

[4]) U. U. II, 733.

[5]) U. U. I, 308, 1312.

[6]) U. U. II, 423, 1355.

[7]) U. U. II, 455, 1356.

[8]) U. U. II, 491, 1358.

[9]) U. U. II, 494, 1358.

[10]) U. U. II, 595, 1365.

[11]) U. U. II, 695, 1369.

[12]) U. U. V, 5, 1316.

Digitized by Google

am Grimmelfinger Weg, vier im Wasserfall und einen, genannt Köllerinnacker[1]), alles am untern Kuhberg gelegen, an das Deutsche Haus verkaufen[2]) und von denen einer ungenannten Vornamens sechs Jauchert auf den Riedflecken stoßend, also in derselben Gegend besessen hatte[3]). Ferner taucht ein Heinrich der Schwarz auf, der fünf Jauchert bei dem Riedflecken gegen den Milchbrunnen um 100 ℔ Heller verkauft[4]) und Mitbesitzer der Wiese hinter der Grabenwiese jenseits der Donau ist[5]). Dann erscheinen in den Urkunden die Kraft, die andern Nachrichten zufolge schon 1160 Eigentümer des Platzes waren[6]), wo die jetzige Begräbnisstätte vor dem Frauentor ist und daher das Grabamt besassen[7]): Kraft und Peter, des alten Kraft sel. Söhne, verkaufen an das Spital ein Äckerlein zu dem Gescheid, dem heutigen Bescheid[8]). Hermann Kraft, Pfarrer zu Ulm besitzt Errzinse und andere Nutzungen[9]), ebenso verfügt sein Bruder Hans über einen Zins[10]). Fritz Kraft und Kräftlin sein Bruder, Peter Krafts sel. Söhne, veräußern Zinse aus Gärten am Söflinger Weg und bei dem Königsbrunnen[11]) und Elsbet Kräftin, Konrad Kolblins Witwe, besitzt verschiedene Errzinse[12]).

Wir haben, nach der Zeit des Auftauchens geordnet, die Besitztümer der Bürger an Grund und Boden vollständig aufgezählt, die bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts erscheinen, und anschließend daran den übrigen Besitz der Grundeigentümersfamilien noch genannt. Mit dieser chronologischen Aufzählung müssen wir nun aber hier inne halten. Denn seit dem Jahr 1348 sehen wir bisher unbekannte Familien Grundbesitz und Zinse neu erwerben[13]), so daß wir von da ab keineswegs mit Sicherheit mehr sagen können, ob neu auftauchende Grundbesitzersfamilien ihren liegenden Besitz aus älterer oder neuerer Zeit herleiten.

Nur zwei Familien können wir noch mit einiger Wahrscheinlichkeit

---

[1]) Köllerinnacker heißt der Acker nach einer weiblichen Person namens Kölle, der er wohl verliehen war.

[2]) U. U. II, 96, 1330.

[3]) U. U. II, 238, 1343.

[4]) U. U. II, 349, 1343.

[5]) U. U. II, 285, 1346.

[6]) Weyermann, Nachrichten von Gelehrten und Künstlern Ulms II, 1829 S. 334.

[7]) Vgl. hierzu U. U. II, 402, 1354.

[8]) U. U. II, 117, 1332.

[9]) U. U. II, 571, 1362 und II, 811, 1375.

[10]) U. U. II, 648, 1567.

[11]) U. U. II, 765, 1373.

[12]) U. U. II, 321, 1348; II, 459 und 460, 1357, 1357; II, 471, 1357.

[13]) U. U. II, 321, 1348; II, 459 und 460; II, 471, 1357.

Digitized by Google

als alte Grundeigentümersfamilien benennen: Die Besserer und die Strölin, weil ihr Besitz offenbar ziemlich groß und seine Herkunft aus späterer Zeit schon deshalb nicht wahrscheinlich ist.

Heinrich der Besserer verkauft nämlich an seine Oheime, drei Gebrüder Strölin, Zinse und Gefälle für 100 ℔[1]) und verleiht ein andermal als „Hofherr“[2]) einen Acker vor dem neuen Tor an Konrad den Zimmermann um 4 ℔ Heller und sechs Weihnachtshühner, wogegen letzterer diesen Acker zu Gärten verteilt und an 18 Personen gegen zusammen 9 ℔ 17 Heller und 21 Weihnachtshühner gegen Afterzins überläßt[3]). Auch Heintz Besserer besitzt einen Acker. Von den Strölin ererbt Peter Strölin zwei Wiesen von seinem Vater, eine unterhalb der Galgensteig beim Köllinsbrunnen gelegen und eine oberhalb am Grimmelfinger Esch gelegen, beide auf 12 Tagwerk[4]). Fritz Strölin verkauft die Erstzinse aus einem Acker zu Ulm bei dem Milchbrunnen und aus 7 Tagwerk Mahd am Spielberg in Gemeinschaft mit seiner Ehewirtin[5]), und Hans Strölin auf dem Hof vermacht an den Weinkeller des Spitals einen Zins aus einem Garten hinter der Spitalmühle[6]).

Demnach können wir als alte Grundbesitzersfamilien, abgesehen von den Rittern von Böfingen, mit einiger Sicherheit gerade noch zwölf Familien benennen, die Koprel, Vögelin, an dem Steg, Hafner, von Halle, Rot, Bitterlin, Sefler, Schwarz, Kraft, Besserer und Strölin, ungerechnet jenen Konrad den Arzt, dessen Familienzugehörigkeit nicht bekannt ist. Mit einiger Sicherheit, aber nicht unbedingt sicher. Denn man weiß nicht, ob nicht durch Heirat oder Erbschaft von entfernteren Verwandten die eine oder andere Familie erst verhältnismäßig spät zu Grundbesitz gekommen ist. Wie nun also die eine oder andere dieser Familien erst später zugewandert oder emporgekommen sein könnte, so werden wir vorstehend andererseits auch nicht alle Grundbesitzersfamilien kennen gelernt haben, da nicht jede gerade Teile ihres Besitzes an Klöster verschenkt oder sonst veräußert haben wird. Immerhin aber wird es ge-

---

[1]) U. U. II, 589. 1364.

[2]) Der Ausdruck Hofherr kommt auch sonst vor (U. U. II, 266, 276 und 360). Er bedeutet zunächst, wie aus dem Zusammenhang in dem er hier steht hervorgeht, den Eigentümer eines Hofes einschließlich des zugehörigen Feldes, später wird er übertragen auch nur von einem Hausbesitzer gebraucht. Der einfache Ausdruck hat zu verschiedenen Mißdeutungen Anlaß gegeben (s. V.J.H. 1884 S. 203 und 1885 S. 250).

[3]) U. U. II, 590, 1364.

[4]) Ulm-Oberschwaben, Nachrichten 3, 201, 1400.

[5]) U. U. II, 734, 1371; U. U. II, 811, 1375.

[6]) Ulm-Oberschwaben, Nachrichten, 3, 252, 1421.

Digitized by Google

stattet sein aus dieser unbekannten Reihe der Grundbesitzer auf die übrigen zu schließen.

Wer waren nun diese Grundbesitzer? Es waren, wie die Durchsicht der Namen zeigt, bis herunter auf Heinrich den Schwarz[1]) und Walter Bitterlin[2]) den Kramer, Vornehme, meliores wie das Stadtrecht von 1296 sie nennt[3]) oder wie sie selbst einmal sich bezeichnen, optimi, nobilissimi ac ditissimi[4]), Mitglieder jenes höheren Standes von Ortsinsassen, aus denen sich die späteren Geschlechter oder Patrizier bildeten.

Aber nicht nur das. Gerade die besten Familien unter den Besseren enthält unsere Liste der Grundbesitzer, von denen manche sogar weit über die Bannmeile der Stadt hinaus bekannt geworden sind. Lebt doch ein Konrad Havender oder Hafner zu Zeiten am Hofe Kaiser Friedrichs II.[5]), sind die Krafte Schreiber in der Kanzlei der Staufen[6]) und bekleidet Ammann Otto an dem Steg nebenher noch die Würde eines Vogts von Augsburg[7]). In der Stadt selbst zählen, wie uns schon ein flüchtiger Blick in die Geschichte derselben belehrt, die Hafner (figuli, Havender), die an dem Steg[8]) (in semita, scalarii) und die mit letzteren wohl verwandten Kraft (Kraftones), die Rot (Rufi) mit ihren mutmaßlichen Vettern den Seflern (Sovilarii) und den Schwarz (Nigri), die von Halle, die Strölin (Strowelini) und die Besserer zu den ausschlaggebenden Familien. Will man hierfür noch einen besonderen Beweis, so ist es der, daß das Ammannamt, wie auch die übrigen Ämter der Stadt, fast ausschließlich in den Händen dieser Familien lagen. Da sind die Ammänner Bertold Rot[9]) und Heinrich Rot[10]), Otto an dem Steg[11]), Ulrich Koprel[12]) und Heinrich von Halle[13]), da sind die Bürger-

[1]) Heinrich der Schwarz siegelt 1354 eine Urkunde. U. U. II, 403.

[2]) Ein Jose Bitterlin ist verschwägert mit Ramung dem Schwarz und Florian von Halle und siegelt. U. U. II, 689, 1369.

[3]) U. U. I, 230.

[4]) U. U. I, 136, 1271.

[5]) U. U. I, 55.

[6]) Neue Oberamtsbeschr. II, 262.

[7]) U. U. I, 184, 1286.

[8]) Gegen die Identität der Kraft und an dem Steg, an die man bisher glaubte, spricht sich von Alberti, Württ. Adels- und Wappenbuch 11, 754 aus.

[9]) U. U. I, 56, 1237.

[10]) U. U. I, 87, 1254.

[11]) U. U. I, 143, 1272; I, 164, 1281; I, 196, 1287.

[12]) U. U. I, 173, 1282; I, 182, 1285.

[13]) U. U. I, 246, 1297 u. ff.

Digitized by Google

meister Liuprand von Halle und Heinrich von Halle[1]), die capitanei Ulrich Strölin[2]) und Liuprand von Halle[3]), und die Stadtpfleger- und Rechner Hermann Kraft und Heinrich der Besserer[4]). So vollständig ist diese Liste der Beamten, daß wir z. B. nur zwei Ammänner kennen, deren Familien nicht oder vielleicht bis jetzt nicht als grundbesitzend nachgewiesen sind, nämlich Walter Nagillin[5]) und den Ammann Schaprun[6]).

Von den grundbesitzenden Familien sind nur drei nicht mehr bekannt geworden, die übrigens schon früh genannten Bögelin[7]), die Schwarz und die Bitterlin. Bei letzteren ist übrigens zu vermuten, daß sie von Haus aus Kaufleute waren, und erst durch Heirat in die Reihen der Besseren gekommen, also ursprünglich keine Grundbesitzer sind[8]). Alles in allem können wir aber aus Vorstehendem das Ergebnis entnehmen, daß die alten Grundbesitzer die Besten aus den Besseren, der Kern der Vornehmen oder Geschlechter sind.

Seit wann giebt es nun jene alten Geschlechter der Grundbesitzer in Ulm? Jedenfalls schon seit dem Jahre 1134, denn damals nahmen, wie der Annalist Saxo berichtet, die Brüder Friedrich und Konrad von Staufen, aus Ulm flüchtend, zwölf aus den Vornehmen der Bürger (XII de praestantioribus) als Geiseln mit sich, um sich der Treue der Ulmer zu versichern[9]). Es gab also praestantiores schon damals, als Ulm noch oppidum war, also vor Gründung der Marktstadt. Das sagt ja übrigens auch schon Fabri in jener vielsagenden bisher kaum beachteten Stelle seines tractatus[10]), wonach die Strölin nach Ulm gekommen seien lange vor der Vergrößerung der Stadt (unter der Fabri immer die von 1149 versteht) und vor Erhebung Ulms zur Stadt (ante civilitatis ordinis positionem), als Ulm noch ein bescheidener Flecken war (dum adhuc foret exile oppidum). Daß die Austeilung von Einzelgrundbesitz vor Gründung der Marktstadt erfolgt ist, entspricht ja auch dem Vorgang in

---

[1]) U. U. I, 246, 1297; I, 309, 1312.
[2]) U. U. I, 202, 1292; I, 208, 1293.
[3]) U. U. I, 262, 1299.
[4]) U. U. I, 302, 1309.
[5]) U. U. I, 40, 1222 und I, 46, 1226.
[6]) U. U. I, 95, 1255.
[7]) Sie erscheinen erstmals 1239 mit Magister Heinricus Vogelinus. U. U. I, 62.
[8]) Walter Bitterlin selbst ist ja Kramer. Auch besitzt er ein ungeteiltes Eigentum, das wohl im Wege der Erbschaft auf ihn gekommen ist, etwa gerade durch Verwandtschaft mit Grundbesitzern. Auch sonst ist für die Familie kein Grundbesitz in Ulm nachzuweisen.
[9]) s. Stälin, Württ. Geschichte, II, 64. Jäger a. a. O. S. 62.
[10]) S. 88.

Digitized by Google

anderen Städten[1]). Auch deutet für Ulm hierauf noch besonders die Tatsache hin, daß in der späteren Marktstadt zum Haus des gewöhnlichen Bürgers nur Hofraite und Garten gehören, nicht aber Grundbesitz in der Markung draußen[2]), und daß die Zahl der Grundbesitzenden eine so kleine ist, daß in ihr unmöglich alle Marktbewohner begriffen sein können.

Man wird also das Erscheinen der Familien der Besseren in Zusammenhang bringen dürfen mit dem Austeilen von Grund und Boden und beides zurückführen können auf die Gründung des Burgfleckens Ulm, die, wie schon erwähnt, auf den Beginn des 11. Jahrhunderts zu verlegen ist.

Die Beantwortung der Frage, wer diese alten Grundbesitzer eigentlich seien, ist dem Vorstehenden schon teilweise zu entnehmen. Sie sind domini[3]), nobiles[4]), vereinzelt auch milites[5]). Sie erscheinen zuerst als im Königshof angesiedelte Ministerialen des Königs und später teilweise als Ministerialen der Grafen, die die Vogtei besaßen, der von Dillingen und von Württemberg. Dieses scheinbar wechselnde und für Bürger einer aufstrebenden Stadt befremdliche Verhältnis klärt sich dadurch auf, daß die Grundbesitzer eben ursprünglich dem auf dem Land gesessenen Adel[6]) zugehören und auch später noch durch Verwandtschaft und Besitz[7]) mit dem Bezirk verwachsen und mit dem Inhaber der alten Grafschaft verbunden sind.

Nun bliebe noch festzustellen, wo der Besitz dieser Grundeigentümer der Ulmer Markung liegt, woher er stammt und wie er sonst beschaffen war. Er liegt, wie die Gewandbezeichnungen ausweisen, die wir bei Aufzählung der besitzenden Familien kennen gelernt haben, auf dem Kuhberg links der Grimmelfinger Straße, also im Westerlinger Gebiet von dem wir oben in Abschnitt I das Nähere gehört haben, zieht sich sodann näher gegen die Stadt herein im „Esch gegen Söflingen" und umfaßt noch um die Stadt sich wendend, den Boden. Letzterer ist, wie

---

[1]) S. 88.

[2]) Rietschel, Markt und Stadt, 1897 S. 142. Da der Regel nach bei Marktgründungen Austeilung von Einzelgrundeigentum nicht stattfand, muß eine solche schon früher erfolgt sein.

[3]) Zu vgl. z. B. U. U. II, 195, 1338 und II, 251, 1343.

[4]) dominus Otto minister, dominus Crapfto, U. U. I, 169, 1281, dominus Albertus dictus Bogelinus, U. U. I, 142, 1272. Herr Ulrich Ströweli U. U. I, 224, 1295.

[5]) nobilis Krafto in Nawe (Langenau) U. U. I, 76, 1246.

[6]) Strenuus vir dictus Sevelar miles, civis in Ulma, U. U. I, 213, 1294.

[7]) Besitz in der Umgebung hat z. B. Kraft der Schreiber, U. U. I, 96, 1290, Agnes, Witwe des Dieterich Raggilin, U. U. I, 204, 1293, Seveler de Ulma, miles U. U. I, 284 und 285, 1303 und 1304, sowie V.J.H. 1888 S. 202.

Digitized by Google

schon der Name sagt, nichts als der Grund eines Gewässers und zwar eines einstigen Arms der Blau. Der Talfinger, Örlinger und Böfinger Esch haben also, wie wir sehen, nichts abgegeben für die Bewohner des Fleckens, letzterer ist vielmehr aus dem Westerlinger Esch und dem möglicherweise erst damals einigermaßen trocken gelegten Boden dotiert worden.

Die Eigenschaft der Grundbesitzer als königlicher Ministerialen [1]) und die Tatsache, daß sie, wie wir noch sehen werden, im „Hof" der königlichen Pfalz ihre Wohnstätten haben, beweist wohl, daß sie ihren Besitz dem König verdanken, ebenso läßt dies sich daraus entnehmen, daß der Hirtenstab als Zubehör des Amts dem König gehört.

Ein Besitztum von 18 Jauchert, wie es Gerwig Hafner auf einmal veräußert, umfaßt, da ein Jauchert Ackers etwa gleich 64,3 a [2]) zu setzen ist, etwa 11,5 ha und stellt heute den Besitz eines mittleren Bauern der Ulmer Alb, eines Zweirößlers, wie man dort sagt, dar [3]). Bei dem geringen Umfang des den Ortseinwohnern zustehenden Markungsteils können also, falls man die 18 Jauchert als mittleren Besitz annimmt, nicht viele, höchstens ein paar Dutzend Grundbesitzer daselbst vorhanden gewesen sein. Auch zu Haids Zeiten zählte man nur wenige eigentliche Bauern, obgleich durch die Veräußerungen der Klöster in späterer Zeit viel mehr Grundbesitz in die Hände der Bürger gekommen war; von den 111 Bauleuten waren damals etliche 50 Gärtner und nur der Rest eigentliche Bauern [4]).

Ihren Besitz ließen die Bürger, wie wir dies bei Heinrich von Halle schon gesehen haben, durch Meier bebauen. Dieser Gebrauch war

---

[1]) Auf die Tatsache, daß hervorragende Männer Ulms, die Sesler und die Rot Dillingische bezw. Württembergische Ministerialen waren, hat Rot v. Schreckenstein in einer Abhandlung in den V.J.H. 1888 S. 191 aufmerksam gemacht. — Die Frage, ob das Patriziat in den Städten sich zu einem beträchtlichen Teil aus Ministerialen und dem Landadel rekrutierte, ist bekanntlich sehr umstritten. Sie ist vielleicht für die Mehrzahl der Städte zu verneinen, für andere, wie Ulm, aber jedenfalls zu bejahen. Auch dürften nicht nur nach Orten, sondern auch nach den Zeiträumen Unterschiede zu machen sein. In Ulm waren die Patrizier, die praestantiores, bis zur Gründung der Stadt wohl ausschließlich Ministerialen. Mit der Gründung der Stadt erhalten sie Zuzug aus den Kaufleuten, auch während der älteren Stadtzeit zieht noch Landadel zu, später setzt sich das Patriziat umgekehrt zum Teil wieder auf dem Land fest, aber unter Beibehaltung eines Wohnsitzes in der Stadt, während der Landadelige nur noch als Ausbürger, also unter Beibehaltung seines auswärtigen Wohnsitzes Bürgerrecht erwirbt. Diese Aus- oder Edelbürger fanden aber, was zu beachten ist, keine Aufnahme ins Patriziat.

[2]) Kölle, Maßwesen der Reichsstadt Ulm in den Württ. Jahrbüchern 1902 S. 44.

[3]) Neue Oberamtsbeschr. I, 581.

[4]) Haid a. a. O. S. 259.

Digitized by Google

ursprünglich wohl Regel, wenigstens wird daraus, daß die Stadtrechtsurkunden von 1300[1]) und 1312[2]) sich mit der Regelung ihrer Steuerpflicht zu schaffen machen, entnommen werden dürfen, daß eine Mehrzahl von Meiern vorhanden war, die die Mühe einer gesetzgeberischen Tätigkeit verlohnten. Später treffen wir mehr und mehr erbliche Verleihung gegen Zins, wobei dem Beliehenen die Weiterverleihung gegen Afterzins im Gegensatz zum ersten Zins, Errenzins wie die Urkunden sagen, zustand. Wenn das Beispiel, das Heinrich der Besserer bei Verleihung seines Ackers vor dem neuen Tor gegeben hatte, allgemein befolgt wurde, dann überließen die Geschlechter die Vorteile des Grundrentenbezugs überwiegend den Beliehenen. Übrigens mag hier bemerkt werden, daß die Grundstücke, die die Geschlechter auf Ulmer Markung besaßen, jedenfalls im 14. Jahrhundert völlig zurücktraten gegenüber ihrem auswärtigen Besitz[3]), der ganze Höfe und Dörfer umfaßte.

Die Ulmische Gemeinde kennzeichnet sich sonach als eine gemischte, insofern in eine größere und ältere eine zweite als ausgesprochene Hofgemeinde oder Hofgenossenschaft eingesprengt war[4]). Über die Behörden dieser Gemeinde und ihre Verwaltung sind uns keinerlei unmittelbare Nachrichten überliefert; wenn man überhaupt also dem Gegenstand näher treten will, ist man auf die ganz geringen Anhaltspunkte angewiesen, die die Zeit der späteren Marktstadt an die Hand gibt. Letztere, die Marktstadt, hat ja auch Organe, die den bäuerlichen Interessen der Gemeinde dienen, in erster Linie die Eschhaien und die Holzwarte, „die des Feldes warteten und hüteten[5])" und die den Flurschützen der Markgenossenschaften entsprechen, sodann auch die Stadthirten[6]). Diese untersten Bediensteten richteten ihre Anzeigen über Vergehen gegen die Feldordnung an die Einunger[7]), die eine Art Polizeibehörde mit überwachender und ermittelnder Tätigkeit und mit niederer Strafbefugnis bilden, übrigens aber auch für Angelegenheiten mehr städtischer Natur zuständig sind.

[1]) Rotes Buch, hg. v. Mollwo, S. 238 Ziff. 7.

[2]) U. U. I, 230 bezw. 235 Note aa.

[3]) Man vergleiche beispielsweise die Aufzählung der Besitztümer der Familie Kraft bei Weyermann II, 235.

[4]) Ähnliche Verhältnisse kamen auch sonst vor, s. Schröder, Rechtsgeschichte 1902 S. 424).

[5]) Rotes Buch, herausg. von Mollwo, Nr. 462. Wie die Flurschützen der Markgenossenschaften einen Anteil an den Einungen erhielten (Schröder a. a. O. S. 427), so hatten die Eschhaien in Ulm von jedem Haupt gepfändeten Viehs einen Schilling Heller. (Rotes Buch Nr. 304, Rübling, Handel und Gewerbe S. 17.)

[6]) Rotes Buch Nr. 299 und 304.

[7]) Rotes Buch Nr. 304.

Digitized by Google

Wie nun der Name Einung und ihre Befugnis an die Gerichtsbarkeiten der Markgenossen und der Dorfgerichte erinnert[1]), die ja vielfach miteinander verschmolzen waren, so mahnt ein Vierer, der ein einziges Mal in den Urkunden erscheint, an die alten Dorfvorsteher, die Vierer oder Vierleute. „Ich, Heinrich Laidolf, Vierer, ze der zit amman ze Ulm", lautet der Eingang einer Urkunde[2]), in welchem ein Spruch des Stadtgerichts zu Ulm in Sachen des Klosters und des Dorfs Söflingen gegen Johann Ehinger von Mailand wegen Weiderechts auf der gemeinen Weide in den Löchern zwischen Söflingen und Grimmelfingen verbrieft ist. Die Einrichtung der Vierer oder Vierleute war auch sonst im Ulmer Gebiet, auf der Ulmer Alb wie in der Schweiz vorhanden[3]), und wenn wir hier das Ulmer Stadtgericht Streitigkeiten darüber entscheiden sehen, ob eine Gemeinweide zu Söflingen oder zu Grimmelfingen gehört, so könnte man in ihm den Rechtsnachfolger eines alten Märkerdings vermuten. Man wird nun freilich, solange nicht weitere Anhaltspunkte sich darbieten, recht vorsichtig in seinen Schlüssen sein müssen, aber es erscheint doch wohl wenigstens als möglich, daß die Organisation der Ulmer Gemeinde der der umliegenden sich angeschlossen hat und vier Dorfvierer als Vorsteher, sowie ein Dorfgericht für Polizeivergehen und niedere Frevel als Vorläufer der Einung besaß und daß die Eschhaien und Hirten von alters her als unterste Organe der Verwaltung bestanden.

Wir haben schon, der Entwicklung vorausgreifend, erwähnt, daß die alten Grundbesitzer im Hof der königlichen Pfalz ihre Wohnstätten hatten und es erübrigt demnach noch, diese Behauptung zu rechtfertigen. Der „Hof" heißt, wie schon erwähnt, noch lange im Mittelalter jenes Gebiet der Stadt im Winkel über der Blau und Donau, das um den heutigen Weinhof herum liegt, und das nicht zu verwechseln ist mit dem des schon genannten Stadelhofs[4]). Er reicht vom heutigen neuen Bau, dem ehemaligen Strölinshof, der Blau entlang bis zur Donau und begreift noch die Westseite der Metzger- und Postgasse in sich[5]). Seinen Namen hat er jedenfalls von dem Königshof, der Pfalz, die hier lag[6]).

---

[1]) Der Name Einung bedeutet ja ursprünglich die vom Märkerding festgesetzte Vermögensbuße; die Zuständigkeit dieser Behörde ähnelt der der Dorfgemeindegerichte. (Schröder a. a. O. S. 606.)

[2]) U. U. II, 465, 1357.

[3]) Schmid, Schwäb. Wörterbuch S. 193. Winterlin in den V.J.H. 1903 S. 138.

[4]) Auch dieser hieß kurzweg curia, der Hof. Rotes Buch Nr. 388 vgl. mit U. U. I, 96.

[5]) So gehört noch das Haus Mohrengasse 4 zum Hof, s. u. S. 45.

[6]) Die Ulmer Geschichtsschreiber nehmen alle ohne Ausnahme an, der Königs-

Digitized by Google

Auf dem nordöstlichen Teil des Hofs lag der große und wohlbefestigte Strölinshof, nach dem sich ein Zweig der Familie benennt, so Peter der alt Strölin auf dem Hof, gestorben 1344, Liupraud, gestorben 1358 und andere[1]). An den Besitz der Strölin stoßt der der Besserer. Das Haus Sattlergasse 2 gehört Konrad Besserer, dem bekannten bei Döffingen gefallenen Stadthauptmann. Das nebenstehende Wohngebäude, Sattlergasse 4, die heutige Krippe, gehörte 1437 dem Geschlechter Ulrich Besserer[2]), den man nennt auf dem Hof[3]), gestorben 1438. Noch im Jahr

hof sei der Vorläufer des Strölinshofs, welcher erwiesenermaßen (s. Kornbeck in den W. V.J.H. 1884 S. 67) den südwestlichen Teil des heutigen neuen Baus, der am Lautenberg liegt einnahm. Ein Anhaltspunkt für diese Meinung ist nirgends zu finden, vielmehr scheint dieselbe auf einer Mißdeutung einer Nachricht Fabris über den Strölinshof zu beruhen. In Ulma autem existentes, sagt dieser auf S. 88 seines tractatus von den Strölin, aedificaverunt in cornu oppidi supra Blavium non domum, sed more nobilium castellum et fortalitium muris spissis grande includentes spatium, quod castellum hodie nomen habet ab eis et inhabitatur. Unde olim Romanorum reges et imperatores in eadem curia, dum Ulmae morarentur, mansere. Ideo adhuc dicitur pars illius curiae curia regis. Fabri sagt also nur, daß die Kaiser und Könige dereinst bei den Strölin gewohnt haben, nicht aber, wie die Ulmischen Forscher (z. B. Löffler in den V.J.H. 1898 S. 173), daß vorher an Stelle des Strölinshofs die Pfalz gestanden sei. Diese Behauptung stände auch mit der Geschichte in Widerspruch, insofern noch 1181 die Pfalz als regalis curia civitatis (U. U. I, 23) genannt ist, also zu einer Zeit, wo nebenan der Strölinshof schon lange gestanden haben muß. Man kann daher Fabris Angaben nur so verstehen, daß die Herrscher in späterer Zeit, als sie keine Pfalz mehr hatten, im Strölinshof wohnten.

Darüber, wo die Pfalz gestanden sei, geben weder Urkunden noch Kroniken Aufschluß. Man wird sie am bestgelegenen Punkt des „Hofs" suchen müssen. Das ist aber die Gegend des heutigen Schwanen und des Schwörhauses, die hoch aufragt über Blau und Donau, im Mittelpunkt des Hofs liegt, durch die Natur schon den besten Schutz bot und weiten Ausblick über den Stadelhof jenseits der Blau zu den Westerlinger Gütern, zum Schweighof über die Donau hinüber bis weit ins Illertal hinein und bis zu den Schneebergen hinauf gewährte. Hier, nicht in dem verlorenen Winkel am Lautenberg, bot sich ein Sitz, der deutscher Könige und Kaiser würdig war.

An der Stelle des Schwörhauses stand früher bekanntlich die Kapelle oder Kirche — sie wird auch so genannt — zum heiligen Kreuz, in die 1052 die Reliquien des heiligen Zeno verbracht worden sind. (Kriegsstötter in den V.J.H. S. 250.) Die Kapelle war jedenfalls nicht lange vorher erbaut worden für die Bedürfnisse der Pfalz und Pfalzgemeinde und gehörte bis 1353 zum Reich (U. U. II, 394). Man wird nun von Haus aus annehmen müssen, daß die Pfalzkapelle bei der Pfalz stand, noch mehr aber wird dies wahrscheinlich dadurch, daß sie dem König gehörte, also auf einem Grund erbaut wurde, der noch nach der Gründung der Hofgemeinde diesem zugehört haben muß. Wir möchten also die Pfalz bei dem heutigen Gasthof zum Schwanen suchen, woselbst ja auch der angeblich älteste Turm des Orts, der Luginsland, stand.

[1]) Bach, V.J.H. 1893 S. 150.

[2]) Kornbeck in den V.J.H. 1884 S. 205.

[3]) Bach a. a. O. S. 139, schreibt „Vorrich" statt Ulrich.

Digitized by Google

1515 war auch der goldene Adler, Weinhof 1, samt dem Hinterhaus im Besitz der Familie, von denen einer auch der anstoßenden Hans-Besserer-, heute Köpfingergasse den Namen gegeben hat[1]). Ein Haus in letzterem Gäßchen „bei den Barfüßern ins Gäßle hinein" verkaufte Frau Margret Besserer H. L. Hüners Witwe an die Stadt.

Nachbarn der Besserer sind die von Halle. Liuprand von Halle ist Stifter der St. Joskapelle[2]), also wohl Eigentümer des Grundes auf dem sie steht, in der jetzigen Mohrengasse Nr. 4[3]). Sein Sohn Konrad vermacht einen Zins aus dem Haus, Hofreite und Gefäß, das der Frye auf dem Hof hat[4]) und Hans und Jakob von Hall verkaufen ihr Stammhaus an St. Josenkapell, stoßend an Konrad Besserers Stadel, Mohrengasse 3[5]).

Wir sehen, wie einzelne Familien ganze Gebäudekomplexe auf dem Hof besitzen und bewohnen. Von weiteren Eigentümern von Gebäuden auf dem Hof sind noch bekannt die Koprel, denen das Haus Weinhofberg Nr. 1 gehört[6]), die Gregg, Ritter[7]), Leupold[8]) und im 18. Jahrhundert die Welser[9]). Auch ein Mitglied der Familie Rot, Jörg der Ältere, gest. 1463, nennt sich auf dem Hof[10]). Wenn wir nun noch die Fürsten- und Grafenherberge zur Krone im Besitz von Patriziern sehen[11]), so zeigt dies am allerdeutlichsten wie noch nach Jahrhunderten das ganze ehemalige Gebiet des Königshofs fast ausschließlich der Sitz der Geschlechter ist. Von den elf bis zwölf alten Grundbesitzersfamilien, die wir noch feststellen konnten, treffen wir fünf auf dem Hof angesessen, die Strölin, von Halle, Besserer, Koprel und Rot. Dies zeigt, daß die Zerstörung der Stadt das alte Eigentum offenbar nicht ganz verwischt hat und daß auch bei der Gründung der Stadt die alten Geschlechter sich vorwiegend auf dem alten Grund und Boden niederließen.

Wir sehen also, wie die Pfalz sich zu einem von königlichen Ministerialen bewohnten Burgflecken erweitert hat, der das allerdings

---

[1]) Kornbeck, V.J.H. 1885 S. 67.

[2]) U. U. II, 400 um 1300.

[3]) Kornbeck, V.J.H. 1884 S. 204.

[4]) U. U. I, 371, 1352.

[5]) Kornbeck, V.J.H. 1884 S. 204.

[6]) Löffler, V.J.H. 1879 S. 175.

[7]) Kornbeck, V.J.H. 1879 S. 57 und Ulm, Oberschwaben, Nachrichten 3, 313.

[8]) Kornbeck, V.J.H. 1884 S. 205.

[9]) Schultes, Chronik S. 329. Es gibt übrigens auch einen bürgerlichen Gewerbetreibenden auf dem Hof, den Bäcker Guter. U. U. II, 795, 1375.

[10]) Bach a. a. O. S. 149.

[11]) Rübling, Handel und Gewerbe S. 53. Weyermann, Neue Nachrichten S. 425.

Digitized by Google

recht wenig umfangreiche Gebiet um den heutigen Weinhof umfaßt. Die Zahl der Häuser oder Burgen dieser Bewohner mag sich nach dem zur Verfügung stehenden Raume berechnet, auf etwa zwei bis drei Dutzend belaufen haben. Wenn die Häuser wohl auch nicht alle so stark befestigt waren, wie der an der nordwestlichen Ecke gelegene Strölinshof, so werden sie doch wohl alle, wenigstens die an der Außenseite, verteidigungsfähig gewesen sein. Jedenfalls aber bildeten sie zusammen einen befestigten Ort, wie schon aus der Bezeichnung oppidum hervorgeht. Daher hießen sich die Altbürger zu Stadtzeiten zur Unterscheidung von den gewöhnlichen Bürgern die „Burger von den Burgern", d. h. die eigentlichen und richtigen Burginsassen.

Nicht lange kann die Hofgemeinde in ihrem ursprünglichen Umfang bestanden haben, sie dehnte sich aus und legte sich Vororte zu. Dies ist bekannt durch die Nachricht, daß Herzog Heinrich von Bayern ums Jahr 1129 das Gebiet, die Vororte und Höfe Ulms greulich verwüstet hat[1]). Wenn wir uns nicht völlig täuschen, hat die Geschichte das Andenken an jene letzte Zeit vor dem Untergang des Fleckens bewahrt: Bringt doch Fabri in seinem tractatus[2]) eine Schilderung, die wohl nichts anderes sein kann, als die des Lebens und Treibens im alten oppidum Ulm.

Vor dem (späteren?) Löwentor, sagt er, sei eine mächtige Vorstadt gewesen, voll vom Lärm der Herbergen und dem Getriebe der Feilschenden, da habe man Brot feil gehalten, da seien fröhliche Gelage, Tänze und Hochzeiten gefeiert worden. Denn die Alten, so weiß er zu berichten, hätten nicht geliebt, daß geräuschvolle Arbeit in den Städten getrieben werde, weshalb die Handwerker (fabri) und alle mit Schlag- und anderen lärmenden Werkzeugen Arbeitenden in die Vororte verwiesen worden seien, damit im Ort die Stille nicht gestört werde. So sei der Flecken selbst voll Ruhe gewesen, der Wohnort der Edlen, außen sei er aber von lärmenden Vorstädten umgeben worden. Durch seine Vorstädte sei der an sich kleine Ort groß gewesen. Zu jener Zeit seien aber in diesem noch in den Vororten weder die Prediger noch die Minderbrüder noch die Deutschherren noch die Regelherren gewesen, welche alle erst nach der Erweiterung der Stadt (d. h. also nach 1140) gekommen seien. Was Fabri hier vorbringt ist, darüber läßt die von ihm gegebene Zeitangabe keinen Zweifel, eine Schilderung des Aussehens und Treibens im oppidum, in der Hofgemeinde Ulm. Diese Darstellung, die aller Wahrscheinlichkeit

[1]) Stälin a. a. O. S. 60 Anm., Jäger a. a. O. S. 61 „territoria et suburbia ac villas non longe ante dira vastatione destituit." Chron. Weing.

[2]) S. 21 und 22. Zu vgl. die Chronik von Fischer S. 216.

Digitized by Google

nach aus einer älteren Chronik[1]) übernommen ist, zeigt, wie der Sitz der Herren in Ulm, die nach der Sitte ihres Standes in einem geschlossenen Ring fester Sitze wohnen und von Rent und Gülten leben, durch die Gunst des Verkehrs neue Vororte erhalten hat, wie in den Herbergen dieser Vororte Fremde absteigen, wie dort der Handel sich entwickelt und das Handwerk sich ausbreitet vor der eigentlichen Verleihung des Marktrechts[2]). Sie zeichnet sogar im Kleinen ein Bild der Bewohner selbst in ihrer emsigen Arbeit und ihrem fröhlichen Lebensgenuß.

Mit schwerer Hand hat das Schicksal eingegriffen in dieses geschäftige Treiben. Der Zerstörung der Vororte und Weiler folgte die Belagerung und Einnahme Ulms durch Herzog Heinrich von Bayern im Jahr 1134,

[1]) Da im vorliegenden Aufsatz vielfach Bezug auf die Ausführungen und Schilderungen Fabris Bezug genommen wird, so wird es angezeigt erscheinen, wenn die Stellung, die ihm gegenüber hier eingenommen wird, kurze Rechtfertigung findet. Fabri ist ein Mann von freimütigem, offenem Charakter, reicher Lebenserfahrung und guter Beobachtungsgabe, wie dies schon Veesenmeyer mit vollem Recht betont hat (in seiner Ausgabe des tractatus S. 224 ff.). Aber eine kritische Prüfung und Sichtung seines Stoffes ist nicht seine starke Seite, er nimmt ihn fast unbesehen wie er ist auf, und wenn er ihn in Zusammenhang zu bringen sucht, so kombiniert er vielfach, einer regen Phantasie unterliegend, in recht freier Weise. Auch zeigt sich, namentlich zugunsten seiner lieben Ulmer und vor allem der Ulmer Geschlechter ein gewisser Mangel an Objektivität. Man wird aber immerhin, soweit Fabri zeitgenössische Vorgänge aus eigener Anschauung schildert, seinen Darstellungen im allgemeinen vertrauen können. Wo er aber ältere Zeiten schildert und auf Quellen angewiesen ist, ist er mit großer Vorsicht zu handhaben. Für diese Zeiten ist er eigentlich nur insofern wichtig als er die Kenntnis dieser Quellen vermittelt. Neben Urkunden (s. o. S. 518 Anm. 5) und wohl auch mündlicher Überlieferung benützt er nämlich, wie er ausdrücklich erwähnt (S. 22 des tractatus) die historiae vulgares Ulmensium. Von diesen aber ist uns nur eine bekannt, die anonyme Chronik (Ulm — Oberschwaben 1871 S. 29) die von ihm wohl auch benützt worden ist (S. 22 bei der Schilderung der alten Allerheiligenkirche, recte Frauenkirche), während die übrigen verloren oder doch noch nicht aufgefunden sind. Fabri bietet also die Möglichkeit, ältere Quellen zu erschließen, falls er vorsichtig gehandhabt wird. Man muß aber streng auseinanderhalten, was eigene Komposition sein könnte und was er von anderen übernimmt. Wo, wie z. B. in der oben angeführten Darstellung die Schilderung gleichmäßig fortschreitet, wird auf eine ältere Quelle geschlossen werden können. Aber auch hier darf er nur insoweit benützt werden, als seine Darstellungen durch Nachrichten anderer Art als glaubhaft erwiesen sind. Alles in allem verdient er weder das unbedingte Vertrauen, das ihm viele Ulmer Geschichtsschreiber schenken, noch die Geringschätzung, mit der ihn andere behandeln. Für Angelegenheiten seiner Zeit ist er eine schätzbare Quelle, auf die der früheren Jahrhunderte wirft er ab und zu Schlaglichter, die um so unentbehrlicher sind, als die Ulmische Geschichte ja so bitterarm an anderweitigen Nachrichten ist.

[2]) Es kam ja bekanntlich vielfach vor, daß das Verkehrsbedürfnis schon sehr früh im suburbium außerhalb der Mauern freie Marktansiedlungen hervorrief. Schröder a. a. O. S. 623.

Digitized by Google

bei der der Ort geplündert und mit Ausnahme der Kirchen niedergebrannt wurde[1]).

V. Civitas apud Ulmam.

Während im Jahr 1128 Ulm noch als oppidum, als befestigter Flecken genannt wird, erscheint es 1181 als civitas[2]). Was dieser Ausdruck bedeutet zeigt die fast gleichzeitige Erwähnung Ulmer Kaufleute[3]): Ulm ist zwischen 1128 und 1181 Marktstadt geworden. Wir können diese Zeitgrenze aber noch enger ziehen. Schon im vorigen Abschnitt wurde festgestellt, daß Ulm bis zur Zerstörung im Jahr 1134 nur ein bescheidener Flecken mit größeren Vorstädten war, was so viel bedeutet, als daß die Gründung der Stadt erst nach dem Jahr 1134 erfolgt sein kann. Andererseits muß dieser Akt ziemlich lange vor 1181 erfolgt sein, wie ersichtlich wird, wenn wir uns das Auftreten der Ulmer Kaufleute etwas näher besehen. Sie erscheinen im Jahr 1191 in einer Urkunde[4]), in der Herzog Ottokar von Steiermark zugunsten der Kaufleute von Regensburg wie auch der von Köln, Aachen und Ulm die Marktordnung seines Vaters Ottokar für Ens erneuert und diesen Kaufleuten insbesondere bestätigt, daß er nicht mehr von ihnen fordern wolle, als sein verstorbener Vater festgesetzt habe. Ulm war also schon zu Zeiten Ottokars des Vaters im Verein mit so wichtigen Städten wie Köln und Aachen in Ens erschienen. Zwischen der Zeit der Gründung des Marktes und der Ausdehnung des Handels auf fern gelegene Gebiete muß aber doch wohl geraume Zeit verstrichen sein, so daß die Gründung des Marktes Ulm näher an das Jahr 1134 als an das Jahr 1191 bezw. 1181 gerückt werden muß.

Das wichtigste Ereignis für Ulm um jene Zeit war nun aber die Wiedererbauung ums Jahr 1140. Sollte nun damals aber der Ort wiederum als oppidum, als einfacher Flecken erbaut worden sein um kurz darauf, ein oder höchstens zwei Jahrzehnte nachher, neuerdings verwandelt und zur Stadt erhoben zu werden? Müßte da nicht von dieser zweiten Veränderung eine Nachricht oder sonst ein Anzeichen auf uns gekommen sein? Oder erscheint es nicht als das Natürlichere, daß man

[1]) Stälin a. a. O. S. 64.

[2]) U. U. I, 12 und I, 25.

[3]) U. U. I, 29, 1191.

[4]) a. a. O. S. 31 und 33. Ausführlichere Beschreibung des Vorgangs bietet Jäger a. a. O. S. 74 nach älteren Vorlagen, z. B. Herttenstein de Ulma per Lotharium obsessa . . . et per Cunradum Suevum restaurata Ulm. o. J. (18. Jahrh.) S. 13. Wir bleiben hier bei der Fabrischen Darstellung als der ältesten.

Digitized by Google

gleich beim Aufbau auf den Gedanken kam, dem zerstörten Ort, der sich nicht als genügend widerstandsfähig erwiesen hatte, durch Einbeziehung der Vororte und durch Verleihung des Marktrechts die volle innere Kraft und Macht zu geben? Dem klugen Sinn König Konrads würde wohl ein solcher Gedankengang entsprechen, wie es auch seinem ritterlichen Wesen gleich sehen würde, daß er die Einwohner für die erlittenen Unbilden auf die bestmögliche Weise zu entschädigen suchte. Die Vermutung geht also ohne weiteres dahin, daß Ulm beim Wiederaufbau das Marktrecht erhalten hat.

Was sagt nun Fabri dazu? Factus ergo rex (Konradus) so berichtet er[1]), Ulmensibus propter se excidium passis misertus reaedificare suam civitatem praecepit et multa contulit privilegia, eisque in adiutorium plures laboratores misit. Insuper multi nobiles cum eis ad aedificandum convenerunt et multi de aliis civitatibus cives ad eos commigraverunt, collecta quoque est grandis multitudo ad instaurandam destructam Ulmam. Videntes autem Ulmenses multitudinem, favorem et forte adiutorium, animati sunt, et non antiquum oppidum exile et parvum, sed novam urbem aedificare decreverunt . . . Inchoata est autem eius reaedificatio et ampliatio anno domini 1140 vel circa, et successive crevit multum.

Hier steht es ja! Also nicht mehr der bescheidene Flecken, sondern eine Stadt ist nach den ausdrücklichen Angaben Fabris von König Konrad erbaut worden. Diese Meldung gewinnt noch mehr an Glaubhaftigkeit durch die ihr beigefügten Einzelheiten: Die Gründung des Markts durch einen Marktherrn, die Erteilung von Privilegien, die Erweiterung des ursprünglichen Ortsumfangs und das Zuströmen Auswärtiger, all das bildet ja besondere Merkmale der Städtegründung. Hiernach dürfte wohl kaum ein Zweifel bestehen, daß die Nachricht Fabris richtig ist und die Ulmer Bürgerschaft in König Konrad III. aus dem unvergeßlichen und unvergessenen Hause der Hohenstaufen ihren Begründer und Stifter zu ehren hat.

Prüfen wir die Schilderung nun nochmals Schritt für Schritt nach. Marktherr und Stadtherr ist also der König, der den Wiederaufbau des Platzes ins Werk setzt und den eine Inschrift am Glöcklertor aus dem 15. Jahrhundert auch als reparator urbis bezeichnete[2]). Der Boden, auf dem der Markt errichtet wird, ist sein Eigentum und noch 1326 bezieht der König den Bann der Bäcker und

[1]) S. 31 und 33.

[2]) Jäger a. a. O. S. 75 Anm. 2.

Digitized by Google

Gewandmacher[1]), die daselbst ihre Lauben bezw. ihre Verkaufsplätze haben. Unter den dem Ort erteilten Privilegien steht natürlich oben an das Recht, einen Markt zu halten und zwar einen Wochenmarkt[2]), der nach altem Herkommen am Samstag abgehalten wird, rechtlich eigentlich von Freitag mittag bis Samstag mittag dauert[3]). Zu diesem Zweck wurde bei der Anlage des Marktes der Marktplatz ausgesondert. Als Zeichen des Marktfriedens wird hier während der Marktzeit ein Fähnlein aufgesteckt und das befriedete Gebiet von Haus zu Haus genau festgelegt und beschrieben[4]).

Im allgemeinen werden wir uns die Umgebung des Marktplatzes zunächst als ziemlich einfach, bestehend aus Häusern der Kaufleute, d. h. der Handel- und Gewerbetreibenden zu denken haben. Erst im Laufe der Zeit entsteht das Kaufhaus, später Rathaus genannt[5]), das möglicherweise identisch ist mit dem Gewandhaus[6]), und die St. Jakobskapelle[7]).

Ziemlich alt dagegen muß die Gewohnheit der Bäcker[8]) und Gewandmacher sein, ihre Waren auf dem Markt feilzubieten. Wohl erst später kamen die Kramer mit ihren Kramläden[9]) und die Metzger mit ihren Fleischbänken hinzu[10]); die letzten sind die Sattler[11]).

[1]) U. U. II, 62.

[2]) Noch im Jahr 1327 freit König Ludwig den Markt zu Leipheim und gibt das Recht, alle Wochen an dem Freitag Markt und Stock und Galgen zu haben und alle die Rechte und Freiheiten, die Ulm die Stadt hat (U. U. II, 71). Man sieht, der Wochenmarkt erscheint als das wichtigste der Rechte Ulms.

[3]) Das rote Buch, herausg. von Mollwo, Nr. 289, 290 und 291, besprochen bei Rübling, Handel und Gewerbe S. 36.

[4]) Rübling, Handel und Gewerbe S. 35 (1492 und 1507).

[5]) Und zwar erst im 14. Jahrhundert. Das Kaufhaus am Markt wird z. B. erwähnt 1369, U. U. II, 686, an seine Identität mit dem Rathaus glaubt schon Dietrich (Beschreibung S. 64).

[6]) U. U. II, 465, 1357.

[7]) U. U. I, 136, 1271. Diese Kapelle ist von Dietrich Raggilin gestiftet und von Bischof Bertold von Konstanz (1174—1182) geweiht.

[8]) Die Einkünfte vom Bann der Bäcker und Gewandmacher stehen, wie schon erwähnt, dem König zu (U. U. II, 62, 1326). Die Gepflogenheit muß also noch aus der Zeit stammen, in der der König noch unbeschränkter Herr des Marktes war. Die Bäcker hielten im 14. und 15. Jahrhundert in Brotbänken unter Brotlauben feil. (Rotes Buch, herausg. von Mollwo, Nr. 104.) Sie standen, wie es scheint, „an der Ecke gegen die Röhren" (U. U. II, 64, 675, 1368).

[9]) Auch die Kramläden liegen beisammen (U. U. II, 752); sie liegen hinten am Stock und gegen das neue Kaufhaus (U. U. II, 800). Sowohl Erre- als Afterzinse gehen aus ihnen an Bürger.

[10]) Die Fleischbänke der Metzger sind unter der Metzig, auch die Zinse aus diesen sind in den Händen von Privaten (U. U. II, 690, 1399. Jäger, Ulm S. 346).

[11]) Ihnen weist der Rat 1369 Läden im Kaufhaus an (U. U. II. 686).

Digitized by Google

Die neue Ansiedelung liegt neben dem alten „Hof", d. h. dem ehemaligen Burgflecken, daher sie mit Recht einmal civitas apud Ulmam[1]) genannt wird, und zwar enthält sie zwei freie Plätze, außer dem Marktplatz noch den Judenhof. Unter den zugezogenen fremden Kaufleuten waren also, wie wir sehen, auch Juden.

Bedeutendere, wohl alten Familien entstammende Kaufleute, d. h. Gewerbetreibende, lernen wir kennen in Rudolf Lodiweber[2]), Bertoldus aurifex[3]) und Konrad, dem Lebzelter[4]). Eine Reihe weiterer zeigt uns die Urkunde von 1292, welche die damaligen Zunftmeister benennt[5]): Siboto den Schmied, Wernher Criech, Heinrich Ehinger den Tuchmacher, Otto von Ehingen den Gewandschneider, Heinrich Svabolt den Metzger, Konrad Vaeterlin den Schuster, Bertold Pfaffenhover den Weber, Eberhard den Feinbäcker, Ulrich Trischer den Schneider und einen gewissen Vreihto (Frecht) den älteren. Einen weiteren Gewerbetreibenden haben wir in Walter Bitterlin dem Kramer schon erwähnt[6]). Von den Genannten sind die Ehinger, Grek (Criech) und Bitterlin zu Rang und Ansehen gelangt und jedenfalls alte, vielleicht schon seit der Stadtgründung am Ort befindliche Familien.

Die Marktgenossen erhielten in der Stadt Baustätten zugewiesen, dagegen wurde ihnen an der Ackerflur kein Anteil ausgesondert. Daß der Stadt vom König ein Allmende zur Nutznießung überlassen wurde, ist schon oben erwähnt worden.

Eine Ausnahme von der in den Städten beobachteten Regel macht Ulm insofern, als ein Unterschied zwischen der alten hofrechtlichen Gemeinde im Burgflecken und der neuen Marktgemeinde[7]) nirgends nachweisbar ist; aber die Tatsache, daß Ulm nach einer Zerstörung ganz neu auferbaut worden ist, insbesondere auch, daß der Grundherr der alten Gemeinde ein und derselbe war wie der Marktherr, erklärt es wohl hinlänglich, daß von Anfang an eine geschlossene Bürgergemeinde auftritt.

Über die Behörden der Stadt und die Verwaltung gibt uns die

---

[1]) U. U. I, 65, 1255.

[2]) U. U. I, 87, 1254.

[3]) U. U. I, 143 und 153, 1272 und 1277.

[4]) U. U. I, 205, 1293. Die Familien Goldschmid und Lebzelter kommen noch später in Ulm vor. U. U. II, 355, 1350 und II, 807, 1375.

[5]) U. U. I, 202.

[6]) Sein Haus steht vor den Fleischbanken unter der Metzig (U. U. II, 543, 1361), das eines Hans Ehinger hinter dem Kaufhaus an Jakob Vainaggs Haus (U. U. II, 800, 1375). Der Besitz dieser Häuser in unmittelbarer Nähe des Marktes kennzeichnet diese Familien wohl als alte Kaufmannsfamilien.

[7]) Rietschel, Markt und Stadt S. 162.

Digitized by Google

eingehendste Auskunft der Vertrag, den die Stadt im Jahr 1255 mit ihrem Vogt, Grafen Albert von Dillingen, abgeschlossen hat[1]). In diesem Vertrag sind drei verschiedene Machthaber genannt, nämlich der Vogt (advocatus), sein Untervogt (minister advocati) und der Ammann (minister civitatis). Der Vogt verpflichtet sich gleich zu Eingang des Vertrags, nachdem ihn die Bürger als solchen anerkannt haben, zu Schutz und Hilfe der Stadt, auch verspricht er, sie bei Ehren und wohlhergebrachten Freiheiten zu erhalten. Dafür dürfen keine den Frieden und die Ehre der Stadt betreffenden Gesetze und Einrichtungen ohne ihn oder seinen Untervogt, wenn wir ihn so nennen dürfen, getroffen werden. Er ist meist nicht in der Stadt, seine Herberge hat er im Fall der Anwesenheit nicht in der Stadt selbst, sondern in Schweighofen. Von den Abgaben von Wein, Met und Bier bezieht er ein Dritteil, den Rest der Ammann.

Mit dem Amt des Vogts ist das des Landrichters und Gaugrafen verbunden. Als Graf hält er seine drei echten Dinge beim Stein in Lange-)Nau, unter der Linde in Bermaringen, beim Ruhimbühel und beim Stein bei Ringingen, endlich in Ulm selbst, und zwar hier, wie wir aus einer späteren Urkunde ersehen, im Stadelhof[2]). Sein Bezirk ist, das erweist die Lage der ebengenannten Orte, identisch mit dem Flinagau, der auch als pagus prope Ulmam genannt wird und die sogenannte Ulmer Alb mit dem Hochsträß samt dem jenseits der Donau gelegenen Streifen zwischen Iller und Landgraben umfaßt[3]). Aus diesem Gauverband ist also Ulm keineswegs ausgenommen, der Graf urteilt vielmehr auch in Ulm über gewisse höhere Fälle[4]) und übt die höhere Strafbefugnis aus. Seine Anwesenheit legt das Gericht des Ammanns nieder; die Gerichtsgefälle sind zwischen ihm und dem Ammann gedrittelt und zwar so, daß ihm in manchen Fällen 1/3, in manchen 2/3 zukommt.

Der von dem Vogt frei ernannte minister comitis oder Untervogt soll dem Ammann im Gericht zur Seite sitzen, doch ist es für die Giltigkeit der Entscheidungen des Ammanns gleichgiltig, ob er von diesem Recht Gebrauch macht oder nicht[5]). In Gerichtssachen spielt er also nur den Zuhörer, den „schweigenden Richter" oder Horcher, wie er sonst

---

[1]) U. U. I, 93. Die Urkunde ist besprochen bei Jäger S. 98 ff.

[2]) U. U. II, 552, 1361.

[3]) Baumann, Die Gaugrafschaften in württembergisch Schwaben. Stuttgart 1879 S. 83.

[4]) Item quicquid minister nostrae civitatis iudicare non valuerit, iudicium illius causae devolutum est ad dominum nostrum comitem de Dilingen.

[5]) s. S. 554 Anm. 3.

Digitized by Google

wohl auch geheißen wird, der sich über den Gang der Dinge im Auftrag des zumeist abwesenden Grafen auf dem Laufenden zu erhalten hat, und vielleicht auch bei Erhebung der Gerichtsgefälle mitwirken muß. Mit wirklichen Befugnissen dagegen scheint er ausgerüstet in dem Falle, wenn er den Vogt in der Entscheidung über die den Frieden und die Ehre der Stadt betreffenden Gesetze und Einrichtungen vertritt. Im übrigen wissen wir von ihm nur, daß er ein Drittel des Banngelds erhält, das von denjenigen bezahlt wird, die zwischen Michaelis und Martini Met brauen.

Der Ammann erscheint als Vorstand des Stadtgerichtssprengels. Ein solcher besonderer Gerichtssprengel wurde ja bekanntlich stets bei Gründung der Städte gebildet. Seine Befugnisse innerhalb dieses Bezirks entsprechen denen des ländlichen Zentenars. Er verhängt nach dem Vertrag von 1255, Geldstrafen und den Bann bis zu sechs Wochen und zwei Tagen, eine Verlängerung der Bannzeit konnte auf Antrag des Ammanns vom Grafen im Landgericht ausgesprochen werden. An Einkünften bezieht er seine Drittel an den Gerichtsgebühren, zwei Drittel von den Abgaben von Wein, Met und Bier, und ebensoviel vom Braubannpfennig. In den Urkunden erscheint der Ammann zuerst mit Walter Nagillin, der einmal minister regis, ein andermal minister de Ulma genannt wird[1]). Die Stellung des Ammanns als Vorstand des Stadtgerichts und der Stadtverwaltung kennzeichnen genügend die folgenden Ausdrücke der Urkunden: minister et universitas civium, minister, consules et universi cives Ulmenses, der Ammann und die rihitäre (Richter) und die burgäre von Ulme, Ammann, der rat und allin die gemeinde, minister consules judices ac civium universitas[2]). Diese Zusammenstellung zeigt auch, daß minister civitatis und Ammann dasselbe ist.

Der Ammann wird, wie wir schon gesehen haben, den Kreisen der Altbürger entnommen, anfangs wohl vom König frei ernannt, später auf Grund eines Präsentationsrechts für einen von den meliores erwählten Mitbürger[3]). Wenn vielleicht von Anfang an jährliche Bestellung stattfand, so griff doch kein jährlicher Amtswechsel Platz. Wir treffen wenigstens ein und denselben Ammann in verschiedenen, aufeinander folgenden Jahren an. Die Namen der uns bekannten Stadtvorstände

[1]) U. U. I, 40, 122. U. U. I, 45, 1325.

[2]) Die Urkunden stehen nach der Reihenfolge ihrer Aufzählung in U. U. I, 64, 1240; I, 117, 1264; I, 164, 1281; I, 302, 1309; I, 309, 1312.

[3]) Stadtrecht des 13. Jahrhunderts, U. U. I, 149. Besprochen von Bazing in den V.J.H. 1886, 95.

Digitized by Google

des 13. Jahrhunderts sind, der Reihenfolge nach benannt, Walter Nagillin, Bertold Rot, Heinrich Rot, Schaprun, Otto an dem Steg, Ulrich Koprel und Heinrich von Halle[1]).

Seine Tagungen hielt das Stadtgericht an verschiedenen Orten ab, so auf der Herdbrücke, auf dem Markt, bei den Predigern in der Stuben, in Bürgerhäusern, im Gewandhaus und im Kaufhaus. Hier, im späteren Rathaus, hat es sich dann dauernd niedergelassen[2]).

Als eigenartige Bestimmung des Vertrags von 1255 ist noch zu erwähnen, daß der Ammann in Abwesenheit des Grafen den Vorsitz im Landgericht führt[3]). Es mag dies ein erst in späteren Zeiten aufgekommenes Übergreifen des Ammanns auf das Gebiet des Landgerichts sein.

Wir wissen ja natürlich nicht, was im Vogtvertrag von 1255 als altüberkommenes Recht und was als das eigentlich Neue der Abmachung anzusehen ist. Aber soviel erhellt doch wohl aus demselben, daß Ulm seit der Gründung der Stadt einen eigenen Stadtgerichtsbezirk mit einem eigenen Ammann bildet, daß es aus dem Gaubezirk aber nicht ausgenommen ist und vielmehr der Graf des Gaubezirks die hohe Gerichtsbarkeit hat. Auch das ist wohl altes Recht, daß über dem Ammann als Vorstand der Stadtverwaltung der Graf als Vogt der Stadt steht.

In dem Vertrag wird die Einung nicht erwähnt, man könnte also annehmen, daß diese Behörde im Jahre 1255 noch nicht bestand. Wir möchten aber eher glauben, daß sie von den Zeiten des Burgfleckens her vorhanden war und nur deshalb in dem Vertrag nicht berührt wurde, weil bezüglich ihrer eine Regelung nicht zu treffen war.

So wäre also die Organisation der Gerichtsverfassung wie die der Verwaltung in Ulm die denkbar einfachste. Dies entspricht der Rechtsstellung der Stadt überhaupt, die in der Hand eines einzigen Herrn, des Königs, ist. Daß dem so ist sehen wir aus den Urkunden des 14. Jahrhunderts noch ganz deutlich. Er, der König ist es, der noch in dieser späten Zeit die Vogtei, die Steuer, und das Ammannamt verleiht und über die Juden verfügt[4]). Zu den Steuern gehören, wie sich aus der

[1]) Vergl. o. S. 538.

[2]) Zu vgl. U. U. II, 793, 1375; II, 679, 1368; II, 804, 1375; II. 465, 1357; II, 772, 1373.

[3]) Similiter dum dominus noster comes absens est, ministro suo presente vel absente, quicquid minister noster tempore judicii infra sedes judiciarias remiserit sine dolo, remissum erit ex parte domini nostri comitis.

[4]) U. U. II, 55, 1324; II, 151, 1334; II, 307, 1347; II, 489, 1358. Die Frage, ob in der Staufenzeit Ulm nicht als zum Herzogtum Schwaben gehörig angesehen wurde, können wir hier beruhen lassen.

Digitized by Google

Gegenüberstellung einzelner Urkunden ergibt, außer der jährlichen Stadtsteuer die Zölle und das Umgeld, zur Vogtei aber, dem „Amt" wie es genannt wird, der (Gerichts-)Stab, das Eichamt, das Ladamt, die Fischenzen und der Hirtenstab zusamt den Stadelhöfen. Ferner besitzt der König die Zinsen aus dem Bann der Bäcker und Tuchmacher wie auch die aus der Wage[1]). Er ist der Herr der Grafschaft, des Burgfleckens und der Stadt.

In Beziehung auf den Umfang, den Ulm vor und nach der Wiedererbauung durch König Konrad eingenommen hat, bestehen noch heute weitverbreitete Irrtümer, die auf Fabri[2]) zurückzuführen sind. Wir müssen diese Frage hier kurz berühren, weil sie mit der Grund sind von den falschen Vorstellungen, die man über das Alter Ulms als Markt und als Stadt bisher hatte. Einmal lebt noch der Glaube, daß schon vor der Zerstörung der Ort das Gebiet der heutigen Altstadt umfaßt habe. Wir kämen zu spät, wenn wir diese unhaltbare Behauptung widerlegen wollten: schon der gründliche, leider allzuwenig beachtete Kornbeck[3]) hat in überzeugender Weise nachgewiesen, daß der Umfang der heutigen Altstadt erst durch die große Stadtbefestigung (etwa 1330 bis 1378) begrenzt worden ist. Aber auch Kornbeck bleibt auf dem halbem Weg stehen: er behält die zweite falsche Meinung Fabris bei, daß die nächstältere Stadtmauer, die aus Hau- oder Buckelsteinen erbaut war, aus der Zeit *vor 1140* stamme und führt, um diese Annahme zu rechtfertigen, aus, daß die Chronisten, die von einer Vergrößerung der Stadt bei dem Wiederaufbau nach der Zerstörung zu berichten wissen, keinen Glauben verdienen. Die Beschreibung, die uns über die Neugründung Ulms, seine gleichzeitige Erhebung zur Stadt und seine Ummauerung erhalten ist, kann indessen, wie wir schon oben dargelegt haben, wohl kaum in Zweifel gesetzt werden. Wenn wir es also als gewiß bezeichnen können, daß Ulm ums Jahr 1140 in vergrößertem Umfang erbaut und befestigt worden ist, so kann diese vergrößerte Mauer nur die mit den Buckelsteinen sein. *Daß sie die der Marktstadt ist, zeigt unwiderleglich die Tatsache, daß sie neben dem Hof Markt und Judenhof in sich schließt.* Sie lief nach der eigenen Angabe Fabris vom Diebsturm an der Donau gegen den Chor der St. Peterskapelle bis zur Sammlung, bog sodann gegen Westen durch die Hafengasse

[1]) U. U. II, 89: U. U. II, 793, 1375; U. U. II, 679, 1368; U. U. II, 804, 1375; U. U. II, 465, 1357; U. U. II, 772, 1373.

[2]) a. a. O. S. 31 ff.

[3]) Ulm-Oberschwaben, Verhandlungen 1875, 15, V.J.H. 1885, 68 ff. Man vergleiche hierzu die oben S. 517 beigegebene Skizze.

Digitized by Google

bis zu dem in der Liebenseelgasse gelegenen Haus Johann Neithards[1]), wandte sich gegen Süd zum späteren Barfüßerkloster, woselbst das Löwentor stand. Dann stieg die Mauer zur Blau hinab und folgte deren Lauf. An der Richtigkeit dieser Beschreibung zu zweifeln, ist trotz der falschen Datierung kein Grund, da Fabri offenbar die Reste dieser aus Buckelsteinen errichteten Mauern selbst noch gesehen und verfolgt hat. Auch im 16. Jahrhundert hat man bei Abbruch der Peter und Paulskapelle noch Spuren derselben entdeckt[2]). Heute steht nur noch ein Teil dieser Mauer an der Südseite des Weinhofs.

Man hätte also bezüglich der Befestigungen zu unterscheiden die des oppidum aus dem 11. Jahrhundert, die der civitas von etwa 1140 und die große Stadtbefestigung des 14. Jahrhunderts.

Rückblick.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf das durchforschte Gebiet zurück.

Vier älteren Hofansiedelungen in der Feldflur draußen nachfolgend ist auf dem Hügel zwischen Blau und Donau eine Niederlassung entstanden, die sich als Pfalz in der Frankenzeit urkundlich ausweist. Ihre wirtschaftlichen Stützpunkte findet diese Wohn- und Absteigestätte der Kaiser und Könige in zwei größeren Wirtschaftshöfen, dem Stadelhof mit den Westerlinger Gütern und dem Schweighof mit seinen Viehweiden.

So mag Ulm bis zum Beginn des 11. Jahrhunderts eine bescheidene Pfalz geblieben sein. Dann wird der Pfalzhof mit einer Reihe verteidigungsfähiger Wohnstätten königlicher Ministerialen bebaut. Und wie die Wohnstätte der neuen Bewohner aus der Hofreite des königlichen Wohnsitzes geschnitten ist, so wird die ihnen zugewiesene Feldflur aus dem Westerlinger Gut entnommen. Kaum haben sich an die Außenseite des günstig gelegenen Ortes Vororte mit regem Verkehr angeheftet, da fegt der rauhe Krieg im bösen Jahr 1134 das ganze, aufblühende Gemeinwesen weg.

---

[1]) Fabri, a. a. O. S. 20 heißt die Hafengasse lange Gasse. Aus der ganzen Beschreibung, wie auch der Benennung des Hauses von Johann Neithard als Endpunkt derselben (vgl. Bazing-Veesenmayer, Pfarrkirche Nr. 262) geht hervor, daß Fabri unter der langen Gasse die Hafengasse, nicht die heutige Langestraße versteht.

[2]) Ulm—Oberschwaben 1869 S. 40. Wenermann, Nachrichten von Gelehrten und Künstlern aus Ulm, II, Ulm 1829 S. 252 Anm. Die Kapelle stand an der Stelle des Hauses A. 300, Frauenstraße 2 und Langestraße 41, und ist gestiftet 1346. U. U. II, 288.

Digitized by Google

Durch die Huld des Staufenkönigs Konrad steht es bald in neuer Gestalt auf, kein exile oppidum mehr, sondern eine civitas, ein größerer Ort mit Marktrecht und anderen Freiheiten ausgestattet und mit heute noch imponierender Mauer umzogen. Ein klarer und einfacher Aufbau der Behörden gab dem Gemeinwesen nach außen volle Bewegungsfreiheit. Nun war der Boden geebnet, auf dem sich die Marktstadt unter der Führung ihrer Geschlechter zur angesehenen Reichsstadt entwickeln konnte.

Digitized by Google

Schubartiana.

Von Ernst Holzer.

In meinem Buch über den Musiker Schubart habe ich mir redliche Mühe gegeben, das Material recht vollständig vorzulegen, aber es liegt in der Natur solcher Forschungen, daß man, streng genommen, nie fertig wird. Und ein wenig auch in den Verhältnissen: man weiß, wie in der schwäbischen Lokalforschung die Musik bisher behandelt oder vielmehr nicht behandelt worden ist. An zureichenden Gründen dafür fehlt es nicht; sie aufzuzählen kann ich mir hier ersparen. Nirgends gibt es zuverlässige Vorarbeiten, niemand hat hier gesammelt und konserviert. Ist es nicht possierlich, daß das einzige vollständige Exemplar des von Zumsteeg und Genossen herausgegebenen musikalischen Potpourris, Stuttgart 1790 (Schub. als Mus. S. 136 ff.), im Britischen Museum lagert? Oder daß man die „Unterhaltungen beym Klavier in deutschen Gesängen von einem jungen Dilettanten aus Schwaben"[1]), Leipzig und Winterthur 1778, aus der Bibliothek des Conservatoire Royal de Musique in Brüssel requirieren muß? Wenn die Landesbibliothek diesem Gebiete etwas mehr Aufmerksamkeit zuwenden wird — wie neuerdings verlautet, soll ja eine musikalische Abteilung geschaffen werden —, so findet sie ein dankbares Feld der Tätigkeit vor. Ein solches Institut kann auch mit Leichtigkeit umfassende lokale Nachforschungen anstellen, die dem einzelnen

[1]) Erwähnt bei Friedländer das deutsche Lied im 18. Jahrhundert I, 1, S. 247, der das opus, mit Recht, abfällig kritisiert. In der Vorrede — das Heft ist dem Regierungsrat Harpprecht in Tübingen gewidmet — heißt es, der Verfasser sei ein „Dilletant in Schwaben, dessen Bestimmung es nie zuließ, weder mündliche noch schriftliche Unterweisung in der Satzkunst zu erhalten und der die Lieder so liefert, wie die liebe Mutter Natur sie ihn auf seinem Dörfchen gelehrt hat". Wer der Autor ist, habe ich zufällig gefunden, im Schwab. Magazin 1778, S. 561 „der Verfasser dieses Werkes, M. Christmann, ist einer unserer Landsleute, der sich gegenwärtig in Winterthur aufhält, und der sich schon seit mehreren Jahren nicht ohne glücklichen Erfolg auf die Musik legte" u. s. w. Auch bei Gerber, histor. biogr. Lexik. 1790, S. 279 oben ist dieser erste Versuch des später so produktiven Pfarrers von Heutingsheim angedeutet.

Digitized by Google

nicht möglich sind und kann Dinge finden und konservieren, wonach bisher kein Mensch gefragt hat. Wer hat jemals bei uns zu musikhistorischen Zwecken die Inventare der verschiedenen Kirchen untersucht? Über einen Fund dieser Art soll nachher berichtet werden. Ein weiteres Desiderium an die Bibliothek wäre: möglichst weitgehende Anschaffungen auf dem Gebiete der alten musikalischen Zeitschriften. Ohne solche kann kein Forscher heute mehr über Musikgeschichte arbeiten. Solche antiquarischen Beschaffungen sind nicht leicht, aber wie ich aus Erfahrung weiß, durchaus nicht unmöglich.

Alles erwogen, ist es nicht ganz meine Schuld, wenn ich schon heute wieder mit einer kleinen Nachlese zu Schubart komme, die ich hier niederlege, wo sie für spätere Forscher bequem erreichbar ist[1]).

Die testimonia über die Ästhetik der Tonkunst S. 53 ff. hätte ich ausführlicher geben sollen. Die wichtigsten aus der Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung hole ich hier nach. Dieses damals in Deutschland tonangebende Blatt war von dem ausgezeichneten Musikschriftsteller Rochlitz redigiert und ohne Zweifel stammt aus seiner Feder die einleitende Bemerkung zu einigen Proben, die vom 11. Januar 1804 ab (S. 230 ff., 253 ff., 269 ff.) aus dem von L. Schubart bearbeiteten Manuskript abgedruckt sind.

„Der verstorbene Schubart (Direktor der herzogl. württembergischen Hofmusik und des Theaters) der als Schriftsteller, Tonkünstler und Mensch bey allen, die ihn gekannt haben, im rühmlichen Andenken lebt und immer leben wird; der sich durch seine Gedichte und mancherley andre literarische Arbeiten ein sehr bedeutendes Verdienst um sein Vaterland erwarb; der auch durch seine letzten Schicksale ein lebhaftes Interesse von ganz Deutschland auf sich zog (wo hätte man nicht z. B. das von ihm in der Gefangenschaft gedichtete und in Musik gesetzte herzliche Lied: „ich habe viel gelitten[2])", — mit Theilnahme gesungen!) Schubart hatte in den letzten Jahren seines Lebens den Entschluß gefaßt, eine Ästhetik der Tonkunst zu schreiben. Soviel aus seinen nachgelassenen Papieren

[1]) Eine Statistik sämtlicher Kompositionen Schubartscher Gedichte durch andere — so wie sie Friedländer für die verschiedenen Dichter in dankenswerter Weise angelegt und z. B. für Bürger E. Ebstein in der Zeitschrift für Bücherfreunde 1903, Augustheft, S. 176 ff. mustergültig ausgeführt hat, hatte ich für Schub. a. M. ausgearbeitet. Das Buch konnte aber nicht weiter belastet werden. Ich werde sie später einmal veröffentlichen, gelegentliche Beiträge gelehrter Leser dieser Zeitschrift sind willkommen.

[2]) Ich vermute, daß Rochlitz hier den „Bettelsoldat" ungenau zitiert, dessen zweiter Vers anfängt: „Gott weiß, hab' viel gelitten". Gerade dieses Lied wurde viel gesungen und auch, jedenfalls schon früh, mit manchen Variationen. Vgl. Schub. a. M. S. 88 ff.

Digitized by Google

erhellet, war sein Plan, folgende zwey Hauptfragen gründlich und ausführlich zu beantworten: Was ist in der Musik gethan worden und wird jetzt gethan? Und dann: Was ist nun noch zu thun übrig? Den ersten Abschnitt hat er ganz ausgearbeitet hinterlassen. Er zeigt in demselben ausgebreitete historische Kenntnisse, hat die große Menge der sorgsam gesammelten Materialien gut geordnet und unter höhere Gesichtspunkte gebracht, überall treffliche Bemerkungen und Hindeutungen eingestreuet, und das Ganze durch seinen bekannten feurigen Geist, freyen Muth und körnigen Styl so belebt, daß es, so wie es ist, als ein sehr anziehendes Gemälde der Kultur der Tonkunst bey allen Nationen von der frühesten bis auf unsere Zeiten, dem Dilettanten und nicht wissenschaftlich gebildeten Künstler genügen, und auch dem gelehrten Musiker nicht gleichgültig seyn kann.

Es ist noch zweifelhaft, ob das Ganze (vom Hrn. Prof. Schubart in Stuttgart, dem Sohne des Verfassers, revidirt) im Druck herausgegeben werden wird. Hr. Prof. Schubart hat uns das Manuskript mitgeteilt, und nach diesem müssen wir aufrichtig wünschen, daß es bekannt gemacht — aber auch, daß es vorher, vielleicht bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, da das Werk nur ohngefähr bis 1780 reicht, von einem der Sache gewachsenen Mann fortgesetzt werde. Was Schubart für den zweyten Theil schon ausgearbeitet hat — wie die Abhandlungen: über die verschiedenen Style in der Tonkunst, über die verschiedenen Charaktere aller vorhandenen musikalischen Instrumente und deren besten Gebrauch, vom Ausdruck ꝛc. würde etwa als Anhang beygefügt werden können, und das Ganze dennoch nur ohngefähr ein und ein halb Alphabet füllen und mithin kein kostspieliges Buch werden. Wir wünschen unsere Leser auf diese Schrift aufmerksam zu machen (empfehlen wird sich der wackere Schubart schon selbst) und geben deshalb einige Fragmente aus derselben" u. s. w.

Abgedruckt sind längere Abschnitte „aus der Geschichte der italienischen Musik bis auf Jomelli", „Jomelli", „aus der Geschichte der deutschen Musik, von Luther bis auf Kaiser Karl den sechsten", „aus der Geschichte der pfalz-bayerschen Schule, bis auf Vogler", „Holzbauer", „Vogler", „Gluck".

Jedenfalls wieder von Rochlitz ist die Besprechung des 1806 bei Degen in Wien erschienenen Buches (Pr. 2 Thaler) am gleichen Orte, Jahrgang 1806, 17. September Nr. 51, S. 801 ff.: „Schubart, zu seiner Zeit berühmt als Dichter, und Schriftsteller überhaupt, als Kenner der Tonkunst, Komponist und Virtuose auf Klavier und Orgel; Schubart, vielleicht noch berühmter (wenigstens außer seinem Vaterlande) als kühner, freymüthiger, deutscher Mann, der in den bedenklichsten

Digitized by Google

Verhältnissen ein Brandmal laut ein Brandmal, nicht bloß einen schwarzen Fleck zu nennen wagte, und dafür auf Hohenasperg zehn Jahre lang büßen mußte: dieser Schubart schrieb dies Werk, und schrieb es eben auf jener Veste, wo er seit 1777 gefangen saß, oder vielmehr, er diktierte es zu seiner Unterhaltung, fast ganz aus dem Gedächtnis, fast ganz ohne Hilfsmittel. Wer Sch. kannte, und diese Zeit, sowie diese Umstände zusammengenommen erwägt, der weiß gewiß so ziemlich, was er hier zu erwarten hat. Kein System der Ästhetik, am allerwenigsten, was man jetzt in Deutschland so nennen würde: auch nicht eigentlich Ideen, woraus sich so ein Werk erbauen ließe, — wie man etwa aus dem Titel schließen könnte, nein; was ein Mann von Geist und Kenntnissen überhaupt, ein Mann von ausgezeichnetem Talent und ausgezeichneter Erfahrung in der Tonkunst insbesondre; was ein Mann, dem die Literatur seiner Kunst nicht fremd war, und die besten Produkte derselben aus alten Zeiten noch weniger, der überdies mit den gleichzeitigen Künstlern fast sämtlich in Bekanntschaft stand; was, sage ich, ein solcher Mann, weniger über das Wesen als über die Wirkungen, Mittel und Geschichte der Tonkunst, sowie über den Charakter und die Vorzüge der berühmtesten Meister, zunächst in sich vorfand, und eben so ziemlich in Ordnung unterbringen konnte — das suche man hier, und das wird man zuverlässig nicht ohne Vergnügen finden.

Aber wahrhaftig, es ist bei diesem Buche, wie bei einem Kunstwerke, bey weitem nicht das Was allein, sondern ebensosehr das Wie, worauf es ankommt. Was Sch. hier sagt, wissen jetzt, den Hauptsachen nach, gewiß viele Deutsche, und auch die meisten Nebendinge könnte man wohl auch aus andern Schriften kennen lernen; aber wie er's sagt, sagt's keiner. Nicht als ob wir gerade seine Art geradezu als die beste von allen erklären möchten, aber sie ist ganz seine Art, ist durchaus originell und für jeden, dem nicht eine gebügelte, geleckte, aufgeputzte Schreibart allein Stil heißt, für jeden, der den Landsmann und Freund, den Zeit- und Geistesverwandten Schillers (in dessen frühesten Jahren und Werken) in seiner kecken, zuweilen desultorischen und wilden Energie und Kraftsprache zu würdigen und zu genießen im Stande ist, sehr anziehend, zuweilen wahrhaft begeisternd, entzückend.

Soviel aus voller Überzeugung über das Buch im Ganzen. Daß sich seit Abfassung desselben, in der Ansicht der Kunst überhaupt und der Tonkunst insbesondere; daß sich in dem Zustande derselben, sowie unter ihren Bekennern und Beförderern, vieles, sehr vieles geändert hat; daß sich mithin, nicht nur gegen viele historische, sondern auch gegen philosophische und kritische Bemerkungen des Verfassers vieles, sehr vieles jetzt ein-

Digitized by Google

wenden lasse: das versteht sich von selbst, verstehet sich aus jenen oben angeführten Punkten — aus Schubarts Individualität und aus der Zeit und den Verhältnissen der Entstehung dieser Schrift."

Rochlitz verzichtet auf Zusätze und Berichtigungen und gibt wiederum einige Proben: die „Sächsische Schule", darunter besonders die Charakteristik von Bach und Händel. Daß ein Mann wie Rochlitz in der ersten Musikzeitung Deutschlands 14 Jahre nach Schubarts Tod so spricht und große Stücke abdrucken läßt, beweist deutlich genug, wie man außerhalb der württembergischen Grenzpfähle damals auch vom Musiker dachte. Man kennt Rochlitzens Verdienste um die Würdigung von Beethovens Größe — in einer Rezension des „Christus am Ölberge", Allgem. Mus.-Ztg., Jahrgang 1812, S. 3 ff., die (nicht unterzeichnet) ersichtlich auf ihn zurückgeht, entdecke ich noch ein Zitat aus Schubarts Ästhetik, S. 6: „und zwar den Accord der Tonart, von welcher Schubart (Charakteristik der Töne) in seiner energischen Sprache bemerkte, wenn Gespenster reden könnten, so müßten sie aus dieser Tonart, mit ihren frostig packenden erschütternden Klängen sprechen — nämlich Es moll" u. s. w.

Ein weiteres testimonium über die seinerzeit offenbar vielgelesene Schrift füge ich bei, auf welches mich Hr. Oberregierungsrat Dr. Adam aufmerksam machte. J. J. Wagner in seinen Lebensnachrichten und Briefen (von Adam und Kölle, Ulm 1849) schreibt S. 260 f. 2. April 1809 Würzburg an den Minister v. Kretschmann: „Schubarts Tonkunst, die ich am 27. März auf die Post gab, werden Sie nun längst erhalten haben. Von dem Gelde, dessen Sie gedenken, habe ich nichts erhalten. Ich habe nur hin und wieder in Schubart hineingeguckt und fühlte mich auch durch dies wenige, was ich lesen konnte, ohne aufzuschneiden, zu dem Buche hingezogen. Der äußerst lebhafte Vortrag, die kühnen Urteile und treffenden Bilder ziehen an, und ich meine, daß die Lektüre des Buches für den wissenschaftlichen Kopf Ausbeute geben müßte, so unwissenschaftlich auch der war, der es geschrieben hat. Seine Phantasie treibt ein stets ununterbrochenes Blitzen, und kann kaum für einen Augenblick zu Umrissen kommen; auch hat das Licht seiner Phantasie noch zuviel Rauch der Empfindung um sich. Gott verzeihe mir das Bild! — Ich bin begierig, was Sie mir von dem Buche schreiben werden." Die Stelle war mir entgangen, gesucht hatte ich bei Wagner Sch. a. M. S. 95, Anm. 1.

Ebendaselbst ist mir ein weiteres entgangen. Die Wagnerschen Notenhefte aus der Stadtbibliothek Ulm, die alle aus Wagners Jugend herrühren, sind recht interessant als Fundgrube zeitgenössischer, in allen

Digitized by Google

möglichen periodischen Veröffentlichungen zerstreuter Kompositionen. Ich habe a. a. O. alles, soweit es Schubart betrifft, daraus zusammengestellt. Neulich, als ich dieselben Hefte gemeinsam mit dem Berner Musikforscher Universitätsprofessor Dr. Thürlings durchblätterte, fiel mir ein einzelnes, früher übersehenes Blatt in die Hände, auf dem von Wagners Hand die Komposition des Schwabenmädchens „Ich Mädchen bin aus Schwaben" von Schubart steht. Man vergleiche über das Lied Friedländer II, 379 ff. Mit der dort verzeichneten Volksweise, die höchstwahrscheinlich aus einer Quelle mit einem Mozartlied stammt („komm lieber Mai") hat Schubarts Melodie, die nur 8 Takte umfaßt, nicht das geringste gemein.

Das Winterlied: Mädel, 's ist Winter u. s. w., das ich seither nur in Wagners Abschrift nachweisen konnte (Schub. S. 96 Anm.), ist gedruckt in „Musikalischer Blumenkranz, ein Neujahrsgeschenk für Klavierliebhaber", Speyer und Leipzig bei Rat Boßler. Kl. 8. 26 S. (Dresden, K. öffentl. Bibliothek.) Der Text (bei Hauff S. 442 f.) zeigt die schwäbischen Formen Häusle, Stüble und gibt in Str. 3 die Worte anders gestellt: mache mit Mährlein die Nächte dir kurz. — Ohne Zweifel stecken die andern bei Wagner abgeschriebenen Lieder, z. B. „meine Wahl" „der Pfeifenkopf" u. a. in den Jahrgängen der Boßlerschen Publikationen, die jetzt antiquarisch nicht mehr aufzutreiben sind z. B. 1786 f. Die Aufspürung dieser Jahrgänge, die mir auch für andere Zwecke, z. B. Rheinecks wegen, von großem Wert wären, möchte ich allen Lesern dieser Abhandlung ans Herz legen: sie sind sicherlich noch da und dort in Privatbesitz, ohne daß der Besitzer weiß, daß sie antiquarisch einen bedeutenden Wert haben.

Stark benützt ist die Ästhetik der Tonkunst und überhaupt Schubarts musikalische Schriftstellerei von dem Reichsfreiherr Franz Friedrich Siegmund August Böcklin von Böcklinsau „geheimen Rathe der Philosophie Doctor, der Akademie der Arkadier in Rom, wie auch verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitgliede" u. s. w. in dessen Fragmenten zur höheren Musik Freiburg und Konstanz 1811 (z. B. S. 40, 66, 67 und sonst). Man vergleiche über ihn Friedländer I, 221 f. Schubart a. M. S. 76 f., wo ich auch erwähnte, wie Christmann vor diesem adeligen Dilettanten schweifwedelte, in einer Biographie in Boßlers Realzeitung 1789, S. 151 (nach ihr Gerber Lexik. 1790 s. v. Böcklin). Er war Schüler Jomellis in Ludwigsburg 1770, über den er S. 70 schreibt: „Jomelli — war so vierschrötig, wie immerhin ein Nürnberger oder Hamburger Packknecht, und wie hoch hat er es gleichwohl in der

Digitized by Google

Tonkunst gebracht?" Er schreibt S. 83 „es bleibt also für unsere Nachkömmlinge der noch erhabene Wunsch übrig, daß unter ihnen ein Meister geboren werde, der Haßens Gesang mit Jomellens Ausdruck glücklich vereinigen könnte". Geschrieben 20 Jahre nach dem Tode Mozarts ....

Von diesem Böcklin gibt es nun ein Buch aus dem Jahr 1790 (beide Bücher in der Staatsbibliothek München) Beiträge zur Geschichte der Musik besonders in Deutschland nebst freymutigen Anmerkungen über die Kunst von F. F. S. A. v. B. Freiburg bei Zehnder. Hier finde ich eine nicht uninteressante Stelle über Schubart, die den Schubartbiographen entgangen ist, S. 45. Das Buch ist in Briefform abgefaßt, Brief 5 f. an die Gräfin von K.

„Madame!

Sie heißen des Professor Schubarts, dieses so schönen Geistes stark im Geschmack (sic) seine entzückenden Arien — Ihre Lieblingsstücke? Recht so. Dies ist mir ein neuer Beweis Ihres feinen Gefühls — Ihrer richtigen Beurteilungskraft. Vielleicht glauben Sie, ich rede dergestalt — weil alte Bekanntschaft, der Ruf, und gleicher Enthusiasmus für Wissenschaft und Kunst mir solchen Mann (der größte Chronikenschreiber unserer Zeit — und dessen Herold jeder ist —) längst schon verehrungswürdig machten? Nein, Madame! Das Gefühl der feinsten Kenner wird mir darin zum Maßstabe. — Und wie mögt' ich solchen zu widerstehn, da mein Herz bei Schubarts Wolkengesang — ein gleiches sanft empfindet? — Bin ich nicht gerechtfertigt? — Wahrhaftig, ein solcher Kopf verdiente ein weit besseres Geschick gehabt zu haben. — Allein was ist wohl immer ein Prophet in seinem Vaterlande? Und wo sind Verdienste zu finden? die nicht von Feinden umnebelt werden? — Doch endlich — wird die Sonne über den Nebel Meister, und zeigt uns glänzend was sie ist. — Sie urtheilten ganz richtig. Schubarts Stärke bestehet in den Mordenten, in der Schwellung der Töne durch den zitternden Druck der Tasten. Ihn, der sich selbst überlassen, im stillen Mayabend am Klavier zu belauschen: Wonne für jeden, der's kann!" Als Zeugnis für die Wirkungen des Klavierspielers Schubart mag man immerhin dies affektierte reichsfreiherrliche Geschwabel den Stellen anfügen, welche ich Sch. S. 33 zusammengestellt habe[1]).

[1]) Das Buch enthält viel über Jomelli, u. a. S. 20 „Lissabon sollte der künftige Bestimmungsort für Jomelli werden, aber er zog Neapel vor." ?? — Der Witz Schubarts, den ich Schub. a. M. S. 73 zitierte (das Pfarrerstöchterlein über den Kastraten) erscheint etwas parfümierter 15 Jahre später S. 78: „als einst eine gewisse Dame gefragt wurde, was sie von des Guarrieri seinem Singen denn wohl hielte? so erteilte

Digitized by Google

Durch das in der Anmerkung erwähnte Buch von Eschstruth (Staatsbibliothek München) wurde ich aufmerksam gemacht auf ein „Musikalisches Taschenbuch auf das Jahr 1784" gedruckt zu Freiburg, das S. 70 ff. heftig getadelt wird. Dieses Büchlein, das ich der Freundlichkeit des stets hilfebereiten Herrn Oberbibliothekar Dr. Kopfermann in Berlin verdanke, enthält zu Anfang eine Reihe von Charakteristiken zeitgenössischer Künstler und Dilettanten, darunter diverser Württemberger, S. 40 ff. Marianne Pyrker, 45 ff. eines anonymen P. X. Kandidat des Predigtamts im — — geboren im September 1752 (dies ist der Pfarrer Christmann[1]), 51 f. Dehn, württ. Husarenrittmeister, 54 f. Eberhard von Gemmingen, herzogl. württ. Geheimrat und Regierungsratspräsident, S. 68 f. Nisle Sohn, der bekannte Waldhornist, Caroline von Penassen in Ludwigsburg 71 f. Die zwei interessantesten aber sind S. 76 f. Regina Voßelerin, S. 80—84 Rudolf Zumsteeg. Über Regina Voßelerin habe ich im Schubart mehrfach gehandelt S. 97 f. 106 f. Ich lasse das Stück hier wörtlich abdrucken:

„Ihr Vater ist Lieutenant auf der Festung Hohenasperg, sie aber befindet sich seit ihrem 7. und 8. Jahr bei ihrem Pathen, Herrn Obristlieutenant Bilfinger in Ludwigsburg (einem ehrenvollen Manne) der bisher alles angewendet hat, ihr Bildung des Geistes und des Herzens zu geben; und der keine seiner Erwartungen verloren sieht, und keine seiner Kosten bedauern darf.

In ihrem zwölften Jahr spielte sie schon zur Bewunderung aller Kenner die schwersten Klavierstücke von Bach und anderen Meistern. Nun ist sie 17 Jahre alt und verspricht mit jedem Tag mehr, eine der ersten Klavierspielerinnen von Deutschland zu werden.

Sie spielt mit einer sehr großen Fertigkeit; ihr Vortrag ist deutlich, präzis und korrekt; eigentlich wurde ihre Spielart durch Schubart gebildet!

---

selbige sehr witzig zur Antwort: „c'est une voix, à laquelle manque quelque chose". [plutot tout] setzt der schalkhafte Arkadier hinzu! Man vergleiche, was ich über solche wandernden Witzchen a. a. O. S. 22 Anm. sage. Ein weiteres Exemplar dieser Sorte fand ich in H. A. Fr. von Eschstruth's, Justizrats Arkadiers u. s. w. in Marburg (Friedländer I, 278, Gerber 1790 s. v.) musikalischer Bibliothek S. 293: „Impromptu in einem Konzerte wo die Schönen bei der vortrefflichsten Arie unaufhörlich plauderten:

Fürwahr beinahe sollt' man wetten
Das Kapitol wär hier zu retten".

Wie oft ist der „Witz" gemacht oder von bestimmten Personen erzählt worden! in den 70er Jahren in Tübingen z. B. von O. Scherzer! Natürlich steht er auch schon bei Heine.

[1]) Von den oben erwähnten „Unterhaltungen fürs Klavier" heißt es hier „ein Werkchen, was der Verfasser selbst nicht mehr für seine Arbeit erkennen mag"!

Digitized by Google

Was ihr dabey noch in unsern Augen sehr viel Ehre macht, ist dieß — sie kann das Loben nicht vertragen und sucht mit Fleiß ihre eigene Stärke zu verkennen. Und — lieber Bruder, sagte neulich Schubart, das Piedestal der wahren Größe ist — die Demuth.

Sie hat auch Anlage zur Sezkunst, und machte bereits einige glückliche Versuche darinnen, die aber bis jetzo noch nicht allgemein bekannt werden durften[1]).

Noch einen Wunsch mag uns das gute Kind erlauben, es ist der, daß sie das Klavier, das sie von außen und innen, durchaus kennt, ganz in die Zahl ihrer Lieblinge rechnen möchte, und muthig auf der Bahn forttrete, auf der sie schon Riesenschritte gethan hat."

Man wird dies erbauliche Gesalbader nicht ohne Anteil lesen, wenn man das spätere schwere Geschick der Voßelerin kennt. Welch prächtiger Stoff wäre übrigens diese Figur für einen schwäbischen Romanschriftsteller! — Nicht ganz ohne Spitzen persönlicher Art ist Zumsteegs Charakteristik. Fast scheint es, der Schreiber habe den guten Zumsteeg im Verdachte des Pokulierens gehabt, denn er empfiehlt ihm am Schlusse die Lektüre der Palinodie an Bacchus (Schubart Hauff 462 ff.), macht eine moralinsaure Bemerkung über „gute Sitten" und fügt das anzügliche Distichon bei:

Musica noster Amor! sic stat sententia sed non
ut dicunt alii: pocula noster Amor.

Aus dem sonstigen Inhalt hebe ich noch hervor, daß S. 135 f. Schubarts Cantate „Die Macht der Tonkunst" (Text ohne Autor) steht. Unter den Anekdoten S. 113 ff. steht ein Urteil Schubarts über Vogler 125, das ganz mit dem Urteil in der Ästhetik stimmt (siehe mein Buch S. 61) „Schubart behauptet, daß Herr Vogler in Absicht seines Spiels, noch lange nicht seinem Ideal entsprochen, und daß er auch weit nicht in den Enthusiasmus geraten, dessen man ihn in etlichen Zeitungen beschuldigt. Vermutlich schrieb sich also jene Nachricht von Herrn Vogler selbst her, der, wie bekannt, immer zuerst sein eigener Lobredner zu sein pflegt. Wo sich Vogler auch immer hören ließ, hieß es: „Er spielt sehr feurig aber nicht fürs Herz".

Da in dem Berliner Exemplar des Taschenbuchs der Name „Junker" mit Bleistift beigeschrieben steht, so ist es möglich, daß das ganze von dem Hofkaplan Junker zu Kirchberg herstammt, geboren zu Öhringen, der selbst viel komponierte und zusammenschrieb (eine vernichtende Kritik seiner Schriftstellerei steht beispielsweise in Forkels

[1]) Schub. a. M. S. 97! 106 ein Morgensang von Regina komponiert!

Digitized by Google

musikal. krit. Bibliothek Band II, 1778 S. 235). Der Schreiber hat jedenfalls Schubart auf dem Asperg besucht.

In der Tat scheint Karl Ludwig Junker der Verfasser. Auch im Münchner Exemplar der Jahrgänge 1783 f. steht der Name hineingeschrieben. Auch die Vorrede (aus Kosmopolis datiert! auch ein alter Witz!) verrät die Autorschaft deutlich genug, Beiträge werden an Steiner in Winterthur erbeten, „wem Herr Junker in Kirchberg gelegener und näher ist, der beliebe sich an ihn zu wenden, von beyden hier bestimmten Männern gelangen alle Beiträge bald und sicher an mich." Er bittet um Beiträge, da die Fortsetzung eines solchen Werkchens „ohnmöglich das Werk eines einzigen Mannes, der noch dazu in einem öffentlichen Amt stehet." Der Jahrgang 1783 enthält einiges über bildende Künste, über Musik nichts von Belang, als armselige Notizen über Künstler 4.—5. Ranges, dazu ein paar Briefe von Schmittbaur in Karlsruhe.

Junker ist wiederholt, auch ins Württembergische, gereist und hat die Eindrücke solcher Reisen mit redseligem Behagen in des bekannten Erlanger Geschichtsprofessors Meusel diversen periodischen Publikationen niedergelegt. Jene Bekanntschaft mit Regine Voßler und Besuch Schubarts fällt ca. 1784. Einige nicht uninteressante Notizen stehen in Meusels Museum für Künstler und Kunstliebhaber 1788, II. Stück, S. 69 ff.: „einige artistischen Bemerkungen auf einer Reise nach Ludwigsburg und Stuttgart im Junius 1787".

S. 75 ff. äußert er sich über die musikalischen Verhältnisse Stuttgarts, über die Besetzung des Orchesters, er hört die Grotta di Trofonio von Salieri, die ihn entzückt, und die Frascatanerin von Paisiello. Es sind die Stücke, die Schubart in den ersten Nummern der wiedererscheinenden Chronik rezensierte (Schub. als Mus. S. 133). Am Fronleichnamstag hört er eine Messe von Poli in der kleinen Schloßkapelle, der Herzog ist selbst gegenwärtig. Bei der Probe im Opernhaus probiert man wegen des Todes der Fürstin von Thurn und Taxis das Requiem von Jomelli, ein Libera von demselben, und ein Miserere von Vogler. „Vogler darf sich nicht zu Jomelli stellen! Poli fragte nach der Probe Schubarten, der den Baß mitsang, wie ihm das Miserere gefiel! Schubart antwortete: es ist mathematisch gut und ästhetisch schlecht! ich unterschrieb dies Urteil." Poli, dessen Dirigieren Junker sehr imponierte, enttäuschte ihn bei der Beisetzung der Fürstin in Ludwigsburg sehr, man hörte nicht nur jeden Taktschlag, sondern auch seine Zurufe an Musiker und Sänger deutlich!

S. 80 f.: „Ich kann nicht schließen, ohne bei dieser Gelegenheit ein Wort von Schubart zu sagen.

Digitized by Google

14 Tage nach seiner Befreiung, fand ich ihn im Schoos (!) seiner braven Gattin und seiner einzigen Tochter! — Ihn den wärmsten Freund seiner Freunde, den besten Gesellschafter seiner Vertrauten!

Seine Tochter ist eine der ausdrucksvollsten Sängerinnen des Theaters! und sein Sohn ist jetzt in Berlin.

Seine glückliche Laune hat durch seine Gefangenschaft nicht verlohren! und der Herzog selbst ermunterte ihn, bei der ersten Audienz, alles zu vergessen (!).

Wenig Edle schätzen ihn ganz! noch viele verkennen ihn! Posselt wird nächstens in seinem Magazin seine Charakteristik liefern. Er ist Direktor vom Theater! mit Musik hat er nichts zu thun, als insoferne sie teutsche Operetten betrifft! die Italienische hat er Poli, der seine Tochter gebildet, überlassen."

Folgt S. 81 ff. anhangsweise eine Charakteristik der damaligen Sängerinnen, welche aus der école des demoiselles hervorgegangen, Gauß, Valetti, Schubart, abgebildet Herzog Carl Eugen von Württemberg und seine Zeit S. 545 [1]).

Eine beiläufige Erwähnung Schubarts, die noch nicht beachtet worden ist, stieß mir auf in einem kuriosen, aber vielfach recht interessanten Büchlein, der Autobiographie des als Münsterorganisten in Ulm 1825 verstorbenen Samuel Gottlob Auberlen. Ulm 1824 (Ulmer Stadtbibliothek). Ihn hat Friedländer nicht bloß der Erwähnung, sondern auch des Abdrucks eines seiner Lieder „Der Mondschein" würdig befunden. Musikbeispiele S. 269. Er urteilt B. I, 296 sehr richtig über ihn, daß seine Kompositionsversuche dilettantisch sind (man muß freilich die bescheidene Vorrede der 1784 erschienenen Liedersammlung lesen, wo er offen sagt, die Sachen seien für Anfänger im Klavierspielen oder

[1]) In den Angaben, die R. Krauß a. a. St. über die Sängerinnen, unzweifelhaft aus ersten Quellen gibt, fällt mir auf, daß die Flucht der Sopranistin Sandmaier mit dem Hofkaplan Baumann im Oktober 1782 erwähnt wird, nachher die Entlassung der Madame Weberling 1788, dabei aber nicht erwähnt wird, daß die Sandmaier mit einem Weberling verheiratet war, der freilich nicht der von Kr. erwähnte Weberling (Karl Friedrich) gewesen sein könnte, der im Jahr 1782 erst 13 Jahre und 1788 19 Jahre alt war. Bei Gerber wird die Geburt des Violinisten (Johann? Friedrichs) W. 1758 angegeben, und die Verabschiedung der Madame Weberling (geborene Sandmaier) 1784. Junker schreibt: „Madame Weberling, ehemals die erste Sängerin, die sich auch ohnlängst in Frankfurt hören ließ, hat seit einigen Jahren den Abschied wegen eines gewissen Liebesverhältnisses mit — — — Aber man hofft, daß sie nächstens, auf Schubarts Vermittlung, wieder engagiert werden werde! Sie ist eine geborene Sandmaierin!" Hier klappt irgendeine Angabe nicht!

Digitized by Google

Gesang bestimmt), daß aber „manche empfindungsvollen Momente überraschen." Ich habe die Sammlung (Berliner Bibliothek) durchgesehen und fand neben ganz Geschmacklosem (das Mailied von Goethe ist der reinste Dudelsack!) einige sehr hübsche Melodien, z. B. „Wunsch eines Liebenden" S. 18 der an Rheinecks „Blühe liebes Veilchen" erinnert, dann „Die Bitte" S. 22 mit den „Mozartischen" Sexten. Dieser Fellbacher Schulmeisterssohn, der schon mit 14 Jahren, so oft eine Oper in Stuttgart war, mit 6 kr. in der Tasche nach Stuttgart zwei Stunden geht, vier Stunden in der Oper aushält und von 11 bis 1 Uhr nach Hause wandert, hatte einen recht bewegten Lebenslauf[1]), von dem hier nicht weiter die Rede sein kann. Er wollte nicht Schulmeister bleiben, geht nach Zürich, wird Musiklehrer, heiratet — der Tollkühne — ernährt sich von Musikstunden und Konzerten schlecht und recht, erfährt 1789, daß in Stuttgart einige Stellen für Violinisten frei werden und reist daraufhin im August nach Stuttgart — der Tollkühne! Der Hofmusikus Kaufmann führt ihn zum Schwiegervater Schubart, Zumsteeg und Poli zum Oberst Seeger und er hält auf dessen Rat um die Erlaubnis an, als Freiwilliger „mit Titul und Rang" im herzogl. Orchester spielen zu dürfen, von einer fixen Besoldung aber erwähnt er „vor der Hand" nichts, weil sie ihm doch, ehe ein Vierteljahr vorübergehe, auch wie den andern Hofmusikern zukommen müsse. Nachdem er ein halbes Jahr erste Violine mitgespielt, gibt man ihm den Rat, sich um eine Aufsehersstelle in der Akademie zu melden, allein, auch diese Stelle erhält er nicht! Er faßt plötzlich den Entschluß Stuttgart zu verlassen. „Ich ging zu Schubart. Er war in früheren Zeiten ein guter Freund von meinem Vater und auch der meinige. So lang ich in Stuttgart war, gab er mir Beweise davon". Schubart kann nichts für ihn tun, rät ihm möglichst rasch seinen Entschluß auszuführen und versieht ihn mit Empfehlungen nach Ulm, z. B. an Rat Martin. Freilich auch dort war

[1]) Der Inhalt der Autobiographie soll einmal etwas genauer betrachtet werden, wenn ich die Kompositionen alle zusammengebracht habe. Vergeblich suche ich seit geraumer Zeit nach einer Liedersammlung des Jahres 1799: 24 Lieder verschiedener Dichter beim Klavier zu singen Heilbronn. Vielleicht hilft mir ein Leser dieser Blätter dazu? — Friedländers Notizen über das Leben sind unvollständig, der 10jährige Aufenthalt in Schaffhausen fehlt ganz. — Ein ganz abstruses Beispiel barocken Schulmeisterhumors füge ich aus seinem Winterthurer Aufenthalt bei S. 91 f.: „wir hatten einen Herrn Kronauer zur Badstube zum Kontrabassisten; sein Vortrag auf diesem so wichtigen Instrument war von der Art, daß ich vor und nach jedem Konzert den lieben Gott inbrünstig bat, ihn zu sich zu nehmen. Gott erhörte mein Flehen! Er wurde krank und starb. Ich kann aber nicht geradezu glauben, daß es mir oder dem ganzen Orchester zulieb geschehen ist".!!

Digitized by Google

nichts zu machen. Ich hätte den kleinen Zug gern dem Bilde Schubarts beigefügt. Für den schwäbischen Lehrerstand speziell hat Schubart viel getan.

Einen hübschen Fund, welcher dem Verzeichnis der Schubartschen Kompositionen Sch. a. M. S. 143 einzureihen ist, und zwar eine ganze Gattung allein repräsentierend, hat Herr Seminarmusiklehrer Weitbrecht in Blaubeuren gemacht und mir in Kopie freundlichst übermittelt. Er fand in dem Notenschatz der Blaubeurer Kirche eine Cantate von Schubarts Komposition.

Cantata
pour
Soprano, Alto, Tenore e Basso
Due Violini
due Flauti
due Corni
due Clarini
Alto Viola
Violono
&
Organo
Del Sign. Schubart.

Text: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich u. s. w. Lieblingstonart Schubarts: D dur. Der Baß setzt Solo ein, die drei andern Stimmen (Soli) antworten. In einem kleinen Mittelsatz in G dur (Sopran und Tenorsolo) setzt der ganze Chor ein, worauf ein zweitaktiges Andante wieder zum D dur zurückleitet. Das Ganze ist melodisch und harmonisch sehr einfach gemacht, aber recht geschickt und voll Schwung und Feuer. Die Instrumentation ist voll und reich, die Orgel gibt nur Füllakkorde, die losprotzenden Sechzehntelpassagen in den Violinen hat er Jomelli gut abgesehen. Von einer näheren Beschreibung mit Notenbeispielen muß ich hier leider absehen. Ein genaue chronologische Unterbringung der Komposition ist nicht möglich: man hat die Wahl zwischen zweien. Entweder fällt sie noch in die Ludwigsburger Zeiten, wo Schubart einen Kirchenchor dirigierte, vrgl. Sch. a. M. S. 14 f., doch merke ich an, daß gerade dort in der Autobiographie von eigenen Kompositionen nicht die Rede ist. Man könnte freilich direkt z. B. vermuten, daß wir das Stück in Händen haben, das er als Produkt des Italieners Trabuschi seinem Kirchenchor vorlegte, um dann nachher triumphierend den Namen von hinten lesen zu lassen, aber das Geschichtchen

Digitized by Google

schmeckt stark nach Legende. Die andere Möglichkeit ist die Zeit auf Hohenasperg, wo er ja auch die Jomellischen (?) Salve regina's abschrieb und ihnen deutschen Text unterlegte. Er schreibt daselbst einmal von Kantaten (Sch. 113), aber im Zusammenhang muß man dort an Klavierkantaten denken, speziell an die Macht der Tonkunst. Eher scheint mir die Melodie auf diese Zeit zu weisen, doch kann ich das hier nicht näher begründen. Auch die Verbreitung im Land wäre höchst einfach durch die von Schubart Musikunterricht empfangenden Schulmeister erfolgt, welche sich Abschriften nahmen. Etwas auffallend ist immerhin, daß nirgends von diesen oder ähnlichen Kompositionen geredet wird. Sonst läßt sich fast alles chronologisch sicher unterbringen. Doch ist dies natürlich reiner Zufall.

Jedenfalls beweist der Fund, daß noch etwas zu finden ist. Es heißt also jetzt auch in den Notenschätzen der Kirchen suchen. Diese Kantate wird nicht die einzige sein, die er geschrieben hat. Und noch eine Anregung möchten diese Zeilen geben. Herr Weitbrecht hat die Kantate in Blaubeuren mit schönem Erfolg zur Aufführung gebracht. Ich meine, dies ist die rechte Art, wie wir im engeren Vaterlande von Zeit zu Zeit unserer schwäbischen Kleinmeister gedenken sollten. Vivat sequens!

Digitized by Google

Aus Franz Karl Hiemers Leben.

Von Rudolf Krauß.

Dieses Leben zu beschreiben, würde sich kaum verlohnen, wenn es sich allein um die lebendigen Nachwirkungen eines Mannes handelte. Von dem Dichter Hiemer ist nichts übrig geblieben als ein paar volkstümliche Lieder, die noch immer gesungen werden. Daß er eine Reihe von Jahren an der Versorgung des Stuttgarter Hoftheaters mit Alltagsfutter fleißig mitgewirkt hat, erweckt lediglich ein historisches Spezialinteresse. Noch mehr ist der Maler Hiemer verschollen. Von seinen zahlreichen Porträts weiß kein Mensch irgend etwas, wenn ganz gewiß auch sich manche davon im Familienbesitz erhalten haben, ohne daß sich der Name des Künstlers fortgepflanzt hat.

Aber wir pflegen mit Recht dem Leben eines Mannes, auch wenn er für die Gegenwart nichts mehr bedeutet, Teilnahme entgegenzubringen, sobald sich nur eine Zeitepoche und deren Kultur darin deutlich abspiegelt. Das ist bei Hiemer der Fall, der viele Jahre im Stuttgarter Leben eine Rolle gespielt hat. Die Karlsschule hat ihn erzogen, und wenn wir seine Jugendjahre näher betrachten, gewinnen wir auch Einblick in diese merkwürdige Anstalt. Als Schauspieler und Theaterdichter hat er mit der Bühne enge Fühlung gehabt, und so erhalten wir durch eine Darstellung seiner Schicksale zugleich Aufschlüsse über das Stuttgarter Hoftheater. Seine poetischen Bestrebungen brachten ihn mit zeitgenössischen Dichtern, seine künstlerischen mit bildenden Künstlern in mannigfache Beziehungen, und deshalb fallen aus seiner Biographie Einzelheiten für die bedeutenderer Persönlichkeiten ab.

Schließlich hängt eine derartige Publikation naturgemäß von dem gerade zur Verfügung stehenden Material ab. Der Zufall hat einen ansehnlichen Teil der Hiemerschen Korrespondenz[1]) auf die Nachwelt gebracht und mir in die Hände gespielt. Ferner konnten die Karls-

[1]) Im Privatbesitz befindlich.

Digitized by Google

schulakten des K. württembergischen Staatsarchivs in ergiebigerer Weise nutzbar gemacht werden, als es in Heinrich Wagners „Geschichte der Hohen Carls-Schule" geschehen ist. Auch sind von mir über Hiemers literarische Leistungen in einem über die Nachrichten in der Neuauflage von Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" hinausgehenden Maße Erhebungen angestellt worden. Dies alles ließ sich zu einem zwar keineswegs vollständigen und erschöpfenden, aber doch ungleich reichhaltigerem und richtigeren Lebensbilde zusammenfügen, als es die bisherigen dürftigen Skizzen[1]) dargeboten haben.

Franz Karl Hiemer hat im württembergischen Pfarrdorfe Rottenacker (OA. Ehingen) am 9. August 1768 das Licht der Welt erblickt. Sein Vater war der Pfarrherr M. Eberhard Friedrich Hiemer, seine Mutter, Christina Dorothea, eine Tochter des Blaubeurer Vogts und Pflegers Franz Karl Seefels und seiner Ehefrau Elisabeth. Der junge Hiemer erhielt also nach dem mütterlichen Großvater seine beiden Vornamen. Zum väterlichen Großvater hatte er den Schorndorfer Spezial M. Heinrich Eberhard Hiemer.

Eberhard Friedrich Hiemer kam am 1. März 1740 in Schorndorf zur Welt, machte die gewöhnliche Seminarlaufbahn durch, wurde 1764 Pfarrer in Rottenacker, 1784 in Oberboihingen und starb hier am 7. Juni 1795 im Alter von 55 Jahren. Die Sorge um die Erziehung seiner zahlreichen Sprößlinge machte den mit Glücksgütern keineswegs gesegneten Mann vorzeitig zum Greis. Binnen 15 Jahren schenkte ihm seine Frau 12 Kinder. Außer Franz Karl kamen noch mindestens vier Söhne und drei Töchter zu höheren Jahren. Der eine von jenen, Philipp Jakob (1770 bis 1813), folgte dem Berufe des Vaters, wurde diesem, nachdem er Herbst 1793 sein theologisches Examen bestanden hatte, als Vikar beigegeben und bekleidete von 1795 bis an seinen frühen Tod das Amt eines Seelsorgers bei deutschen Kolonien in russisch Asien. Die drei andern Söhne, Fritz, Benedikt und Ferdinand, ergriffen nicht gelehrte Berufsarten.

Bei ihrer ungünstigen finanziellen Lage mußte es die Familie als einen Glücksfall betrachten, daß der wohl ursprünglich zum Theologen bestimmte Franz Karl zur kostenlosen Ausbildung in Herzog Karl Eugens Militärakademie aufgenommen wurde. Am 18. September 1778 schrieb der Herzog an den Intendanten dieser Anstalt, Oberst von Seeger, folgendes: „Einen jungen Menschen, namens Hiemer, Sohn des Pfarrers

---

[1]) In Gödekes Grundriß VII S. 221 zusammengestellt.

Digitized by Google

in Rottenacker, habe ich in meine Akademie aufgenommen, und zwar ohne Kostgeld. Er soll zur dritten Abteilung einrangiert werden. Nach des Vaters Aussage soll er viel Gaben haben. Das Aussehen ist gut." Am 19. September wurde der damals zehnjährige Knabe, der bis dahin vermutlich die Volksschule in Rottenacker besucht und von seinem Vater nebenher in den höheren Fächern unterrichtet worden war, geprüft. Die Professoren Kielmann und Abel fanden dabei, daß er einen recht guten Grund im Lateinischen gelegt habe, auch ein wenig griechisch könne und für sein Alter gut schreibe. Der Religionslehrer Professor Müller bezeugte ihm, daß er „in den Grundlehren des Christentums eine für sein Alter ziemliche Erkenntnis gezeigt" habe. Am folgenden Tage fand ärztliche Untersuchung statt, deren Befund also lautete: „Franz Karl Hiemer, von Rottenacker gebürtig, 10 Jahre alt, ist von gesundem Aussehen und nach Verhältnis seines Alters von gutem Gewächs und robuster Leibesbeschaffenheit. Innerlich und äußerlich ist er dermalen gesund und vollkommen gut befunden worden. Die natürliche Blatternkrankheit hat er schon erlitten. Er hat dermalen einen natürlichen, ordentlichen Puls." T. Hofmedikus Dr. Reuß, Chirurgienmajor Klein."

Vater Hiemer, der seinen Sohn selbst nach Stuttgart brachte und vom Herzog mündlich die gnädigsten Zusicherungen erhielt, fand es für notwendig, am 26. September in einem Schreiben an den Fürsten noch weitere Aufklärungen über den Charakter des Knaben zu geben. Es heißt darin unter anderem: „An Fähigkeit wird es ihm durchaus nicht fehlen, aber da er auf dem Flecken geboren und erzogen, so mag er wohl gegenwärtig einige zu freie und ungeschickte Handlungen begehen. Sie rühren hauptsächlich von einem geraden und unschuldigen Herzen her. Denn so edle und erhabene Begriffe er auch von unserm Gnädigsten Herzog hat, so kindlich denkt er dabei und stellt sich in diesem Unserm Höchsten Regenten die Liebe selbst vor. Da ist es nur schade, daß eine solche Anlage noch nicht mehr gebildet, damit sie in ihren gehörigen Schranken bleibet. Vor seine Vorgesetzte hat er wahre Ehrerbietung, er sieht sie aber als Väter an, welche es bestens mit ihm meinen, und wird dahero schwerlich irgendwo eine Furcht oder Verzagtheit zeigen." Schließlich kam der Pfarrer noch darauf zu sprechen, daß er bei seinen mißlichen Verhältnissen seinem Sohne nicht einmal das Weißzeug anschaffen könne. Der Herzog ließ ihm gütig erwidern, daß er auch „von der Anschaffung solcher Notwendigkeiten" gänzlich befreit sei.

Der neue Eleve wurde nach seiner Nationalliste, worin sein „Genie" als „gut" prädiziert ist, zunächst zur Philosophie bestimmt, ging dann zur Jurisprudenz über und gelangte zuletzt bei der Malerei an.

Digitized by Google

Ein Fluchtversuch des Sechzehnzährigen im Sommer 1784 ist das einzige, was sich aus der ersten Hälfte seines Aufenthalts in der Akademie melden läßt. Oberst von Seeger berichtete in seinem täglichen Rapport am 24. Juli über das Ereignis folgendermaßen:

„Euer Herzoglichen Durchlaucht habe ich bei den heutigen Rapports von Höchstdero Hoher Karlsschule in tiefster Untertänigkeit melden sollen, daß der Eleve Hiemer gestern abends um 5 Uhr unter dem Vorwand, daß ihme gar nicht wohl wäre, sich auf das Krankenzimmer bringen, von dem Feldscherer, der, bis der Hofmedikus herbeigerufen wurde, seinen Puls erhitzt fand, die hierzu gewöhnlich bereite Mixtur geben ließ und, nachdeme er sie genommen hatte, die Treppe hinunter schlich, durch den langen Saal in den Garten, von dem Garten über den Zaun hinausstieg und entwiche. Nachdeme man ihn vordersamst in dem ganzen Haus, Garten und Dohlen gesucht, wurde von den untertänigst beigelegten drei Briefen der mit Nr. 1 bezeichnete an Euer Herzogliche Durchlaucht vorgefunden, worauf ich in die Stadt zu seiner Großmutter, der verwittibten Expeditionsrätin Romigin, und zu seinem Onkel, dem Advokat Hiemer, schickte, um teils mich nach ihm zu erkundigen, teils aber auch ihre Aufmerksamkeit auf ihn rege zu machen. Da man nirgends von ihme etwas wissen wollte, schickte ich den Leutnant Kapf auf dem Weg Rothenacker zu ihme nach. Diesen Morgen brachte mir sein Onkel einen Brief von ihm, Nr. 2, an einen Vetter, Kaufmannsdiener Reinhard, von dem Rothenberg geschrieben, in welchem ein dritter Brief an den Eleven Fischer adressiert, ware, woraus erhellet, daß sowohl dieser als besonders der Eleve Kümmerer mit mehreren seiner Mitbrüder von seiner Entweichung gewußt habe. Der Onkel fragte zugleich an, ob er nicht selbst auf den Rothenberg reiten und ihn wieder bringen dürfte, welches Anerbieten ich auch für ohnehin schicklicher, als wenn er von Seiten der Akademie abgeholt würde, gleichbalden annahme und nun um den gnädigsten Befehl untertänigst bitte, wie es seinetwegen weiters gehalten werden solle."

Die drei in diesem Rapport erwähnten Schreiben haben sich unter den Karlsschulakten in Hiemers Personalfaszikel gleichfalls vorgefunden. Das für den Herzog bestimmte, sehr flüchtig und mit Korrekturen auf ein Quartblatt geschrieben, lautet:

„Durchdrungen von der Gnade, die ich von Seiner Herzoglichen Durchlaucht, seitdem ich Zögling bin, genossen, wage ich es, meine Entweichung mit meinem schon beträchtlichen Alter zu entschuldigen. Scham vor meinen Kameraden heißt mich dieses zu tun, Eurer Herzoglichen Durchlaucht Gnade und der Gehorsam, den ich Ihnen schuldig bin, verbietet mir es. Der Kampf ist hart, ich muß zu dem ersten schreiten,

Digitized by Google

zeitlebens aber werde ich mich befleißen, durch meinen Diensteifer meine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, der ich bin

Euer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigst gehorsamster Knecht

Hiemer."

Der zweite Brief, adressiert „An Herrn Reinhard, der Kaufmanns. Befl., bei Herrn Kaufmann Lotter in Stuttgart", hat nachstehenden Inhalt:

Rothenberg, den 23. [Juli] 1784.

Liebster Vetter!

Diesen Brief gieb — ich bitt Dich um Gotteswillen — Herrn Erhart gleich um 7 Uhr, daß er ihn demjenigen giebt, der hier auf der Aufschrift steht; sag ihm aber nicht, daß er von mir ist! Du und Dein Bruder haben die Gütigkeit, mich sonntags zu besuchen. Ich bin aus der Akademie entwichen, wo ich einer schimpflichen Behandlung entgangen bin. Ich hab schon meine Versorgung. Sonntag kommt ihr, und das erste Wirtshaus, gleich beim Eingang in das Dorf, ist mein Aufenthalt, bis ich vor Nachsuchungen sicher bin. Jeder Bub kann Dir das Wirtshaus zeigen. Halt reinen Mund und denke, daß ich bin

Dein Freund Hiemer.

Der Überbringerin gieb ein Briefchen zurück mit dem Namen Werner auf der Überschrift! Ja nicht Hiemer: Werner!

Der Eleve Fischer, an den der dritte Brief adressiert ist, wird der spätere Staatsrat Georg Friedrich von Fischer (Nr. 889 in der Liste der Karlsschüler; bei Wagner I S. 386) gewesen sein. Gleichfalls in den Fluchtversuch eingeweiht war nach Obigem Johann Karl Albrecht Kümmerer, nachmals Landbaumeister und Hofbaurat (Nr. 805; bei Wagner I S. 382). Dieses Schreiben lautet:

Rothenberg, den 23. 6 Uhr.

Liebe sämtliche Freunde!

Hier bin ich, und, wie ich glaube, ganz sicher, bei einer guten Schüssel und einem schlechten Bett zufrieden. Aber ich habe gekämpft und Angsttropfen geschwitzt. Durch den (?) Stall über den Gartenzaun kam ich glücklich. Ich zog meinen Hut heraus, setzte ihn sogleich auf. Eine Hofdame und Langensdorf, wie es mir schien, begegneten mir. Ich mußte ihnen verdächtig sein. Sie gingen mir auf dem Fuß nach; aber die Angst gab mir Flügel. Endlich kam ich erhitzt und äußerst ermattet auf dem Berg an, und so ging es schnell bis hieher.

Digitized by Google

Dem Kümmerer schick ich nächstens Rock und Weste zurück; Gott bewahre mich für Diebstählen! Auch Schneidern Grail will ich sein Geld schicken, oder wenn ihrs seit der Zeit zahlen könntet, so opfert es meiner Freundschaft gegen euch auf; ich schicks euch wieder sicher zurück. Schickt man mir nach? hat es einen großen Lärmen wegen meiner Entweichung gegeben? Dies weißt Du wohl, wohin Du's am wahrscheinlichsten beantworten kannst.

Lebt wohl und liebt ferner euren Freund

Werner.

Durch Randerlaß genehmigte der Herzog die Verfügungen des Intendanten. Die Akten enthalten nichts über die Wiedereinlieferung und Bestrafung Hiemers. Vermutlich ging aber alles programmgemäß vor sich und wurde der unvorsichtige Briefschreiber von seinem Oheim auf dem Rothenberg abgeholt und in die Akademie zurückgebracht. Nach der in verwandten Fällen üblichen Praxis steckte man dann wohl den Sünder einige Zeit in Arrest, womit der Knabenstreich abgetan war.

Über die folgenden Jahre läßt sich nicht viel berichten. Wir dürfen annehmen, daß Hiemer sich in die strenge Disziplin der Karlsschule nicht eben leicht fand; dieser Befürchtung hatte ja auch schon der Vater in dem oben erwähnten Schreiben an den Herzog verblümten Ausdruck gegeben. Aus der Herbstvakanz 1789, die er im Elternhause zu Oberboihingen verbrachte, kam er zu spät in der Akademie an, und auf ein langes Entschuldigungsschreiben des Pfarrers entschied der Herzog, daß er seine Befehle durchaus befolgt wissen wolle, und daß der Eleve Hiemer mit seinen Kameraden, die gleichen Fehler begangen, gleiches Schicksal haben werde. Auch 1791 erhielt er abermals wegen verspäteter Rückkehr aus dem Osterurlaub ein Strafbillett. Solche Unregelmäßigkeiten scheint sich der gutherzige aber etwas leichtfertige Jüngling häufig geleistet zu haben. Vielseitig begabt, verstand er nicht sich zu konzentrieren. Seine künstlerischen Neigungen überstiegen die wissenschaftlichen, und so landete er schließlich bei der Malerei, ohne daß sein Talent für diese Kunst entschieden genug war, um sein ganzes Leben zu tragen. Daß er zu den Unzufriedenen gehört hat, geht aus dem Nekrolog hervor, den ein ehemaliger Karlsschüler dem Landschaftsmaler Joseph Anton Koch in Lewalds „Europa" (1839 II S. 289—308) gewidmet hat. Darin ist von Kochs Klagen die Rede, daß er in der Stuttgarter Akademie, statt Künstler, Handlanger, Farbenreiber und Arabeskenschmierer habe sein müssen. Es heißt dann weiter (S. 292): „Der einzige seiner Kameraden, der in diese Sprache laut einzustimmen wagte, war Hiemer."

Digitized by Google

Koch wurde bekanntlich wegen seiner Propaganda für die Französische Revolution in Arrest gesetzt und entzog sich durch die Flucht einem bösen Schicksal. Hiemer trieb es nicht bis zum Bruche mit der Karlsschule. Aber schließlich war es doch sein einziges Trachten, aus ihr erlöst zu werden. Man kann einem Zweiundzwanzigjährigen das Streben nach Selbständigkeit nicht verargen. Es gehörte zu den bedenklichsten Gepflogenheiten der Anstalt, daß sie junge Leute allzulange zurückhielt. Diese mußen sich naturgemäß ihrem Alter entsprechende Freiheiten zu verschaffen suchen, die Vorgesetzten konnten nicht umhin, ihnen manches durch die Finger zu sehen, und so lockerten sich allmählich die Bande der Zucht.

In Hiemers Treiben während seines letzten in der Akademie verlebten Jahres gewährt die oben erwähnte Korrespondenz Einblick. Damals war er also endgültig bei der Malerei angelangt, und er übte seine Porträtierkunst bereits praktisch aus, namentlich akademischen Vorgesetzten und Kameraden gegenüber. Wahrscheinlich hat er zu diesem Behuf Stadturlaub gehabt, wie er damals älteren, nahe vor der Entlassung stehenden Karlsschülern erteilt zu werden pflegte. So konnten diese die ihrem Alter entsprechenden studentischen Vergnügungen wenigstens bis zu einem gewissen Grade auskosten. Wir sehen Hiemer inmitten eines großen Freundeskreises stehen. War es ohnehin ein Vorzug der Erziehung in der Militärakademie, daß die Angehörigen der verschiedensten Berufsarten untereinander intim verkehrten, so war Hiemer, der ja in mehreren Fakultäten herumgekommen war, vollends in den verschiedensten Kreisen zu Hause. Der Jurist Karl Heinrich Bühler, Chevalier, und der sich auf den Militärberuf vorbereitende Graf Coronini standen ihm besonders nahe. Am stärksten fühlte er sich mit diesen beiden zum Künstlerumgang hingezogen. Mit der Mehrzahl der bedeutenden bildenden Künstler, die aus der Karlsschule hervorgegangen sind, unterhielt Hiemer intime Beziehungen, so mit dem Baumeister Niklas Thouret, den Bildhauern Dannecker, Scheffauer und Mack, den Malern Hetsch, Koch, Heideloff und Seele, dem Kupferstecher Leypold. Von Dichtern hielt er mit dem jüngeren Schubart gute Kameradschaft. Gerne verkehrte er auch mit dem Personal des Hoftheaters, das ja überwiegend in der Militärakademie ausgebildet worden war. Wir begegnen dem Tenoristen Gauß, dem Komiker Weberling, dem Tänzer Kösel unter Hiemers näheren Bekannten. Er dichtete Arien und Lieder, die seine musikalischen Freunde in Musik setzten. Die jungen Schauspielerinnen und Sängerinnen bildeten für die akademische Jugend hauptsächliche Anziehungspunkte. Wir hören von Liebeleien und Eifersuchtsszenen, und es kam vor, daß

Digitized by Google

man Nebenbuhlern durch bezahlte Bediente auf der Straße auflauern und Prügel verabreichen ließ. Auch an einem Intriganten fehlte es in dem fröhlichen Kreise nicht: es war ein Zögling der Malerei namens L. Den strengen Hausgesetzen der Akademie wurde natürlich dabei manches Schnippchen geschlagen. Man nahm bei Nacht ohne viele Umstände den fast immer gangbaren Weg durchs Fenster, besuchte im Maskenincognito die Redouten, die sich besonders zu zärtlichem Stelldichein mit der Liebsten eigneten, trieb sich in Wirtshäusern herum, brachte nächtliche Ständchen u. s. w.

Hiemer selbst war unter seinen Gefährten der Ausgelassensten einer und mußte sich sogar von seinem Freunde Bühler, der nichts weniger als ein Duckmäuser war, manches strenge Wort sagen lassen. Bühler warf ihm einmal brieflich vor, überall beklage man sich über seine freie, leichtsinnige und unbedachtsame Aufführung. Er setze sich zu sehr über Sittlichkeit und Wohlanstand hinweg. Er solle die Meinung zerstreuen, daß er „ein Romanschwärmer, ein Schmetterling" sei. Auch empfahl ihm der Freund mehr Diskretion in Liebesangelegenheiten. Hiemer scheint gerne ein wenig mit seinen Erfolgen bei zärtlichen Abenteuern renommiert zu haben. Doch nahm er solche gutgemeinten Ermahnungen nicht übel, und seine Beziehungen zu Bühler blieben ungetrübt. Auch nachdem dieser sich behufs Fortsetzung seiner juristischen Studien im Frühjahr 1791 nach Göttingen begeben hatte, wurde anfangs ein eifriger Briefwechsel unterhalten, der nur durch Hiemers Saumseligkeit ins Stocken geriet. Alle seine Bekannten beschwerten sich übereinstimmend über seine Trägheit im Briefschreiben, durch die er sich manchen ernsthaften Schaden zufügte.

Der tägliche Verkehr mit dem Theatervolke brachte allmählich in Hiemer den Gedanken zur Reife, sein mimisches Talent für die Bühne nutzbar zu machen. Er lernte singen und Klavier spielen; denn damals verlangte man in der Regel von den Schauspielern, daß sie auch in der Oper mitwirkten. Durch seinen Landsmann Karl Friedrich Hensler aus Vaihingen a. d. Enz, den württembergischen Magister, der als volkstümlicher Theaterdichter in Wien Glück gemacht hatte, hoffte er bei einer Bühne der Kaiserstadt anzukommen. Diese Hoffnung schlug jedoch fehl. Hiemer fürchtete den Widerstand des Vaters gegen seine Theaterpläne, und auch die Freunde rieten ab. Graf Coronini ließ sich aus Heidesheim am 17. Januar 1791 also vernehmen: „Bedenke es zuerst, was Du tust, wenn Du aufs Theater gehst! Verschone nur Deinen braven Vater! Ich glaube, es wird mit Wien nichts; ich denke, Du schlugest den andern Weg ein, den Du dir vorher vornahmst, nämlich aufs Mannheimer Theater zu gehen." Im Januar 1791 hörte der

Digitized by Google

alte Hiemer bei einem Besuche in Nürtingen von der Absicht des Sohnes und fragte am 28. Januar bei ihm schriftlich an, ob es wahr sei. Anfang Juni 1791 war jener oben erwähnte L. im Oberboihinger Pfarrhause zu Besuch und suchte den Vater zu überzeugen, daß der junge Hiemer aufs Theater gehen müsse, weil er sich mit dem Malen allein nicht vorwärts bringen könne. Der Widerstand des Pfarrers war jedenfalls schon halb gebrochen. Aber die sonstigen Schwierigkeiten, die sich den Wünschen Hiemers entgegenstellten, erwiesen sich als so groß, daß er diese vorderhand vertagte.

Desto entschiedener bestand Hiemer auf seinen Austritt aus der Akademie, und dieses Verlangen des im 23. Lebensjahre Stehenden hatte ohne Frage seine Berechtigung. Vom 29. Oktober 1790 hat sich ein schöner Brief des alten Hiemer erhalten, der seinem Sohne gleich einem Bruder, gleich einem seiner besten Freunde raten will. Er hatte dem Vater geschrieben, ein kränkender Vorfall veranlasse ihn, beim Herzog die Dimission zu suchen. Die Sache dringe zu sehr auf sein Gemüt, als daß er sich vorstellen könne, ohne Kränkung seiner Ehre, ohne Nachteil seines Glücks länger zu harren. Als äußerstes Ziel setze er sich Ostern. Der Vater bat daraufhin den Sohn, sich die Sache kaltblütig zu überlegen. Er solle denken: „Ich habe 12 Jahre meines Fürsten Brot gegessen und bin väterlich von ihm erzogen worden — — welch ein Dank wäre das, welch ein unauslöschlicher Schandfleck für mich und meine famille, wenn ich nun erst entweichen wollte!“ Vor Lichtmeß, erklärte der Pfarrer, werde er sich keinesfalls wegen seines Sohnes an den Herzog wenden. Ostern 1791 verstrich denn auch wirklich, ohne daß Hiemer austrat. Im Juli 1791 erhielt er dann seine Entlassung. Sein Freund Bühler gab ihm den brieflichen Rat, wegen seines Fortkommens sich auch künftighin mit dem Intendanten Seeger gut zu stellen. Die Gerüchte, Hiemer habe eine Anstellung am Stuttgarter Hoftheater erhalten, erwiesen sich bald als irrig.

Hiemer sei, ehe er in die Beamtenlaufbahn einlenkte, der Reihe nach Maler, Schauspieler, Offizier, Kunsthandlungskommis, abermals Maler, Unternehmer einer weiblichen Erziehungsanstalt gewesen. Diese Nachricht hat ein Handbuch vom andern ohne weitere Nachprüfung übernommen. Das Porträtmalen hat er wohl nie ganz aufgegeben. Seine Tätigkeit an einer Unterrichtsanstalt für Mädchen habe ich ebensowenig nachzuweisen vermocht wie seine Offizierseigenschaft. Im württembergischen Heere ist er ohne militärische Vorbildung schwerlich zum Offizier angenommen worden; eher könnte er zu einem Patent bei einem

Digitized by Google

Kreisregimente gekommen sein. Über seine sonstigen Lebensstationen lassen sich mancherlei Einzelheiten beibringen.

Nach seinem Austritt aus der Akademie schlug sich Hiemer in Stuttgart zunächst kümmerlich mit Porträtieren durch. Unter andern malte er den Hofkapellmeister Poli. Im Sommer 1792 ging es ihm so übel, daß er Tage lang nichts Warmes aß. Trotzdem mußte er Schulden auf Schulden machen. Sein Vater rühmte ihm nach, daß er lieber seinen Rock ausziehe und andere damit kleide als den geringsten Vorteil nehme. Wie gerne hätte der milde, gute Alte dem Sohne geholfen! Aber bei seinen eigenen bedrängten Umständen konnte er nicht daran denken. Im Juli 1792 wandte sich Hiemer an seinen Bruder Johann Friedrich, Kaufmann in Freiburg, hilfesuchend. Er wünschte um jeden Preis seine Schulden zu bezahlen, um von Stuttgart loszukommen.

Im Januar 1793 begegnen wir ihn in Tübingen. Hier hatte er Glück und bekam viele Aufträge. Sobald sich aber der Himmel für ihn aufheiterte, kehrte auch der alte Leichtsinn zurück. Er wollte einen Abschiedsschmaus veranstalten. Sein Vater suchte ihn daran zu hindern, indem er ihm schrieb, er habe so etwas nicht nötig und versündige sich damit an sich selbst; er solle es vielmehr andern überlassen, ihn zu ehren. Solche gutgemeinten Ermahnungen wurden von Hiemer offenbar in den Wind geschlagen. Wenigstens erfahren wir noch im Sommer 1793 von Schulden, die er in Tübingen hatte. Es machte auch Schwierigkeiten, das Honorar für seine Arbeit einzutreiben. So weigerte sich ein Besteller, die für sein Porträt verabredeten 5 Gulden auszuzahlen, weil er nicht getroffen sei. Hiemer wurde durch seinen Bruder Philipp, damals Kandidaten der Theologie, nach Tübingen gezogen. Philipp Hiemer, in dessen Briefen gleichfalls Geldsorgen und das Schreckgespenst Bezahlung heischender Philister eine Rolle spielen, hatte die Herbstvakanz 1790 bei dem älteren Bruder in Stuttgart verbracht und sich in dessen lustigen akademischen Zirkeln höchst behaglich gefühlt. Jetzt amüsierte sich Karl in Philipps Tübinger Freundeskreis, zu dem auch Hölderlin, Hegel und Schelling gehörten. Von diesem Kleeblatt ist in der Hiemerschen Korrespondenz wiederholt die Rede. Ob er etwa einen von ihnen porträtiert hat, ist nicht überliefert; doch erscheint es an sich durchaus nicht unmöglich, da wir ja von verschiedenen anderen Tübinger Gefährten wissen, daß sie ihm gesessen sind. Wie heiter es in dieser Gesellschaft zuging, ergibt sich aus einem Briefe Philipp Hiemers vom 1. März 1793 an Bruder Karl: „Das Unsinnskollegium geht noch immer fort", heißt es darin. „Seit Du fort bist, wurde eine Komödie aufgeführt, „Der Sünden-

Digitized by Google

fall Adams" betitelt. „Noits isch noits und wird noits wärde" ꝛc." Gemeint ist Sebastian Sailers oberschwäbische Burleske „Die Schöpfung der ersten Menschen, der Sündenfall und dessen Strafe."

Ende Januar 1793 siedelte Hiemer nach Calw über, wo er irgend eine kleine Stellung begleitet haben muß. Daneben porträtierte er wieder fleißig. Anfangs ging es ihm dort gut. Er war mit seinen „Revenüen" zufrieden und gab der Hoffnung Raum, die lästigen Schulden bald loszuwerden. Aber schon nach Jahresfrist standen die Dinge so, daß — durch seine eigene Schuld, wie wenigstens der alte Hiemer überzeugt war — ganz Calw ihn aufgab und dort niemand mehr von ihm Arbeit verlangte. Wieder verzagte der Sohn, dauernd sein Glück mit dem Pinsel zu machen. Und wiederum warnte ihn der Vater, damals schon an einem Magenübel leidend, dem er im folgenden Jahre erlag, doch ja nicht seinen Beruf aufzugeben, für den er Geschicklichkeit habe, und durch den er sich ernähren könne. Nur seiner Herzensgüte wegen, vermöge deren er sich für seine Freude aufopfere, habe er von seiner Kunst noch keinen Nutzen gehabt, sondern sich überall in Schulden gestürzt. Er brauche aber darum nicht zu verzweifeln. Er sei ja nicht an Calw gebunden, solle sich vielmehr anderswo als Porträtmaler niederlassen.

Aber gerade in Calw eröffneten sich ihm damals anderweitige günstige Aussichten. Er hatte in dem einflußreichen Dr. Christian Jakob Zahn (1765—1830), dem nachmaligen Landtagsabgeordneten für Calw und Vizepräsidenten der zweiten Kammer, der in jenen Jahren Associé des Buchhändlers Johann Friedrich Cotta in Tübingen war, einen Freund und Gönner gefunden. Durch Zahns Vermittlung sollte Hiemer bei einer geplanten Handelsgesellschaft in Calw Anstellung erhalten. Hören wir, was der Vater am 26. Februar 1794 hierüber an den Sohn schrieb! „Der neue Plan, nach welchem Du als Mitglied bei einer aufzurichtenden Kompagnie in Calw ankommen kannst, mißfällt mir umso weniger, da sich in dieser Sache der berühmte Herr Dr. Zahn recht väterlich und freundschaftlich für Dich verwendet. Es ist wahr, so könntest Du Deinen festen Sitz an einem Ort haben, wo die Familie Deiner Großmutter noch blühet, und ich bin versichert, daß Du dem gewachsen wärest, wozu man Dich eigentlich dabei gebrauchen will, nämlich die Führung der Korrespondenz." Dennoch dringt der Vater auch bei dieser Gelegenheit wieder in den Sohn, doch ja seiner Malkunst nebenbei auch künftig obzuliegen. „Du hast das natürliche Geschick, gut zu treffen und Deine Gemälde gefällig zu zeichnen; mithin machst Du Dich auch in diesem Fach immer berühmter, wenn Du schon nicht Rom gesehen."

Hiemer warf sich mit Feuereifer auf die neue Angelegenheit. Er

Digitized by Google

beauftragte seinen Vater, eine Anzahl junger Leute als Lehrlinge für die beabsichtigte Calwer Kompagnie anzuwerben. Gleichzeitig bat er um tiefstes Stillschweigen in der noch nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Sache. Zu seinem großen Leidwesen verzögerte sich indessen die Gründung wegen schwerer Erkrankung Dr. Zahns.

In die Calwer Periode fällt auch Hiemers erstes literarisches Auftreten. Dr. Zahn hatte er die Verbindung mit dem Cottaschen Verlage in Tübingen zu danken. Er wurde Mitarbeiter der „Teutschlands Töchtern geweihten", durch jene Buchhandlung herausgegebenen Zeitschrift „Flora". Da er jedoch anonym zu schreiben pflegte, ist sein Anteil daran nicht mehr sicher zu bestimmen.

Aus diesen Tagen hat sich folgender Brief Hiemers an seinen Bruder Philipp erhalten, der damals bei dem leidenden Vater in Oberboihingen Pfarrvikar war:

Calw, den 29. März 1794.

Liebster Bruder!

Wenn ich Dir gleich einen Brief schuldig bin, so denk ich doch, solltest Du nicht so kaufmännisch mit mir abrechnen. Doch vielleicht hofftest Du, daß ich selbst nach Haus kommen würde, und dann bist Du freilich entschuldigt; aber es ist ein Hindernis eingetreten, welches mich um alle meine schöne Hoffnungen hätte bringen können, und das niemand voraussehen konnte. Herr Dr. Zahn ist nämlich tödlich krank geworden, befindet sich zwar gegenwärtig außer Gefahr, muß aber immer noch wegen Entkräftung zu Hause bleiben. Es wurde also auch die ganze Zeit über nichts wegen der bewußten Gesellschaft gesprochen, und auch jetzt darf man den Herrn Doktor nicht mit solchen Sachen belästigen, wozu ein gesunder Körper und ein ungeschwächter Kopf erfordert wird. Daß ich nach Haus komme, ist ausgemacht, aber aller Wahrscheinlichkeit wird dies erst auf den Mai geschehen. Indessen, wenn etwas verhandelt werden sollte, will ich immer Euch gleich Nachricht davon geben.

Die „Flora" kann ich Dir nicht zuschicken, weil ich dies Journal nicht selbst halte; allein ich denke, es wird in Nürtingen zu haben sein. Im Aprilhefte findest Du eine Erzählung von mir unter der Aufschrift „Die spanische Quadrupel"[1]). Es ist eine wahre Geschichte, die sich in Herrenberg zutrug. Meinen Romanen „Eduard von Duglas"[2]) hab ich in zwei Bänden geendigt; doch da die Cottaische Buchhandlung das Manuskript schon von mir übernommen hat, so kann ich es Dir auch nicht zum

[1]) Flora 1794, 2. Bändchen S. 51—73.

[2]) Er ist völlig verschollen und offenbar nie gedruckt worden.

Digitized by Google

Lesen verschaffen, bis es gedruckt sein wird. Übrigens wirst Du nicht viel dabei verlieren, und es ist immer noch zu bald, die Geistesschwächen eines angehenden Schriftstellers zu lesen. Ich arbeite gegenwärtig an einer andern Erzählung, wovon ich Dir in Zeit von vierzehn Tagen einige Bogen zuschicken will.

Schreibst Du nie an Hölderlin oder Mögling? Sage mir, was sie machen, und wie sie sich befinden; auch von Hegel erfahr ich keine Silbe. Heute las ich zu meinem Erstaunen in der Cottaischen Zeitung, daß der ältere M. Rößlin gestorben sei. Grüße mir seinen Bruder und sag ihm, daß ich herzlichen Anteil an dem Verlust, den seine Familie erlitten, genommen hätte.

Wegen dem Kriege sieht es noch immer sehr schlimm aus, ohnerachtet viele Kaufleute vom Frieden sprechen. Doch schreib ich dies mehr dem Wunsche zu, mit dem sich jeder nach dem Frieden sehnt, und gewiß, ich selbst bin einer von denjenigen, welche die Last des Krieges am drückendsten empfinden. Ohnerachtet ich durch die Unterstützung meiner Freunde die ersten und notwendigsten Bedürfnisse befriedigen kann, so muß ich mich dennoch in die fatalen Zeiten schicken und mir manches in der Hoffnung versagen, daß es besser kommen werde. Wenn wir Frieden hätten, glaubst Du nicht, daß alles viel geschwinder gehen würde? Jetzt steht man freilich an, sich in etwas Großes einzulassen, weil wir, wegen der Nachbarschaft mit den Feinden, nicht aufbauen wollen, damit jene niederreißen. Doch hebt dies das Geschäft nicht auf; nur von kostbaren Wasserwerken ist jetzt die Rede nicht, bis man nimmer zu fürchten hat, von dem Feinde beunruhigt zu werden.

Ich befinde mich so ziemlich wohl .... In Calw verheiratet sich alles, und alles wird glücklich. Wenn doch endlich das Glück auch bei mir einkehrte!

Wär unser Bruder Benedikt kein so erbärmlicher und unwissender Mensch, so würd ich ihm bei dem Oberamtmann Jäger in Hirschau eine vortreffliche Substituten-Stelle verschafft haben. So aber hatt ich natürlich nicht den Mut, weil der Oberamtmann seinem Schreiber alle Geschäfte überträgt und Benedikt wahrscheinlich nicht der Mann ist, um einen solchen Posten auszufüllen. Ich sage dies nicht, um meinen Bruder zu kränken, im Gegenteil bedaur ich ihn und wünsche von Herzen, daß er sich durch Fleiß mehr zu bilden sucht.

Schreibe mir bald recht viel Angenehmes von Haus! Empfehle mich meinen Eltern und Geschwistern und erinnere Dich zuweilen

Deines Dich herzlich liebenden Bruders
Carl.

Digitized by Google

P. S. Dem Maler Koch hab ich vergangene Woche geschrieben und erwarte nächstens eine Antwort von ihm. Er ist in Basel bei einem Malereihändler, Herrn v. Mechel.

Daß Hiemers freundschaftliche Beziehungen zu Dr. Zahn fortdauerten, beweist folgendes Briefchen, das er von diesem ein halb Jahr später empfing:

Liebster Freund!

Sie haben mich durch das Lob, das Sie meinem Carlo Foscarini[1]) erteilen, ganz beschämt und gestärkt; denn wirklich, ich war sehr unzufrieden mit dieser Arbeit, die ich gerne noch einmal umgeorgelt hätte, um sie pikanter zu machen. Aber dazu fehlte mir die Zeit und heitere Laune. Jetzt fange ich erst an zu ahnen, daß sich das Ding doch lesen lassen müßte, und will meinen Plan, der übrigens bis auf die kleinsten Nüancen fertig ist, ausführen.

Hier das Aprilheft.

Haben Sie meinen Brief vor 8 Tagen erhalten?

Ihr

tr. Fr. C. J. Zahn.

Tüb. den 7. Nov. 1794.

Ob Hiemer jene Anstellung in Calw wirklich erhalten hat, wie lange er dort geblieben ist, konnte nicht ermittelt werden. Die Jahre 1795 bis 1798 enthalten eine Lücke in seiner Korrespondenz. Doch weiß man wenigstens, daß er an dem 1792 von dem Heilbronner Advokaten und Senator Karl Lang begründeten Kunstverlag, der im Februar 1797 in das „Schwäbische Industriekontor" verwandelt wurde, tätig war. Dieses groß, aber leichtfertig angelegte Unternehmen brach schon im Jahre 1798 zusammen. In einem über den Gant des Industriekontors abgegebenen Gutachten der Tübinger Fakultät von 1806 steht unter den bevorrechteten Forderungen der Angestellten: „110 fl. für Hiemer, Reisenden des Industriekontors, von Professor Thouret in Stuttgart vorgestreckt, damit Hiemer seine Reise von Weimar fortsetzen konnte, auf die Socié umgelegt". Und im Heilbronner Stadtgerichtsprotokoll vom 26. Oktober 1798 heißt es: „Hiemer ist noch bis Ende der Woche zu zahlen, dann zu entlassen; er soll die in Händen habenden Kupferstiche ad massam liefern." Reisegeld wurde für ihn nachträglich beantragt[2]).

---

[1]) Flora 1794, 4. Bändchen S. 154—176; 1795, 2. Bändchen S. 8—77 und 132—172; 1796, 1. Bändchen S. 196—219.

[2]) Ich danke diese Notizen der Gefälligkeit Professors Dr. G. Lang in Heilbronn, der gegenwärtig eine Biographie seines Urgroßvaters Karl Lang, eines sehr interessanten Mannes, vorbereitet.

Digitized by Google

Hiemer war also Reisender für das Industriekontor gewesen. Damit stimmt, daß wir zufällig von seiner Anwesenheit in Regensburg im Jahre 1798 erfahren. Hiemer hatte in den württembergischen Dichter- und Künstlerkreisen viele Freunde, die ihn offenbar an Lang empfohlen hatten. Denn dieser unterhielt zu Altwürttemberg rege Beziehungen. Lang scheint auch Mitarbeiter des Stäudlinschen Musenalmanachs gewesen zu sein, den er durch ein ähnliches Unternehmen, „Almanach und Taschenbuch für häusliche und gesellschaftliche Freuden" (1796—1802), fortsetzte. Hiemer gehörte zu den Mitarbeitern dieses poetischen Kalenders.

Nach dem Zusammenbruch des Industriekontors erfüllte sich endlich ein alter Lieblingswunsch Hiemers, den er wohl stets im Auge behalten hatte: er betrat die Bühne. Die Rücksicht auf den inzwischen verstorbenen Vater und dessen geistlichen Stand band ihm jetzt nicht mehr die Hände. Er fand Engagement beim Stuttgarter Hoftheater, als dessen Mitglied ihn die Herzoglich Wirtembergischen Adreßbücher von 1799 bis 1801 aufführen. Er mußte außer in Schauspielen auch in Opern mitwirken. Er sang Baßpartien, und wir hören, daß er unter anderem den Sarastro in der „Zauberflöte" auf seinem Repertoire hatte. Die Hofbühne war damals — unter Oberaufsicht einer besonderen Theaterkommission — dem Leutnant und Auditeur Haselmaier in Pacht gegeben. Dieser stand zugleich an der Spitze eines zweiten Theaterunternehmens in Augsburg. Haselmaier hatte den jungen Ferdinand Eßlair engagiert, der sich nachmals zu einem der gefeiertsten deutschen Heldenspieler und der Reihe nach zum Sterne des Stuttgarter und Münchener Hoftheaters aufschwingen sollte. Eßlair wurde in Augsburg verwendet, gastierte aber auch schon damals in Stuttgart (so im April 1800). Hiemer war mit ihm nahe befreundet; die beiden standen auf Du und Du und wechselten Briefe. Aus diesen geht hervor, daß Hiemer im Herbst 1800 gerne nach Augsburg übergesiedelt wäre, wo eine Schwester von ihm engagiert war. Es kam jedoch nicht dazu.

Aus dieser Periode hat sich im Brief des in unsern Mitteilungen schon wiederholt erwähnten Niklas Thouret an Hiemer erhalten, der die klassische Luft des Goethe-Schillerschen Weimar atmet und darum hier (mit einigen Kürzungen) wiedergegeben werden soll. Als sich Goethe im Spätsommer 1797 auf seiner Schweizerreise einige Tage in Stuttgart aufhielt, lernte er Thouret und seine Kunst kennen und schätzen. Auf die Empfehlung des Olympiers hin wurde der junge Meister wiederholt nach Weimar berufen, um bei der Neuausschmückung des Residenzschlosses und bei einem Umbau des Theaters mitzuwirken. Vom Dezember 1799 bis Februar 1800 weilte Thouret, von seinem Landesherrn beurlaubt,

Digitized by Google

wieder in Weimar. Das Schreiben des biederen Künstlers, der besser mit dem Meißel als der Feder umzugehen wußte, zeigt im Original eine ziemlich verwilderte Orthographie und Interpunktion und ist deshalb in der Form modernisiert worden.

Weimar, den 3. Februar 1800.

Lieber, guter Freund!

Endlich einmal! wirst Du sagen. Ja endlich einmal finde ich einen Augenblick Zeit, Dir Deinen freundschaftlichen Brief zu beantworten. So gut konstruiert, konjugiert und dekliniert wird er nicht sein, wie der Deinige, aber gewiß mit eben dem warmen, redlichen Freundschaftsgefühl niedergeschrieben und gedacht.

Freund Vohs ist in Verzweiflung, daß er die schönen, lieblichen Gefilde Schwabens, den freundlichen Neckarstrand nicht bereisen kann und darf. Er ist auf 5 Jahre wieder erst kürzlich hier engagiert worden und wird und muß als ehrlicher Mann seinem Fürsten Wort halten. Sind diese Jahre vorüber, wohl denn! Aber da entsteht die Frage, ob man ihn bis dahin noch brauchen kann, noch brauchen will. Tausendmal dankt er Dir auch, seine Frau tut es, und beide grüßen Dich und den wackern, redlichen Paoli von ganzer Seele. Versichre diesen Freund eines gleichen von mir!

Ist sie herabgesticgen unter melodischen Gesängen, die Göttliche, vom Olymp, um der reinen, himmlischen Liebe in Stuttgarts Mauern wieder neuen Reiz zu geben? Ist es schon erschollen „Eviva il Maestrone“? und saß Abeille, bis an die Schuhspitzen geputzt und gewichst, am Klavier, seine geliebte, von Dir erzeugte Psyche[1]) leitend? Oder zögert er noch, der Tag eures Ruhms und eurer Ehre? Alles dies hab ich noch nicht erfahren können.

Ich sprach mit Herrn Geheimen Rat Goethe von Zumsteegs und Deiner Oper. Er wünscht nur einige Stücke daraus in Partitur, die niemand gegeben werden sollen, und die, wie ich gar nicht zweifle, die ganze Oper nach sich ziehen werden.

Grüß mir den Vetter Zumsteeg herzlich; ein gleiches tut Schiller. Auch der Geheime Rat freut sich seines Wohlseins und grüßt ihn nicht minder freundschaftlich. Er und Abeille können sich nun so oder so entschließen.

Ich habe schrecklich zu arbeiten und genieße die höchste Zufriedenheit

[1]) Gemeint ist die von Hiemer gedichtete und von dem Stuttgarter Musiker Ludwig Abeille vertonte Oper „Amor und Psyche“, die am 18. Januar 1800 wirklich zum erstenmale über die Bretter des Stuttgarter Hoftheaters gegangen war.

Digitized by Google

Seiner Herzoglichen Durchlaucht allhier. Wie gerne behielte man mich länger hier, wie gerne blieb ich noch ein paar Monate, wenn nicht die unvermeidliche Ungnade unsers Durchl. Fürsten die gewisse Folge eines längern Ausbleibens wäre! Ich glaube, so wie ich mich eingerichtet, bis den 26. in Stuttgart einzutreffen, um zu beweisen, daß ich durch genaue Erfüllung des Willens von seiten des Herzogs der mir gegebenen Erlaubnis, hieher zu reisen, dankbar bin. Überdies werden die Geschäfte in Ludwigsburg, wenn wir so glücklich sind, den Krieg nicht bei uns zu sehen, gleich ihren Anfang nehmen, so daß ich keine Zeit verlieren darf.

Apropos. Ich habe hier die „Zauberflöte" aufführen sehen. O je, welcher Saraſtro! Ein gewisser Spitzeder! Du erschienst mir ein Gott, und der andere ein daß Gott erbarm. Auch Papageno Weyrauch hinterließ in dieser Rolle keinen guten Geruch bei mir.

Wenn Du mir schreibst, so adressiere die Briefe gerade an mich. Ich sage Dir das darum, weil einer meiner Freunde durch Einschluß an den Herrn Geheimen Rat von Goethe mir einen Brief übermachte bei Gelegenheit, daß er an selben schrieb. Er könnte es übel nehmen; sehe ich doch nicht ein, ob ich so geizig geworden bin, daß ich auf ein paar Groschen Porto sehen sollte. Sage dem Beurer, daß ich die Oper „Die theatralischen Abenteuer" betitelt, füt 5 Carolin haben kann. Darüber muß ich aber von Dir schnelle Antwort haben, sonst trifft mich der Brief nicht mehr, und weil ich mehrere Sachen von hier mitnehme, so kann ich sie ihm portofrei mitbringen.

Empfiehl mich gehorsamst Herrn Kammerrat Daniel Haselmeier, Zumsteeg, Abeille, Bachmeier, Weberling, Schwegler, Mohl, Schlotterbeck, Professor Heideloff! Einen herzlichen Gruß und lebe wohl! Bald sehen wir uns wieder.

Unveränderlich Dein

Freund N. Thouret.

Eben liest mir Herr von Wolzogen einen Brief vor, worin ihm gemeldet wird, daß sehr viele Leute in Stuttgart wegen einem Komplott arretiert werden und auf die Festung kommen; wahr sollte es sein, denn der Brief ist von Stuttgart aus geschrieben. O des unglücklichen, alles verderbenden Ehrgeizes, der die Menschen im Traume ein schönes, blühendes Land, wo Milch und Honig fließt, sehen und beim Erwachen sie hungernd und durstend im Schlamm versunken stecken läßt! Nobis aute omnia artes!

Empfiehl mich untertänigst und bestens Herrn von Urkül und grüße herzlich meine Eltern!

Das auch von Hiemer gewünschte Stuttgarter Engagement des in

Digitized by Google

Thourets Brief erwähnten Künstlerpaares Vohs kam bald darauf doch noch zustande. Hiemer sollte aber wenig Freude daran erleben.

Im Laufe des Jahres 1801 muß Hiemer aus dem Verbande des Stuttgarter Hoftheaters ausgetreten sein. Denn das Herzoglich Wirtembergische Adreßbuch auf 1802 führt ihn unter dem Künstlerpersonal nicht mehr auf. Ohne Frage war er schließlich zur Überzeugung gelangt, daß es ihm doch nicht gelingen werde, sich in diesem Berufe über die Mittelmäßigkeit zu erheben. Doch blieb er in engster Fühlung mit dem Institute, in dessen Dienst er sich nunmehr als Theaterdichter stellte. Diese Seite seiner Tätigkeit soll unten im Zusammenhang behandelt werden.

Hiemer behielt zunächst seinen Stuttgarter Aufenthalt bei und suchte dem Anschein nach als Schriftsteller ohne festen Wirkungskreis seine Existenz zu fristen. Auf diese Weise konnte er sich freilich nicht lange über Wasser halten, und so mußte er froh sein, daß ihm einflußreiche Gönner[1]), an denen es dem heiteren Gesellschafter nicht gefehlt hat, einen bescheidenen Beamtenposten verschafften. Im Februar 1803 (vergl. Schwäb. Chronik vom 18. Februar) wurde er zum zweiten Kanzlisten beim Landvogteigericht in Heilbronn ernannt, rückte schon nach wenigen Tagen (Schwäb. Chronik vom 24. Februar) zum ersten Kanzlisten daselbst vor und kam nach weiteren zehn Tagen als erster Kanzlist zur Oberlandesregierung nach Ellwangen (Schwäb. Chronik vom 6. März), vermutlich ohne seine Heilbronner Stellung überhaupt angetreten zu haben. Später wurde er zum Sekretär bei der Ellwanger Hofkammer befördert (Schwäb. Chronik vom 1. April 1804), und zwar beim Salinen- und Bergwerkdepartement, seit August 1804 beim neu konstituierten Münzdepartement. Im November 1805 (Schwäb. Chronik vom 1. November) rückte er vom zweiten zum ersten Hofkammersekretär vor.

Der Abschied von Stuttgart war ihm sehr schwer gefallen, und er fühlte sich in dem kleinen Städtchen wie Ovid in seiner Pontischen Verbannung. Den hauptstädtischen Freunden schüttete er sein Herz aus, und diese ließen es an Trostesworten nicht fehlen. So schrieb ihm der Maler Seele am 16. März 1803: „Wegen Deiner jetzigen Lage in Ellwangen, welche freilich nicht die angenehmste ist, kann ich Dir nichts sagen als: Halte aus und zeige Dich als ein Mann! Und gewiß, es geht Dir gut; verlasse Dich mit Recht auf die Gnade Deines Fürsten und des Herrn Rittmeisters von Dillen[2])!" Ein anderer Stuttgarter Freund

[1]) Ein Onkel von ihm war seit 1803 Hofrat und Oberamtmann in Schorndorf, vorher in Heidenheim.

[2]) Seele, damals ein Hauptkorrespondent Hiemers, teilte diesem unter anderem

Digitized by Google

versicherte in einem Briefe vom 5. Juni 1803 Hiemer gleichfalls, Dillen, (der nachmalige Graf und Oberstthofmeister), bedauere ihn sehr. „Du sollst aber nur ruhig sein, es werde sich schon eine Gelegenheit darbieten, um Deinen Platz zu verändern, um Dich besser zu stellen, und mein Rat ist der, lieber Freund: Sei so behutsam, als immer möglich! tu Dir Zwang an, um nicht so offen zu sein! Aber dies wird Dir freilich sauer ankommen, da Du Dein Herz eigentlich auf der Zunge sitzen hast, das zwar kein Fehler ist, aber eben doch hie und da Nachteil bringen kann." In Stuttgart hatte sich Hiemer namentlich mit dem trefflichen Schauspieler Vohs und dessen Frau verfeindet, die gegen ihn intriguierten und insbesondere Dillen gegen ihn einzunehmen suchten. Übrigens mußte Seele selbst zugeben, daß die Mehrzahl in den Streitigkeiten zwischen Hiemer und Vohs ersterem Unrecht gebe. Dillen, der die Gunst des Kurfürsten schon damals in hohem Grade besaß, und mit dem Hiemer in Stuttgart manchen heiteren Abend durchzecht hatte, scheint jedoch Hiemer freundlich gesinnt geblieben zu sein.

Die Sorge der Freunde war allgemein, ob Hiemer auf dem Beamtenposten, den man ihm glücklich verschafft hatte, auch ausdauern werde. Doch er strafte solche Befürchtungen Lüge. Johann Gottfried Pahl, der damals Pfarrer in Neubronn war und von dort aus die neuwürttembergischen Beamten in Ellwangen, darunter auch Hiemer, persönlich kennen lernte, sagt von diesem, er habe sich im Beamtenberufe, so wenig er auch seinem Geschmack zusagte, doch durch Verstand und Gewandtheit zu halten gewußt (Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit, Tübingen 1840, S. 214). Als Sekretär beim Salinen- und Bergwerkdepartement hatte er unter anderem die für das Publikum geeigneten Verordnungen über diese beiden Departements in das neugegründete „Allgemeine Intelligenzblatt für Neuwürtemberg" zu besorgen; doch mußte er sich vorher vom „konzernierenden Collegio" zur Abgabe der Verordnungen an die Redaktion der Zeitung förmlich autorisieren lassen. Für ein gewisses Ansehen Hiemers zeugen mancherlei an ihn gerichtete Suppliken, in denen von seinen „vielen Konnexionen" die Rede ist.

Bei dem fünftägigen Aufenthalt, den Kurfürst Friedrich vom 21. bis 25. Juli 1803 bei seiner Huldigungsreise durch die neuwürttem-

---

mit, daß ihm Herzog Friedrich am 1. März 1803 vormittags 1½ Stunden gesessen habe und am Nachmittag noch einmal eine Stunde sitzen wolle. Am 16. März 1803 schrieb Seele: „Mein Porträt von Herzog, obwohl es nur noch untermalt ist, erhält großen Beifall. Ja sogar — denke doch! Herr Professor Dannecker entlehnte es von mir, um darnach an seiner Büste zu arbeiten. Welche Ehre für mich!"

Digitized by Google

bergischen Lande in Ellwangen nahm[1]), hatte Hiemer Gelegenheit, sich als Festdichter hervorzutun. Am 23. Juli wurde nachmittags 5 Uhr eine ländliche Hochzeitsfeier veranstaltet und dabei — zur Erinnerung an das Huldigungsfest — mitten im Schloßhof eine Eiche gepflanzt und ein Stein mit der Inschrift „Friedrichseiche" eingegraben. „Der Spruch, womit einer der Pflanzer den Kurfürsten anredete, ist ein Meisterstück von kräftigem, derbem Volkston und ganz im Charakter des Volkes gedacht. Er ist eines der gelungensten Erzeugnisse der Laune unsres talentvollen Freundes Hiemer". So lesen wir in Pahls Nationalchronik. Aus Hiemers Briefwechsel geht hervor, daß diese Mitteilungen über die Ellwanger Huldigungsfeier wenigstens teilweise auf ihn selbst, den Pahl darum gebeten hatte, zurückgehen müssen; doch dürfen wir zu Hiemers Ehren annehmen, daß das seinem Gedichte gespendete Lob eine Zutat des Herausgebers Pahl ist.

Gewiß hat Hiemer auch im gesellschaftlichen Leben Ellwangens eine Rolle gespielt. Auf diese Epoche bezieht sich folgendes Urteil Pahls (Denkwürdigkeiten S. 214): „Er war ein trefflicher Dichter, genial, gemütlich und vielseitig, dessen Witz oft in den überraschendsten und gelungensten Impromptus glänzte oder die Torheit mit scharfen Stacheln verwundete, und bei schwäbischer Laune, Treuherzigkeit und Gutmütigkeit, die Gesellschaft belebend und erheiternd, wenn ihn nicht der verführerische Becher über die Grenzen des Anständigen trieb." Die Stuttgarter Gläubiger verfolgten ihn allerdings bis nach Ellwangen und bereiteten ihm auch hier manche trübe Stunde. Nach seiner Art ließ er die Mahnbriefe einfach unbeantwortet und zog sich gerade dadurch neue Widerwärtigkeiten zu. Besonders reizte er einmal durch diese Rücksichtslosigkeit den bekannten Stuttgarter Kaufherrn Heinrich Rapp.

Endlich schlug für Hiemer die Stunde der Erlösung. Bei der Organisation der Kollegien und Departements des neuen Königreichs wurde er (vgl. Schwäb. Chronik vom 30. April 1806) Sekretär beim Oberfinanzdepartement (speziell bei der Rechenbank) in Stuttgart. Im folgenden Jahre trat er zum Generalfinanzdirektorium über und war seit 1809 gleichzeitig Sekretär im Rechnungsdepartement. Später verzeichnet ihn das K. Hof- und Staatshandbuch als ersten Sekretär und Registrator im Oberhofmarschallamte und in der Oberhofökonomiekommission.

Diese letzte Stuttgarter Epoche war wohl die glücklichste in Hiemers

[1]) Vgl. Schwäbische Chronik vom 28. Juli 1803 Nr. 149 und vom 5./7. August Nr. 155/6, ferner Pahls National-Chronik der Teutschen vom 31. August 1803 (35. Stück) S. 277—282.

Digitized by Google

Leben. Seine Besoldung im Verein mit den Einnahmen, die er aus seinen Arbeiten für das Theater erzielte, verschaffte dem unverheirateten Manne ein behagliches Auskommen. Seines heiteren und jovialen Wesens wegen war er überall wohl gelitten und spielte im geselligen Leben der Hauptstadt eine Rolle. In der Biographie manches größeren schwäbischen Dichters begegnen wir seinen Spuren. So verkehrte der noch unverheiratete Uhland während seiner Stuttgarter Periode häufig mit ihm. In „Uhlands Tagbuch 1810—1820" (hg. von J. Hartmann Stuttgart 1898) geschieht seiner mehrfach Erwähnung. Hiemer führte den jungen Dichter am 22. September 1813 auf das Theater, um zusammen die Anstalten zu der Geistererscheinung in der zum Geburtstag der Königin angesetzten Festoper „Merope" zu besichtigen (S. 118). Hiemer war es, durch den Uhland zuerst den Tod des ihm befreundeten Malers Karl Gangloff erfuhr (S. 133), und derselbe brachte ihm die Bestätigung, „daß der bei Berg vorgefundene Leichnam Weckherlins[1]) (des Portraitmalers) sei" (S. 136).

Hiemer verstarb am 15. November 1822 im 55. Lebensjahre eines plötzlichen Todes. Es war im Gasthof zum Wilden Mann, wo er zu Mittag speiste. Die Tischgesellschaft war eben im Begriffe, sich an der Tafel niederzulassen, als er vom Stuhle fiel nnd sofort tot war.

Der Schwäbische Merkur brachte die Todesanzeige in der Nummer vom 17. November 1822. Der Trauerbrief erschien erst in der vom 19. November (am 18. ausgegeben). Er lautet:

Stuttgart. Verwandten und Freunden zeige ich mit tiefer Wehmut an, daß mein Bruder, Franz Karl Hiemer, Sekretär bei der Königl. Oberrechnungskammer, heute mittags, im 55. Lebensjahre, an einem Stick- und Schlagflusse geendet hat. Seine Freunde bedürfen nur der Rückerinnerung an seine Herzensgüte, Treue, Dienstfertigkeit, seinen geraden Sinn, seine gesellige Heiterkeit, und Sie werden ihm eine Thräne auf sein noch zu frühes Grab, mir aber stille Teilnahme an meinem Schmerz nicht versagen. Den 15. November 1822. Ferdinand Hiemer, Kaufmann in Eßlingen.

Ferdinand war offenbar allein noch von den zahlreichen Söhnen des Pfarrers Hiemer übrig geblieben.

Leider war damals beim Schwäbischen Merkur die für biographische Zwecke so nützliche Sitte, daß jeder halbwegs bedeutende Tote seinen Zeitungsnachruf erhält, noch nicht eingeführt, und so sind wir dieser wichtigen Quelle zu Hiemers Leben beraubt.

[1]) Vgl. über ihn Wagner, Gesch. der Hohen Karlsschule I S. 463.

Digitized by Google

Es erübrigt noch, die literarischen Leistungen Hiemers einer Betrachtung zu unterziehen. Sein Landsmann und Freund, der Epigrammatiker Friedrich Haug, hat ihm folgenden Denkzettel angeheftet:

Wer spricht vom Dichter Hiemer? —
In Sachsen niemand, in Schwaben „niemer".

Für einen Dichter in des Wortes höherem Sinn hat sich wohl Hiemer selbst nicht gehalten. Die lyrische Ader floß ihm nie sehr reichlich, und seine in Almanachen und Journalen verstreuten Gedichte hätten kaum ausgereicht, um ein selbständiges Bändchen zu füllen, wenn man auch annehmen darf, daß mancherlei anonyme Beiträge von ihm herrühren, die heute unmöglich mehr mit Sicherheit ermittelt werden können. Die meisten Erzeugnisse seiner Muse finden sich in dem „Taschenbuch für häusliche und gesellschaftliche Freuden" beisammen, das der oben erwähnte Karl Lang in Heilbronn a. N. von 1796 bis 1802 herausgab. (Zeitweise figurierte dafür auch Philipp Heinrich Guilhauman in Frankfurt a. M. als Verleger.) Dieser Almanach war gewissermaßen eine Fortsetzung des Ständlinschen und bildete wie dieser einen Sammelort für schwäbische Poesie. An den Jahrgängen 1796 bis 1798 war Hiemer noch nicht beteiligt; zum mindesten begegnen wir darin seinem Namen nicht. Vermutlich verhalf ihm erst sein Engagement am Schwäbischen Industriekontor zur Mitarbeiterschaft an dem Langschen Kalender.

Zum Jahrgange 1799 steuerte er bei:

1. Lied nach dem Französischen („L'amour est un enfant trompeur"). Mit Musik. S. 182/3.
2. Trinklied. Dem Tänzer in St. gewidmet. S. 203/4.
3. Zoe an Jaffar. Nach dem Neugriechischen. S. 217/8.

Zum Jahrgange 1800:

1. Die schlummernde Psyche. (Aus der Oper „Amor und Psyche".) S. 138/9.
2. Frühlingslied. (Aus „Amor und Psyche".) S. 202/3.

Im Jahrgang 1801 ist das Haug darstellende Titelporträt von Hiemer gezeichnet. Ferner stiftete er die folgenden 6 lyrischen Gaben:

1. An Selinden. S. 166.
2. An Laura. S. 186.
3. Der Landmann. Mit Musik von L. Abeille. S. 187/8.
4. An Eduard. S. 203.
5. An Suschen. S. 214.
6. Rückerinnerung. S. 224.

Digitized by Google

Im Jahrgang 1802 steht auf S. 225—231 das längere Hiemersche Gedicht „Auf den frühen Tod Seiner Exzellenz des Herrn Reichsgrafen J. C. v. Zeppelin".

Eine eigenartige Physiognomie darf man Hiemers Lyrik nicht zuerkennen. Mit epigrammatischem Getändel wechselt Gelegenheitsreimerei. Am besten gelingen ihm sangbare Lieder im Volkston. Und in dieser Gattung hat er zwei glückliche Würfe getan, durch die seine Muse fortlebt, wenn auch nicht sein Name, weil ja das Volk bekanntlich sich um die Dichter der Lieder, die es singt, nicht kümmert. Die eine dieser Schöpfungen ist zuerst in dem „Taschenbuch für Freunde des Gesangs" (Stuttgart, bei J. Fr. Steinkopf, 1796), 2. Bändchen S. 131/2 gedruckt worden[1]). Sie ist „Kriegslied" überschrieben und beginnt: „Schön ist's unterm freien Himmel". Der begabte Stuttgarter Musiker Eidenbenz hat das Lied komponiert[2]). Das andere, „Wiegenlied" betitelt („Schlaf, Herzenssöhnchen, mein Liebling bist Du"), ist durch Karl Maria von Webers Vertonung noch berühmter geworden. Der junge Musiker hat sich in den Stuttgarter Brausejahren wahrscheinlich mit Hiemer angefreundet. Das Wiegenlied samt der Weberschen Musik stand zuerst im 12. Jahrgang der „Zeitung für die elegante Welt" (Leipzig, bei Georg Voß, 1812) hinter Nr. 65 (Spalte 518) als 2. Musikbeilage zum Monat März[3]). Die Webersche Komposition trägt das Datum 13. September 1810.

Von belletristischen Arbeiten Hiemers seien wenigstens die folgenden angemerkt:

1. „Die spanische Quadrupel. Eine wahre Begebenheit." Anonym. In „Flora. Teutschlands Töchtern geweiht von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts", 1794, 2. Bändchen, S. 51—73 (Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung).

2. „Der Greis in der Waldhöhle." Im „Taschenbuch für häusliche und gesellschaftliche Freuden auf das Jahr 1801", S. 1—68.

3. „Die Familie Hellmuth." Ebenda auf das Jahr 1802, S. 3—100.

4. „Dumaniant, Das Kind meines Vaters" (Roman). Aus dem Französischen. 2 Teile. Stuttgart 1803. (Vgl. Goedeke VII S. 222.)

Die emsigste Tätigkeit entfaltete er auf dramaturgischem Gebiete. Friedrich Petersen, der mit den Jahren immer bissiger wurde, bemerkt

---

[1]) Der Nachweis über die weiteren Drucke in Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl., VII, S. 221. Die Nachrichten über Hiemer im Grundriß gehen meist auf Johann Georg Meusels Lexikon „Das gelehrte Teutschland" zurück.

[2]) In demselben Taschenbuch (II S. 49/50) findet sich noch ein „Duett" von Hiemer („Dich, edler Saft der Reben").

[3]) Vgl. auch Goedeke VII S. 221 f.

Digitized by Google

einmal[1]), Hiemer habe bis zum Jahre 1815 wenigstens 17 Stücke zusammengestohlen oder verballhornt. Diese Zahl ist noch zu niedrig gegriffen. Dichterische Qualitäten konnte Hiemer auch in diesem Fache nicht in die Wagschale werfen. Aber eine gewisse formale Gewandtheit und gründliche Bühnenerfahrung kamen ihm zustatten. Er lieferte meist Bearbeitungen von Dramen oder Operntexten aus dem Französischen und Italienischen. Er machte diese Stücke fast ausschließlich für die unmittelbaren Bedürfnisse des Stuttgarter Hoftheaters zurecht. Doch gelangten einzelne auch auf auswärtige Bühnen, und mehrere davon wurden gedruckt. Für die Vollständigkeit der nachstehenden Liste kann keine Bürgschaft übernommen werden[2]).

1. Amor und Psyche, ein Lustspiel in 4 Aufzügen; in Musik gesetzt (und für das Klavier eingerichtet) von Abeille. Augsburg, Gombart, gr. Fol. 7 fl. 30 kr. (Gradmann, das gelehrte Schwaben S. 237). Erstaufführung der Oper am Stuttgarter Hoftheater: 18. Januar 1800.

2. Adolf und Klara oder die beiden Gefangenen. Singspiel in 1 Akt. Nach Marsollier bearbeitet von Hiemer. Musik von d'Alayrac. Stuttgarter Erstaufführung: 20. März 1801. Die Operette hielt sich lange auf dem Spielplane.

3. Das Singspiel. Ein Singspiel in 1 Aufzug. Nach Ségur dem jüngern und Dupaty bearbeitet von Hiemer. Musik von Dominico della Maria. Erste Wiederholung in Stuttgart: 13. Juli 1801[3]). Auch diese Operette behauptete sich eine Reihe von Jahren auf dem Spielplane.

4. Dies Haus ist zu verkaufen. Oper in 1 Akt. Nach dem Französischen des Alexandre Duval von F. K. Hiemer. Musik von d'Alayrac. Stuttgarter Erstaufführung: 5. März 1802. Das Stück erfreute sich gleichfalls großer Beliebtheit und wurde noch 1818 gegeben.

Nr. 2, 3 und 4 erschienen im Buchhandel (Stuttgart 1801) sowohl einzeln als auch zu einem Bande unter dem Titel „Dramatische Bagatellen" vereinigt (vgl. Goedeke VII S. 222).

5. Der Toten-Schein. Lustspiel in drei Akten nach Andrieux von Hiemer. In Stuttgart aufgeführt am 3. Januar 1805. Das Drama wurde im Februar 1803 auch in Mannheim gegeben. Der dortige Re-

[1]) Kleinigkeiten von und über Wirtemberg. 1810. (Mskr. auf K. Landesbibl. Stuttgart.)

[2]) Vgl. auch „Stuttgarter Bühnendichter unter König Friedrich" im Schwäbischen Merkur vom 11. Okt. 1902 Nr. 474, Sonntagsbeilage.

[3]) Der Tag der Erstaufführung läßt sich aus den Theateranzeigen im Schwäb. Merkur nicht ermitteln.

Digitized by Google

gisseur Leonhardt übersandte am 4. März 1803 an Hiemer 70 fl. Honorar für den „Totenschein" und „Vetter Jakob" zusammen. Er fügte bei, das Lustspiel sei zum Vergnügen des Publikums mit Beifall aufgeführt worden.

6. Vetter Jakob (oder Je toller je besser). Oper in 2 Akten. Nach Bouilly bearbeitet von Hiemer. Musik von Méhul. Druck: Stuttgart 1807 (vgl. Goedeke VII S. 222). Erstaufführung am Stuttgarter Hoftheater: 8. April 1804. Die Oper hielt sich lange auf dem Spielplane. Sie wurde auch in Nürnberg, Hamburg und Mannheim gegeben.

7. Uthal. Oper in 1 Akt. Nach Ossian und dem Französischen des Herrn von St. Victor bearbeitet von F. K. Hiemer. Musik von Méhul. Stuttgarter Erstaufführung: Sonntag, 30. November 1806. Die Oper behauptete sich lange auf dem Spielplane.

8. Das Fest der Grazien. Ein Prolog zur feierlichen Vermählung Sr. Königlichen Majestät Jérome Napoléons, Königs von Westfalen, mit Ihro Königlichen Hoheit der Prinzessin Katharine von Württemberg. Ging Donnerstag den 13. August 1807 im großen K. Opernhause zu Stuttgart der Erstaufführung von Winters Oper „Maria von Montalbon" voraus. Auch Druck: Stuttgart 1807 (vgl. Goedeke VII S. 222). Ein Exemplar des Prologs übersandte Hiemer auch an den Kronprinzen Wilhelm von Württemberg, der ihm am 18. August danken ließ.

9. Die Verkleidung. Lustspiel in 1 Akt nach Gersin von F. K. Hiemer. Erstaufführung im Ludwigsburger Schloßtheater: 9. September 1807; im Stuttgarter Hoftheater: 21. September 1807. Druck: Stuttgart 1807 (vgl. Goedeke VII S. 222).

10. Die Rückkehr. Lustspiel in 1 Akt von F. K. Hiemer. Erstaufführung im Ludwigsburger Schloßtheater: 29. September 1807. Druck: Stuttgart 1807 (vgl. Goedeke VII S. 222).

11. Apollos Wettgesang. Komische Oper in 3 Akten. Frei nach dem Französischen bearbeitet von Hiemer. Musik von Sutor. Stuttgarter Erstaufführung: 27. März 1808. Oft gegeben, noch 1818. Nach dem Bericht im „Morgenblatt für gebildete Stände" (vom 28. April 1808 Nr. 102) „reich an komischen und sentimentalen Situationen". Druck: Stuttgart 1807 (vgl. Goedeke VII S. 222).

12. Die Nebenbuhler. Lustspiel in 5 Akten (von Sheridan). Umgearbeitet für das K. württ. Hoftheater von Hiemer. Aufgeführt in Stuttgart am 6. Juni 1808.

13. Prolog zum Geburtstag der Königin von Württemberg am 29. September 1808.

14. Peter und Änuchen. Liederspiel in 2 Akten. Nach Mar-

Digitized by Google

montel und Favart von Hiemer. Musik von Abeille. Erstaufführung in Monrepos zum Geburtstag der Königin: 29. September 1809.

15. Herr Botte. Lustspiel in 5 Akten. Nach Pigault Lebruns Roman „Mr. Botte" bearbeitet vom Grafen Firmas-Periez. Übersetzt von F. K. Hiemer. Einzige Aufführung in Stuttgart: 28. Januar 1811. Der Graf überließ die Einnahme Hiemer. Petersen (a. a. O.): „Die Stücke des Grafen haben nicht mehr als eine erbettelte Aufführung erlebt." Der Berichterstatter des Morgenblatts (vom 27. Februar 1811 Nr. 50) schweigt sich vorsichtig über die Leistung des Grafen aus und lobt die brave Übersetzung.

16. Abu Hassan. Oper in 1 Akt von Hiemer. Musik von K. M. von Weber. Stuttgarter Uraufführung: 10. Juli 1811. In Dresden am 10. März 1823, in Berlin am 28. Juli 1823 gegeben (vgl. Goedeke VII S. 222).

17. Eugen und Klara oder Der Gartenschlüssel. Singspiel in 1 Akt. Nach dem Französischen von Hiemer. Musik von Kapellmeister Danzi. Stuttgarter Erstaufführung: 15. März 1812. In Berlin am 20. Februar 1816 gegeben (vgl. Goedeke VII S. 222).

18. Trajan in Dacien. Große Oper in 2 Akten. Nach dem Italienischen von Hiemer. Musik von Nicolini. In Stuttgart aufgeführt am 18. Mai 1812.

19. Johann von Paris. Oper in 2 Akten. Nach dem Französischen von Hiemer bearbeitet. Musik von Boildieu. Erstaufführung im Schloßtheater von Monrepos: 28. September 1812; im Stuttgarter Hoftheater: 4. Oktober 1812.

20. Die vornehmen Gastwirte. Oper in 3 Akten von Hiemer. Musik von Catel. Stuttgarter Erstaufführung: 27. Juni 1813. Morgenblatt vom 7. Oktober 1813 Nr. 240: „Das Singspiel „Die drei vornehmen Gastwirte", von Hiemer dem Französischen nachgebildet, ergötzte."

21. Merope. Heroisches Singspiel in 2 Akten, aus dem Italienischen und nach Gotters Bearbeitung von Hiemer. Musik von Nasolini und Freiherrn von Paißl. Stuttgarter Erstaufführung: 29. September 1813. Morgenblatt 1813 Nr. 240: „Von neuen Opern erhielten verdienten Beifall: Merope, nach Gotter bearbeitet von Hiemer".

22. Gesangstexte, von Konradin Kreutzer komponiert, zu dem Kotzebueschen Einakter „Die Nachtmütze" für die Stuttgarter Erstaufführung (3. Januar 1814).

23. Der Algierische Sklavenhändler. Oper in 1 Akt. Nach dem Französischen von F. K. Hiemer. Musik von Schwegler I. Stuttgarter Erstaufführung: 27. Mai 1814.

Digitized by Google

24. Telemach. Oper in 3 Akten. Nach dem Französischen von Hiemer. Musik von Boildieu. In Stuttgart am 23. Oktober 1814 und seitdem oftmals aufgeführt.

25. Die Eroberung von Jerusalem. Oper in 2 Akten nach dem Italienischen; übersetzt von Hiemer. Musik von Zingarelli. Stuttgarter Erstaufführung: 6. November 1814.

26. Tancred. Große Oper in 2 Akten. Nach dem Italienischen und Goethes Bearbeitung von F. K. Hiemer. Musik von Rossini. Stuttgarter Erstaufführung: 20. Februar 1817. Die Oper gehörte in den folgenden Jahren zu den beliebtesten.

27. Das Tagebuch oder Welcher ist der Vetter? Oper in 1 Akt. Nach dem Französischen von F. K. Hiemer. Musik von Sutor. In Stuttgart am 9. März 1817 aufgeführt. Verschwand sofort wieder.

28. Frontins Morgenstunden. Komische Oper in 1 Akt. Nach dem Französischen von F. K. Hiemer. Musik von Catrufo. Stuttgarter Erstaufführung: 23. Mai 1817. Gleichfalls ohne nachhaltigen Erfolg.

29. Zur Aufführung des dreiaktigen Schauspiels „Versöhnung" von Johanna von Weißenthurn in Stuttgart am Sylvesterabend 1817 dichtete Hiemer einen Epilog.

30. Adeline. Oper in 2 Akten. Nach dem Italienischen von Hiemer. Musik von Pietro Generali. Stuttgarter Erstaufführung: 23. März 1818. Verschwand rasch vom Spielplan.

31. Am 2. Januar 1819 wurde Martins beliebte Oper „Der Baum der Diana" in Stuttgart mit neuer Textbearbeitung Hiemers gegeben.

32. Der Türke in Italien. Komische Oper in 2 Akten. Nach dem Italienischen von F. K. Hiemer. Musik von Rossini. Stuttgarter Erstaufführung: 23. April 1819.

33. Die Getäuschten. Singspiel in 1 Akt. Nach der italienischen Oper „L'inganno felice" von F. K. Hiemer. Musik von Rossini. Stuttgarter Erstaufführung: 14. Mai 1819; Berliner: 18. Oktober 1820 (vgl. Goedeke VII S. 222).

34. Timantes. Große Oper in 3 Akten von F. K. Hiemer. Musik vom Kapellmeister Lindpaintner. Stuttgarter Erstaufführung: 22. Januar 1820.

Berichtigung zu S. 581 9. Zeile v. u. Es existiert in der Tat ein von Hiemer gemaltes Pastellbild des jungen Hölderlin. Auf dieses, bezw. eine danach gefertigte Zeichnung von Luise Keller geht der bekannte Stahlstich von Karl Mayer in Nürnberg zurück.

Digitized by Google

Ein Brief des Prinzen Eugen von Württemberg.

Mitgeteilt von J. Hartmann.

Die Frage, wer der Urheber des russischen Feldzugsplanes von 1812 gewesen, ist noch immer nicht endgültig beantwortet. Der württembergische Oberst Frhr. Friedrich von Batz, Herausgeber des „Versuchs einer systematischen Anleitung für das Studium der Kriegsoperationen von Karl Ludwig Freiherrn von Phull" (Stuttgart und Tübingen 1852) „vindiziert" dem General Phull in vollem Maße das Verdienst um das Gelingen (1757—1826), des großartigsten, durchdachtesten und wohlangelegtesten, wenn auch nicht zum besten durchgeführten Verteidigungskrieges und somit um die Rettung und das Wohl Rußlands" (S. XXXII). In der allgemeinen deutschen Biographie (Band XXVI 1888) wird über Phull, Carl Ludwig Freiherr von, gesagt: „So wenig es nachzuweisen ist, daß der später ausgeführte Plan, den Feind in das Innere Rußlands zu locken und so zu verderben, von Phull herrührte, so sehr steht es fest, daß er diesen Plan mit Lebhaftigkeit behandelte und den Kaiser von dessen Notwendigkeit überzeugte." Jetzt lesen wir ebendaselbst, wo endlich in den Nachträgen (Band XLVIII, 1904) Prinz Eugen von Württemberg Aufnahme gefunden hat: „Bald darauf (1806) überreichte Eugen dem Kaiser Alexander eine Denkschrift, in welcher er darlegt, daß der einzig richtige Weg der Verteidigung Rußlands der sei, alle nicht haltbaren Stellungen preiszugeben und sich soweit als möglich zurückzuziehen. Eugen war also der erste, welcher die Grundidee des Feldzugsplanes von 1812, der einige Jahre später nicht nur Rußland rettete, sondern auch Napoleons Macht den ersten Stoß versetzte, gefaßt und ausgesprochen hatte". Dagegen war längst aus den Memoiren Ludwigs von Wolzogen (1851), wie aus den Schriften des Prinzen Eugen (Erinnerungen aus dem Feldzuge des Jahres 1812, Breslau 1846, und Memoiren, Frankfurt a. O. 1862) bekannt, daß Wolzogen jedenfalls einen gewichtigen Anteil an der Gewinnung Alexanders für den Defensivplan gehabt, und daß Prinz Eugen, der Schüler Wolzogens, so deutlich

Digitized by Google

als es ihm bei seiner Rücksicht auf den russischen Hof möglich war, seinen dankbar verehrten Lehrer in der vordersten Reihe der auf den Zar in jener Richtung Einwirkenden unmittelbar neben Phull gestellt hat. Dies tut der Prinz auch in dem nachstehenden Schreiben an den genannten Freiherrn von Batz, dessen Tochter, Freifräulein Amalie von Batz, in Stuttgart die Mitteilung des Briefes gütigst gestattet hat. Bietet dieser auch kaum etwas, das nicht aus den angeführten Schriften bereits bekannt ist, so dürfte sich seine Veröffentlichung doch schon dadurch rechtfertigen, daß er das vornehme bescheidene Wesen des liebenswürdigen Schreibers, wie wir es aus seinen Erinnerungen kennen, in Form und Stil des Berichts wiederspiegelt.

Euer Hochwohlgeboren danke ich verbindlichst für die geneigte Zuschrift vom 25. Juli und das beigefügte Buch. Auch mir fielen beim ersten Anblick von Wolzogens Memoiren, trotz ihrem im allgemeinen gewährenden Interesse, die von ihnen gerügten und auch noch andere Stellen als unzart und unpassend auf, worüber ich seinem Sohne, der so gefällig war mir ein Exemplar zuzusenden, so schonend als möglich einige Bemerkungen machte.

Mit dem General von Pfuel war ich selbst befreundet und schätzte ihn ungemein. Über Ihr ihm gewidmetes Vorwort sage ich Ihnen zuvörderst im Namen der Geschichte Dank, da Sie das so oft bezweifelte System im Verfahren von 1812 durch neue Zeugnisse unterstützen. Auch der Zweck meiner 1846 veröffentlichten Erinnerungen bezog sich hauptsächlich nur auf eine Berichtigung der Angabe des Generals von Klausewitz und des sogenannten Buches von 1812, doch glückte mir es noch nicht ganz, die einmal vorgefaßte Meinung des Publikums entschieden zu bekämpfen; ob zwar sie wohl selbst vielleicht das Gewicht meines Ausspruchs aus nächstfolgendem erkennen dürften.

Wolzogen war, wie Ihnen bekannt sein wird, bis Oktober 1805 (wo er in württembergische Dienste zurücktrat) mein Lehrer. Das System konzentrischer Retraiten hatte bis dahin zum Gegenstande meiner Ausarbeitungen gehört und die Überzeugung der Vorteile [von] dessen Anwendung auf den Krieg gegen Napoleon sich sowohl mir als auch wohl vielen anderen aus den Erfahrungen von 1806 und 1807 von selbst aufgedrungen. Eben darum entsprach Wolzogens Übertritt in russische Dienste anno 1807 und seine Annäherung an Pfuel meinen Wünschen. Im Jahre 1809 erhielt Wolzogen den Auftrag mich an den preußischen Hof und nach Schlesien zu begleiten, brachte dort oben erwähnte Ansichten mit den speziell von des Generals von Pfuel in betreff zweier in divergierenden Richtungen operierender Armeen in Übereinstimmung (zunächst zum Behufe einer vertrauten Mitteilung) und ward dann, als ich nach der Türkei ging, auf meine Vorstellung zurückgerufen und ins engere Vertrauen des Kaisers gezogen, zugleich aber wieder dem General von Pfuel zukommandiert. Die Rückzugstheorie gewann bald darauf sowohl in den Augen des Monarchen als in denen des Generals von Pfuel ein noch höheres Gewicht durch die Erfolge Wellingtons in Portugal, wie mir dies Wolzogen nach Bukarest berichtete, wo ich zu derselben Zeit in Gemeinschaft mit einem meiner Generalstabsoffiziere (dem nachmaligen Generalleutnant v. Valentini) an Entwürfen zu einem Feldzugsplan in Ostpreußen gearbeitet hatte. Auch dieser war auf die Rückwärtskonzentration der preußischen Truppen gegründet, kam aber, wegen der veränderten Politik des Berliner Hofes, dort nicht in Betracht und wurde nur Pfuel

Digitized by Google

und Wolzogen in St. Petersburg bekannt. Im Feldzugsplan für 1812 in Rußland blieb Pfuels eigentümliches System vorherrschend, bis man von Drissa aus notgedrungen zu der ursprünglichen Ansicht des Wirkens einer Hauptarmee auf der mittleren Operationslinie und zweier kooperierenden Korps auf den Flügeln zurückkehrte. In der Richtung dieses Verfahrens lag (wie ich dies in meinen Erinnerungen erklärte) der Hauptgedanke des notwendigen systematischen Rückzugs zugrunde, und es dürfte daher schwer sein in der Beurteilung der Verdienste um das russische Reich den Anteil Pfuels von dem Wolzogens entscheidend zu trennen. Wenn ich mich bei der Mitteilung des hier in Karlsruhe geschriebenen Aufsatzes der meiner innigsten Überzeugung nach den Grund zu Napoleons Mißgeschick legte, anderer Bemerkungen enthielt, als der: „daß er von Wolzogens Hand als Original unter meinen Akten liegend die militärischen Ansichten des Kaisers Alexander ausspreche" — so war dies nicht allein natürlicher Erfolg der Diskretion eines Dieners, sondern gleichzeitig von Wolzogens dringender Aufforderung, daß ich nicht Gelegenheit zu der Voraussetzung geben möge: „es habe der Kaiser Alexander Ratgeber bedurft". Sie werden demnach selbst gestehen, daß eine direkte Bezeichnung Pfuels als solchen mit diesem Verlangen noch mehr kontrastiert hätte als die überraschende Erörterung desselben Gegenstandes in Wolzogens Memoiren. Sonach muß ich es um so mehr anerkennen, daß er wenigstens gegen mich äußerst diskret verfuhr, sich streng an meine Wünsche band und auch nichts hinterlassen zu haben scheint, was in bezug auf meine eigenen damaligen Verhältnisse hätte gemißbraucht werden können.

Indem ich auch Ihnen selbst diese kurzen Notizen mit dem Bemerken anzuvertrauen wage, daß ich davon keinen öffentlichen Gebrauch zu machen wünschte und nur — im Fall des Verlangens — auch in dieser Beziehung vor Sr. Majestät dem König kein Geheimnis habe, füge ich hinzu: wie aus Ihren Anmerkungen hervorgeht, daß ich in dem gütigen Übersender des in Rede stehenden Buches einen alten, mir werten Bekannten begrüße, dessen Andenken ich mich mit Hochachtung empfehle als

Karlsruhe in Schlesien, den 26. August 1852.

Euer Hochwohlgeboren

ergebener

Eugen, Herzog von Württemberg.

Digitized by Google

Besprechungen.

Verfassung und Verwaltung der Stadt Tübingen im Ausgang des Mittelalters von Postrat Dr. G. Schöttle. Sonderabdruck aus „Tübinger Blätter", VIII. Jahrgang 1905, Nr. 1. Tübingen, Verlag des Bürgervereins, Kommissionsverlag der Heckenhauerschen Buchhandlung.

Die Abhandlung, auf welche die folgenden Zeilen die Aufmerksamkeit eines weiteren Kreises württembergischer Geschichtsfreunde lenken möchten, gibt eine auf sorgfältigem Quellenstudium beruhende Darstellung der Organisation unserer Universitätsstadt vornehmlich am Ausgang des Mittelalters. Namentlich auf Grund mehrerer in der Universitäts- oder der Stadtbibliothek zu Tübingen befindlicher Manuskripte, dem Tübinger Stadtbuch, der Stadt Tübingen Aydtbüchlein, einem Statutenbuch und den erst vor kurzem an dieser Stelle zur Sprache gekommenen Stadtrechten schildert der Verfasser den Wirkungskreis aller Organe der landesherrlichen und der kommunalen Lokaljustiz und Lokalverwaltung und die für die einzelnen Zweige der Verwaltung bestehenden Normen. Einleitend wirft er auch einen Blick auf die ältere Stadtverfassung, über die freilich hier wie bei andern Landstädten nicht viel bekannt ist. Sodann wird namentlich das Verhältnis der Universität zur Gemeinde mit ihren Vorteilen und Nachteilen für die gewerbliche Tätigkeit der Bürger und ihrer Bedeutung für die Gemeindeverfassung erörtert.

In Tübingen finden wir im 13. Jahrhundert, wie Ref. dies an einem anderen Ort für eine Reihe von Landstädten in den schwäbischen Grafschaften jener Zeit nachgewiesen hat, nebeneinander einen adeligen und einen bürgerlichen Amtmann oder Schultheißen (minister, scultetus). Aus jenem wird in Württemberg später der adelige Vogt und Obervogt, aus diesem der bürgerliche Vogt oder Untervogt. Th. Schön hat in den Tübinger Blättern 1902 Nr. 1/2 speziell für Tübingen eine Liste, die bis zum Jahr 1534 geht, aufgestellt. Ob in den Jahren 1427—1482 kein adeliger Amtmann in Tübingen war oder ob nur die Namen nicht überliefert sind, muß wohl dahingestellt bleiben; für andere Städte können wir beide Reihen bis zur Abschaffung der Obervogtsstellen (1755) und der Schaffung des Titels Oberamtmann für den bürgerlichen Vogt unter Herzog Karl Eugen (1759) lückenlos verfolgen.

Wenn es einer Stadt gelang, die Wahl des bürgerlichen Schultheißen, der zunächst der Vorsitzende des Stadtgerichts war, in ihre Hände zu bringen, war das ein entscheidendes Moment für die größere Selbständigkeit gegenüber dem Landesherrn; Tübingen hat noch in pfalzgräflicher Zeit, im Jahr 1335, einen kurzen Versuch in dieser Richtung gemacht. Bald wurde jedoch auch hier der Schultheiß (bürgerliche Vogt) wieder

Digitized by Google

vom Landesherrn ernannt, noch um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, wie der Verfasser nachweist, in der Regel aus den angesehenen Bürgergeschlechtern der Stadt, später auch ohne diese Rücksicht. Vollends seit dem 30jährigen Krieg war es allerdings mit der Selbständigkeit der Gemeindeverwaltung nicht mehr weit her; es war meist nur die Frage, ob dem Vogt (Oberamtmann) gegenüber nicht auch der Stadtschreiber einen Einfluß auf den Magistrat hatte, gerade in Tübingen dürften aber doch die teilweise rechtsgelehrten Bürgermeister immer eine gewisse Stellung behauptet haben. Die Abhängigkeit vom Vogt hing namentlich damit zusammen, daß das Gericht immer mehr auch die Verwaltungsbehörde der Stadt wurde.

Das Verhältnis zwischen dem „Gericht", dem ständigen Urteilerkollegium, und dem „Rat", der eigentlichen Gemeindeverwaltungsbehörde, denkt sich der Verfasser für die ältere Zeit in Tübingen ebenso geordnet, wie in der ebenfalls einst pfalzgräflichen Stadt Horb nach einer Stadtrechtsaufzeichnung aus dem 14. Jahrhundert. In seinen Quellen fand der Verfasser aber für Tübingen eine andere Ordnung des Verhältnisses, nämlich offenbar dieselbe, welche, soviel bekannt ist, in allen württembergischen Landstädten statthatte. Schon ein Rat von 24 Mitgliedern wie in Horb, mag nun das Gericht ein Ausschuß desselben sein oder selbständig daneben bestanden haben, läßt sich nicht nachweisen. Während nach dem Horber Stadtrecht der Rat sich selbst beliebig aus der Bürgerschaft ergänzte und das Gericht sich aus dem Rat ergänzen sollte, ergänzte in den württembergischen Städten das Gericht den Rat aus der Bürgerschaft und sich aus dem Rat. Nach dem Horber Stadtrecht ist der Rat die eigentliche Gemeindeverwaltungsbehörde, er „mag setzen, handeln und ußrichten, was auch die gemain statt Horuw, einen bürger oder me angeht", in den württembergischen Städten sind auch die meisten Gemeindeangelegenheiten vom Vogt und Gericht erledigt worden, der Rat ist gerade bei wichtigen Gemeindeangelegenheiten z. B. der Kommunschadensumlage nicht zugezogen worden. Eine einzelne Aufgabe, die nach dem Horber Stadtrecht dem Rat zufiel, die Ersetzung der meisten städtischen Ämter, besorgte in den württembergischen Städten das Gericht. Eine andere, die Erlassung von Ortsstatuten (Geboten und Verboten), was nach dem Horber Stadtrecht Schultheiß und Rat zusteht, ist, soweit hier die landesherrliche Gesetzgebung noch Raum ließ, auch in erster Linie von Vogt und Gericht wenn schon nach Anhörung des Rats besorgt worden.

Es ist also nicht nur keiner der altwürttembergischen Landstädte gelungen, irgend einen Teil der landesherrlichen Gerichtsgewalt zu erwerben, so daß sie dem Rat als ihrem Organe die Ausübung der Gerichtsbarkeit hätte übertragen können, es läßt sich nicht einmal nachweisen, daß der Rat oder ein Ausschuß des Rats als ständiges Urteilerkollegium verwendet worden sei. Niemand war zugleich Rats- und Gerichtsmitglied, die Ratsmitglieder wurden nur zur Aushilfe im Gericht verwendet, sonst sind der Rat und das Urteilerkollegium, soweit man weiß, immer getrennt gewesen und dieses hat jenen auch als Kommunalverwaltungsbehörde immer mehr zurückgedrängt und im 18. Jahrhundert zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgedrückt.

Wie diese Entwicklung, die schon am Ende des 15. Jahrhunderts auch in Tübingen sehr weit gediehen war, sich vollzogen hat, läßt sich auch hier so wenig feststellen, wie es bisher für andere altwürttembergische Landstädte gelungen ist. Wenn Ref. bei dieser Gelegenheit wenigstens auf das Problem etwas näher eingegangen ist, so hofft er damit vielleicht künftigen lokalgeschichtlichen Forschungen nützlich zu sein; eine ähnliche Entwickelung wie in Württemberg scheint in den markgräflich badischen Städten stattgefunden zu haben, während in den vorderösterreichischen Landstädten meist der Rat selbst die Gerichtsgewalt ganz oder teilweise an sich brachte.

Digitized by Google

Die jährliche Ersetzung von Gericht und Rat kam in Tübingen wie in anderen württembergischen Städten erst im 18. Jahrhundert, wie es scheint, rein gewohnheitsmäßig, ab. Es wurden nur noch einzelne notwendig werdende Ergänzungen vorgenommen, ein als zu „Oligarchie" führend sehr bald lebhaften Angriffen ausgesetzter Zustand.

Die Abschnitte 7—9 der Abhandlung führen neben einigen Nachrichten von der Rechtspflege, namentlich der älteren Strafrechtspflege, die landesherrlichen und städtischen Beamten mit ihrem Wirkungskreis auf. Die Gegenstände, die im Mittelalter und bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts eine umfassende Polizeigesetzgebung nötig machten, erforderten zu deren Handhabung zahlreiche Beauftragte. Bei den einfachen Verhältnissen jener Zeit konnten aber diese Aufgaben meist durch sachverständige Mitglieder des Magistrats (Gericht und Rat) oder andere Bürger versehen werden, es gab verhältnismäßig wenig „Communofficianten", wie die eigentlichen Gemeindebeamten im 18. Jahrhundert genannt wurden. Daß die Magistratsmitglieder häufig die Gebühren und Strafgelder ganz oder teilweise bezogen, war mit ein Grund für die Unordnung, in der sich im 18. Jahrhundert die Finanzverwaltung der meisten Landstädte befand; vielleicht untersucht der Verfasser einmal besonders, wie es damit in Tübingen bestellt war.

In den Ämtern und konzessionierten Gewerben der Unterkäufer (Makler), Furkäufler und Weinzieher tritt die ältere Sozialpolitik mit ihren Tendenzen Schutz der Konsumenten gegen Übervorteilung durch die Gewerbetreibenden und Schutz des lokalen gewerblichen Mittelstands gegen den Handel zutage; zur französischen Revolutionszeit stellte der Magistrat sogar einen beeidigten Geldmakler auf, der zu annehmbaren Bedingungen Darlehen auf Hypotheken zu vermitteln hatte.

In Tübingen brachte übrigens die Universität mit sich, daß sich ein anderes gewerbliches Leben, als das für die Bedürfnisse der Universität weniger entwickelte, auch ein Ref. zufällig bekannt gewordenes Gesuch des Magistrats an Herzog Karl Eugen vom Jahr 1755, bei der Anlegung von Fabriken auch auf Tübingen zu reflektieren, scheint keine Folge bekommen zu haben. Lokale Handwerksordnungen und die lokalen Ämter für Gewerbepolizei finden sich hier in verhältnismäßig geringer Anzahl.

Der Verfasser schildert noch die Einrichtungen der Feuerpolizei, der Gesundheitspolizei, sowie des niederen und mittleren Schulwesens und die Beziehungen der Stadt zur Kirche.

So erhalten wir ein anschauliches Bild der einstigen Organisation des Tübinger Gemeinwesens nach den verschiedensten Beziehungen, wie wir es bis jetzt nur für wenige altwürttembergische Städte haben. W.

Sixt, Gustav. Aus Württembergs Vor- und Frühzeit und anderes. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1906.

Das von der Witwe herausgegebene, mit einem guten Bild des Verfassers versehene Werk darf in diesen Heften nicht unbesprochen bleiben. Hat doch die älteste Geschichte des Landes dem so früh Hingegangenen so vieles zu verdanken. Sind es auch lauter alte Bekannte, die wir hier zusammenfinden, so bieten sie gerade in ihrer Vereinigung einen schönen Beleg von Gründlichkeit und Stoffbeherrschung. Aus Württembergs Vor- und Frühzeit gibt einen guten Überblick über die Spuren früher Kultur im Lande; die Schilderung des Stuttgarter Lapidariums führt dessen Entstehung und Inhalt vor; die Aufsätze über den Limes und über Funde von Altertümern zeigen den kundigen Forscher in seiner sorgfältigen Tätigkeit. Aufsätze über die römischen Grabdenkmäler und die römischen Gladiatoren beweisen den festen allgemeinen Grund, auf dem Sixts Kennt-

Digitized by Google

nisse von den Landesaltertümern aufgebaut waren. Die „Griechische Reise“ zeigt nicht nur den scharfsinnigen Beobachter, sondern auch den liebenswürdigen Erzähler. So ist das Werk ein edles Denkmal des tüchtigen Mannes. E. S.

Esbach, Das herzogliche Haus Württemberg zu Carlsruhe in Schlesien. (Stuttgart, W. Kohlhammer.)

Wer sich für die Linie Württemberg-Öls und den Carlsruher Besitz des württembergischen Hauses interessiert, findet hier viele, im Plaudertone gegebene Aufschlüsse. Gar mancherlei ist hier über die persönlichen Schicksale der Inhaber von Carlsruhe geboten, was neu oder schwer zu erreichen ist. Namentlich die vielen Abbildungen verdienen Lob. Auch allerlei genealogische Übersichten sind zweckdienlich. Der Kenner der württembergischen Geschichte wird aber verwundert den Kopf schütteln, wenn er daneben von einem Konrad von Beutelsbach hört, der von Kaiser Heinrich IV. zu des heiligen römischen Reichs Grafen von Wirtemberg erhoben worden sei, daß seine Burg nach der „Wirtin am Berge“ benannt sei, daß nach noch älteren Berichten ein Emmerich I. um 500 mit dem Schloß Württemberg und der Herrschaft Beutelsbach belehnt worden sei, u. s. w. u. s. w. E. S.

Digitized by Google

Druckfehlerberichtigungen.

Zu Lachenmaier, Die Okkupation des Limesgebietes.

S. 232, Z. 23 setze nach „und ähnliches" Anm. [2]).
Z. 25 setze nach „Tacitusstellen" Anm. [3]).
Z. 27 setze nach „Notiz Dios" Anm. [4]).
Z. 35 streiche Anm. [2]).
Z. 40 setze am Schluß: 4) 72, 2.
S. 234, Z. 17 setze statt „Trajan": Hadrian.
S. 241, Z. 30 setze nach „bezogen": war.
S. 244, Z. 12/13 setze statt „222 bis 223": 122 bis 123.

L.

Zum Seelenbuch des Klosters Reichenbach.

S. 424, Z. 14 von unten statt tralingisheim lies nalingisheim (Nellingsheim OA. Rottenburg).
S. 434 und 435 bei den Ortserklärungen ist nachzutragen:
Harbrehtiswiler: wohl Hörschweiler OA. Freudenstadt.
Linbach: Leinbach bei Kleingartach.
Marca caminata: Kemnat OA. Stuttgart.
Otaha: Maudach (vgl. Wirt. Urk.Buch 2, 397 Anm. 92).
Ozinhusin: Zuzenhausen bei Sinsheim.
Vilmodebach: Füllmenbach OA. Maulbronn.

(Von D. Dr. G. Bossert.)

Digitized by Google

Württembergische Geschichtsliteratur vom Jahre 1905.

(Mit Nachträgen aus 1901, 1902, 1903 und 1904.)

Zusammengestellt von Th. Schön[1]).

1. Allgemeine Landesgeschichte.

Altertümer. M. Bach, Fundchronik vom Jahr 1904. Fundberichte aus Schwaben 12, 107—128. — W. Nestle, Funde antiker Münzen im Königreich Württemberg. XII. Nachtrag. Ebendas., 129. — Fr(aas) und E. Gr(admann), Aus Schwabens Urgeschichte. Schwäb. Kronik Nr. 22, 9. — F. Hertlein, Die geschichtliche Bedeutung der in Württemberg gefundenen Keltenmünzen. Fundberichte aus Schwaben 12, 60—107. — D. Koch, Neue keltische und römische Funde im Illertal. Ebendas. 31—51.

Geschichte des württ. Fürstenhauses. Th. Schön, Erzherzogin Mechtild von Österreich. Reutlinger Gesch.Blätter 10, 1—12, 17—28. — (P.) Beck, Herzog Ulrich und die Nebelhöhle. Diöces.Archiv von Schwaben 23, 15—11. — E. Schneider, Herzog Ulrichs Höhlenbesuch. Württ. Vierteljahrshefte 14, 289—292. — Maier, Herzog Ulrich auf dem Lichtenstein. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 179—184; Württ. Vierljahrshefte 14, 205—217. Schott, J. v. Hartmann, K. Steiff und K. Weller, Herzog Karl Eugen und seine Zeit. Heft 5 und 6. Stuttgart, Paul Neff. — Eb. Nestle, Herzog Karl und Hauptpastor Goetze. Bes. Beilage des Staatsanzeigers 176. — R. Krauß, Schiller und Herzog Karl Eugen v. Württemberg. Türmer-Jahrbuch auf 1906, 92—100. — Herzog Karl und Goethe. Neues Tagblatt Nr. 180, 1—2. — E. Niethammer, Aus der württ. Rechtspflege unter Herzog Karl. Beilage der Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 9—10. — Schinzinger, Ein Kulturversuch Herzog Karls v. Württemberg. Bes. Beilage des Staatsanzeigers 33—36. — B. Pfeiffer, Herzog Karl und die bildende Kunst. Schwäb. Kronik Nr. 589, 5. — Die Redensart, einem einheizen. Schwäb. Merkur Nr. 420, 1. — J. Giesel, Herzogin Johanne Elisabeth und das Abstinenzgebot. Gmünder Tagblatt Nr. 290. — Kronprinz Wilhelm am Kasseler Hof. O. v. Boltenstern, am Hofe König Jérômes. Erinnerungen eines k. westfälischen Pagen und Offiziers. (K. A. U. v. Lehsten.) Berlin, Mittler. — F. Kübler, Die Familiengalerie des württ. Hauses. Ludwigsburger Gesch.Blätter IV. —

[1]) Da es dem Verfasser nicht möglich war, die sämtlichen in Lokalblättern erscheinenden Aufsätze zu sammeln, so ersucht er die Verfasser von solchen um Zusendung der betreffenden Nummern an seine Adresse Neckarstraße 46 p.

Digitized by Google

E. Straub, Illegitime Ehen und Nachkommen im württ. Fürstenhause. Herald. geneolog. Blätter für Adel und bürgerl. Geschl. 1, 174—175. — Frau Natalie v. Grünhof, geborene Eschborn. Schwäb. Merkur 17. April 1905. — J. Giesel, Usurpierung des Namens Wirtemberg. Ludwigsburger Zeitung 1905, Nr. 191.

Adels- und Wappenkunde. F. Freiherr v. Gaisberg-Schöckingen, Die Ritterschaft im Königreich Württemberg. Herald.-geneolog. Blätter für Adel und bürgerl. Geschl. 2, 75—84, 94—104. — J. G(melin), Wirtemberg und die Ritterschaft. Heilbronner Unterhaltungsblatt Nr. 137—139, 142, 144—146. — Die Familienstiftungen Deutschlands und Deutsch-Österreichs. Tl. 1—5. München 1890—1895. — M. Bach, Drei württ. Städtesiegel. Deutscher Herold 36, 84—87.

Politische Geschichte. Das Königreich Württemberg. Bd. 2. Schwarzwald. Stuttgart, W. Kohlhammer. — K. Rübel, Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedlungssystem im deutschen Vaterland. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. — Derselbe, Über das fränkische Eroberungs- und Siedelungssystem im Ripuarier- und Alamannenland. Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung Nr. 97, 98. — A. Marquard, Aus der 1000jährigen Geschichte Württembergs. Stuttgart, Th. Blezinger. — E. Börschinger, Der Bund vom 20. Nov. 1331 zwischen den Söhnen Kaiser Ludwigs des Bayern, Bischof Ulrich von Augsburg und 22 schwäb. Reichsstädten. Württ. Vierteljahrhefte 14, 347—393. — W. Ohr, Die Entstehung der württ. Herzogswürde. Stuttgart 1905. — A. Fogler, Die Beziehungen des Hauses Württemberg zur schweizerischen Eidgenossenschaft in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Zürich 1905. — J. Giesel, Der französische Abenteurer v. Boctey alias Vicomte v. Tourouvre in Schwaben. Beilage zur Neckarzeitung Nr. 15. — Vor 100 Jahren. Bes. Beilage des Staatsanzeigers 337—334. — E. Hesselmeyer, Schwäb. Weltbürgertum vor 100 Jahren. Grenzbote 63, 35, 496—505. — K. v. Stockmayer, Erinnerungen an das Konfliktjahr 1804. Württ. Vierteljahrshefte 14, 36—63. — Bitterauf, Geschichte des Rheinbunds. München, Beck. — E. Schott, Furchtlos und Treu. Erinnerungsblätter an die Erhebung Württembergs zum Königreich. Böblingen, W. Schlecht. — R. Krauß, Die Entstehung des Königreichs Württemberg. Neues Tagblatt Nr. 262, 1—2, Nr. 262, 1—2. — E. Schneider, Die Annahme der Königswürde durch Württemberg. Schwäb. Kronik Nr. 509, 5—6, Nr. 515, 9—10. — Bilder aus der schwäb. Revolutionszeit. Ebendas. Nr. 118, 9—10. — v. Mittnacht, Erinnerungen an Bismarck. Neue Folge (1877—1889) 5. Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta. — J. Gmelin, Materialien zur württ. Verfassungsgeschichte. Stuttgart, Scheufele. — Aus der Geschichte der württ. Presse. Schwäb. Kronik Nr. 312, 9.

Kriegsgeschichte. A. Goetze, Die 12 Artikel der Bauern. Hist. Vierteljahrsschrift 8, 2. — Ein Pfarrer als Artillerist. Schwäb. Kronik Nr. 593, 6. — Duncker, Aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Tübinger Blätter 8, 48—53; Reutlinger Gesch.Blätter 16, 44—45. — P. Beck, Die Truppen der Franzosen und der Verbündeten im Kriege 1805. Danzers Armeezeitung 10, Nr. 41, 3—5. — Freiin H. v. Varnbüler, Nach den Schlachten von Villiers und Champigny. Schwäb. Kronik Nr. 557, 11—12. — Freiherr v. Mittnacht, Württembergisches aus den Julitagen des Jahres 1870. Ebendas. Nr. 538, 9—10. — Achselklappe. Sammlung neuer Regimentsgeschichten Nr. 1. Grenadierregiment Königin Olga. Text von Generalmajor Dr. A. v. Pfister. Stuttgart, E. H. Moritz. — Das Olgaregiment am 30. Nov. 1870. Neues Tagblatt Nr. 280, 9. — v. Neubronner, Geschichte des Dragonerregiments König (2. württ.) Nr. 26. Stuttgart, Selbst-

Digitized by Google

verlag des Regiments. — Aus der Geschichte des Dragonerregiments König. Schwäb. Kronik Nr. 552, 9. — Jägerregiment zu Pferd Herzog Louis, Dragonerregiment König (2. württ.) Nr. 26 1805—1905. Neues Tagblatt Nr. 278, 281, 282 je 1—2. — Ludwig, Geschichte des hohenzollernschen Fußartillerieregiments. — G., Zum 100jährigen Jubiläum des hohenzollernschen Fußartillerieregiments. Schwäb. Kronik Nr. 519, 5—6. — Aus der Geschichte des hohenzollernschen Fußartillerieregiments. Sonntagsbeilage des Ulmer Tagblatts Nr. 45, 2095.

Kirchengeschichte. F. Thudichum, Die Diözesen Konstanz, Augsburg, Basel, Speyer, Worms nach der alten Einteilung in Archidiakonate, Dekanate und Pfarreien. Tübinger Studien für schwäb. und deutsche Rechtsgeschichte. 1. Band, 1. Heft. Tübingen, H. Laupp. — K. Brehm, Zur Geschichte der Konstanzer Diözesansynoden während des Mittelalters. Diöcesf.Archiv von Schwaben 23, 30—32, 44—48, 60—64, 92—96, 142—144. — Reiter, aus der Welt der Heiligen. Ebendas. 109—111, 186—188. — J. E. Völter, Zur Reformationsgeschichte Württembergs Neue kirchl. Zeitschr. 10, 787—800. — Wolf, Zur kirchlichen Kulturgeschichte Kulturgeschichte Württembergs von 1550 bis 1800. Blätter für württ. Kirchengeschichte. Neue Folge, 9, 143—177. — (Lörcher,) Kulturbilder aus den Tagen des Kirchenkonvents. Vierteljahrshefte des Zabergäuvereins 6, 1—4. — G. Bossert, Die württ. Kirchendiener bis 1556. Blätter für württ. Kirchengeschichte. N. F., 9, 1—42. — v. Kolb, Feldprediger in Alt-Württemberg. Ebendas. 70—85, 97 bis 124. — Keidel, Geschenkname des Dekans von den ihm unterstellten Geistlichen. Ebendas. 94—95. — V. Harms, Die örtliche Herkunft der evang. und kathol. Geistlichen in Württemberg. Festgabe für J. J. Neumann. Tübingen, J. E. B. Mohr. — H. Hermelink, Die theologischen Seminare in Württemberg. Schwäb. Kronik Nr. 232, 9. — Layer, Giebt es eine württ. Gottesdienstordnung? Kirchl. Anzeiger 13, 337—340. — K., Zur Geschichte der altwürtt. Gottesdienstordnung. Ebendas. 409—412. — J. Gmelin, Zur Geschichte des Gesangbuchs in Württemberg. Neckarzeitung 1904, Nr. 97, 99, 100. — Chr. König, Das Kirchenlied des 17. Jahrhunderts. Kirchl. Anzeiger 323—326. — Keidel, Kirchenzucht bei der Konfirmation. Blätter für württ. Kirchengeschichte 9, 93—94. — Haller, Vom Kampf um das evang. Kirchengut Württembergs in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Bes. Beilage 189—196. — v. Weizsäcker, Zur Frage des Kirchenguts. Kirchl. Anzeiger 252—253, 259—260. — R. Laurmann, Toleranz gegen die Reformierten, 9, 95—96. — M., Religiöses Leben in der Zeit von Herzog Karl. Kirchl. Anzeiger 249 - 250. — R. Schäfer, Einst und jetzt in Württemberg. Der alte Glaube 5, 48. — G. Bossert, Die Liebestätigkeit der evang. Kirche Württembergs von der Zeit Herzog Christophs an bis 1650. Württ. Jahrb. für Statistik und Landeskunde, 1905 1. Heft. — Derselbe, Die Liebestätigkeit der evang. Kirche Württembergs für Österreich bis 1650. Jahrb. der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich 25, 1904. — E. Schmitz, Württemberger Heiliglandfahrt. Staatsanzeiger 333. — Ausdehnung der Fakultät der Dispenserteilung von impedimentum affinitatis illicitae auf die casus non occultas in der Diözese Rottenburg. Archiv für kath. Kirchenrecht 85, 1, 123. — J. Gmelin, Klösterliche Kongregationen in Württemberg. Das freie Wort IV, 686 ff. — Th. Schön, Beziehungen Württembergs zum Deutschen Orden in Ostpreußen. Diöcesf.Archiv von Schwaben 23, 36—43, 81—88, 123—127, 150—157. — P. Beck, Zwei Laurentiuskapellen in Schwaben. Ebendas. 79 - 80. — Württ. Vater. Bd. 3, 4. F. Buck, Bilder aus dem christlichen Leben Württembergs im 19. Jahrhundert.

Digitized by Google

Calw. — F. Spemann, Von der Renaissance zu Jesus. Bekenntnisse eines modernen Studenten. 4. Aufl. Stuttgart, Steinkopf 1903.

Schulwesen. G. Bossert, Der Schulmeister in Dobel, OA. Riedlingen. Blätter für württ. Kirchengeschichte 9, 176—182. — H. Schöllkopf, Das Schulwesen im ehemaligen Deutschordensgebiet des Königreichs Württemberg unter der Herrschaft des Ordens. Württ. Vierteljahrshefte 14, 293—334. — Das Schicksal der Schulnovelle und die Protestbewegung in Württemberg. Stuttgart, deutsches Volksblatt. — Th. Dehlinger, Geschichte der Sonntagsschule in Württemberg und der gegenwärtige Stand der Sonntagsschulen. Der Sonntagsschulfreund, Juli.

Anhang. Gelehrte Bildung. E. B. Klunzinger, Ergänzungen über die Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher. Beil. Beilage des Staatsanzeigers 32. E. Naegele, Zur Altertumspflege in der Gemeindeordnung. Staatsanzeiger 9.

Kulturgeschichte. Strecker, Beitrag zu den alten Wegen und Straßen, Posten und Poststraßen. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 215. — G. Mehring, Gasthäuser und Schenken in alter Zeit. Neues Tagblatt Nr. 119, 172, je 1—2. — P. Beck, Die Bibliothek eines Hexenmeisters. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin. Heft 4. — G. Bilfinger, Der Schimmelreiter. Beil. Beilage des Staatsanzeigers 267—271. — P. Beck, Monatsregeln. Med. Corr.Blatt 75, 1050. — V. Hofzeichen, Aus dem Schwarzwald 13, 228. — E. W., Alter Brauch. Ebendas. 228. — Th. Laurmann, Schwäb. Volkstrachten. Schwäb. Kronik Nr. 191, 9. — Der Datte, eine alte Volksjustiz. Württ. Vierteljahrsheft 13, 54. — Württ. Volksbücher Bd. 1, Sagen und Geschichten. Stuttgart, Holland und Josenhans. — H. Fischer, Schwäb. Wörterbuch, Bd. I, (A., B., P.). Tübingen 1904. — Bohnenberger, Die allemannisch-fränkische Sprachgrenze. Heidelberg, Winter. N., Zur Flurnamenforschung. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 432. — W. Groß, Die Schwabengemeinde Franzfeld in Südungarn. Beil. Beilage des Staatsanzeigers 1905, 136—140. — P. Hoffmann, Die deutschen Kolonien in Transkaukasien. Berlin, Dietrich Reimer.

Kunstgeschichte. Die Kunst- und Altertumsdenkmale des Königreichs Württemberg, Lieferung 47—49. Stuttgart, Paul Neff (Max Schreiber). — P. Beck, Zu den Kunstbeziehungen zwischen Schwaben und der Schweiz. Diöcef.Archiv von Schwaben 23, 192. — Derselbe, Schwäb. Kunsthandwerker zu Brixen in Tirol im 10. Jahrhundert. Ebendas. 48. — Derselbe, Weitere Nachrenaissance in, beziehungsweise aus Oberschwaben. Ebendas. 48. — Derselbe, Oberschwäbische Maler. Ebendas. 112. — K. Pfleiderer, Ein wiederhergestelltes Kleinod schwäbischer Baukunst. Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, 9, 6. — Eb. Binder, Württ. Münz- und Medaillenkunde, neu bearbeitet von Julius Ebner. 3. Heft. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Musik und Theater. Siehe Ortsgeschichte und biographisches und familiengeschichtliches. — R. Krauß, Schwäb. Volksbühne und Dialektdrama. Bühne und Welt, 2. Augustheft.

Literaturgeschichte. Ph. Klaiber, Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart. Stuttgart, Strecker und Schröder. — K. Steiff und G. Mehring, Geschichtliche Lieder und Sprüche aus Württemberg. 5. Lieferung. Stuttgart, W. Kohlhammer. Das Volkslied von dem Schäfer und dem Edelmann. Neues Tagblatt Nr. 298, 9—10.

Recht und Verwaltung. Eggert, Hanickels letzte Lebenstage. Süddeutsche Monatshefte. Heft 5. — Bisle, Die öffentliche Armenpflege der Reichsstadt Augs-

Digitized by Google

burg mit Berücksichtigung des einschlägigen Verhältnisses in andern Reichsstädten Süddeutschlands. Paderborn, Schöningh.

Gesundheitsgeschichte. Th. Schön, Über die Besoldungen der von den Grafen und Herzogen von Württemberg bestellten Ärzte und anderen Medizinalpersonen im 15. und 16. Jahrhundert. Med. Corr.Blatt 75, 862—866, 917—921. — Nestler, Die Bekämpfung des Medikastrierens im Herzogtum Württemberg. Ebendas. 657—659, 673—678, 787—791. — P. Beck, Sonderbare Behandlung. Ebendas. 510. — Marquart, Aus der medizinalpolizeilichen Praxis des 18. Jahrhunderts. Ebendas. 842—849. P. Beck, Von einer merkwürdigen Operation. Ebendas. 17—18. — Derselbe, eine sonderbare Todesanzeige. Ebendas. 548—549. — Marquart, Zur Geschichte des Irrenwesens in Württemberg. Ebendas. 1048 bis 1050.

Wirtschaftsgeschichte. Allgemeine Rentenanstalt. Schwäb. Kronik Nr. 191, 5. — J. Giesel, Kathol. Glasmaler in Württemberg am Anfang des 18. Jahrhunderts. Deutsches Volksblatt Nr. 152. — Anfänge der Baumwollindustrie im Echaztal. Schwäb. Kronik Nr. 383, 9—10. — Dorn, Die Vereinödung in Oberschwaben. Kempten, Kösel. — F. Franck-Oberaspach, Die Veränderungen in den Betriebsgrößen und Anbauverhältnissen der Landwirtschaft in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. — P. Beck, Der Junggesindemarkt. Monatsschrift für christl. Sozialreform 27, 550—571. Basel, Buchdruckerei des Basler Volksblatts. Diöcesj.Archiv von Schwaben 13, 129—137, 145—150.

2. Ortsgeschichte.

Achalm. h., Zum Namen Achalm. Schwäb. Kronik 531, 5.

Alb. E. Durst, Aus dem Tagebuch einer Alblerin vor 100 Jahren. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 167—168. — Engel, Alte Sagen aus dem Albgebiet. Ebendas. 314.

Alpirsbach. J. Müller, Eine Reminiscenz an den Besuch des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Alpirsbach 1885. Aus dem Schwarzwald 13, 181—182.

Altdorf. P. Beck, Weitere Altdorfer Drucke. Diöcesj.Archiv von Schwaben 23, 128.

Altenmünster. F. Hertlein, Die Pfarrkirchen Altenmünster und Crailsheim. Württ. Vierteljahrshefte 14, 243—246.

Baindt. G. Mehring, Zur Geschichte des Klosters Baindt. Württ. Vierteljahrshefte 14, 343—314.

Bebenhausen. Lange, Maria als Thron Salomos. Ein altschwäbisches Gemälde aus Bebenhausen. Staatsanzeiger 1157—1158.

Bernstadt s. Ulm.

Berneck s. Näher, Aus dem Schwarzwald 13, 112—115.

Bernstein OA. Sulz. J. Giesel, Die Pensionierung der Franziskanerlaienbrüder zu Bernstein Sonntagsbeilage des Deutschen Volksblatts Nr. 28.

Betzingen. Reste einer römischen Villa in Betzingen. Schwäb. Kronik Nr. 483, 6; 489, 7; Neues Tagblatt Nr. 245, 3; 259, 9; L. Sontheimer. Reutlinger Gesch.-Blätter 16, 81—92.

Bittelbronn. Kircheninschrift in Bittelbronn. Reutlinger Gesch.Blätter 16, 47—48.

Bönnigheim. J. Giesel, Kathol. Gottesdienst im Schloß zu Bönnigheim. Gmünder Tagblatt Nr. 291.

Bopfingen s. Trochtelfingen.

Calw. Chr. B. Canz, Aus Calws Vergangenheit. Aus dem Schwarzwald 13, 49—51,

Digitized by Google

69—73, 92—93, 178—180, 199—200. — P. (Staelin-Calw), Aus einem alten Kirchenbuch. Calwer Wochenblatt Nr. 9, 37.

Cannstatt. Neolitische Ansiedlung hinter dem Burgholz bei Cannstatt. Schwäb. Kronik Nr. 544, 5. — Oehler, Kirchlicher Wegweiser für die evang. Gemeinde Cannstatt. Cannstatt, L. Beschener.

Christazhofen. P. Beck, Reformation in Christazhofen. Diöces.Archiv von Schwaben 23, 88—90.

Crailsheim s. Altenmünster.

Deißlingen OA. Rottweil. S., Zur Geschichte der Pfarrei Deißlingen. Diöces.-Archiv von Schwaben 23, 25—30.

Dietenheim. J. Giesel, Die gräflich Fuggersche Gruft im Chor der Pfarrkirche zu Dietenheim. Laupheimer Verkündiger Nr. 110.

Ebingen. E. Gr., Die Stadtkirche in Ebingen. Schwäb. Kronik Nr. 275, 5.

Eglosheim. Marquart, Eglosheimer Kirche und Schulhaus. Ludwigsburger Zeitung Nr. 269.

Ehingen. Bühler, Ein Gang durch restaurierte Kirchen. 27. Gottesackerkapelle St. Martin bei Ehingen. Archiv für christliche Kunst 52—55, 59—60.

Elchingen. E. v. Loeffler, Das Treffen bei Elchingen und die Kapitulation von Ulm im Jahre 1805. Schwäb. Kronik Nr. 455, 9—10. — Das Treffen bei Elchingen am 14. Oktober 1805. Sonntagsbeilage des Ulmer Tagblatts 2369, 2436. — P. Beck, Vor 100 Jahren. Der Kampf um Elchingen am 14. Oktober 1905. Ein Gedenkblatt. Deutsches Volksblatt Nr. 227, 228 je 2. Blatt.

Ellwangen. J. Giesel, Fischereiverhältnisse in der Fürstpropstei Ellwangen. Jpf- und Jagstzeitung, Ellwangen Nr. 4. — S. Biograph. und Familiengeschichte unter Neumann.

Eschenbach. G. L., Aus alten Kirchenbücher. Bes. Beilage des Staatsanzeigers 51—55.

Eßlingen. A. Diehl, Urkundenbuch der Stadt Eßlingen, 2. Bd. (Württ. Geschichtsquellen Bd. 7). Stuttgart, W. Kohlhammer. — Marquart, Eßlingen Reichsstadt. Eßlinger Zeitung Nr. 231, 240, 255, 263.

Frauental. D. M. Wieland, Das Zisterzienserkloster Frauental in Württemberg. Zisterzienserchronik 1905 Nr. 192—1793. — J. Naeber, Das frühere Kloster Frauental im Albtal. Aus dem Schwarzwald 13, 245—246.

Gattnau OA. Tettnang. Detzel, Ein Gang durch restaurierte Kirchen. 28. Archiv für christliche Kunst 103—107, 116—117.

Geyersburg. W. German, Was sich die Geyersburg erzählt? Schwäb. Hall, German.

Gmünd. Klaus, Gmünder Beziehungen zu Württemberg. Württ. Vierteljahrshefte 14, 394—417. — Marquart, Gmünder Klöster. Remszeitung Nr. 10, 191. — Derselbe, Handel mit Gold und Silberwaren. Ebendas. Nr. 24, 37. — Derselbe, Gmünder Buchhandel. Ebendas. Nr. 248, 256, 280, 301. — Derselbe, Eine Hexengeschichte. Ebendas. Nr. 198, 220, 230. — R. Weser, Zum Medizinalwesen der Reichsstadt Gmünd. Diöces.Archiv 23, 90—92; Th. Schön, Med.Corr.Blatt 75, 725—726. — Denkinger, A. Wörner, Das städtische Hospital zum h. Geist in Schw. Gmünd. Tübingen, H. Laupp.

Göppingen. P. Beck, Fürstl. Badereisen im 16. Jahrhundert nach Göppingen, Wildbad, Liebenzell. Med.Corr.Blatt 75, 499—501, 594—596, 1609—611.

Großbottwar. J. Giesel, Die Erschießung des Leibhirsches Eberhard Ludwigs in Großbottwar. Ludwigsburger Zeitung Nr. 41.

Digitized by Google

Großengstingen. J. Giesel, Geplantes Franziskanerkloster in Großengstingen OA. Münsingen. Gmünder Tagblatt Nr. 296.

Gütersteín. H. Sibert, Die Gütersteiner Kartause. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 25—28.

Häfnerhaslach. Duncker, Eine Kirchenvisitation in Häfnerhaslach im Jahre 1574. Blätter für württ. Kirchengeschichte 9, 85, 88.

Hausen ob Verena. Kappus, Jahreschronik für die Gemeinde Hausen o. V. 1903—1904. Altensteig, Rieker.

Hausen OA. Reutlingen. Bild aus dem 13. Jahrhundert in der Kirche in Hausen. Schwäb. Kronik Nr. 439, 5.

Heidenheim. Römische Funde in Heidenheim. Schwäb. Kronik Nr. 357, 5. — Gaus, Aus dem alten Heidenheim. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 417—419. — K. K. Meck, Die Industrie- und Oberamtsstadt Heidenheim nebst dem Schloß Hellenstein in der Vergangenheit und Gegenwart. Teil I 1300—1800. Heidenheim 1904. — Derselbe, Der Haydenheimer Vorst. Bemerkungen zu Gadners württ. Landkarte 1592. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 235—242.

Heilbronn. A. Schliz, Römisches aus dem Limesland bei Heilbronn. Fundberichte aus Schwaben 12, 2—15. — G. Bossert, Zum ersten Band des Heilbronner Urkundenbuchs. Württ. Vierteljahrshefte 14, 345—346. — Marquard, Geschichtliche Nachrichten über die ehemalige Reichsstadt Heilbronn. Neckarzeitung Heilbronn Nr. 304. — Derselbe, Senioratshaus. Ebendas. Nr. 155. — Derselbe, Stadttheater. Ebendas. Nr. 55. — Derselbe, Wein. Heilbronner Zeitung Nr. 247. — M. v. Rauch, Handel und Industrie im 18. Jahrhundert. Neckarzeitung Nr. 11, 9—10, Nr. 14 ff. — F. Dürr, Heilbronn in den Jahren 1804/05. Heilbronner Unterhaltungsblatt Nr. 134—136. — Derselbe, Neues und altes über das Kätchen von Heilbronn. Neckarzeitung Nr. 86. — Nachträgliches zum Kätchen von Heilbronn. Ebendas. 28. Mai 1905. — R. Schäfer, Vor 100 Jahren. Heilbronner Unterhaltungsblatt 1903 Nr. 130, 131. — Marquart, Nikolauskapelle. Neckarzeitung Nr. 235. — P. Beck, Vom Wiederjungmachen alter Weiber. Med. Corr.-Blatt 75, 649—650. — S. biograph. und familiengeschichtl. unter Friedr. Schiller.

Heubach. Marquart, Pfarrbesoldung zu Heubach im 17. Jahrhundert. Blätter für württ. Kirchengeschichte 9, 182—187. — Derselbe, Heubach. Remszeitung Nr. 65. — Derselbe, Strafrechtspflege in Heubach, Remszeitung 1905 Nr. 83, 90, 104, 114. — S. Ober- und Unterböbingen.

Heutingsheim. F. Frhr. v. Brussele-Schaubeck, Herrschaftliche Erlasse an die Untertanen in Heutingsheim. Württ. Vierteljahrshefte 14, 339—342.

Hirsau. W. Süßmann, Forschungen zur Geschichte des Klosters Hirschau. Ord.Cist. Hallenser Dissertation.

Hofstett a. St. s. Stubersheim.

Hohebach a. d. Jagst. L. Eyth, Chronik des fränkischen Dorfs Hohebach. Stuttgart, J. Fink.

Hohenheim. E. Springer, Geschichte der landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim. Stuttgart, E. Ulmer.

Hohenneuffen. Th. Schön, Zur Geschichte von Hohenneuffen. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 313—320, 351—356. — Braun, Zu den Staatsgefangenen von Hohenneuffen. Ebendas. 390—391.

Hohentübingen. Th. Schön, Geschichte von Hohentübingen. Tübinger Blätter 8, 53—58.

Digitized by Google

Horb. Wais, Die große Feuersbrunst in Horb. Beilage zu den Blättern des Schwab. Albvereins 17, 10—11. — Reiter, Der spätgotische Flügelaltar in der Stadtpfarrkirche in Horb. Archiv für christliche Kunst 101—103.

Horkheim. Duncker, Zur Geschichte der Juden in Horkheim und Talheim an der Schozach. Vierteljahrshefte des Zabergäuvereins 6, I, 4—16.

Jsny. J. Rieber, Die Schützengilde Jsny 1503—1903. Jsny, Selbstverlag der Schützengesellschaft 903.

Kentheim. Reiter, Kümmernisbild in Kentheim. Archiv für christliche Kunst 83—84.

Kirchheim u. T. Th. Dierlamm, Das Kirchheimer Amt in der Zeit des 30jährigen Kriegs. Württ. Vierteljahrshefte 14, 422—435.

Klingenstein. K. A. Koch, Burgruine Klingenstein. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 316—418.

Komburg. F. X. Mayer, Verwandlung des Benediktinerklosters in Komburg in ein adeliges Chorherrnstift 1488. Diöcesf.Archiv von Schwaben 23, 33—35. — Derselbe, Die Chorvikare in Komburg. Ebendas. 161—165, 176—181.

Köngen. R. Knorr, Die verzierten Terra sigillata-Gefäße von Cannstatt und Köngen-Grinario. Stuttgart, W. Kohlhammer. — M., Die Brücke bei Köngen. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 213—214. — M., Zur Geschichte der Köngener Brücke. Schwäb. Kronik Nr. 239, 7.

Königsbronn. A. Knapp, Der Wiederaufbau des nach der Nördlinger Schlacht zerstörten Hüttenwerks Königsbronn im Jahre 1650—1652. Württ. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde, Heft 1.

Leonberg. Oelschläger, Das Oberamt Leonberg.

Leutkirch. Kümmerlen, Zur Geschichte der Landwirtschaft auf der Leutkircher Heide. Württ. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Heft I.

Lichtenstein s. 1. Geschichte des württ. Fürstenhauses. — N., Der alte Lichtenstein. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 187—190.

Liebenzell s. Goppingen.

Limpurg. G. Fehleisen, Die Limpurg bei Hall. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 229—236. — Derselbe, Die Limpurg bei Hall. Hall, W. German. — Die Ausgrabungen auf der Limpurg. Schwäb. Kronik Nr. 285, 5.

Lindach s. Ober- und Unterböbingen.

Lorch. Gr., Staufische Gräber im Kloster Lorch. Staatsanzeiger 2016.

Ludwigsburg. Belschner, Kurze Geschichte der Entstehung der Stadt Ludwigsburg. Amtliche Aktenstücke dazu. Ludwigsburger Geschichtsblätter, III. — Haaß, Beiträge zum Straßenwesen. Ebendas. — Erbe, Familiennamen. Ebendas. — Marquart, Rathaus. Ludwigsburger Zeitung Nr. 219. — Belschner, Das Schloß zu Ludwigsburg. Ludwigsburger Geschichtsblätter, IV. — Erbe, Die Kunstschätze Ludwigsburgs und seiner Umgebung. Ebendas. — C. L., Die Ludwigsburger Porzellanfabrik. Schwäb. Kronik Nr. 456—459 je S. 5. — Marquart, Alleen. Ludwigsburger Zeitung Nr. 123. — Derselbe, Monrepos. Ebendas. Nr. 145. — L., Protest. Betrachtungen eines Kunstlaien über die Garnisonskirche in Ludwigsburg. Christliche Kunstblätter 47, 10, 308—310. — S. Biograph. und Familiengeschichtliches unter Friedr. Schiller.

Marchtal. P. Beck, Weitere Marchtaler und Ravensburger Drucke, sowie aus Wangen i. A. Diöcei.Archiv von Schwaben 23, 64.

Maulbronn. F. Schmidt, Die baugeschichtliche Entwicklung des Klosters Maulbronn.

Digitized by Google

Ord.Cist. im 12. und 13. Jahrhundert. Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 4. Heft. Straßburg, Heitz.

Mergentheim. K. Fuchs, Histor.-polit. Blätter 136, 815—830. Wiener Zeitung Nr. 243, 3—5. — Fleck, Mergentheim und der Taubergrund. — Die Hochmeisterkapelle in Mergentheim. Wiener Zeitung Nr. 223, — Fund einer Zunfttruhe in Mergentheim. Schwäb. Kronik Nr. 464, 5.

Merklingen. Gerber, Die Wahl einer Amtsschreiberin in Merklingen im Jahre 1757. Württ. Vierteljahrshefte 14, 335—338.

Mochenwangen. Die neue Kirche in Mochenwangen. Archiv für christliche Kunst 25—30.

Möckmühl. Wagner, Stadt und Amt Möckmühl im Jahre 1655. Bes. Beilage des Staatsanzeigers 1905, 28—31.

Mömpelgard. J. Baun. Bes. Beilage des Staatsanzeigers 107—111.

Mulfingen OA. Künzelsau. G. Merk, Geschichte der St. Annakapelle in Mulfingen. Ravensburg.

Münzdorf. Malerei aus dem 12. Jahrhundert in der Filialkapelle Münzdorf. Neues Tagblatt Nr. 226, 3.

Muthlangen s. Ober- und Unterböbingen.

Neuffen. F. Hertlein, Die gallische Stadt südlich von Neuffen. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 371—390. — Ein Gemälde in der Kirche in Neuffen. Schwäb. Kronik Nr. 561, 5—6. — Metzger, Die Stadtkirche in Neuffen. Ihr Bau und ihre Geschichte. Stuttgart, Henzler. — N., Die Stadtkirche und der Ölberg in Neuffen. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 321—322.

Obertürkheim. E. Gr., Die Kirche in Obertürkheim. Schwäb. Kronik Nr. 501, 5.

Ober- und Unterböbingen. Marquart, Ober- und Unterböbingen, Heubach-Lindach und Muthlangen. Remszeitung Nr. 42, 77.

Ochsenberg. P. v. Moser, Steinmetzzeichen in Ochsenberg. Vierteljahrshefte des Zabergäuvereins 6, 2, 22—29.

Öhringen. K. Weller, Vorrömische Straßen um Öhringen. Fundberichte aus Schwaben 12, 15—31.

Ravensburg. G. Merk, Der Pfeffertag in Ravensburg. Ein Beitrag zur Geschichte des öffentlichen Armenwesens. Freiburger Diöces.Archiv, N. F. 6, 369—399. — S. Marchtal. — Wandmalerei im Lederhause zu Ravensburg aus dem 16. Jahrhundert. Neues Tagblatt Nr. 226, 9, Nr. 237, 2.

Reichenweier. A. B., Reichenweier, eine alte württ. Stadt. Schwäb. Kronik Nr. 58, 13.

Reutlingen. Th. Schön, Reutlinger Geschichtsquellen. Reutlinger Gesch.Blätter 16, 62—69. — G. Mehring, Aus der Zeit der Hexenverfolgungen in Reutlingen 1665—66. Blätter für württ. Kirchengeschichte 9, 187—192. — K., Eine Reutlinger Erinnerung. Schwäb. Kronik Nr. 28, 5. — E. Weihenmajer, Ein Reutlinger Maler? Reutlinger Gesch.Blätter 16, 46—47. — Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des Technikums für Textilindustrie in Reutlingen. Reutlingen. — 50jähriges Jubiläum des Technikums für Textilindustrie in Reutlingen. Gewerbeblatt 266—267, 273—275, 281—283.

Rexingen. Rauch, Geschichte der Johanniterordenskommende Rexingen. Württ. Vierteljahrshefte 14, 247—278.

Rotenberg. Unterirdischer Gang am Fuß des Rotenbergs. Staatsanzeiger 541.

Rottenburg a. N. Funde aus der Hallstattperiode und Römerzeit in Rottenburg.

Digitized by Google

Schwäb. Kronik Nr. 195, 7. — Paradeis, Funde aus Rottenburg. Reutlinger Gesch.Blätter 16, 47. — Derselbe, Rottenburger Funde. Ebendas. 16, 80. — Derselbe, Zwei außerordentliche Naturereignisse vom 21. Juli 366 und 3. Januar 1112. Ebendas. 34—44, 49—62. — Derselbe, Rottenburger Funde im November und Dezember 1905. Ebendas. 80.

Salon. Belschner, Geschichte des Salons bei Ludwigsburg. Neues Tagblatt Nr. 47, 3.

Sankt Georgen. Ch. Roder, Das Benediktinerkloster St. Georgen auf dem Schwarzwald. Freiburger Diöcef.Archiv, N. F. VI, 1—76.

Schorndorf. Geschichte der Stadtkirche in Schorndorf. Schorndorf 1903.

Schwarzwald. Boeßer, Zur Geschichte der Schwarzwaldlinien. 20. Band der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde von Freiburg i. B. Heft 3 und 4. — E. Mauch, Ländliche Trachten und Sitten im Schwarzwald. Aus dem Schwarzwald 13, 75—76. — M. Fischer, Unser Schwarzwaldbauernhaus. Freiburg i. Br., Speyer und Koerner 1904.

Solitude. J. Giesel, Wasserwerke auf der Solitude. Deutsches Volksblatt 1905, Nr. 152.

Stammheim. Marquart, Stammheim. Ludwigsburger Zeitung Nr. 101.

Stöckenberg. F. Hertlein, Die Stöckenburg bei Vellberg. Württ. Vierteljahrshefte 14, 238—242.

Stubersheim. Schultz, Römische Niederlassungen auf der Markung Stubersheim und Hofstett a. St. Fundberichte aus Schwaben 12, 51—59.

Stuttgart. v. G.-S., Ein heraldischer Spaziergang in Stuttgart. Schwäb. Kronik Nr. 266, 9. — M. Bach, Die Wappentiere vor dem Residenzschloß in Stuttgart. Schwäb. Kronik Nr. 173, 5. — v. G.-S., Nochmals die Wappentiere vor dem Schloß in Stuttgart. Nr. 222, 5. — J. Hartmann, Geschichte der Stadt Stuttgart. Stuttgart. — W. Seytter, Unser Stuttgart. 1904. — A. Möglich, Das Wachstum Stuttgarts von 1871—1900. Neues Tagblatt Nr. 48, 1—2. — M. v. E., Stuttgart-Cannstatt. Neues Tagblatt Nr. 76 und 77 je 1—2. — J. Giesel, Eine alte Stuttgarter Bauordnung von 1699. Deutsches Volksblatt Nr. 80. — C. Lotter, Eine Wanderung durch die Altstadt Stuttgart. Schwäb. Kronik Nr. 5, 5—7. — W. Widmann, Aus den Erinnerungen des Stuttgarter Marktplatzes. Neues Tagblatt Nr. 86 und 87 je 1—2. — G. B., Nochmals das Haus Brennerstraße Nr. 7. Ebendas. Nr. 114, 1. — W. Widmann, Das Stuttgarter Waisenhaus. Ebendas. Nr. 177 und Nr. 178 je 1—2. — B. Pfeiffer, Der Prinzenbau in Stuttgart. Bes. Beilage des Staatsanzeigers 123—127, 303—304. — Marquart, Bürgerliche Artilleriekorps in Stuttgart Ende des 18. Jahrhunderts. Neues Tagblatt Nr. 57, 9. — W. Widmann, Stuttgarter Tiergärten in alter und neuer Zeit. Ebendas. Nr. 160, 1—2. — J. Giesel, Zur Geschichte des Badewesens in Stuttgart. Deutsches Volksblatt Nr. 118. — M(arquart), Christliche Herberge. Schwäb. Kronik Nr. 542, 5. — Th. Wurm, Die evang. Gesellschaft in Stuttgart 1830—1905. Stuttgart, Buchdruckerei der evang. Gesellschaft. — J. v. Hartmann, Der Lokalwohltätigkeitsverein in Stuttgart 1805 bis 1905. — J. Giesel, Zur Geschichte des kathol. Gottesdienstes in Stuttgart. Sonntagsbeilage des Deutschen Volksblattes Nr. 27. — Derselbe, Nachtrag zur Gründungsgeschichte der K. Landesbibliothek. Württ. Vierteljahrshefte 14, 418 bis 422. — F. J. Graf Kinsky, Beschreibung der Stuttgardischen Militärakademie 1771. Chronik des Wiener Goethevereins Nr. 4. — R. Payer v. Thurn, Ein österreichischer General in der Karlsschule. Österr. Rundschau 2, Heft 26. Wien,

Digitized by Google

Karl Konegen. — Zwei Stuttgarter Zeitungen und Zeitschriften. Neues Tagblatt Nr. 232 und 233 je 1—2. K. Lange, Thomas Gainsborough und seine Schule in der Stuttgarter Gemäldegalerie. Württ. Vierteljahrshefte 14, 1—37. — S. Biograph. und Familiengeschichtliches unter Steinhauser. — E. Gr., Der Kalvarienberg zu St. Leonhard. Schwäb. Kronik Nr. 582, 7. — D. Koch, Der Kreuzberg von 1501 in Stuttgart. Christliche Kunstblätter 47, 214—216. — R. Krauß, Stuttgarter Theaterbilanz. Süddeutsche Monatshefte, Juliheft. — W. Widmann, Die ersten Aufführungen des Fidelio in Stuttgart. Neues Tagblatt Nr. 273, 2. Ebendas., Zur Geschichte der Stuttgarter Theaterkritik. Ebendas. Nr. 74, 1. — R. Krauß, Das Stuttgarter Publikum. Süddeutsche Monatshefte, Februarheft. — M. Knapp, Ein Stuttgarter Kinderlied. Neues Tagblatt Nr. 291, 9. — F. K., Noch einmal das Stuttgarter Kinderlied. Ebendas. Nr. 293, 9. — S. Biograph. und Familiengeschichtliches unter Friedr. Schiller. — Marquardt, Der erste Makler (Sensal). Neues Tagblatt Nr. 140, 9.

Talheim a. d. Sch. s. Horkheim.

Tannheim OA. Leutkirch. Frhr. Geyr v. Schweppenburg, Aufdeckung vorgeschichtlicher keltischer Grabhügel in Tannheim OA. Leutkirch. Schwäb. Kronik Nr. 171, 5.

Teinach. J. S., Alte Steine bei Teinach. Aus dem Schwarzwald 13, 184, und Zusätze von Wurm. Ebendas. 209.

Trochtelfingen. P. Beck, Die Kapitulation der Österreicher vor den Franzosen bei Trochtelfingen und Popfingen. Der Feierabend Nr. 41—43.

Trossingen s. Biograph. und Familiengeschichtliches unter Christian Meßner.

Tübingen. Maier, Die Musenstadt Tübingen. Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart. Tübingen, A. Riecker. — F. Thudichum, Die Stadtrechte von Tübingen 1388 und 1493. Tübinger Studien für schwäbische und deutsche Rechtsgeschichte. I. Band, I. Heft. — G. Schöttle, Verfassung und Verwaltung der Stadt Tübingen im Ausgang des Mittelalters. Tübinger Blätter 8, 1—33, auch separat. Verlag des Tübinger Bürgervereins. — Der botanische Garten in Tübingen. Schwäb. Kronik Nr. 524, 5. — R. Krauß, Das Tübinger Stift und die württ. Kultur. Süddeutsche Monatshefte 1, 9, 756—770. — Stahlecker, Beiträge zur Geschichte des höheren Schulwesens in Tübingen. Gymnasialprogramm. — E. Voretzsch, Die Entwicklung des Unterrichts in den romanischen Sprachen an der Universität Tübingen. Bes. Beilage des Staatsanzeigers 176—184. — F. Th. Vischer, Die Verlegung der Universität Tübingen nach Stuttgart. Memoire an den württ. Kultusminister L. v. Golther. Süddeutsche Monatshefte 1, 9, 734—750. — B., Die Tübinger Studentenschaft in den Sturmjahren 1847—1849. Schwab. Kronik Nr. 178, 9—10. — J. Baum, Beiträge zur Baugeschichte Tübingens und seiner Umgebung. Tübinger Blätter 8, 135—138.

Tuttlingen. Haller und Dietrich, Bericht über evang. Liebesarbeit für innere und äußere Mission im Dekanatsbezirk Tuttlingen. Tuttlingen, J. F. Bosinger 1904.

Ulm. Württ. Geschichtsquellen, herausg. von der württ. Kommission für Landesgesch. 8. Bd. Das rote Buch der Stadt, herausg. von K. Mollwo. Stuttgart, W. Kohlhammer. — C. Weitzel, Blätter der Erinnerung aus 3 Jahrzehnten. Ulm, J. Ebner. — F. Pressel, Aus Altulm. Zeitschr. Ulm und Oberschwaben, Heft 12. Ulm, Ebner. — W. P., Aus der Chronik von Ulm. Neues Tagblatt Nr. 89, 2. — Eine Ulmer Jahrhunderterinnerung. Sonntagsbeilage des Ulmer Tagblatts Nr. 47, 2837. — Zur Geschichte der Ulmer Herrschaft. Ulmer Sonntagsblatt 2—3. — Zur Geschichte des Ulmer Bürgerrechts. Ebendas. 6—7. — Zur Geschichte des

Digitized by Google

Ulmer Gerichtswesens. Ebendas. 99—100, 102—103, 106—107, 110—111, 114 bis 115, 118—119, 122—123, 126—127, 130—131, 134—135, 138—139, 142—143, 146—147, 150—151, 154—155. — Zur Geschichte der Ulmer Polizei. Ebendas. 51, 54—55, 58—59, 62—63, 66—67, 70—71, 74—75, 78—79, 82—84, 86—87, 90—91, 94—95, 98—99. — Zur Ulmer Finanzgeschichte. Ebendas. 15—16, 18—20, 22—24, 26—28, 30—31, 34—36, 38—39, 42—43, 46—47, 50—51. — Zur Geschichte des Ulmer Heerwesen. Ebendas. 10—11, 14—15, — Ulms Garnison im 18. Jahrh. Ebendas. 3—4, 7—8. — Braun, Ulms Handwerkerorganisation im Mittelalter. Bes. Beil. des Staatsanz. 57—60. — E. Nübling, Zur Geschichte der Ulmer Porzellanfabrik. Schwäb. Kronik Nr. 550, 5, 553, 9. — F. Pressel, Aus Altulm II. St. Nikolaus und seine Kapelle in Ulm. Ulmer Tagblatt. 1494. — F. Hasler, Die Ulmer Katechismusliteratur vom 16. bis 18. Jahrhundert. Blätter für württ. Kirchengeschichte N. F. 9, 42—69, 124—142. — Die alten Münsterpläne. Schwäb. Kronik Nr. 295, 6. — F. P., Denkwürdige Ulmer Gebäude. Ebendas. 42, 5. — Die astronomische Uhr am Ulmer Rathaus. Ulmer Tagblatt 214, 272. — Ulms bürgerliches Leben im Mittelalter. Ulmer Sonntagsblatt 155, 158—159, 162—164, 166—167, 170—171, 174—175, 178 bis 179, 182—183, 186—187, 190—191, 194—195. 198—200, 202—204, 206—207, 210—211. — Th. Ebner, Aus einem Ulmer Stammbuch. Ulmer Tagblatt 3006. — E. v. Löffler, Die Kapitulation von Ulm im Jahr 1805. Schwäb. Kronik Nr. 478, 9. — A. L., Die Übergabe Ulms durch den österr. General Mack den 17. Okt. 1805. Bes. Beilage des Staatsanzeigers 171—174. — P. Beck, Vor 100 Jahren. Die Lage in Ulm während und nach der Kapitulation im Jahr 1805. Anzeiger für das Oberland Nr. 240, 243. — Miller, Die Kapitulation von Ulm. Neues Tagblatt Nr. 240. 1—2 s. Elchingen. — C. F. Aichele, Baulastenstreit zwischen der Reichsstadt Ulm und des Chorherrenstift Wiesensteig wegen der Kirche zu Bernstadt. Württ. Vierteljahrshefte 14, 219—233. — R. Pfleiderer, Das Münster in Ulm und seine Kunstdenkmale. Stuttgart, K. Wittwer. — K. Sch., Das restaurierte Rathaus in Ulm. Neues Tagblatt Nr. 252, 1—2. — P. Beck, Zum Medizinalwesen der Reichsstadt Ulm 75, 315—316.

Unlingen. S. S., Geschichte des ehemaligen Franziskanerklosters zu Unlingen. Diocesi.Archiv von Schwaben 23, 113—123, 165—173, 181—183.

Unterboihingen. Moser, Unterboihingen im 30jährigen Krieg. Württ. Vierteljahrsheft 19, 436—447.

Urach. Halmhuber, Marktbrunnen von Urach. Neues Tagblatt Nr. 230 3. — J. Giefel, Französische Spione in Urach. Sonntagsbeilage des deutschen Volksblatt vom 12. März 1905.

Vaihingen. Gunzenhauser, Vaihingen unter den Grafen 1113—1339, 1360. Vaihingen 1901.

Vaihingen a. d. Fildern. Sproll, Die Pfarrkirche in Vennigen. Reutlinger Gesch.Blätter 16, 16.

Waldenbuch. O. Springer-Ludwigsburg, Waldenbuch die Geschlechterheimat zweier Sterne Schwabens. Neues Tagblatt Nr. 226, 1. — Derselbe, Ist die unter Herzog Friedrich 1605—1607 erbaute Kirche zu Waldenbuch wirklich, wie bisher als feststehend galt, ein Werk Heinrich Schickhardts. Bes. Beilage zum Staatsanzeiger 285—292.

Waldsee s. Wurzach. — Mahler, Die Bauerntracht des Oberamtsbezirs Waldsee. Blätter des Schwab. Albvereins 17, 355—362.

Digitized by Google

Wangen i. Allgäu. W., Alte Stammbuchblätter. Staatsanzeiger 1451—1452. — S. Marchtal.

Weingarten. A. Haseloff, Aus der Weingartener Klosterbibliothek. Deutsche Literaturzeitung Nr. 32.

Weinsberg. S. Biographisches und Familiengeschichtliches unter Justinus Kerner.

Wertingen. P. Beck, Das Gefecht bei Wertingen am 8. Okt 1805. Ein Gedenkblatt. Der Feierabend Nr. 38, 150—151.

Westhausen. Münzfund in Immenhofen, Gemeinde Westhausen. Schwäb. Kronik Nr. 173, 6.

Wiblingen. Hörle, Die Heiligen, Seligen und Gottseligen Württembergs. 24. — Die 3 verborgenen, heiligmäßigen Jungfrauen von Wiblingen. Kathol. Sonntagsblatt Nr. 43.

Wiesensteig s. Ulm.

Wildbad. J. E., Der Wildbader Schilling. Schwäb. Kronik Nr. 412, 5 — und Familiengeschichtliches unter Friedrich Schiller. — Der neu entdeckte Urquell von Wildbad. Schwäb. Kronik Nr. 59, 7—8. S. Göppingen.

Wildberg, OA. Nagold. Reiter, ein alter Kelch. Archiv für christl. Kunst 92.

Wolfegg. J. Giesel, Die Aufhebung des Kollegiatstiftes Wolfegg 1807. Deutsches Volksblatt Nr. 30. — M. B(ach), Schloß Wolfegg und seine Kunstsammlungen. Schwäb. Kronik Nr. 408, 9—10.

Wurzach. S., Bruderschaften und Bündnisse im Landkapitel (Wurzach-)Waldsee. Diöcesanarchiv von Schwaben 23, 1—13, 66—79, 97—108, 138—142, 157—160. — Finkbeiner, Aus der Pfarrgeschichte von Wurzach. Ebendas. 173—176, 188 bis 192. — P. Beck, Die weiland Truchsessengalerie zu Wurzach. Ebendas. 49 bis 60.

Wüstenrieth. Marquart, Remszeitung Nr. 129, 137, 145, 152.

3. Biographisches und Familiengeschichtliches.

Aichlin. Th., Schön, Reutlinger Gesch.Blätter 16, 12.

Alber. Th. Schön, Reutlinger Gesch.Blätter 16, 12.

v. Alvensleben, Gustav, General. Staatsanzeiger 185. — Schwäb. Kronik Nr. 52, 5. Neues Tagblatt Nr. 27, 3.

Ammer. Th. Schön, Reutlinger Gesch.Blätter 16,12.

Andler, R. v. Stammtafeln der Familie Andler in Altwürtt. 1400—1900. Tübingen, H. Laupp jr.

Arnold, Bernhard. Med. Corr.Bl. 75, 921—922. Schwäb. Kronik Nr. 130, 9.

Aschinger (aus Derdingen OA. Maulbronn). Schwäb. Merkur Nr. 268, 1.

Auerbach, Berthold. A. Dreyher, Karl Stieler, der bayrische Hochlandsdichter. Stuttgart, Bonz. — Tellstudien von Berthold Auerbach. Mitgeteilt von Anton Bettelheim, Marbacher Schillerbuch.

v. Bach. Th. Schön, Reutlinger Gesch.Blätter 16, 13.

Bader, Christine Regina. Eine Spiritistin vor 200 Jahren. Evang. Kirchenblatt 66, 338—340.

v. Baldinger, Major. Staatsanzeiger 595. Schwäb. Kronik Nr. 171, 5. Neues Tagblatt Nr. 86, 2.

Bantlin. Th. Schön, Reutlinger Gesch.Blätter 16, 13—14.

Barwasser, Arthur, Pfarrer. Schwäb. Kronik Nr. 436, 3. Staatsanzeiger 14, 75.

Digitized by Google

Bätzner, Heinrich, Stadtschultheiß. Schwäb. Kronik Nr. 86, 6. Neues Tagblatt Nr. 443.

Bauer, Ludwig, Apotheker. Staatsanzeiger 669.

Baumann, Redakteur. Schwäb. Kronik Nr. 8, 6.

Baur. Th. Schön. Reutlinger Gesch.Blätter 16, 14.

v. Baur-Breitenfeld, Karl. Staatsanzeiger 571. — Zur Erinnerung an General v. B.-Br. Schwäb. Kronik Nr. 164, 5.

v. Bebenburg, Leopold, Bischof. A. Serger, Lupold v. Bebenberg. Bamberg 1905.

Becht. Th. Schön, Reutlinger Gesch.Blätter 16, 14—16.

Beck. Th. Schön, Reutlinger Gesch.Blätter 16, 29—31.

Beck. J. T. Köhnlein, Gutbrod, Kober, Weizsäcker, Zum Andenken an † Prof. Dr. theol. J. T. Beck, 22. Febr. 1804—1812. Sonderabdruck aus den Mitteilungen aus und nach der Schrift. Plieninger, Find 1904. — Schlatter, J. T. Becks theolog. Arbeit. Beiträge zur Förderung christl. Theologie VIII, 4.

Beger. Th. Schön, Reutlinger Gesch.Blätter 16, 31—32.

Behrend, Professor. Schwäb. Kronik Nr. 162, 6.

Belz, Th. Schön, Reutlinger Gesch.Blätter 16, 32.

Bengel, Jul. Albr. C. Benger. Joh. Albr. Bengel. Ein schwäb. Gottesgelehrter. Berlin, F. Reidel. Joh. Albr. Bengels Abschiedsrede vom Kloster Denkendorf. Blätter württ. Kirchengeschichte N. F. 91—93, 193.

Benzinger, J. Gz., Aus dem Leben Rektor Benzingers. Lehrerbote 5, 7.

Bertsch. Th. Schön, Reutl. Gesch.Blätter 16, 32.

Besenfeld. Th. Schön, Reutlinger Gesch.Blätter 16, 32.

Betz, Philipp Friedr., Arzt. Biogr. Jahrbuch und deutscher Nekrolog 8, 61—62.

Bier, Berr, Bierer. Th. Schön, Reutl. Gesch. Blätter 16, 32—33.

Bihler, Biller. Th. Schön. Reutlinger Gesch.Blätter 16, 33.

Bilfinger, Georg Bernh. E. Kapff, Georg Bernhard Bilfinger als Philosoph. Württ. Vierteljahrshefte 14, 279—288.

Birch-Pfeiffer, Charlotte. Die Grabstätte Charlotte B.-s. Neues Tagblatt Nr. 134, 1.

Biringh. Th. Schön, Reutl. Gesch.Blätter 16, 33.

Blumhardt, Christoph. W., Zum 100. Geburtstag des Gesundbeters Chr. B. Neues Tagblatt Nr. 164, 9. — Zur Erinnerung an den 100jährigen Geburtstag von Joh. Christoph Bl. Allgemeine evang.luther. Kirchenzeitung Nr. 28.

Bochinger. J. Giefel, Das Bochingerhaus zu Ehingen a. N. und seine Bewohner. Württ. Vierteljahrshefte 14, 97—105.

v. Böckingen. Th. Schön, Reutl. Gesch.Blätter 16, 33.

Bofinger, Gustav, Buchdruckereibesitzer. Schwäb. Kronik Nr. 576, 5. Neues Tagblatt Nr. 290, 3.

Bombast v. Hohenheim. J. Hartmann, Pädagogisches aus Theophrast Bombasts v. Hohenheim Leben. Bes. Beilage des Staatsanzeigers 232, 240.

Bondörffer. Th. Schön, Reutl. Geschichtsblätter 16, 33.

Bossert, Hofdomänenrat. Staatsanzeiger 363.

v. Brandenstein, Gustav, General. Schwäb. Kronik Nr. 484, 5, 489, 5. Neues Tagblatt Nr. 244, 3.

Brait, Anton, Tiermaler. Schwäb. Kronik Nr. 4—5, 5; Staatsanzeiger 13.

Braun. Th. Schön, Reutl. Gesch.Blätter 16, 33.

Digitized by Google

Braun, v. Stadtdekan. Planck, Zum Gedächtnis an Stadtdekan Dr. v. Braun. Immergrünkalender 64—67.

Braun, Wolf. Ein Ulmer Kunstgießer. Schwäb. Kronik Nr. 209, 5—6.

v. Bregenz. Th. Schön, Reutl. Gesch.Blätter 16, 33.

v. Breisach, Meister Peter. Th. Schön, Archiv für christl. Kunst 91—92, 99—100.

Brenz, Joh. Schornbaum, Zum Briefwechsel des Joh. Brenz. Blätter für württ. Kirchengeschichte 9, 88—91. — Eb. Nestle, Aus Köhlers Bibliographia Brentiana. Kirchl. Anzeiger 300.

Bruckmann. Festschrift aus Anlaß des 100jährigen Bestehens der Silberwarenfabrik P. Bruckmann und Söhne Heilbronn.

Buob. Th. Schön, Reutl. Gesch.Blätter 16, 68.

Burk, v., Prälat. F. R. Zur Erinnerung an Prälat Dr. v. B. Kirchl. Anzeiger 13, 355—358. — H. Mossapp, Zur Erinnerung an Prälat Dr. v. B. Neue Blätter aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht 1904, 33, 4.

Buß, Dekan. Schwäb. Kronik Nr. 197, 8.

Camerer. Th. Schön, Reutl. Gesch.Blätter 16, 33—34.

Cavallo. M. Reimann, herald.genealog. Blätter für adelige u. bürgerliche Geschlechter 2, 73.

Clausnizer, Karl, Oberregierungsrat. Staatsanzeiger 9.

Coccius, Seb. Kern, Seb. Coccius, Erzieher und Lehrer des Prinzen Eberhard v. Württemberg 1551—1562. Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehung Schulgeschichte 15, 100 ff.

Dannecker. E. Belschner, Ein Kunstwerk Danneckers. Schwäb. Kronik Nr. 414, 5.

Dietterle, Gewerbebaudirektor. Neues Tagblatt Nr. 98, 3.

Dorner, August. O. Pfleiderer, August Dorners Religionsphilosophie. Protestant. Monatshefte 8, 6.

Eber. Th. Schön, Reutl. Gesch.Blätter 16, 30.

Eble, v. Gustav, Oberstudienrat. Staatsanzeiger 1519. Schwäb. Kronik Nr. 442 bis 443, je 5, Nr. 448, 6. Neues Tagblatt Nr. 223, 3.

Ege, v., Ernst Julius, Prälat. Neues Tagblatt 289, 2.

v. Ehmann, Oberbaurat. Neues Tagblatt Nr. 288, 2.

Eisenbacher, Pfarrer. Staatsanzeiger 647.

Eißner v. Eisenstein (aus Reutlingen). Genealog. Taschenbuch der adeligen Häuser Österreichs 1, 173—188.

Elwert, Eduard. K., Eduard Elwert, geb. zu Cannstatt am 22. Febr. 1805, gest. am 9. Juni 1865, Ephorus a. D. Schwäb. Kronik Nr. 86, 5.

Eyppert, Adolf, Hospitalarzt. Schwäb. Kronik Nr. 386, 4.

Faist. Ein bisher ungedruckter Brief Immanuel Faist. Neues Tagblatt Nr. 49, 3.

Feßmann, Louis, Kommerzienrat. Schwäb. Merkur Nr. 435, 3.

v. Fichte, Eduard, Generalarzt. Staatsanzeiger 752. Schwäb. Kronik Nr. 214, 9. Neues Tagblatt Nr. 107, 2—3. — B. v. Fetzer, Med. Corr.Bl. 75, 517—519.

Fink, Friedrich, Faktor. Staatsanzeiger 1069.

Fink, Richard, Vorstand der meteorologischen Station auf dem St. Gotthard. Staatsanzeiger 1245.

Fischer, Gottlob, Maler, Staatsanzeiger 1117.

Fischer, J. G. H. Hoffmann, J. G. Fischers Schillerreden 1849—1893. Stuttgart A. Zimmer (E. Mohrmann). — R. Krauß, J. G. Fischers Schillerreden. Neue Züricher Zeitung vom 6. Mai 1905.

Digitized by Google

Fischer, Wilh., Unterstaatssekretär. Neues Tagblatt Nr. 302, 3; 305, 2.

v. Föhr, Landgerichtspräsident. Schwäb. Kronik Nr. 281, 5. Neues Tagblatt Nr. 142, 2.

Franklin, Otto, Universitätsprofessor. Staatsanzeiger 909. Schwäb. Merkur Nr. 256, 3. Neues Tagblatt Nr. 130, 2.

Frey, Arzt. Schwäb. Kronik Nr. 590, 6,

Fritz v. Cauwenstein. Genealog. Taschenbuch der adeligen Häuser Österreichs 1, 243—253.

Füger, Heinr. Friedr., Porträtminiaturist. Ferd. Laban, Erweiterter Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der königl. preuß. Kunstsammlungen. 26. Jahrg. 1. Heft. Berlin, G. Grote.

Fugger. S. Ortsgeschichte unter Dietenheim.

v. Gaisberg-Schöckingen, Frh. Herm. Schwäb. Merkur Nr. 188, 3; 190, 4.

Galler, Oskar, Reichstagsabgeordneter. Schwäb. Kronik Nr. 325, 6. Staatsanzeiger 1149. Neues Tagblatt Nr. 164, 3.

Gäßler, Johannes. P. Beck, Ein St. Ursulalied von Dr. Johannes Gäßler in Weissenau-Ravensburg aus dem 15. Jahrh. Diöcef.Archiv von Schwaben 23, 43—44.

v. Gemmingen. O. H. von Gemmingen in Wien. Wiener Zeitung Nr. 254, 3—5.

Gerer. Th. Schön, Reutl. Gesch.Blätter 16, 33.

Gerok, Eduard. Kirchl. Anzeiger 13, 230.

Gerok, Joh. Siegfried, Pfarrer und Bischof in Baltimore. Schwäb. Merkur Nr. 444, 2.

Gerok, Karl. Witwe von Karl Gerok, Sophie geb. Kapff. Schwäb. Kronik Nr. 186, 5. Neues Tagblatt Nr. 94, 3.

Geroldseck. Aus der Chronik des Hauses Geroldseck. Aus dem Schwarzwald 13, 45—47.

Geß, Friedr., Reichsgerichtsrat. Schwäb. Kronik Nr. 189, 7; Nr. 191, 5—6; Nr. 373, 5—6; Schwäb. Merkur Nr. 188, 4. Staatsanzeiger 619, 633. Neues Tagblatt Nr. 95, 3; Nr. 98, 3.

Geß, Theodor, Dekan. Schwäb. Kronik Nr. 269, 5.

Gilzinger, Ferdinand, Schauspieler. Neues Tagblatt Nr. 240, 3.

Glemser-Marte. Fr. Baun, Der Glemser-Marte. Ein schwäbischer Bauer und Gemeinschaftsmann. Christl. Charakterbilder Nr. 5. Stuttgart Evang. Gesellschaft.

Gölz, Johannes, Oberlehrer. Der Lehrerbote 90—91.

v. Graf, geb. Stohrer, Oberin des Mutterhauses der Karl-Olga-Krankenschwestern. Schwäb. Kronik Nr. 522, 5.

v. Grävenitz, Karl, General. Lorenzen, Biogr. Jahrb. und deutscher Nekrolog 8, 279—280.

v. Grävenitz, Karl Viktor, Graf, General. Wiener Abendpost, Beilage zu Nr. 82.

Greiß, Oberamtsarzt, Schwäb. Kronik Nr. 196, 6.

Grunert, Karl. H. Kerler, Schillerreden. Ulm.

Gsell, Wilh., Bankdirektor. Schwäb. Kronik Nr. 26, 5.

v. Gutbrod, Karl, Reichsgerichtspräsident. Schwäb. Merkur Nr. 179 3. Neues Tagblatt Nr. 91, 1, Nr. 94, 2—3. Beilage zu Nr. 88 der Wiener Abendpost 5.

Hahn, Christof Ulrich. Schwäb. Kronik Nr. 503, 5.

Hammer, Karl, Hofbuchdruckereibesitzer. Schwäb. Kronik Nr. 407, 5. Neues Tagblatt Nr. 205, 2.

Digitized by Google

Hauk, Guido, Mathematiker. E. Lampe, G. H. Leipzig, Teubner. Schwäb. Merkur Nr. 44, 3. Schwäb. Kronik Nr. 59, 7. Neues Tagblatt Nr. 22, 2. — F. D(ürr), ein bedeutender Heilbronner. Heilbronner Unterhaltungsblatt Nr. 147.

Hebsacker, Julius, Buchhändler. Neues Tagblatt Nr. 273, 3.

Hedinger, Hofprediger. A. Landenberger, Zur Gedächtnis des frommen Hofpredigers H. in Stuttgart. Allgem. evang. Kirchenzeitung 1904, Nr. 52.

Hegel. E. Ott, Die Religionsphilosophie Hegels. Berlin 1904.

Helber, Generaloberarzt. Schwäb. Kronik Nr. 6, 5.

v. Helmstadt. Ein Sargfund in der Stuttgarter Stiftskirche. Schwäb. Kronik 458, 5. — O. S., Noch einmal Pleikard v. Helmstadt. Ebendas. Nr. 469, 5; Pleikardt v. Helmstadt. Ebendas. Nr. 472, 5.

Hensler, Karl, Friedr. E. v. Koworzinski, Zur Biographie Karl Friedrich Henslers. Wiener Abendpost Nr. 78. 1.

Heyberger, Professor. Schwäb. Kronik Nr. 85, 9. Neues Tagblatt Nr. 85, 9.

Hiller v. Gärtringen, Freiherr, General. Neues Tagblatt Nr. 135, 2.

Hiller, Adolf, Stadtpfarrer. Staatsanzeiger 1293. Schwäb. Kronik 367, 5,

Hochstetter. N. Weigle, Einige Notizen über die Familie Hochstetter. Bes. Beilage des Staatsanzeigers 1905, 140—144.

Hochstetter, Apotheker. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 406.

Hofacker, Wilh. Fr. Buck, Zum Gedächtnis Wilhelm Hofackers. Der alte Glaube 6, 20.

v. Hohenlohe. F. Curtius, Mitteilungen aus der Jugend des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst 1819—1847. Deutsche Revue, Januarheft. — Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben 1856—1863. Berlin 1905.

Holbein. H. Holbein, Die Holbeiner Familiengeschichte mit Stammbäumen. Leipzig, E. A. Seemann.

Hölderlin. W. Böhm, Hölderlins sämtliche Werke. Leipzig, E. Diederichs. — R. Vischer, Friedrich Hölderlin aus Friedrich Vischers Vorträgen. Marbacher Schillerbuch. Stuttgart, J. G. Cotta.

Horner, August, Fabrikant. Schwäb. Kronik Nr. 484, 6.

v. Hoven. Unbefugte Führung eines Adelsprädikates. Archiv für Stamm- und Wappenkunde 5, 163—164.

v. Hoven, Friedrich. J. Giefel, v. Hoven und das Ludwigsburger Stadt- und Amtsphysikat. Schwäb. Chronik Nr. 197, 11.

Hugendubel, Gottl., Fabrikant. Schwäb. Kronik Nr. 554, 5.

Immendörfer, Eugen, Pfarrer. Kirchl. Anzeiger 13, 285—286.

Jobst. F. Kober, Zum 100. Gedenktag der Gründung der Firma J. in Stuttgart. Schwäb. Kronik Nr. 600, 5.

Jolly, Ludwig, Universitätsprofessor. Schwäb. Kronik Nr. 349 5. — Professor Jolly und die Konfessionsschule. Ebendas. Nr. 363, 5. Staatsanzeiger 1229, 1245.

v. Kapff, Karl Sixt. G. Michael, Ein württ. Prälat. Monatsschrift für Stadt und Land. August und September. — G. Weitbrecht, Zum 100. Geburtstag des Prälaten Karl Sixt v. K. Immergrün-Kalender für das evang. Volk in Stadt und Land. Stuttgart, evang. Gesellschaft 36—40. — Paret, Zum hundertsten Geburtstag des Prälaten Kapff. Evang. Kirchenbl. 66, 297—300, 305—308. — Fr. T., Prälat Kapff zum 100. Geburtstag des „geistl. Volksfreundes". Blätter für das Armenwesen 58, 177—182. Schwäb. Kronik Nr. 490, 5. Neues Tagblatt Nr. 234, 1—2.

Digitized by Google

Kauffmann, Ernst Friedr., Komponist. Ludwigsburger Gesch.Blätter IV.
Kehm, Ernst, Pfarrer. Schwäb. Kronik Nr. 606, 7.
Keller, Eduard, Professor. R. Jakober, bes. Beilage des Staatsanzeigers 292. 297.
Kemmler. A. Freyb., Ein evangelischer Dichter. Der alte und der neue Glaube. 5, 42.
Kepler, Johannes, Astronom. L. Günther, Kepler und die Theologie. Gießen, Töpelmann 1902.
Kerner, Justinus. Wdn., Ein Besuch bei Justinus Kerner. Neues Tagblatt Nr. 8, 9. Das Kernerhaus. Wiener Zeitung Nr. 89, 5. — Th. E(bner), Vom Kernerhaus in Weinsberg. Ulmer Tagblatt 100. — Das Kernerhaus am Fuß der Weibertreu. Schwäb. Kronik Nr. 8, 5. E. Müller-Stuttgart, Ein Brief Justinus Kerners an Pfarrer Feuerlein, Schwiegersohn Karl Mayers. Neues Tagbl. Nr. 124, 9. Sch., Justinus Kerner und Josephine Scheffel. Neues Tagblatt N. 159, 9.
Kienzle, Ambrosius, Pater, Kirchenmusiker. Staatsanzeiger 997.
Klenk, Cyprian, Pater. Neues Tagblatt Nr. 36, 3.
Klemm. Maier, Nachrichten der Kirchenbücher von Reutlingen über die Familie Klemm. Klemms Archiv 2, 182—183. — Derselbe, Klemm in Metzingen unter Urach. Ebendas. 2, 181—182.
Klemm, Richard, Oberingenieur. Klemms Archiv 2, 145—148.
Klemm v. Rappach. Klemms Archiv 2, 183—184.
v. Klemm, Joh. Friedr., Oberamtmann. Gundert, Klemms Archiv 2, 148—150.
Knödler, Christoph, Schullehrer. Lehrerbote 46—47.
Knoll, Oberbaurat. Zur Erinnerung an Oberbaurat Knoll. Schwäb. Kronik Nr. 260, 5.
Koch, Oberamtsbaumeister. Blätter des schwäb. Albvereins 17, 406.
Kocher, Joh., Präparator. Neues Tagblatt Nr. 163, 6.
v. Königsegg, Berthold, Graf, Bischof v. Verden. V. Schweitzer, Wahl des Grafen Berthold in Königsegg zum Bischof von Verden im Jahr 1129. Römische Quartalschrift 19, Heft 1—2.
Kopf, v., Joseph, Bildhauer. H. Schreiber, Biogr. Jahrbuch und deutscher Nekrolog 8, 87—90.
Krauß, Franz, Maler. P. Beck, Diözes.Archiv von Schwaben 23, 17—20.
Kuen, Landtagsabgeordneter. Staatsanzeiger 629. Schwäb. Kronik Nr. 181, 6.
Kullen. W. Busch, Aus einem schwäbischen Dorfschulhause. Elberfeld, Buchhandlung der evang. Gesellschaft 1906.
Kullen, Johannes, Lehrer. B., Johannes Kullen. Ein Lebensbild. Lehrerbote 36—38.
Kurz, Alfred, Arzt. Staatsanzeiger 369. Neues Tagblatt Nr. 55,2.
Kurtz, Gustav, Großfuhrhalter. Staatsanzeiger 1251. Schwäb. Kronik Nr. 356, 3.
Kurz, Hermann. J. Kurz, Hermann Kurz in der Zeit seines Werdens. Süddeutsche Monatshefte, Heft 9—10. — Dieselbe, Erinnerungen an Hermann Kurz. Deutsche Rundschau, Augustheft. Schwäb. Kronik Nr. 349, 5—6; Nr. 452, 5.
Laib, Friedr., Pfarrer, Kunsthistoriker. F. Lauchert, Biogr. Jahrb. und deutscher Nekrolog 8, 68—69.
Lamparter, Gregor, Kanzler. W. Ohr, Lamparters Sold. Württ. Vierteljahrsheft 14, 71—80.
Lell, Oberamtsbaumeister. Schwäb. Kronik 410, 5.
v. Lengefeld, Louise. F. Jonas, Marbacher Schillerbuch. J. G. Cotta.

Digitized by Google

Liebendörfer, Eugen, Missionsarzt. J. Kammerer, Leben und Wirken des Missionsarztes E. L. Stuttgart, Verein für ärztliche Mission.

Liſt, Friedrich. Wetzel, Fr. L., Schwäb. Kronik Nr. 406, 5. — M. Höltzel, Friedr. L., Neues Tagblatt Nr. 206, 9—10. — v. Schönberg, Staatsanzeiger 2755. — H. Losch, Über das Verfahren gegen den württ. Landtagsabgeordneten Friedr. Liſt. Süddeutsche Monatshefte Heft 5. (A. E. Adam, dagegen. Ebendaſ. Heft 7). — H. Losch, Heinr. Treitschke und Gustav Rümelin über das Verfahren gegen Liſt. Schwäb. Kronik Nr. 82, 9. — A. E. Adam, Die Ausschließung Friedr. Liſts von der württ. Kammer der Abgeordneten. Schwäb. Kronik Nr. 118, 9. — Ölgemälde Friedr. Liſt. Staatsanzeiger 1367.

Lohbauer, Th. G. R. Krauß, Die älteſte Stuttgarter Jugendzeitung. Neues Tagblatt Nr. 69, 9

Lohrmann, Oberamtsarzt. Schwäb. Kronik Nr. 227, 6. Neues Tagblatt Nr. 113, 3.

v. Marchtaler, Anton, Generalleutnant. Lorenzen, Biograph. Jahrbuch und deutſcher Nekrolog 8, 212–213.

Märklin, Edmund, Profeſſor. Staatsanzeiger 987.

Marſchall, Profeſſor. Staatsanzeiger 1305. — Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 336.

v. Martens, E. C. B. Klunzinger, Zum Andenken an E. v. Martens. Stuttgart.

v. Martens, Oberamtsrichter. Schwäb. Kronik Nr. 353, 5. — Neues Tagblatt Nr. 179, 3. — Blätter des ſchwäb. Albvereins 17, 335—336.

Mauch, Friedr., Apotheker. Neues Tagblatt Nr. 171, 3.

Mayer, Julius Robert. S. Friedländer, Klaſſiker der Naturwiſſenſchaften, herausg. von L. Brieger — Waſſervogel. 1. Bd., Leipzig, Th. Thomas. — Derſelbe, Aus dem Leben Robert Mayers. Med. Corr.Blatt 75, 325—327, 345—347.

Mayer, Otto, Staatsanwalt. Neues Tagblatt Nr. 790, 2.

Megiſer. M. Doblinger, Hieronymus Megiſers Leben und Werke. Mitteilungen des Inſtituts für öſt. Geſchichtsforſchung 26, 431—478.

Memminger. Th. Schön, Reutlinger Geſch.Blätter 16, 69.

Meßner, Chriſtian, Fabrikant. Schwäb. Kronik Nr. 515, 5; Neues Tagblatt Nr. 259, 3; Jubiläumsfeier in Troſſingen, Aus dem Schwarzwald 13, 241—243.

Mittler, Emil, Kommerzienrat. Schwäb. Kronik Nr. 410, 5.

v. Mohl, Hugo. Schwäb. Kronik Nr. 165, 5.

Mörike, Eduard. R. Krauß, Eduard Mörikes ſämtliche Werke mit Biographie Mörikes. Leipzig, Max Heſſe. — J. Schall, Ed. Mörike und Wilh. Waiblinger am Theol. Stift in Tübingen. Tägliche Rundſchau Nr. 210 und 211. — Krockenberger, Ed. Mörike als lyriſcher Dichter. Ludwigsburger Geſch.Blätter IV. — R. Krauß, Ed. Mörike und ſeine Braut Louiſe. Der Türmer, Septemberheft. — Maier-Pfullingen, Mörikes Teſtament. Beilage zur Allg. Zeitung Nr. 228. — E. P—r., Der verkannte Mörike. Schwäb. Kronik Nr. 182, 5. — R. Krauß, Neue Mörikebriefe. Literar. Echo, 2. Februarheft.

Morlok, Georg Baurat. Staatsanzeiger 1239. — Neues Tagblatt Nr. 178, 2.

Moſer, Friedr. Karl. K. religiöſe Bedenken, beſprochen von Fr. K. Moſer. Kirchlicher Anzeiger 141—142.

Moſſa, Immanuel, Arzt. Zum Gedächtnis Dr. N. Immanuel Moſſas. Saat auf Hoffnung 42, 54. — Friede über Israel 2, 2, 3—13; Zions Freund VII, 6, 61—63.

Motz, Karl. Böckh und Hacker. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 101—103.

Digitized by Google

Müller, Jakob, Bildhauer und Steinmetz. M. v. Rauch, Württ. Vierteljahrshefte 14, 85—96.

Multscher s. Ortsgeschichte unter Wurzach. — Effinger, Über den Ulmer Meister Hans Multscher und seine in England entdeckten Gemälde. Schwäb. Kronik 109, 6. — Überreste des ältesten Bildnisses von Hans Multscher im Münster in Ulm. Ebendas. Nr. 493, 7.

Mürdel, Pfarrer. Schwäb. Kronik Nr. 285, 6.

Nagel, Heinr., Hofwerkmeister. Staatsanzeiger 1321.

Natter, Lorenz, Edelsteingraveur. P. Beck, Anzeiger vom Oberland Nr. 75, 1—2, auch separat Biberach 1905.

Neckelmann, Sfjöld, Prof., Architekt. Biograph. Jahrb. und deutscher Nekrolog 8, 169—170.

Necker. G. Necker, Ein Beitrag zur Geschichte und Genealogie der Familie Necker. Beil. Beilage des Staatsanzeigers 271—272. — L. Olenheimer, Die Necker in Nürtingen. Herald.-geneal. Blätter für adelige und bürgerliche Geschlechter 1, 11—12, 26—27.

Neher, Kaspar, Rechtsanwalt. Schwäb. Kronik Nr. 281, 6.

v. Neipperg, Gräfin Rosa, geb. Prinzessin Lobkowitz. Schwäb. Kronik Nr. 81, 5. — Neues Tagblatt 1905 Nr. 41, 3. — Wiener Abendpost Nr. 38, 5.

Neubert. Marquard, Glockengießerei im 18. Jahrhundert von Neubert. Ludwigsburger Zeitung Nr. 70, 71.

Neumann, Balthasar, Architekt. K., B. N., Der Hofarchitekt des Grafen Schönborn im 18. Jahrhundert und seine Tätigkeit in Ellwangen. Beil. Beilage des Staatsanzeigers 31—32.

Oelenheinz, Friedrich, Maler. Schwäb. Kronik Nr. 536, 5.

Ostermayer. Paul K. Ostermeyer, Die Ostermayer alias Ostermeyer von Biberach an der Riß (Württemberg). Königsberg, Ostpreußen. Ostpreuß. Druckerei und Verlagsanstalt.

Ottenbacher, Karl, Bankier. Neues Tagblatt Nr. 230, 3.

v. Ow. M. Dunker, Zur Geschichte des Hohenberger Lehens der Herren v. Ow zu Öschingen. Reutlinger Gesch.Blätter 16, 70—80, 92—96.

v. Palm, Freifrau Elise, geb. v. d. Hoeven. Staatsanzeiger 1905, 1083.

Paulus, Beate. Beate Paulus, geb. Hahn, oder was eine Mutter vermag? Stuttgart, Chr. Belser.

Petersen, Joh. Wilh. J. Giesel, Warum ist Bibliothekar Joh. Wilh. Petersen 1794 aus den herzoglichen Diensten entlassen worden? Württ. Vierteljahrshefte 19, 191—204.

Pfaff, Ch. M. E. Preuschen, Protest. Realenzyklopädie 15, 233—237.

Pfister, Wilh. Staatsanzeiger 1239.

Pfizenmaier, Schultheiß. Neues Tagblatt Nr. 44, 3.

v. Phull. Gothaisches genealog. Taschenbuch der adeligen Häuser 7, 576—578.

Pichler, Hauptmann. Staatsanzeiger 1083.

Planck, Gottlieb Jakob. P. Tschochert, Protest. Realenzyklopädie 15, 472—477.

Planck, Karl Christian, Philosoph. G. Dietz, Abhandlungen von K. Chr. Planck. Beilage zur Allgem. Zeitung Nr. 134. — O. Umfried, Deutsche Geschichte und deutscher Beruf (K. Chr. Planck). Friedensblätter, Juli. — K. Planck, Zu K. Chr. Plancks Gedächtnis. Protestantische Monatshefte Nr. 6, 7. — O. L. Umfried, Das Recht und seine Durchführung nach K. Chr. Planck. Archiv für Ge-

Digitized by Google

schichte der Philosophie 17, 1, 60—93. — E. Gös, Deutsche Geschichte und deutscher Beruf (K. Chr. Planck). Protestantenblatt Nr. 25. — J. Weitbrecht, Planck. Hilfe Nr. 29. — G. Traub, Zur Erinnerung an K. Chr. Planck. Christliche Welt Nr. 43. — Günther, Kirchl. Anzeiger 209—210. — R. P., bes. Beilage des Staatsanzeigers 81—86. — Schwäb. Kronik Nr. 266, 5. — J. Gmelin, Zum Gedächtnis K. Chr. Plancks. Neckarzeitung Nr. 131, 134. — Th. Kl(aiber), Zur Erinnerung an K. Chr. Planck. Nationalzeitung Nr. 349. — A. Baumeister, Ulmer Tagblatt Nr. 131. — G. Traub, Ein Prophet des Rechts. Straßburger Zeitung Nr. 32.

Platen. Platen und die Württemberg. Schwäb. Kronik Nr. 220, 9. — Sch., Platen in Württemberg. Neues Tagblatt Nr. 91, 1.

Plieksburg, Ernst, Apotheker. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 335.

Preuner, Karl, Pfarrer. Staatsanzeiger 389.

Probst, J., Pfarrer. Schwäb. Kronik Nr. 119,5. Neues Tagblatt Nr. 60, 4.

Pirker, Marianne. E. Holzer, Zur Biographie der Marianne Pirker. Württ. Vierteljahrshefte 14, 234—236.

Rapp, v., Adolf, Direktor. Staatsanzeiger 75. — Schwäb. Kronik Nr. 23, 7, Nr. 21, 5. — Neues Tagblatt Nr. 12, 3.

Reicherter, Oberamtstierarzt. Staatsanzeiger 761.

Reischle, Max, Professor. Reform. Kirchenzeitung 52. — H., Schwäb. Kronik Nr. 585, 7. — Neues Tagblatt Nr. 29, 3.

Richard, Wolfgang. P. Beck, Der Ulmer Humanist und Arzt W. Richard. Med.-Corr.Blatt 75, 114—115. — Derselbe, Richard und der medizinische Aberglauben. Ebendas. 93—95.

Riedmüller, Bernard, aus Rot in Oberschwaben. P. Beck, B. Riedmüller, Führer der vorarlb. Aufständischen 1809. Allgäuer Volksfreund Nr. 83; Anzeiger vom Oberland, Biberach, Nr. 156—157; Anzeiger für den Bezirk Bludenz vom 15. Juli 1905.

Rieger, General. Mittel des Generals v. Rieger gegen die Fahnenflucht. Schwäb. Kronik Nr. 455, 5.

Rösch, Gustav. Eb. Nestle, Kirchlicher Anzeiger 150—151.

Rösler, Im., Redakteur. Schwäb. Kronik Nr. 107, 9. — Neues Tagblatt Nr. 58, 2.

Rucker, Helene, geb. Magenbuch. G. Bossert, Die alte Frau Hofapothekerin. Bes. Beilage des Staatsanzeigers 46—51.

Ruckgaber, Emil, Professor. Staatsanzeiger 1001.

Rümelin, Gustav. E. Schneider, Ein Brief G. Rümelins an Heinrich v. Treitschke. Württ. Vierteljahrshefte 14, 64—70.

Rupprecht, Apotheker. Schwäb. Kronik Nr. 186, 6.

Sailer, Sebastian. M. Johner, Drei bisher unbekannte Schuldramen des P. Sebastian Sailer. Diöces.Archiv v. Schwaben 23, 20—25.

Sattler, Th. Schön, Reutlinger Gesch.Blätter 16, 30.

Sauer, Wilh., Professor. Staatsanzeiger 609. — Schwäb. Kronik Nr. 173, 5.

Saul, Daniel, Journalist und Dichter. Th. Lesch, Biograph. Jahrbuch und deutscher Nekrolog 8, 213—215.

Schaible, F., Handwerkskammersekretär. Gewerbeblatt 215; Staatsanzeiger 1091.

Schäfer, Leonhard, Bürgerausschußmitglied. Schwäb. Merkur Nr. 527, 3.

Schäffle, Minister. Ld. V. Tobolka, Schäffles Memoiren. Nase Doba (unsere Zeit) 12, Heft 10.

Digitized by Google

Schanz, v., Paul, Professor. X., Münchener Allgem. Zeitung, Beilage 137, 481 ff. — Staatsanzeiger 889. — Neues Tagblatt Nr. 127, 3.

Scharffenstein, General. Th. Mauch, Ein Jugendfreund Schillers. Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 365—366.

Scheffauer, Philipp Jakob, Bildhauer. Kerler, Zur Lebensgeschichte des Bildhauers Ph. J. Scheffauer. Bes. Beilage des Staatsanzeigers 94—99.

Scheffel, M. Geburtshaus der Mutter Scheffels in Oberndorf. Schwäb. Kronik Nr. 36, 5—6; Neues Tagblatt Nr. 18, 2. — Scheffels Mutter. Aus dem Schwarzwald 13, 220—222. — J. Prölß, Scheffels schwäbische Vorfahren und sein Ekkehard. Schwäb. Kronik Nr. 509, 9—10. — Vier Scheffelbriefe an Professor Dr. Ludw. Schmid in Tübingen. Bes. Beilage des Staatsanzeigers 297—300.

Schelling, Philosoph. G. Runze, Zum 50jährigen Todestag Schellings. Illustrierte Zeitung 1904, 230.

Schickardt, Heinrich, s. Ortsgeschichte unter Waldenbuch. — J. B., Schickhardts Arbeiterfürsorge. Bes. Beilage des Staatsanzeigers 204—206. — B. Pfeiffer, Das Hauptwerk des Baumeisters Heinr. Schickhardt. Repertorium für Kunstwiss. 1904. — Braun, Beilage zur Allgem. Zeitung 1905, 75—77.

Schiller. Maier, Schillergenealogie. Württ. Vierteljahrshefte 14, 130—190. — Über Schillers Vorfahren. Schwäb. Kronik Nr. 131, 7. — Noch einmal Schillers Vorfahren. Ebendas. Nr. 175, 5. — E. Sch., Schillers Abstammung. Ebendas. Nr. 177, 5. — G. M., Zur Schillergenealogie. Staatsanzeiger, 801—802. — E. Heyer, Stammbaum der Familie Schiller. Deutscher Herold 36, 134—135, 148. — Über Schillers Vorfahren. Archiv für Stamm- und Wappenkunde 5, 165—166. — Tägliche Rundschau vom 26. März 1905. — Schillers Wappen. Deutscher Herold 36, 95. — P. P. Albert, Die Schiller von Herdern. Freiburg, F. E. Fehsenfeld. — R. Krauß, Schillergenealogie. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Heft IV.

Schiller, Charlotte. H. Mosapp, Charlotte v. Schiller. 3. Aufl. Stuttgart, Max Kielmann. — J. Wychgram, Charlotte v. Schiller, Frauenleben VI. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1904. — A. Bär, Charlotte v. Lengefeld als Freundin und Braut Schillers. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger. — B. Seuffert, Zehn Briefe von Charlotte Schiller. Euphorion 12, 450—470. — A. Pick, Zwei Billets von Angehörigen Schillers (1. Charlotte Schiller, 2. Karoline Schiller). Euphoris 12, 470—472. — J. Petersen, Schillers Witwe. Marbacher Schillerbuch. Stuttgart, J. G. Cotta.

Schiller, Christophine. Braun, Chr. Schiller, Schillers Lieblingsschwester. Ein Lebensbild. Berlin, Stahn 1902.

Schiller, Ernest. R. Schmidt, Schillers Sohn Ernest. Neue Ausgabe. Paderborn, F. Schöningh.

Schiller, Friedrich. (Aufgenommen ist nur das rein biographische und das auf Württemberg bezügliche. Wegen des übrigen s. Jahresbericht der Geschichtswissenschaft 1905). — L. Bellermann, Lebensbild Schillers. Dichter und Darsteller. Bd. 7. Leipzig, C. A. Seemann 1901. — K. Berger, Schiller. Sein Leben und seine Werke. 1. Band. München, E. H. Beck. — E. L. Bulwer, Schillers Leben und Werke. Deutsch von H. Kletke. 2. Aufl. Berlin, F. Dümmler. — O. Harnack, Schiller. 2. und 3. verbesserte Aufl. 2 Bände. Geisteshelden. Führende Geister. 29, 29 Bd. Berlin, E. Hofmann und Comp. — G. Roennecke, Schiller. Eine Biographie. Marburg, N. G. Ellwert. — E. Kühnemann, Schiller. 1. und

Digitized by Google

2. Aufl. München, C. H. Beck. — O. E. Lessing, Schillers Leben. Zur Schillerfeier 1905. — E. Palleske, Schillers Leben und Werke. 15. Aufl. Stuttgart, Karl Krabbe (Erich Gußmann). — J. Wychgram, Schiller. Bielefeld, Velhagen und Klasing. — E. Müller, Intimes aus Schillers Leben. Berlin, A. Hofmann und Comp. — K. Landsteiner, Von Marbach nach Wien. Österr. Rundschau 2, Heft 26. Wien, Karl Konegen. — R. Krauß, Friedr. Schiller und die Marbacher Lateinschule. Ludwigsburg. — J. Giefel, Hat Schiller die 1768 in Ludwigsburg errichtete 4. Klasse der Lateinschule besucht? Ludwigsburger Zeitung, Gedenknummer zum 9. Mai 1905. — K. Klement, Ausschnitt aus einem Lateinheft in der Septina. Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums im XIX. Bezirk in Wien. — B. Pfeiffer, Schiller und die Karlsschule. Marbacher Schillerbuch. — R. Krauß, Aus den Schillerakten der Militärakademie. Gartenlaube Nr. 17. — Derselbe, Schiller auf der Krankenstube der Akademie und die Entstehung der Räuber. Allgem. Zeitung, Beilage, 20. Januar. — C. A., Ein Jugendgenosse Schillers. Neues Tagblatt Nr. 96, 1—2. — Schiller und Ludwigsburg. Schwäb. Kronik Nr. 121, 5. — R. Steig, Schillers Graubündener Affaire. Euphorion 12, 234 bis 262. — Schiller und die Graubündner. Neues Tagblatt Nr. 50, 1, — W. Widmann, Stuttgarter Schillerchronik. Ebendas. Nr. 114, 115 je 1—2, Nr. 119, 9—10, Nr. 118, 1—2. R. Krauß, Schiller und die Schwaben. Über Land und Meer, 2. Mai 1905. — Das Stuttgarter Schillerhaus. Neues Tagblatt 96, 1. — H. Magnus, Schiller als Arzt. Aus der deutsch.-medizin. Wochenschrift. Leipzig, L. Threne. — Weigelin, Schiller als Arzt. Med.Corr.Bl. 75, 337—345, 361—370, 385—391. — Andreas Streicher, Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785. Neu herausg. von H. Hofmann. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts Nr. 134. 3. Folge, Nr. 14. Berlin, B. Behr. — R. Krauß, Spiegelungen des Karl Eugenschen Zeitalters in Schillers Jugenddramen. Württ. Vierteljahrshefte 14, 107—129. — St. Makar, Die Gustel von Blasewitz. Beitrag zur Schillerfeier. Würzburg, N. Philippi. — E. Müller, Ein Besuch im Schillerhaus zu Gohlis. Schwäb. Merkur Nr. 388, 1. — Derselbe, Auf Schillers Spuren in Weimar. Neues Tagblatt Nr. 217 und 219 je 1—2. — H. Koegler, Wie Schiller geadelt wurde. Deutscher Herold, 36, 223—229. — J. Rodenberg, Schiller in Berlin. Deutsche Rundschau, Heft 8. — A. Pick, Schillers Reise nach Berlin im Jahre 1804. Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. 40. Heft. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. — A. Stölzel, Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin. Berlin. — Schillers Kollegien in Jena. Schwäb. Merkur Nr. 479, 1. — F. Dürr, Schillers Aufenthalt in Heilbronn. Neckarzeitung Nr. 105. — Th. Mauch, Schiller in Heilbronn. Ebendas. 1904 Nr. 290. — R. Krauß, Die Erstaufführungen der Schillerschen Dramen auf der Stuttgarter Hofbühne. Euphorion, Heft 3, 599—627. — Derselbe, Schiller auf der Hofbühne seines Heimatlandes. Bühne und Welt, 1. Maiheft. — E. Klotz, Schiller als Redakteur. Der Türmer, Maiheft. — J. Petersen, Schiller als Redakteur eigener Werke. Euphorion 12, 42—77. — A. Kohut, Schiller und die Frauen. Oldenburg, Schulze. — K. Graebert, Schillers Familienleben. Berlin, G. Nauck. — Wychgram, H. Lange und G. Bäumer, Schiller und die Seinen. Berlin, L. Oehmigke. — H. Fischer, Schiller und die Seinigen bei Hermann Kurz. Marbacher Schillerbuch. — H. L. Graef, Aus Schillers letzten Tagen. Eine ungedruckte Aufzeichnung von Karoline v. Wolzogen. Privatdruck. — W. v. Humboldt, Über Schillers Tod. Mitgeteilt von E. Schmidt.

Digitized by Google

Marbacher Schillerbuch. — Wie Schillers Tod in der schwäb. Heimat bekannt wurde. Schwäb. Kronik Nr. 206, 5. — C. F—H., Eine Totenfeier für Schiller im Jahre 1805. Beil. Beilage des Staatsanzeigers 73—74. — Schillerbildnisse. Schwäb. Merkur Nr. 140 und 197 je 1. — P. Weizsäcker, Christophinens Schillerbilder. Marbacher Schillerbuch. J. G. Cotta. — Th. Mauch, Schiller-Anekdoten. Berlin, R. Lutz. — Auch eine Schillererinnerung. Schwäb. Kronik Nr. 115—209 je 5. — D. Koch, Schiller und die schwäb. bildende Kunst. Beil. Beilage des Staatsanzeigers 145—152. — Ludwig Keller, Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus (Beziehungen zur Freimaurerei). Monatshefte der Comeniusgesellschaft XIV, S. 61—145. — H. Schulz, Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen. Jena, E. Diederich.

v. Schiller, Freiherr Friedrich. Ein Enkel Friedrich Schillers in der österr. Armee. Wiener Abendpost Nr. 78, 1—2.

Schiller, Johannes. A. E. Adam, Zwei Schillerbeiträge. 1. Johannes Schiller und sein Sohn Adam Bäcker in Bittenfeld, 2. Schillers Vater. Beil. Beilage des Staatsanzeigers 9.

Schiller, Johann, Arzt. P. Beck, Der erste englische Schweißdoktor Dr. Johann Schiller aus Riedlingen 1531. Med.Corr.Blatt 75, 57.

Schiller, Joh. Friedr., Buchdrucker in Mainz. Neues Tagblatt Nr. 175, 2.

Schiller, Joh. Kaspar. R. Krauß, Die amtliche Tätigkeit J. K. Schillers auf der Solitude. Schwäb. Wochenblatt vom 18. und 25. Februar 1905.

Schiller, Karl. E. Müller, Neue Mitteilungen I. Aus dem Nachlaß von Schillers Sohn Karl. Euphorion 12, 416—418. — G., Eine Schillererinnerung (seines Sohnes Taufe in Ludwigsburg). Schwäb. Kronik Nr. 78, 1—2.

Schiller. P., Nannette Schiller. Schwäb. Kronik Nr. 197, 11.

Schilling, Johannes, Oberamtsbaumeister. Staatsanzeiger 375.

Schloßberger, v., August, Staatsrat. Blätter für das Armenwesen 58, 24. — Staatsanzeiger 169. — E. S., Schwäb. Kronik Nr. 46, 5. — Neues Tagblatt Nr. 25, 3.

Schmid, Pfarrer. Schwäb. Kronik Nr. 452, 5.

Schneckenburger, Eugen, Landtagsabgeordneter. Staatsanzeiger 1343; Schwäb. Kronik Nr. 385, 5; Neues Tagblatt Nr. 195, 2.

Schnitzer, Karl Fr. Zur Erinnerung an Karl Fr. Schnitzer. Schwäb. Kronik Nr. 575, 7.

Schönlin, Georg, Kanonikus. Eb. Nestle, Georg Schönlin von Schorndorf, Kanonikus von Sindelfingen. Blätter für württ. Kirchengeschichte, N. F. 9, 96.

Schoffer, Bonaventura, Generaloberin der Franziskanerinnen in Reute. Schwäb. Kronik Nr. 421, 7.

Schott, Otto, Rechtsanwalt. Schwäb. Kronik Nr. 480, 6, 485, 5; Neues Tagblatt Nr. 242, 3.

Schubart. E. Holzer, Schubart als Musiker. Darstellungen aus der württ. Familie. Bd. 2. Stuttgart, W. Kohlhammer. — P. Beck, Aus dem Briefwechsel Schubarts und Lavaters. Wissensch. Beilage der Germania Blätter für Literatur, Wissenschaft und Kunst Nr. 33, 257—260. — Derselbe, Briefwechsel zwischen Schubart und Lavater über den Wundertäter Gaßner. Alemannia, N. F. 6, Heft 1.

Schuch, Franz, Schauspieldirektor. R. Krauß, Franz Schuch mit seiner deutschen Schauspielertruppe. Schwäb. Kronik Nr. 106, 9.

Schuchlin, Hans, Ulmer Maler. Effinger, Schwäb. Kronik Nr. 579, 5. — F. Haack,

Digitized by Google

Hans Schüchlin, der Schöpfer des Tiefenbrunner Hochaltars. Mit 4 Lichtdr. Tab. Straßburg, Heits.

Schulz, Pauline, Kommerzienratsgattin, Mitbegründerin des Schwäb. Frauenvereins. Schwäb. Kronik Nr. 144, 5.

Schüz, Theodor, Maler. D. Koch, Th. Schüz, Ein Maler für das deutsche Volk. Stuttgart, J. F. Steinkopf.

Schwab, Gustav. Völter, ein Brief Fr. Rückerts an G. Schwab. Bes. Beilage des Staatsanzeigers 203—204.

Schwenzer, Karl, Hofmedailleur. Neues Tagblatt Nr. 7, 1.

Seehofer, Arsacius. Kolde, Arsacius Seehofer und Arpula v. Grumbach. (Schluß.) Beiträge zur bayr. Kirchengeschichte XI, 4, 144—148.

v. Seeger, Hermann, Strafrechtslehrer. A. Teichmann. Biograph. Jahrbuch und deutscher Nekrolog 8, 198—199.

Seyffardt, Karl, Obersteuerrat. Schwäb. Kronik Nr. 194, 5. — Neues Tagblatt Nr. 98, 3.

Sigwart, Christoph, Philosoph. G. Maier, Beilage zur Allgem. Zeitung 1904, Nr. 181. — G. Necker, Kirchlicher Anzeiger 13, 276—278.

v. Siegle, Gustav, Geh. Kommerzienrat. Staatsanzeiger 1588. — Schwäb. Kronik Nr. 472, 5, Nr. 473, 5—6, Nr. 475, 5, Nr. 476, 5, Nr. 478, 5—6, Nr. 480, 5—6. — Neues Tagblatt Nr. 228, 3, Nr. 241, 3. — Gewerbeblatt 334.

Sixt, Gustav, Prof. E. Gr., Fundberichte aus Schwaben 11, 1—2.

Souchay, Theodor, Dichter. Joh. Saß, Biograph. Jahrbuch und deutscher Nekrolog 8, 170—171.

Spenlin, Hans. P. Beck, Hans Spenlin. Med.Corr.Blatt 75, 772.

Staehle, Karl, Gemeinderat. Blätter für das Armenwesen 58, 24. — Schwäb. Kronik Nr. 56, 5. Staatsanzeiger 207. — Neues Tagblatt Nr. 242, 3.

v. Staelin, Christoph Friedr. E. S., Schwäb. Kronik Nr. 355, 5.

Ständlin. R. Krauß, Zu Gotthold Ständlins Ausgang. Württ. Vierteljahrshefte 14, 81—84.

Steiner, Kilian. G. Schmoller, Biograph. Jahrbuch und deutscher Nekrolog 8, 162—169.

Steinhauser. J. Merz, Steinhausers Wandgemälde in der Hospitalkirche zu Stuttgart. Christl. Kunstblatt 48, 7, 193—199.

Steinheil. M. Reimann, Herald.-geneal. Blätter für adelige und bürgerliche Geschlechter 2, 73—74.

Steinmayer, Pfarrer. Neues Tagblatt Nr. 296, 3.

Stemi. Th. Schön, Reutlinger Gesch.Blätter 16, 13.

Steudel, Adolf, Philosoph. M. Schneidewin, Beilage zur Allgem. Zeitung Nr. 163, 115 ff.

Steudel, Albert. W. Lang, Biograph. Jahrbuch und deutscher Nekrolog 8, 106—117.

Steudel, Wilh., Sanitätsrat. Pagel, Biograph. Jahrbuch und deutscher Nekrolog 8, 106.

Stiegele, Paul, Domkapitular. L. Rieg, Gedenkblätter aus dem Leben und schriftlichen Nachlasse des Domkapitulars Paul Stiegele. Rottenburg, W. Bader. — F. Lauchert, Biograph. Jahrbuch und deutscher Nekrolog 8, 69.

Stockmayer, Edmund, Rektor. Schwäb. Kronik Nr. 22, 6, Nr. 23, 9.

Stooß, Professor. Staatsanzeiger 1785.

Digitized by Google

Storr, Christian Gottlob, Prälat. T. B., Hausregeln des sel. Prälat. und Oberhofpredigers Dr. Christian Gottlob Storr. Evang. Kirchenbl. 66, 61.

Strauß, David Friedr. Th. Ziegler, Zur Biographie von D. Fr. Strauß. Deutsche Revue, Mai 169 ff., Juni 342—351, Juli 99—108. — E. Müller, Ein Brief von D. Fr. Strauß an Theobald Kerner. Neues Tagblatt Nr. 147, 1.

Ströle, Dekan. Schwäb. Kronik Nr. 159, 6.

Süskind, Gustav Adolf. J. Schall, Zum Gedächtnis von Gustav Adolf Süskind. Evang. Kirchenbl. 66, 201—205.

Süß-Oppenheimer. H. Hayn, Bibliographie über Jud Süß-Oppenheimer. Zeitschrift für Bücherfreunde, Februarheft.

v. Taubenheim, Graf Wilh. O. Sch., Zum Gedächtnis des Grafen Wilh. v. Taubenheim. Schwäb. Kronik Nr. 177, 5. — M., Graf Wilh. v. Taubenheim. Neues Tagblatt Nr. 89, 9.

Tesdorpf, Ludw., Fabrikant. Staatsanzeiger 1079. Gewerbeblatt 215. Neues Tagblatt Nr. 149, 4, Nr. 152, 2—3.

Teufel, Stabsarzt. Staatsanzeiger 925; Neues Tagblatt Nr. 129, 3, Nr. 132, 3.

Treidler, Adolf, Professor, Maler, Schwäb. Kronik Nr. 581, 5.

Truber, Primus. W. Smid, Primus Truber, ein bisher ungedruckter Brief aus Derdingen, 24. Mai 1583 an die Landschaft in Krain über den Druck der windischen Bibel. Mitteilungen des Musealvereins für Krain 1904, Heft 3 und 4.

Tscherning, O. F. Tscherning, Tscherningsches Vergißmeinnicht. Altes und neues über die Familie Tscherning aus Bunzlau in Schlesien. Hirschhorn, Selbstverlag 1905.

Uhland, Ludwig. E. M., Ein Brief Uhlands. Schwäb. Kronik Nr. 402, 1. — Das Bild Uhlands. Ebendas. Nr. 243 und 248 je 5. — Des Sängers Fluch. Ebendas. Nr. 442, 5—6. — R. Sch., Uhland als Philhellene. Ebendas. Nr. 17, 7. — J. Prölß, Uhlands Ballade des Sängers Fluch. Gegenwart Nr. 37. — E. Müller, Ein unbekanntes Gedicht Uhlands. Neues Tagblatt Nr. 166, 1.

v. Urach, Konrad. A. Clément, Revue Bénedictine 22, 1 und 2.

Veiel, Ludwig, Reichsgerichtsrat. Schwäb. Kronik Nr. 424, 5, Nr. 432, 5. — Staatsanzeiger 1464. — Neues Tagblatt Nr. 214, 3.

Vetter, Karl, Konsul. Neues Tagblatt Nr. 218, 2.

Vischer. R. Vischer, Briefe des Ästhetikers Vischers. Süddeutsche Monatshefte. — H. Kerler, Schillerrede. Ulm.

v. Vischer-Ihingen, Johanna. Schwäb. Kronik Nr. 29, 8.

Völter. F. Völter, Das Völterbüchlein. Dritte Ausgabe nach dem Stand vom 1. Juli 1903. Eßlingen.

Wagner, Georg, Bürgermeister von Eßlingen. Th. B., Neues Tagblatt Nr. 97, 9.

Waiblinger, Wilh. R. Schäfer, W. Waiblinger, Eine Jahrhunderterinnerung. Beilage zur Allgem. Zeitung vom 21. November 1904 Nr. 267. — S. Eduard Mörike.

Waldbott v. Bassenheim. J. Giesel und Th. Schön, Stammtafel des mediatisierten Hauses Waldbott v. Bassenheim. 1901—2904.

v. Waldburg-Zeil, Graf Konstantin. Neues Tagblatt Nr. 73, 2.

Waewlin. Th. Schön, Reutlinger Gesch.Blätter 16, 13.

Weigle, Franz, Apotheker. Schwäb. Merkur Nr. 4, 3.

Weinheimer, Bankdirektor. Schwäb. Kronik Nr. 588, 6.

Widmann, Joh., von Heimsheim. P. Beck, Med.Corr.Blatt 75, 798—799.

Wieland. Wielandbriefe. Mitgeteilt und erläutert von B. Seuffert. Marbacher

Digitized by Google

Schillerbuch. — P. Weizsäcker, Wieland bei Napoleon. Bes. Beilage des Staatsanzeigers 185—189.

Wild, Karl, Schulrat. Neue Blätter aus Süddeutschland Nr. 2, 105—111.

Winckler, Joseph. Schwäb. Kronik Nr. 484, 5.

Wöhler, Eduard, Fabrikant. Neues Tagblatt Nr. 102, 3.

Wolbach, Wilhelm, Stadtrat. Staatsanzeiger 521.

v. Wölckern, General. Staatsanzeiger 851. — Schwäb. Kronik Nr. 241, 7. — Neues Tagblatt Nr. 122, 2, 124, 3. (Blum.)

Wolf, Hugo. Hugo Wolf in Schwaben. Neues Tagblatt Nr. 1, 1—2.

Wolfrid der Selige v. Nagold. Reiter, Reutlinger Gesch.Blätter 16, 16.

v. Wolzogen, Karoline. E. Müller, Aus dem Nachlaß von Karoline v. Wolzogen. Marbacher Schillerbuch. Stuttgart, J. G. Cotta. — Derselbe, Neue Mitteilungen. II. Aus dem Nachlaß Karolinens von Wolzogen. Euphorion 12, 418, 421.

Wurster, Oberamtsbaumeister. Schwäb. Kronik Nr. 409, 8. — Blätter des Schwäb. Albvereins 17, 406. — Staatsanzeiger 1409. — Schwäb. Kronik Nr. 413, 6. — Neues Tagblatt Nr. 207, 9.

Wüst, J., Professor. Neues Tagblatt Nr. 236, 3.

Wüst, Karl, Universitätsturnlehrer. Staatsanzeigrr 7. — Schwäb. Kronik Nr. 2, 5.

Zeller, Eduard, Jurist und Dichter. F. Brümmer, Biograph. Jahrbuch und deutscher Nekrolog 8, 185.

v. Zenger, Karl, Oberregierungsrat. Neues Tagblatt Nr. 2, 3.

Zumpe, Hermann. E. v. Possart, Hermann Zumpe. Persönliche Erinnerungen nebst Mitteilungen aus seinen Tagebüchern und Briefen. München, E. H. Beck. — M. Schillings, Hermann Zumpe. Biograph. Jahrbuch und deutscher Nekrolog 8, 14—15. — Von und über Hermann Zumpe. Neues Tagblatt Nr. 70, 90.

Digitized by Google

Register.

A.

Aa, von der 433.
Aachen 270. 548.
Aalen 187. 196. 222. 223. 242. 399.
Abälard 320.
Abeille 587. 588. 597.
Abel, Professor 574.
  Universitätsprofessor und Pädagogarch 86. 89.
Achalm 611.
Achalm, v., Graf L. 429.
Achern 427. 433.
Adalbert 267.
Adam, A. E. 365. 562. 625. 630.
  Hans, Vogt 356.
  Pfarrer 420.
Adelberg 308. 352. 453. 469. 470. 472. 473. 475. 513.
Adelshofer, U., Dr. 353.
Adolzfurt 101. 108. 110. 136.
Agricola 205. 214. 235.
  Rudolf 373.
Agrippa 189. 190. 195. 204.
  Fontejus 201.
Aidlingen 468.
Aich 472.
Aichelbach 467.
Aichele, C. F. 618.
Aichelhalden 469.
Aichlin 619.
Aktium 188.
Alanen 257.
d'Alanrac 597.
Alb 611.
Alba, Herzog 444.
Alber 619.
  Matth. 7. 9.
Albert, P. P. 628.
Alberti, v. 538.
Albertus Magnus 323. 330. 333.
Albrecht 78.
  J. 418.
  Propst von Ellwangen 356.
Aldingen a. d. Baar 53.
Alemannen 259. 262.
Alexander, Minorit 5.
  I., Kaiser von Rußland 395. 403. 599 ff.
  IV., Papst 518.
Alfo 191.
Allerheiligen, Kloster in Schaffhausen 295.
Allmersbach 467.
Alpirsbach 352. 469 f. 474. 611.
Altburg bei Calw 469.
Altdorf 107. 111. 173. 287. 405 f. 611.
Alteburg bei Heftrich 231.
Altenburg bei Reutlingen 474.
  i. S. 368 f. 374.
Altenmünster 611.
Altenriet 474.
Altensteig 467.
Altheim 424. 429. 431. 435.
Altingen 298. 306. 470.
Altkönig 206.
Altmannstein 221. 245.
Altmünfra 422. 427. 430 f. 433.
Altorfova 218.
Alvensleben, v., G., General 619.
Ambigatus, König 203.

Digitized by Google

Amelunxen, v., Otto, Domherr 374. 380 f.
Amilianus 261.
Ammer 619.
Ammern 513.
Ammianus Marcellinus 218.
Ammon, Dekan 411.
Amstetten 219.
Anclam 64.
Andler, Eberh. 177.
J. Chr., Vogt 472.
J. J., Vogt 469.
v., R. 619.
Andrea, J. V. 47. 151. 171.
Andrieux 595.
Anhausen 469.
Antoninus Pius 221. 232. 237. 241. 253. 255 f. 258.
Antonius Saturninus 206. 209.
Anwyl, v., J. Fr. 444.
Josine 444.
Argen 405.
Arioviſtus 188. 197. 199.
Ariſtoteles 328. 330.
Arlapus, Laupr. 529.
Arnold, Bernh. 619.
Pfaff 3.
Arnsberg, v., Graf 273.
Artopäus, Balth. 383.
Arx 286 f.
Aſchhauſen, v., Heinr. 280.
Aſchinger 619.
Aſpach 525.
Aſpan, v. 442.
Aſperg 353. 467.
Aſpern, v. 442.
Auberlen, Sam. Gottl. 568.
Auerbach, Berth. 619.
Auersperg, v. 442.
Augsburg 190. 210. 265. 368. 405. 473. 494. 512. 528. 538. 586. 601. 610.
Augſt bei Baſel 191. 218.
Auguſtus, röm. Kaiſer 188 f. 191 ff.
Auingen OA. Münſingen 447.
Aulber, Vogt 182.
Aurelius Viktor 218. 220. 228. 257.
Auſterlitz 401. 403. 406.
Avignon 297. 301. 306.
Avitus 222. 240.

B.

Bach, M. 544. 607 f. 616. 619.
v., 619.
Bachmeier 588.
Backmeiſter, Profeſſor 63.
Backnang 105 f. 111. 123. 169. 352. 467. 471. 473. 475.
Baden, Stift 468.
Baden, v., Markgrafen 422.
Agnes, Markgräfin 282. 418.
Friedrich, Markgraf 281. 282. 418.
Hermann, Markgraf 280. 519.
Karl, Markgraf 338.
Karl Friedrich, Kurfürſt 407.
Baden-Baden 220.
Bader, Chriſtine Regina 619.
Bahnbrücken 471.
Baier, Joach. 141.
Baindt 298. 611.
Baldeck auf Oswеil 444.
Baldinger, v., Major 619.
Balduin, Erzbiſchof von Trier 274. 276.
Baletti, Sängerin 568.
Balingen 352. 393. 494.
Ballwein, Stadtrat 416.
Baltzer 265.
Bamberg 514.
Bantlin 619.
Bär, A. 628.
Bardili, Prälat 56. 57.
Barter, Eberh., M., 2.
Bartholomäus, Abt von Herrenalb 356.
Bartſch 268. 270.
Barwaſſer, Arth., Pfarrer 619.
Baſel 6. 188. 191. 284. 322. 324 f. 512. 609.
Bataver 193.
Batz, v., Frhr. F., Oberſt 599. 600.
Frfrl. Amalie 600.
Bätzner, H., Stadtſchultheiß 620.
Bauch, G. 324 ff. 378.
Bäuerlin 275.
Bauer, Ludwig, Apotheker 620.
L., Kaufm. 1. 7. 16. 32. 82.
Baum, Jul. 103.
Baumann 552.
F. J. 289.
F. L. 289.

Digitized by Google

Baumann, Kollaborator 30. 38. 42.
Redakteur 620.
Bäumer, G. 629.
Baumeister, A. 627.
Baun, Fr. 622.
J. 615. 617.
Baur 620.
L. 314.
Projektor 83.
-Breitenfeld, v., K., General 620.
Bauschen 229.
Bawr, Stadtschreiber 470.
Bayern, Regentenhaus
Georg der Reiche, Herzog 350.
Heinrich, Herzog 547.
Karl VII., Kurfürst, d. K. 504.
Ludwig, d. K. 273 f. 276 f. 280. 284 bis 318. 519. 528. 550. 608.
Ludwig II., König 186.
Ludwig der Brandenburger 288.
Stefan, Herzog von Schwaben 288.
Wilhelm, Herzog 453. 460. 463. 465
Bazing 315.
Bebel, H. M. 4 ff.
Joh. 321. 334. 336.
Th. M. 33.
Bebenaich 522. 524 f.
Bebenburg, v., Leop., Bischof 620.
Bebenhausen 1. 2. 9. 40 ff. 286. 298. 306. 308. 333. 352. 468 ff. 505 f. 534. 611.
Beblenheim 103. 181.
Becht 620.
Beck 620.
G. Chr., M. 69.
J. T. 620.
P. 618 f. 624. 627. 631 f.
P. P. 378.
Beer, G. 138. 176.
Beerstecher, Bürgermeister 62.
Famulus 37.
Beger 620.
Behrend, Professor 620.
Beilstein 353. 468. 497.
Beinstein 226 ff. 475.
Belfort 107.
Belgrad 496.
Below, v., G. 337.
Bellershausen 113. 175.
Bellermann, L. 628.
Belschner 614. 616. 621.
Belz 620.
Bempflingen 475.
Benedikt XII., Papst 298. 303.
Bengel, J. A. 620.
Benger, O. 620.
Benningen 198 f. 210. 227. 254. 471.
Benz, G. Chr. 36.
Benzinger 620.
Berblin, J. Fr., Vogt 470.
Berchtesgaden 405.
Berchthold, Andr., M. 38. 41.
Berg (Stuttgart) 157.
Berger, K. 628.
Berkheim 212.
Berlin 495. 505.
Bermaringen 552.
Berneck 611.
Bernhausen 473 f.
Bernoldeshoven 428.
Bernstadt 608.
Bernstein 611.
Beromünster 301. 305.
Berr 620.
Berthelin, Barth. 8.
Berthier, Marschall 396.
Berthold, M., Präzeptor 24.
Bischof von Konstanz 550.
von Reichenau 264. 266. 271.
Erzbischof von Mainz 356.
Bertrand, franz. General 392.
Bertsch 620.
Besenfeld 433. 620.
Besigheim 468.
Besnitz, v. 442.
Besold, Rektor 24.
Bessarion, Kardinal 326.
Besserer, Ulmer Familie 536 ff. 544 ff.
Eitel Eberh. 520.
Heinr. 537. 539. 542.
Konr. 544.
Margar. 545.
Ulrich 544.
Betherane 433.
Bettelheim, A. 619.
Betz, Phil. Fr., Arzt 620.

Digitized by Google

Betzingen 611.
Beuggen 304.
Beuren 513.
Beurlin 103. 135.
J. J., M. 46. 48.
Beutel, Stadtschreiber 499.
Beutelsbach 226. 460. 463. 473.
Bezler 104. 128.
Biberach 534.
Biberstein, L. Fr. 60.
Prof. 63.
Bicklin, Heinr., Zimmermann 485.
Biechner, Mart., M. 8.
Biel, Gabriel 320.
Bier 620.
Bierer 620.
Bietigheim 57. 352. 468.
Bihler 620.
Bildechingen 427. 433.
Bilfinger, G. B. 620.
G. 610.
Finanzrat 412.
Generalleutnant 565.
Biller 620.
Billikan, Theob, 369 f.
Biltachingen 433.
Binder, Chr. 1.
Eb. 610.
F. P. 62.
Bingen 188.
Binsdorf 204.
Birch-Pfeiffer, Charl. 620.
Biringh 620.
Birkach 452.
Birkenfeld 472.
Birndorf 305.
Birten 190. 193.
Bischofszell 301.
Bisle 610.
Bismarck 186. 688.
Bissingen a. d. E. 470.
a. d. J. 471.
Bittelbronn 611.
Bittenfeld 135.
Bitterlin, Ulmer Geschlecht 537. 539. 551.
J. 538.
W. 535. 538 f. 551.
Bitterauf 608.
Bittrauf 403.
Blamont 110. 136.
Blarer 18. 386.
Blaubeuren 57. 308. 352. 374 f. 379. 406. 445. 467. 472. 475. 480. 571.
Bletzinger, Th. 608.
Blind 198.
Blumhardt, Chr. 620.
Böblingen 177. 215. 468.
Bochingen 620.
Böck, A. F. 1. 7. 18. 20. 76.
Böckh 625.
Böckingen 197. 210. 241. 243. 249. 254. v. 620.
Böcklin v. Böcklinsau, v., Frh., Fr. Fr. S. A. 563.
Boctey, v. 608.
Bodelshausen 36.
Böfingen 516. 521 ff. 534. 541.
Bofinger, G. 620.
Bofsheim 258.
Bögelin, Ulmer Geschlecht 537. 539.
Alb. 334.
Heinrich, Magister 539.
Böhm, W. 623.
Böhmen, von, Johann, König 277.
Karl IV., d. Kaiser 527 f.
Sigismund, d. K. 365.
Böhmer 287 ff.
Böhming 258.
Bohnenberger 610.
Prof. 90.
Böhringer 475.
Boildieu 597 f.
Boissingen 433.
Bojer 195.
Bolte, J. 494.
Boltenstern, v., O. 607.
Bombast von Hohenheim 620.
Bonagratia 313.
Bonaparte, Jérome, König von Westfalen 596. 607.
Napoleon I. 389 ff. 633.
Bondorf 472.
Bondörffer 620.
Bonfeld 199.
Bonlanden 474.
Bonn 193.

Digitized by Google

Bonndorf 406.
Bönnigheim 611.
Bonstetten, v., Herm., Abt 287.
Boos, H. 329.
Bopfingen 405. 611. 617.
Börnbistas 195.
Borne, Schloßvogt 114. 135.
Börschinger, E. 608.
Börstingen 428. 431.
Bösingen 428.
Böster 616.
Bossert, G. 368. 513. 609 f. 613. 627.
Hofdomänenrat 620.
Boßler 563.
Botnang 473.
Bottwar 352. 406. 468.
Boucard, Jean 323.
Boudicca, Königin 253.
Bouilly 596.
Bovillus 324.
Brack, Wenzesl. 4.
Brackenheim 352. 469.
Brackenheimer, Tob. 174.
Brackwanghof 224. 228.
Brait, A. 620.
Brandenburg, v., Markgrafen
Albrecht Achilles 323.
Friedrich 356.
Georg 370.
Johannes 323.
Sophie Margar. 150.
Brandenstein, v., G., General 620.
Brandi, K. 291.
Brandis, v., Eberh., Abt 293.
Brant, Sebast. 325.
Brassikanus (Köl), J., M. 4 ff. 16. 18. 334.
J. Alex. 7.
Brauch, J. Eb., Vogt 475.
Braun 613. 618. 620. 628.
Hans 125. 130. 168 f.
Peter 380.
Wolf 621.
v., Stadtdekan 621.
Brauneck, v., Ag. 419.
Ulr. 419.
Braunschweig 505.
v., Anton Ulrich, Herzog 506.
Braunschweig, Ernst August, Herzog und Kurfürst von Hannover 278.
Brebach, Pfarrer 116.
Bregenz 284.
v. 621.
Bregenzer, M. 38.
Brehm, K. 609.
Breisach 314 f.
v., Meister Peter 621.
Breisgau 405.
Breitenau, v., Egiolf 422. 431.
Breitenberg 469.
Breitenfürst 229.
Breitenholz 474.
Brentz, Joh. Hypol., Pfarrer 127.
Brenz, Joh. 621.
(Dorf) 177.
Breuberg, v., Lukardis 419.
Breuning, Pfarrer 31.
C. 353. 356.
Breunlingen 406.
Brigobanne 195 f.
Brixen 610.
Broll, J. 141.
Bruch 467.
Bruckmann 621.
Brulefer, Stef. 326.
Brumann, Kon. 383.
Brumat 188.
Brummer, F. 633.
Brünn 406.
Brüssel 558.
Brüsselle-Schaubeck, v., Frhr. 496. 613.
Bubenhofen, v., H. C. 353. 356.
Bucelin 440. 442 f.
Buch, Kastell 222. 223. 228. 242.
Buchau 302.
Buchegg, v., Berth. 304.
Matth. 301.
Buchhorn 405.
Buck 196.
Fr. 609. 623.
Buff 105.
Bühl 433.
Bühler 612.
K. H., Jurist 578 ff.
Bukarest 600.
Bulach 353.

Digitized by Google

Bulwer, F. L. 628.
Buob 621.
Buoch 475.
Burckhardt, Pädagogarch 28.
Buren 257.
Burgau 405.
Burgdorf 314.
Bürger, Dichter 559.
Burgweiler 296 f. 305 f.
Burk, v., Prälat 621.
Burkard, Abt von Kempten 289.
Busch, J. E. 63.
W., Dr., Professor 186.
Präzeptor 62. 64. 67.
W. 624.
v. d. Busch cogn. Maggerting 443.
Büschel 466. 474.
Buß, Dekan 621.
Büttelbronn 433.
Buwinghausen, v. 437. 497.
Benjam. 441.

C.

Caldenbach, Prof. 48. 57.
Calw 45. 46. 53. 112. 172. 331. 352. 469. 582. 611.
Camerarius 322.
Camerer 621.
R. J. 62.
Campode, Heinr. 323. 326.
Canninefaten 193.
Cannstatt 57. 107. 111. 167. 352. 394. 469. 612.
Clarenna 187. 196. 208 ff.
Canz, Chr. B. 611.
Cayersburg 259 f.
Capivaccio, Professor 95.
Caracalla 220. 259. 260.
Carpentarius, Jakob 325.
Cäsar, Joh. 336.
Castel 191.
v. Dieth., Abt 291 ff.
Castruccius, Herzog von Lucca 276.
Catel 597.
Catrufo 598.
Cavallo 621.
Cellarius, K., M., Prof. 20.
Celtis, Konr. 325.
Cerialis 222. 240.
Cesena, v., Michael, Minoritengeneral 312 f. 317.
Champigny 608.
Chatten 190. 194. 199. 205 ff. 216. 256. 259.
Chauken 190. 194.
Cheruster 190.
Chevalier 578.
Christazhofen 612.
Christmann, Chr. G. 63.
Chr. L., M. 69. 75.
M. 558. 563. 565.
Cimberius 188.
Citeaux 309.
Civilis 201. 252.
Clarenna s. Cannstatt.
Claudius 194.
Clausnizer, Karl, Oberregierungsrat 621.
Cleebronn 386.
Clemen, Otto 334.
Clément, A. 632.
Clerval 135.
Clichtoveus 324.
Cohnertus 222. 240.
Coccius, Seb. 621.
Colberg 64.
Collin, Matth., M. 28.
Comenius, Amos 46 ff.
Commodus 228. 257 ff.
Concini (Concin, Concino), v., Geschlecht 441. 442.
Johanna Ursula 441. 442.
Maréchal d'Ancre 442.
Conrady 238.
Conz, Prof. 87.
Corbaria, de, Peter 317.
Corbulo 194.
Cordula, Äbtissin in Söflingen 463.
Cornelius s. Pinarius.
Coronini, Graf 578 f.
Cotta, J. F., Buchhändler 582.
Crailsheim 11. 12. 611.
Crassus, M. 188. 190.
Crecelius 1.
Croiaria 325.
Crusius, Martin 2. 8. 22. 26. 58.

Digitized by Google

Cucuel, Pfarrer 114. 116.
Curtius, F. 623.

D.

Dachsberg, v. 442.
  Anna Maria 442.
  Hans Georg 446.
  Ursula Elisab. 441 f.
Dachtel 103. 110. 113.
Däfern 467.
Dagemaresbach 427.
Dagersheim 301. 305. 468.
Dambach 222.
Dannecker, Bildhauer 506. 578. 590. 621.
Danzi, Kapellmeister 597.
Dapp, Prälat 70.
Darmsheim 468.
Darmstadt 493.
Datichingen 434.
Deckenpfronn 135. 469.
Degenfeld, v. 437.
Degerloch 112. 166. 473.
Degerschlacht 474.
Dehlinger, Th. 610.
Dehn, Rittmeister 565.
Deißlingen 612.
Demmler, Vogt 160.
Denifle, H. 308.
Denkendorf 112. 178. 181. 301. 352. 468 f. 472. 474 f. 620.
Denkingen 612.
Derzbach, H. 107.
Dettenhausen 468.
Dettingen am Albuch 219. 227.
  a. d. Erms 475.
  in Hohenzollern 426.
  u. T. 470.
Dettinger, Präzeptor 77.
Detzel 612.
Deutz 251.
Didelot, franz. Gesandter 390—409.
Diefenbach 103. 107. 110. 154. 471.
Diehl, A. 308. 612.
Diem, J. 122.
Dierlamm, Th. 614.
Diesen, v., H. 353.
Diessenhofen 296. 317.
  v., Heinr. 295. 301. 314.
Dissenhofen, v., Joh. Truchseß 296.
Dietenheim 513. 612.
Dieterich 518.
Dietikon 305.
Dietrich 617.
Dietterle 621.
Dietz, G. 626.
Digelsberg 227.
Dillen, v., Rittmeister 589. 590.
Dillingen, v., Grafen 540.
  v., Graf Albert 552.
Dimbach 282.
Dintzel, Nik., Keller 468.
Dio 189 ff.
Ditfurth 495.
Ditzingen 425. 433. 435. 471.
Dobel OA. Neuenbürg 472.
  OA. Riedlingen 610.
Doblinger, M. 625.
Döffingen 427. 468.
Dolmetsch, Oberbaurat 413 ff.
Domaszewski 198 ff.
Dominikus 310.
Domitian, röm. Kaiser 197. 205 ff. 224.
Domitius Ahenobarbus 191.
Donauer, G., Maler 123.
Donaueschingen 202.
Donauwört 290.
Dorn 611.
Dorner, A. 621.
Dornhan 352. 469.
Dornstetten 51. 55. 352. 426. 433. 470.
Dreisam 196.
Dresden 505.
Dreyher, A. 619.
Droß, v. 442.
Drück, Dr., Professor 187. 219. 223.
Drusus 189 f. 200.
Duncker 608. 613 f. 626.
Dunningen 90.
Düntzer 412.
Dupaty 595.
Duras 148.
Dürer 488.
Dürr, F. 613. 623. 629.
Dürrmenz 471.
Durrweiler 431. 433. 467.
Durst 611.

Digitized by Google

Dusa 215.
Duvernoy, Charl. 108. 114. 117. 136. 185.
Clem. 115 ff.

E.

Eber 621.
Eberdingen 475.
Eberhardt, Abt von Reichenau 521.
Eberlin 126.
(Aberlin, Auberlen) Baumeister 453.
Ebersbach 103. 107. 111. 170.
Ebersberg, v., Engelh. 281.
Ebersmünster 421.
Eberstadt 281.
Eberstein, v., Grafen 422. 437.
Joh. Jak. 106. 110. 112. 148.
Ebingen 352. 612.
Eble, v., G., Oberstudienrat 621.
Ebner, J. 610.
Th. 618. 624.
Ebstein, E. 559.
Echterdingen 298. 306. 473 f.
Eck, Simon, Kanzler 378.
Eckhel 208. 247.
Effinger 626. 630.
Ege, v., E. J., Prälat 621.
Eggert 610.
Eglosheim 612.
Ehingen 406. 612.
v., G. 356.
Ehinger, Ulmer Geschlecht 532.
Hans 551.
Heinrich 551.
von Mailand, Joh. 543.
Ehmann, v., Oberbaurat 621.
Ehningen 103. 107. 112. 177. 179. 181. 215. 468.
Ehrle, Fr. 311.
Ehrmann, Mart. 159.
Eidenbenz, Musiker 594.
Eichholtz 411 f. 416.
Eichstädt 405.
Eifert, M. 1. 16,
Eigenbach 727.
Eining 221. 237.
Einsiedel 183.
Einsiedeln, Abtei 294. 434.
Einsingen 530.
Eisenbach, F. 1.
Schüler 44.
Eisenbacher, Pfarrer 621.
Eisenlohr, Th. 1.
Eishere 268.
Eißner von Eisenstein 621.
Elchingen 405. 612.
Ellwangen 178. 353. 589 f. 612. 626.
Elwert, Ed. 621.
Emberg 469.
Embrach 301.
Endersbach 473.
Endingen 425.
Engel 611.
Engelberg, Kloster 294.
Engelhard, Joh., Vogt 473.
Engelhardt, Jos., Kupferschmied 128.
Engelshofen, v., Kanzler 108.
Ennabeuren 447.
Ens 548.
Ensisheim 134 f.
Entringen 298. 306. 474.
Enzberg, v., Engelh., Domprobst 485.
Enzweihingen 219.
Eppstein, v., Gottfr. 419.
Erasmus 319.
Erbach, v., Hedwig 419.
Margar. 419.
Erbe 614.
Erbstetten 197. 471.
Erchinger, Kasp. 90.
Erdmannhausen 471.
Erfurt 322. 324. 326.
Ergenzingen 425. 428. 433 f. 513.
Erhard, Melchior gen. Melander 494.
Erhart, Stoffel 177.
Ernst, Viktor 341.
Esbach 605.
Eschenbach 612.
Eschenz 191.
Eschstruth, v., H. A. Fr., Justizrat 565.
Esenwein, Georg 36. 46. 50 f. 54. 67.
Essig, J. G. M. 96.
Eßlair, Ferd. 586.
Eßlingen 8. 85 f. 107. 135. 167. 172. 313 f. 317. 446. 453. 612.
Eßlinger Vertrag 346. 352 ff.

Digitized by Google

Etobon 103. 106. 109. 135 f.
Ettingen 433.
Ettlingen 214. 219. 427. 431. 434.
Ettlinger, Emil 494.
Eulbach 249. 254.
Eutingen 427. 433.
Eutrop 219 ff.
Eyppert, A., Arzt 621.
Eyth, L. 613.

F.

Faber, Alb., Administrator 471.
Gg. M. 52. 96.
G. D., Pastor 100.
J., Bischof 371. 373. 378.
Jak. Stapulensis 324. 330.
Spezial 68. 69.
Fabri, Felix Frater 374. 378. 515—555.
v., Pfuhl 522.
Fabricius, E., Prof. 187 ff.
Faimingen 210 ff.
Fainack (Vainagg), Ulmer Familie 522.
Faist, Im. 621.
Falkenberg, v., Joh. 381.
Otto, Domherr 369. 380. 384.
Favart 597.
Federspil, Ottilie 462.
Fehleisen, G. 614.
Dr., Prof. 411.
Feigenbutz 148.
Feldberg 231. 259.
Fellbach 226. 469.
Ferenberger, J., Kanzler 370.
Feßler, Kanzler 370.
K. 324. 329.
Feßmann, L., Kommerzienrat 621.
Fester, R. 513.
Feuerbach 474 f.
Feuerlein, Pfarrer 624.
Fichet, W. 324 f.
Fichte, v., Ed., Generalarzt 621.
Ficker 272.
Fieg, Mich. 159.
Fink, Fr., Faktor 621.
Mich. 621.
Finkbeiner 619.
Finningen 194.
Firmas-Peries, Graf 597.
Fischer 511.
G., Maler 621.
H. 610. 629.
J. G. 621.
M. 616.
W. 324.
W., Unterstaatssekretär 622.
Chronist 533.
Geheimer Rat 392.
v., Gg. Fr., Staatsrat 575 f.
Fischhaupt 318.
Fischingen 295.
Flacht 471.
Flamand, El. 116.
Flavius Quintinus 223.
Flayder, Fr. H. M. 24.
Fleck 615.
Flehingen 52.
v., Ulrich 344.
Fleischmann, General 83.
Flersheim, v., Phil., Bischof 381.
Föhr, v., Landgerichtspräsident 622.
Folger, A. 608.
Forkel 567.
Förstemann 198. 282. 369.
Forstner 108.
Fournier 389.
Fraas 607.
Frank, F. 611.
Franken 262. 608.
Frankfurter Entscheid 366.
Franklin, Otto, Prof. 622.
Franzfeld 610.
Franziskus von Assisi 310.
Frauenfeld, v., Nikol., Domherr 292. 297. 301.
Frauental 612.
Frauenzimmern 470.
Frecht, Konr. 535. 551.
Freiburg i. B. 284. 314. 320. 322. 325. 334. 336. 511.
Freiburger 325.
Fresenius, J. Ph. 504.
Freudenstadt 103 ff. 109. 121—135. 147. 184. 393.
Freudenstein 471.
Frey, Arzt 622.
Werkmeister 127.

Digitized by Google

Freyh, A. 624.
Freymersheim, v. 442.
Fricker, C. V. 337.
Friedberg 206. 230. 494.
Friedländer 558. 563. 568. 625.
Frienisberg 299.
Friesen 190. 193.
Friolzheim 210 f. 214.
Frischlin, Nikod. 26. 61.
Frischling, J., Vogt 469.
Fritz von Cauwenstein 622.
Frontinus, römischer Militärschriftsteller 197 ff.
Fuchs, K. 615.
Füger, H. Fr. 622.
Füllmenbach 435. 606.
Fünfer, Barbara 456.
Fünffer, J., Sekretär 353.
Fürdenheim, v., Anna Kath. 448.
Hans Pet. 448.
Joh. Jak. 448.
Klara Anna 448.
Marg. 448 f.
Fürnsal 470.
Fürstenberg, v., Graf, Heinr. 291 ff.
W., Landhofmeister 353.
Fuscus 208.

G.

Gabelkofer 341. 437. 439 f. 450.
Gablenberg 474.
Gaildorf 411—417.
Gainsborough, Th. 617.
Gaisberg, v. 437.
Agathe 439.
Anna 456.
Barbara 457.
Christof, Forstmeister 444.
Claus I., Vogt 456.
Ernst Konr. auf Schnait 448.
Friedr. Seb. 496. 514.
Georg zu Oberrot 444.
Hans 356. 440.
Heinrich auf Cunabeuren 444 ff.
Joh. E. Fr. 496. 504.
Joh. Seb. 504.
Marie Friederike 496.
Otto Leonh. 446.
Gaisberg-Schöckingen, Frhr.
Ernst Friedr., Forstmeister 450.
F. 436. 608.
Fr. Alb., Kammerherr 449.
Herm. 622.
Johann Heinr. 450,
Philipp Albr. 459. 450.
Ulrich Albr. 444 ff.
Gaisburg 474.
Galler, Oskar 622.
Gallienus 261. 262.
Gangloff, Karl, Maler 592.
Gärtringen 470.
Gäßler, J., Dr. 622.
Gast, Hiob 369.
J. G. 420.
Gattnau 612.
Gaucelmus 288.
Gaus 613.
Gauß, Tenorist 578.
Sängerin 568.
Gebersheim 444. 449.
Gebweiler, Hier. M. 8.
Geiger 331.
Geiler von Kaisersberg 325. 331.
Geislingen 219.
Geismar, v., General 401.
Gellmersbach 281.
Gemel, J. 382.
Gemmingen, v. 103.
Eberh., Geheimrat 565.
C. H. 622.
Gemmrigheim 425 f. 431.
Generali, Pietro 598.
Gengenbach 434.
v., Joh. Matth. 325.
Gennerannus, Peter 385.
Geräander 334.
Gerber 558.
Gerenberg, v., Konr., Domdekan 485.
Gerer 622.
Gerhard, J., Dr. Prof. 95.
Gerhausen 379.
Gerlenhofen 531.
German, W. 612.
Germanikus 193.
Germanus 224.
Gernsbach 425. 435.

Digitized by Google

Gerok, Ed. 622.
Joh. Siegfr., Pfarrer und Bischof 622.
Sofie geb. Kapf 622.
Gerold, Graf 266. 270 f.
Geroldseck 622.
Gerstenmayer, H. 177.
Gerung 325.
Gerson 328.
Geß, Fr., Reichsgerichtsrat 622.
Th., Dekan 622.
Gesseler, Ulmer Geschlecht 532.
Geßler, v., Th. 337.
Geyr v. Schweppenburg, Frhr. 617.
Geyersburg 612.
Giesel, J. 607 f. 611 f. 616 ff, 623. 626. 629. 632.
Gießen 501.
Gilzinger, Ferd., Schauspieler 622.
Gisoins 415.
Glaser, J. Chr. 52. 96.
Glemseck 212.
Glemser-Warte 622.
Glöckler, H. 523.
Gmehlin, Sam. M. 49.
M. 38. 40.
Gmelin, Chr. G., Repetent 64.
J. 608. 609. 627.
J. G., Dr. Prof. 64.
J. K., Apoth. 64.
Ph. Fr. 64.
M., Oberpfarrer 70.
Gmünd 284. 471. 403. 475. 484—489. 612.
Gnapper, Joh. M. 37.
Gniebel 474.
Göbel, Matth., Vogt 474.
Gochsheim 106. 110. 148.
Gockheler, M. 150. 167.
Goldast 374.
Goldschmid 551.
Göler, Dav., Domsänger 381.
Göllheim 277.
Göllnitz 437.
v., J. H. 448.
Ph. H., Geh. Rat 499.
Gölshausen 104. 110. 156 ff. 411.
Golther, v., L., Minister 617.
Gölz, J., Oberlehrer 622.
Gönner, M. 80.
Göppingen 104. 106 f. 110. 148 ff. 219. 284. 352. 472 f. 513. 612.
Gös, F. 627.
Gosbach 213. 219.
Göswin von Ampt, Dominikaner 318.
Gotfrid von Viterto 266.
Goethe 569. 586. 588. 598. 607.
Göttelfingen 425. 427. 433. 435.
Gotter 597.
Gottfried, Herzog der Alamannen 267.
Götze, A. 334. 608.
Hauptpastor 607.
Götzingen 412.
Göz, Baumeister 149.
Pfarrer 64.
Graben 218.
Gräbert, K., 629.
Gradmann, F. 185. 607.
Graf, v., geb. Stohrer, Oberin 622.
Gräf, G. L. 629.
Grafeneck, v., Chr. 445.
Grafenegg, v., Kl. 168.
Graisbach und Mauerstetten, v. Berth. gen. v. Reiffen 289. 281. 314. 318. 519. 528.
Gräter, Präzeptor 67. 69.
Graufesanque 214.
Grävenitz, v., K., General 622.
K. V., General 622.
Gregor IX., Papst 311.
X., Papst 285.
XI., Papst 300.
Greiffenberg 443.
Greinberg 199.
Greiß, Oberamtsarzt 622.
Grek (Gregg, Kriech), Ulmer Fam. 545. 551.
Wernher 551.
Gremp, V., 425.
Grimm, Brüder 199.
Grimmelfingen 518. 543.
Grinario s. Köngen.
Grisonius 197.
Gritzner 274.
Gröber 268.
Gröningen 470. 475. 480.
Groß, Abrah., Bürgermeister 477 ff.

Digitized by Google

Groß, W., 610.
Großbottwar 497. 612.
Großengstingen 613.
Großgerau 208 f.
Großglattbach 471.
Großheppach 227.
Großingersheim 468.
Großkrotzenburg 209. 240.
Großweier 427.
Grotte di Trofonio 567.
Grotz, Hans 125. 175.
Grötzingen 352.
Grückhler, J. J., Keller 472.
Gruibingen 212.
Grumbach, v., Argula 631.
Grunbach 226. 473.
Grüner, Joh. 375.
Grunert, K. 622.
Grünhof, v., Natalie 608.
Grüningen, v., Hartm. 275.
Grünmettstetten 433.
Grüntal 104. 107 f. 135. 138.
Grünmettersbach 472.
Grupp, G. 514.
Grynäus 18.
Gsell, W. 622.
Guarrieri, Sänger 564.
Guébriant, Marschall, 494 f.
Güglingen 352. 470.
Guilhauman, G. 593.
Gültlingen, v., Anna 440.
Joh. 440.
Gültstein 470.
Gündelbach 471.
Gundelfingen, v., K. 304.
Gundelfinger, G., Leibarzt 370.
Gundelshausen 469.
Gündringen 433.
Günter, H. 466.
Günther, H. 627.
L. 624.
Günzburg 194. 223.
Gunzenhausen 221. 237.
Gunzenhauser 618.
Gunzenhäuser, Baumeister 108. 122 ff. 130. 176. 184. 185.
Gurlitt, Prof. 136.
Güß, v. 442.
Gußner 630.
Gutbrod 620.
v., Reichsgerichtspräsident 622.
Güterstein 613.
Gutschmid 206.
Gwärlich, Ulr. 535.

H.

Haack, F. 630.
Haag, J., Pfarrer 468.
J. G. 468.
(Stadt) 269.
Haas, Th. Fr. 62.
Haaß 614.
Haber, Velten 124.
Häberlin 397. 400.
Habsburg-Östreich,
Albrecht I. d. K. 290.
Albrecht, Herzog 273.
Ferdinand I. d. K. 7. 370 f. 373. 384.
II. d. K. 42. 504.
III. d. K. 443. 504.
Franz I. d. K. 504.
II. d. K. 394. 504.
Friedrich d. K. 274. 286 f. 296 f. 303.
Josef II. d. K. 504.
Karl V. d. K. 370.
VI. d. K. 504.
Leopold I. d. K. 504.
III. d. K. 504.
Herzog 292 ff.
Maximilian I. d. K. 346. 350. 355. 360. 361. 363.
II. d. K. 504.
Mechthild, Erzherzogin 320. 321. 607.
Rudolf I. d. K. 275. 290.
II. d. K. 504.
Häcker 625.
Hadrian, röm. Kaiser 217—258.
Häfelin, G. D. 63.
M. 48. 61. 64 ff. 99.
Hafner, Ulmer Geschlecht 537.
Gerwig 535. 541.
Konr. 538.
Häfnerhaslach 613.
Hägelin, M. W. 472.
Hagen, v. 443.
Hagenau 8.

Digitized by Google

Haggenmüller 289.
Haghof 210. 223 ff. 234. 237. 252 ff.
Hahn, Chr. Ulr. 622.
Haid 515.
W. 285.
Hainhaus 249. 250.
Haisterbach 353.
Hall (Schwäbisch) 40. 417.
Halle, v., Ulmer Geschlecht 537 f. 545.
Florian 538.
Hans und Jakob 545.
Heinrich, Bürgermeister 535. 539. 541.
Ammann 535. 538. 554.
Konr. 545.
Liupr. 539. 545.
Haller 609. 617.
Halmhuber 618.
Haltenbergstetten 281.
Hammer, E., Dr. 255.
K., Hofbuchdruckereibes. 622.
Hammermann 238.
Hanau, v., Herren 418.
Adelh. 419.
Ulrich III, 281.
Hanemann, Ambr., M. 61.
Hangendeinbach 225.
Hans im Steinhaus 485.
von Vaihingen 152.
Happerweiler 430. 435.
Hardhof 424. 427. 435.
Harlem 444.
Harms, v. 609.
Harnack, O. 628.
Harpprecht, F. 60.
Regierungsrat 558.
Harprecht, G. Fr., Jurist 502.
Hartfelder, K. 323.
Hartmann, J. 7. 411. 436. 599. 607 bis 620.
Hartnid von Mengen 297.
Hartranft 128.
Hartsesser 335.
Harzer, Vitus 336.
Haselmaier, Auditeur 586.
Haseloff, A. 619.
Hasenresser, Sam., Dr. Prof. 95.
Häslach 474. 525.
Hasler, F. 618.
Haß, Jerg 183.
Haßler 515.
Hatzfeld, v., Luzia 175.
Graf, Feldmarschall 495.
Hauber, Dr. 284.
Haubersbronn 473.
Hauck, A. 320.
Guido, Mathem. 623.
Haug, Fr., Epigrammatiker 593.
Haugstetten 475.
Hauff, M. 82.
Hausen a. d. L. 613.
ob Lontal 219. 261.
ob Verena 613.
Hausleutner 151.
d'Hauterive 402.
Hayd, L. J. 21.
Hayn, H. 632.
Heberta 172.
Hebsack 473.
Hebsacker, J. 623.
Heddernheim 206. 230.
Hedinger, Hofprediger 623.
Hefele 285.
Hegelmaier, Dr. Prof. 69.
Hegnach 475.
Hefner-Alteneck, v., J., Dr., Geh. Rat 452.
Hegel 581. 584. 623.
Heidelberg 200. 322. 323. 369. 385.
Heideloff, Maler 578. 588.
Heidenheim 104. 112. 145 ff. 184. 213 f. 216. 219. 222 f. 282. 467. 613.
Heidenstock 231.
Heilbronn 44. 227. 468. 585. 589. 613.
Heiligenberg 222.
v., Graf Albrecht 298.
Heiligkreuztal 308.
Heilman, J. 495.
Heim, Baumeister 127.
Heimsheim 353.
Heinbach b. Eßlingen 460. 463.
Heiningen 2. 282. 467.
Heinrich III., frz. König 415.
IV., frz. König 442.
IV., d. Kaiser 263 ff.
Abt von Jony 289.
II., Abt von St. Gallen 286.
Propst in Konstanz 285.

Digitized by Google

Heinrichmann, Jak., Humanist 4. 5.
J., Generalvikar 370.
Helber, Generaloberarzt 623.
Heldenbergen 208. 230. 240.
Helfenstein, v., Grafen 524.
Anna 418.
Friedrich 419. 520.
Ulrich 528. 529.
Helin, Kasp. 336.
Hellenstein 104 f. 108. 134. 145. 183 f. 282. 613.
Heller, H., Landschreiber 353.
J., Vogt 356.
Matth., Kollaborator 55.
Kriegsrat 53.
Helwer, J., Pfarrer 156.
Helmbund 283.
Helmstadt, v. 623.
Pleibard 623.
Raban 280.
Hemmingen, Fam. 443.
Henneberg, v., Geschlecht 303.
Boppo 419.
Hensler, K. Fr. 579. 623.
Hepperlin, J. F. 62.
Hepfisau 470 f.
Herlikofen 224.
Hermann, Hans, Werkmeister 108. 142 f.
von Reichenau 266.
Hermelink, H., Dr. 319. 466. 609.
Hermunduren 210. 221. 233. 257.
Herrenalb 350. 352. 439. 471 f. 475.
Herrenberg 36. 57. 187. 214 f. 352. 468. 470. 513.
Herrentierbach 104. 112. 167.
Herschweiler 433.
Hertlein, F. 195. 607. 611. 615.
Herttenstein 515.
Herzogenau 213.
Heselbach 429. 433.
Heselbronn 513.
Hesenthaler, Prof. 47.
Heß, G. 288.
Gottl. Fr. 103.
Hesselbach 249.
Hesselmeyer, E. 608.
Hessen, v., Philipp, Landgraf 385.
-Darmstadt, v., Ludwig VI., Landgr. 493.
Hessigheim 468.
Hetsch, Maler 578.
Heubach 467. 612. 615.
Heubaum, A. 23.
Heumaden 473.
Heußler, H., Vogt 471.
Konr. 461.
Heutensbach 467.
Heutingsheim 558. 613.
Heyberger, Prof. 623.
Heyd 105 ff. 135. 137. 275. 368.
Heyder, Sebaldus 14.
Heyer, E. 628.
Heynlin, Joh., von Stein 324 f. 330 ff.
Hiemer, Eb. Fr., M. Pfarrer 573.
Ferdin., Kaufm. 572.
Franz Karl 572 ff.
Heinr. Eberh., Spezial 573.
Jos. Fr. 581.
Phil. Jak. 573. 581.
Advokat 575.
Hildebrand, J. 4.
Hildegard, Königin 267.
Hildenbrand, G., Bürgermeister 475.
Hildrizhausen 104. 112. 176. 181. 470.
Hiller, A., Stadtpfarrer 623.
G. W. 103.
v. Gärtringen, Frhr. General 623.
Hillern, Lizentiat 500 f.
Hirsau 26. 56. 127. 160 f. 352. 368. 386. 421. 468 ff. 613.
v., Berth. 427.
Sigw. 427.
Hirschfeld 197.
Hirschlanden 425. 427. 435.
Hirschmann, J. M., Vogt 468.
Hirzel, E. 2. 34. 78.
K. 16.
Hochberg OA. Freudenstadt 183.
OA. Horb 183. 433.
OA. Kirchheim 183.
OA. Vaihingen 183.
OA. Waiblingen 112. 135. 183.
Höchst 191. 207.
Hochstetter, Fam. 623.
Apotheker 623.
Höck, J. K. 368 f. 386.
Hoën von Cartils 443.

Digitized by Google

zum Hof 474.
Hofacker, W. 623.
Hofen 468 f.
Hoffmann, H. 621.
P. 610.
Th. 413 f. 416.
Professor 36.
Hoffmeister, Oberschloßinspektor 505.
Hofheim 191. 206 f. 230.
Höfler 315.
Hofmann, Peter 107.
Bürgermeister 477.
Hofstett a. St. 616.
Hofstetten 221. 244.
Hofzeichen 610.
Hogstraten 334.
Hohebach 613.
Hohenasperg 464.
Hohenberg, Grafschaft 405 f.
Hoheneck 471.
Hohenhaslach 174.
Hohenheim 613.
v., Franziska 507.
Hohenklingen 471.
Hohenlandenberg, v., Kath. 444.
Hohenlohe, v., Grafen 106.
Anna 419.
Kraft 282.
Richenza 282. 419.
-Brauneck, Mechthilde 281.
-Ingelfingen, Prinz Kraft 623.
-Langenburg, Ludw. Eberh. 110.
-Schillingsfürst, Christ. 175.
Fürst Chlodwig 623.
Hohenneuffen 613.
Hohenstatt 423.
Hohenstaufen, Friedr. u. Konr. 539.
Friedrich I., d. K. 273. 417.
II., d. K. 304. 318. 538.
Konrad III., d. K. 549. 555.
Hohenstein 469.
Hohensulzen 435.
Hohentübingen 613.
Hohnweiler 467.
Hohr 218.
Holbein, Fam. 623.
H. 487. 623.
Holder, J., Keller 471.
Hölderlin 581. 584. 598. 623.
Holland, v., Wilh., d. K. 275.
Höltzel, M. 624.
Holzbronn 469.
Holzer, F. 558. 627. 630.
Holzgerlingen 468.
Holzhausen 259.
Holzinger, Konr., Dr., Kanzler 351. 354.
Holzmaden 470.
Holzwart, J. 385.
Ulr. 357.
Homberg 494.
Hombrigh, v. 443.
Homburg 264. 266. 271 f.
Honeck 353.
Honold 43.
Horawitz, A. 2.
Horb 363. 427. 433. 472. 513. 603. 614.
Hörbisberg 425. 431. 435.
Horburg 105. 108.
Höringen 471.
Horion in Rummen 443.
Horkheim 104. 107. 110. 139. 227. 614.
Horlacher, M. 162.
Hörle 619.
Hornberg 352. 469 f.
Horner, A., Fabrikant 623.
Horrheim 104. 111. 173. 475.
Hörschweiler 430. 435. 606.
Horen, v. 623.
Friedr. 623.
Hübner 238.
Hueber, v. 442.
Hügel, v., Stadtkommandant 395.
Hügelheim 305.
Hugenbach 433.
Hugendubel, G., Fabrikant 623.
Hülsberg, gen. Schlaun 443.
Humbold, v., W. 629.
Hummel, G. F. 60.
Hummelsberger, M. 4 ff. 10.
Hunderfingen, v., Rudolf und Siboto 294.
Hundholz (Adelberg) 513.
Hüner 545.
Hunlin, Meier 522.
Hurbel 513.
Husen 433.

Digitized by Google

Hufen, v. Gontram 426.
Hutten, J. G. M., Rektor 70 ff. 79 f. 84.

J.

Jäger, 159.
R. 515. 517.
Matth. 35.
Oberamtmann 584.
v. Jägersberg 437.
Jagsthausen 239 ff. 253. 255. 258. 261.
Jakober, R. 624.
Jakobs, Dr. 213.
Janus 222.
Jazygen 258.
Ibach, v., Konr. 288.
Jenisch, Landbaudirektor 127.
Igelsberg 423. 435.
Iggingen 224.
Ihlingen, v., Dith. 425.
Heilewic 422.
Hugo d. Ä. 431. 432.
d. J. 432.
Konr. 433.
Markw. 422. 429.
Petrissa 431. 432. 433.
Wernh. 425.
Illertissen 405.
Illingen 471.
Immendörfer, F., Pfarrer 623.
Immenhofen 619.
Immenstadt 284.
Immau 425. 433. 435.
Inama-Sternegg 527.
Inching 221. 244.
Ingolstadt 324 f.
Innozenz IV., Papst 311.
Interlacken 284.
Joachimsohn, P. 321.
Jobst 623.
Johann XXII., Papst 286 ff. 302 f. 312 f.
Johannes der Bühel, Pfaff 485.
von Konstanz, Domdekan 292.
von Nürnberg, Dominikaner 318.
von Rothenburg, Maler 152.
Bischof von Straßburg 292 ff.
Johner, M. 627.
Jolly, Ludw., Prof. 623.
Jomelli 563. 567.
Jonas, F. 624.
Jost, J. K., Vogt 470.
Iptingen 471.
Isenburg, v. 415.
Isny 402. 614.
Julian, röm. Kaiser 218. 241.
Julius Cäsar 188 f. 195.
Junius 223.
Junker, Hofkaplan 566 f.
Justingen 4. 321. 379.

K.

Kachel, Kasp. 108. 142.
Kageneck, v. 448.
Kahldorf 221.
Kaiser, G. 140.
Kaisergrube 231.
Kaisheimer Hof 474.
Kallée 189. 238.
Kaltental, v., Antonie Sib. 450.
Gg. M. 504.
Kaltwanghof 212.
Kamann, Prof. 460.
Kampschulte 330.
Kapersburg 231.
Kapf, Leutnant 575.
Vogt 497.
v., Joh. 473.
E., 620.
v., K. S. 623.
Kapfils, v. 442.
Kappel, Kloster 298.
Kappus 613.
Karl der Dicke, Kaiser 268.
der Große 266 ff.
Karlsruhe 369. 390. 393.
i. Schles. 601. 605.
Karpfen, v., Joh. 444.
Kath. 444. 445.
Sigm. 444.
Kastilien, v., Alf. 272.
Katzenellenbogen, v., Graf, Dieth. 283.
Elis. 279 ff. 418.
Käuffelin, Balth. 380.
Kauffmann, E. Fr., Komponist 624.
Fr. L., M. 80 ff. 87 ff.
Kaufmann, Alex. 411. 415.
F. 165.

Digitized by Google

Kaufmann, G. 331.
Hofmusiker 569.
Kayh 470.
Keczel, Ulrich, Jerusalemfahrer 438.
Kegelin, Ratsverwandter 478 ff.
Kehm, E., Pfarrer 624.
Kehrmann, Kollaborator 47 ff.
Keidel, F. 609. 620.
Keller 108.
Ed., Prof. 624.
L. 630.
Luise 598.
Simon 353.
Präzeptor 7.
Keller v. Kellerberg 442.
Kemmler 624.
Kemnat (Marca caminata) 426. 435. 473 f. 606.
Kempten 189. 284. 288 f.
Kentheim 614.
Kepfle, Hans 152.
Kepler, Seb. 165.
J., Astron. 624.
Keppler 103. 127. 173. 489.
Kerler 128.
H. 622.
J. 632.
Kerner, Justinus, Kastner 184.
Justinus 411 ff. 624.
Theob. 632.
Kesinbrot, Kil., Werkmeister 111. 123. 126. 165. 167.
Keßler, H. 159 ff.
Sim. 3.
Khuon, v. 442.
Kibler, Bernh. 159.
Kielmann, Prof. 574.
Kienzle, Ambros., Pater 624.
Kies, M., Präzeptor 72 f. 77 f.
Kieselbronn 471.
Kieser, A. 103. 154. 164. 168. 171 f. 178. 182.
Kinsky, Graf E. J. 616.
Kintmacher 534.
Kipfenberg 221. 245.
Kirchberg 471.
Kirchentellinsfurt 406.
Kircher, Franz, gen. Supplinger 333 f.
Kirchheim a. N. 469.
u. T. 26. 56. 183. 212 f. 352. 359. 470. 614.
Kirscher, v., 442.
Kitterer, Schulmeister 78.
Klaiber, J. 82.
Ph. 610.
Th. 627.
Klaus 488. 612.
Klausewitz, v., General 600.
Kleber, Joh., Präzeptor 8.
Kleestadt 261.
Klein, Chirurgienmajor 574.
Kleinbottwar 496 f. 504.
Kleindeinbach 225.
Kleiner, Dav. 124.
Kleiningersheim 468.
Kleinknecht, L. 413.
Kleinsachsenheim 104. 112. 165 f. 473.
Kleinsüßen 485.
Klemens V, Papst 311.
Klemens VI., Papst 293.
Klement, K. 629.
Klemm, Familie 624.
Rich., Oberingenieur 624.
Dekan 103. 153. 167. 181. 453.
v., J. Fr., Oberamtmann 624.
v. Rappach 624.
Klenk, Cyprian, Pater 624.
Klingen, v., Fide, Äbtissin 291.
Klingenberg, v., Konr., Bischof 297.
Klingenstein 614.
Klotz, E. 629.
Klunzinger, C. B. 625.
E. B. 610.
Klüpfel 380.
Chr. Fr. 483.
J. Fr. 483.
K. 1.
Knapp, A. 614.
M. 617.
Knebel, W., Abt 294.
Kneller, J., Kgl. Rat 370. 373.
Kniebis 467.
Kniestedt, v., Frhrn. 504.
Knittlingen 156 f. 471.
Knödler, Chr., Schullehrer 624.
Knoll, Oberbaurat 624.

Digitized by Google

Knörk 274.
Knorr, R., Professor 187. 208. 213 f. 221 ff, 240. 614.
Kober 620.
F. 623.
Oberförster 412.
Koberger, Ant. 420.
Koch, Dav. 607. 617. 630 f.
J. A., Maler 577 f. 585.
K. A. 614.
Oberamtsbaumeister 624.
Kocher, J., Präparator 624.
Kochleffin, Einbetha 494.
Köchlin, Mich. 4.
Kofler 249.
Kögler, H. 629.
Kohler, Bürgermeister 63.
Köhler 511.
Köhne 511.
Köhnlein 620.
Kohut, A. 629.
Kolb 148.
v. 609.
Kolbenhof 228.
Kolblin, Konr. 536.
Kolda 631.
Koler, H., M. 336.
Matth. 420.
Kölle, A. 515. 541.
Kollwangen 469.
Köln 189 ff. 217. 322 f. 326. 548.
Komburg 416. 614.
Köngen (Grinario) 187. 196. 208 ff. 614.
König, Bartol. 122.
Chr. 609.
J. Jurist 380.
Königsbronn 474. 614.
Königsegg, v., Berth., Bischof 624.
Ulr. 287.
Königsfelden 314 f.
Könnecke, G. 628.
Konrad, Pfaff 268.
der Arzt 535. 537.
Abt von Salem 296 f.
Konstanz 191. 284 ff. 295 f. 301. 312. 314 ff. 354. 385 f. 469. 473. 475. 512. 609.
Kopf, v., Jos., Bildhauer 624.
Kopfermann, Dr., Oberbibliothekar 565.
Köpff, M., Pfarrer 24.
Koprel, Ulmer Geschlecht 537. 545.
Eberh. 523. 534.
H. 534.
Ludw. 534.
Ulr. 538. 554.
Kopp, M. 51. 55.
Historiker 299.
Köpp 260.
Korn, J., Keller 475.
Kornbeck 515. 555.
M. 28. 38.
Kornwestheim 469.
Kösching 221 f. 244.
Kösel, Tanzer 578.
Köstlin 369.
Kottenweiler 467.
Kotzebue 597.
Koworzinski, v., E. 623.
Krafft, M. 42.
Kraft, Ulmer Geschl. 536 ff. 542.
Agnes 522.
Elsbet 536.
Hans 536.
Hermann, Pfarrer 536.
Rechner 539.
Peter 536.
Kranach, Luc. 384. 487.
Kranch, Hans 384.
Krapner, J. M. 26.
Kraus 181.
Krauß, J. Fr. M. 96.
Franz, Maler 624.
R. 378. 568. 572. 607 f. 610. 617. 621. 625. 628 ff.
Kreber, M. 27.
Kresbach 472.
Kreß 69.
Kretschmann, v., Minister 562.
Kretzmayer 126. 164 f.
Kreutzer, Konr. 597.
Kreuzlingen 301.
Krieger, Alb. 510.
Kriegsstötter 544.
Kritasiros 195.
Krockenberger 625.
Kronauer 569.

Digitized by Google

Kronberg, v., Hartm. 419.
Kronwinkel 513.
Krüger 288.
E. 234.
Kubier 207.
Kübler, Fr. 607.
Kuchen 282.
Kuen 421.
Landtagsabgeordneter 624.
Kuffstein, v., Graf, Obristwachtmeister 53.
Kühnemann, E. 628.
Kuhorn von Feuerfeld, J. 440.
Kullen 624.
J., Lehrer 624.
Kümmerlen 614.
Kümmerer, J. K. A., Landbaumeister 575 f.
Kürben, G. Fr., Amtmann 474.
Kürner, G. A. 62.
Kurtz, G., Großfuhrhalter 624.
Kurz, Alfr., Arzt 624.
Herm. 624.
J. 624.

L.

Laban, Ferd. 622.
Labesnardier 402.
Lachenmaier, G., Prof. 187.
Ladenburg (Lopodunum) 188. 195. 220.
Ladner, Th. 498 f.
Laib, Fr., Pfarrer 624.
Laiblin, H. K. 32.
Konr. 44.
Laichingen 104. 107. 112. 177. 475.
Laidolf, Heinr. 543.
Laiter, v. 415.
Laiz 223.
Lambert von Hersfeld 264. 266.
Lampridius 260.
Lamparter, G. v., Dr., Kanzler 353. 624.
Landau, v., Leopold, Baron 116.
Landenberger, A. 623.
Landstein, K. 629.
Lang, G., Dr. Prof. 585.
Joh. M. 45.
Karl, Senator 585 f. 593.
M. 631.
Wilh. 400.
Geh. Rat 392.
Lange 611.
E. 623.
Fr. Alb. 328.
H. 629.
K. 617.
Langenau 212. 219. 552.
Lansius, Thom., Prof. 25.
Lauchert, F. 624. 631.
Lauffen 352. 385. 471.
Laupheim 513.
Lauterbach, M. J., Rektor 61.
Lauxmann, R. 609.
Th. 610.
Lavater 630.
Lavaträ 242.
Layer 609.
Lebzelter 551.
Lehsten, v., K. A. U. 607.
Leibniz 278.
Leimbach 425.
v., M. 426.
Leinbach bei Kleingartach 425. 435. 606.
Leinfelden 473.
Leiningen, v. 415.
Anna 419.
Emich, Graf 354.
Leins 166.
Leipheim 550.
Lell, Oberamtsbaumeister 624.
Lemp, J. 334. 350.
Lempp, Prof. der Theol. 5.
Lengefeld, v., Luise 624.
Leo, Papst 270.
Leonberg 452. 471. 624.
Leonhardt, Regisseur 596.
Lesch, Th. 627.
Lessing, O. E. 629.
Leuchtenberg, v., Joh. 419.
Leupold 545.
E. 303.
Leutkirch 614.
Lewald 577.
Leypold, Kupferstecher 578.
Lichnowsky 287 f.
Lichtenau 448.
v., Konr. 226.
Lichtenberg 406.
Lichtenstern 282. 419. 614.

Digitized by Google

Licinius Crassus 188. 190.
Liebelsberg 475.
Liebendörfer, E., Miss.Arzt 625.
Liebenstein, v., Mar. Marg. 450.
Liebenzell 467.
Liebler, Gg., M. 40.
Liegnitz 64.
Lienzingen 471.
Limpurg 614.
v., Schenken 411. 437.
Albrecht 415.
Christof III. 415.
Erasmus 416.
Georg I. 416.
Karl 415.
Konr. 419.
Ludw. Gg. 414. 415.
Linck, Leonh. 457.
Lindach 615.
Lindau 302. 314. 316. 405.
Lindelbach, Mich. 335 f.
Linde, G. M. 41 ff.
Lindpaintner 598.
Link, W. 368.
Linsenmann, Fr. X. 322.
Linz 401.
Lippoldsweiler 467.
List, Fr. 625.
Löchgau 468.
Lochmühle 231.
Löffler 544 ff.
v., E. 612. 618.
Lohbauer, Th. G. 625.
Lohrmann, Oberamtsarzt 625.
Lollius, M. 189.
Urbicus 253.
Lomersheim 471.
Lopodunum s. Ladenburg.
Lorch 221 ff. 284. 352. 469 f. 473. 614.
Lorcher, H., Schreiber 353.
Lörcher 609.
Lorenzen 622. 625.
Lorsch 218.
Losch, H. 625.
Losenawer, J. Chr. 45.
Lothringen, von, Karl, Herzog 494.
Lotter, Kaufm. 576.
Stiftsprediger 108.
Lotter, C. 616.
Lotto, Maler 487.
Löwen 323. 326.
Löwenstein, v., Graf Philipp 282. 419.
Lüchershausen, v., Martha 440.
Ludwig 609.
der Deutsche 526.
XI., frz. König 323. 325.
Ludwigsburg 284. 395. 397. 614.
Ludwigsburger Vertrag 397.
Luini 487.
Lüneburg 23.
Lußheim 471.
Lustnau 298. 306.
Luther 62. 328. 330. 368 f. 371.
Lützelbach 249.
Luxemburg, Heinr. VII., d. K. 289.
Luz, Chr., Präzeptor 45. 52.
Dav., M. 45 ff.
Luzern 301. 314.
Lyon 2. 191 f. 216. 285.

M.

Mack, L. 165.
Mart., P. 421.
Bildhauer 578.
General 407. 618.
Macler, Pfarrer 114.
Mägerkingen 475.
Magstadt 468.
Magnus, H. 629.
Mich. 8.
Magny-Danigon 108. 185.
Mahler 618.
Mich. 46. 48. 50 f. 55.
Maichel, Dr., Prof. 60. 63.
Maichingen 468.
Maier 607. 617. 624 f. 628.
G. 631.
Gg. Adam 36.
Dr. 16.
Mainhardt 255.
Mainz 190 ff. 260 f. 326. 334.
Maisel 231.
Majer, Ludw. M. 42 f.
Dekan 412.
Majoris, Joh. 324.
Makar St. 629.

Digitized by Google

Malmsheim 468.
Mammäa 261.
Mandelslohe, v., Geh. Rat 391 f.
Mannhardt, D. 60.
Marbach 53. 56 f. 196. 284. 352. 359. 471.
Marbod 191. 199.
Marc Aurel 220.
Marchfeld 277.
Marchtal 300. 614.
Marchtaler, v., A., Generalleutnant 625.
Marcus 246.
della Maria, Domeniko 595.
Maria Feodorowna, ruff. Kaiserinmutter 391. 403. 409.
Maria-Maihingen 469.
Marinus 222. 240.
Markgröningen 44. 57. 263. 273 ff. 352.
Märklin, Ed. 625.
Markomannen 195. 199. 233.
Marmontel 596.
Marois 409.
Marquard, A. 608. 613. 626.
Marquardt 617.
Marquart 477. 611 ff. 619. 626.
Marschall, Prof. 625.
Marseille 434.
Marsollier 595.
Martens, v., E. 625.
Oberamtsrichter 625.
Martinsmoos 469.
Martial 207. 217.
Martin, Rat 569.
Zimmermeister 124. 175.
Maßmann 270. 272.
Mathilde, Königin 269.
Matzingen, v., Elis., Äbtissin 290.
Maubach 467.
Mauch, E. 616.
Fr. Apotheker 625.
Th. 628. 629. 630.
Oberrentamtmann 413 ff.
Mauchard, Dav., med. Dr. 499.
Maubach (Otaha) 421. 426. 429. 435. 606.
Maulbronn 287. 469. 471. 475. 614.
Mauren 104. 112. 179. 181.
Maximinus Thrax 261.
Maximus 261.
May, Greg. 3. 8.
Mayer, Clara 440.
F. X. 614.
Herm., Dr. Prof. 336.
Julius Rob. 625.
Karl, Politiker 507. 509.
in Nürnberg 598.
Otto, Rektor 8. 85.
Staatsanwalt 625.
Peter, Bildschnitzer 123.
Seb., Untervogt 474.
Hofrat 374.
v. Hohenriet, Herm. 422 f.
Mechel, v. 585.
Mechthild, die Hunrärin 518.
Meck, K. K. 613.
Lehrer 145.
Medici, v., Lorenzo 321.
Maria, Königin Mutter 442.
Medinger, Präzept. 29. 33. 38.
Medlingen, Kloster 456.
Meersburg 304.
Meginbotesheim 426.
Megiser, Hieron. 625.
Méguin, J. 135.
Mehring, Dr. 279. 418. 420. 610. 611. 615.
Mehrstetten 472.
Méhul 596.
Meimsheim 197. 289. 426.
Meinwerk, Bisch. 266.
Melac 53.
Melanchthon, Phil. 4. 14. 21. 62. 333 f. 369.
Memling, H. 487.
Memmingen 8.
Memminger 520. 523. 625.
G. H. 506. 509.
Mengen 194. 299. 406.
Mercy, v., Frhr., Franz, Feldmarschall 494 f.
Meremois 496.
Mergentheim 615.
Merk, G. 615.
Merklin, Kasp. 141.
Merklingen 615.
Merz, J. 631.

Digitized by Google

Merz, Stephan, Notar 381. 384.
Meseder, Peter 460.
Meßner, Chr. 617. 625.
Metzger 615.
J. J., Vogt 473.
Metzingen 104. 107. 111. 168. 198. 475.
Meurer, J. 141.
Meusel 567.
J. G. 594.
Meyer, Pfarrer 181.
Meyger, der Heinrich 529.
Mezzengen 433.
Michael, G. 623.
Micia 242.
Miller 618.
K., Prof. 194.
Miltenberg 197. 221. 223. 228 ff. 234. 241. 249. 254 f.
Minsinger, Agnes 463.
Mitau 64.
Mittelberg, v., Heinrich 289.
Mittler, E., Kommerzienrat 625.
Mittnacht, v., Frhr. 186. 608.
Mochenwangen 615.
Möckmühl 472. 615.
Möglich, A. 616.
Mögling 584.
Möglingen 470.
Mohl 588.
v., Hugo 625.
Molenhausen, v., Sofie 423.
Moll 380.
Mollwo 542. 617.
Mommsen 189 ff.
Mömpelgard 104 ff. 114 ff. 184. 615.
Mönchberg 135. 470.
Monrepos 597. 614.
Montfort, v., Rud. III., Bischof 287.
Montgelas, Minister 404.
Morderer, Bened. 336.
Morel, G. 294.
Morhart, Ulr. 382.
Mörike, Ed. 625.
Morlok, G., Baurat 625.
Mosapp, H. 621. 628.
Mosbach 472.
Moscherosch 493 f.
Moser 618.
Moser, Dan., M. 38. 41.
Fr. K. 625.
v., P. 615.
Mossa, Im., Arzt 625.
Mössingen 49.
Motz, K. 628.
Mötzingen 470.
Moy, H. 159.
Mühldorf 274. 277. 303.
Mühlen 433.
Mühlhausen 199. 313. 469.
Mühlheim 495.
Mühringen 495.
Mulfingen 615.
Müllenthal, v. 443.
Müller, F. 624.
Gall. 380.
J. 611.
Jak., Bildhauer 626.
K. 288. 319.
Mich., M., Stadtpfarrer 50.
Prof. 574.
Multscher, H. 619. 626.
Mülwangen, v. 442.
München 322. 390. 460. 505.
Münchingen 470.
v. 442.
Christoph, Domherr 374. 380. 383.
Mundelsheim 472.
Munderkingen 406.
Mundingen 472.
Münsingen 223. 281. 353. 471. 475.
Münsinger Vertrag 344. 347.
Münzdorf 615.
Muotatal 318.
Murat 394.
Mürdel, Pfarrer 626.
Muri, Kloster in Aargau 295.
Murrhardt 127. 238. 255. 352. 418. 470 f. 474.
Mutlangen 485. 615.

N.

Nabern 471.
Näher, J. 612.
Nagel, H. 626.
Mich., Werkmeister 124 f.
Nägele, E. 59. 187.

Digitized by Google

Nagillin, Walter 539. 553.
Nagler 489.
Nagold 352. 393. 472.
Näher 611.
Naisbach 469.
Naſellius Proklianus 241 f.
Naſolini 597.
Naſſenfels 245.
Naſua 188.
Natalis 224.
Natter, Lor. 626.
Nebringen 470.
Neckarburken 208 ff. 239 ff. 249 f. 254.
Neckargartach 280.
Neckargröningen 448.
Neckarrems 513.
Neckartenzlingen 472.
Neckarweihingen 471.
Neckelmann, Skjöld, Prof. 626.
Necker, Familie 626.
G. 626—631.
Neher, Kaſp., Rechtsanwalt 626.
Neiffen, v., Berth., ſ. Graisbach.
Neipperg, v., Gräfin Roſa 626.
Neithard, Joh. 556.
Nellenburg 405 f.
v., Wolfr. 304 f.
Nellingen 213. 219. 223. 473 f.
Nellingsheim 424. 433. 606.
Nemeter 188. 193.
Nero 194. 204.
Nerva 205. 217.
Neſtle, Eb. 621. 627. 630.
W. 607.
Neſtlen 611.
Neubert, Glockengießer 626.
Neubronner, v. 608.
Neudeck, v. 442.
Neudörffer, Joh. 505.
Neuenburg i. B. 314 f.
Neuenbürg 352. 374. 406. 472.
Neuenheim 208 f. 216. 218. 239.
Neuenkirch 318.
Neuenſtadt a. L. 105. 107 f. 185.
Neuenſtein 108. 185.
Neuffen 352. 359. 460. 463. 472. 615.
v., Liutgard 282. 419.
Neuffer, J. J. 62.
Neumann, Balth., Architekt 626.
F. J. 609.
Neuneck, v.
Hans 353.
Hugo 429.
Konr. 423. 432.
Trageboto 424.
Neuſtadt 475.
Neuſteißlingen 112. 185.
Neu-Ulm 531.
Neuweiler 469.
Neuwied 217. 258.
Ney, Marſchall 395 f.
Neyffer, Schaffner 125.
Nicolini 597.
Niederbiber 251. 258.
Niederhaslach 174.
Niederſtotzingen 223.
Niefern 37.
Niethammer, E. 607.
Nigri, Peter 332.
Nikolaus III., Papſt 311 f.
Nikopolis 273.
Nippenburg, v. 442 f. 449.
Chr. Heinr. 442.
Nisle 565.
Nonius Asprenas 192.
Nordhofer, G. 336.
Nördlingen 25. 42. 369. 374. 405. 447.
Normann-Ehrenfels, v., Miniſter 391. 403 ff.
Nothafft, Jörig 359.
Nübling 519. 618.
Nürnberg 312. 508 f. 514.
Nürtingen 57 f. 352. 359. 472. 480.
Nußbachweiler 430. 435.
Nußdorf 177.
Nüttel, Martin, Dr. 353.
Nymwegen 193.

O.

Oberaich 473.
Oberböbingen 615.
Oberboihingen 577.
Oberenſingen 111. 175.
Obereßlingen 473.
Oberiflingen 433. 503.
Oberkirch 298. 306.

Digitized by Google

Obermusbach 433.
Obernburg 197. 207. 238. 249.
Oberscheidental 210. 239. 246. 249. 254.
Oberschlechtbach 473.
Oberschöntal 467.
Oberstenfeld 467 f. 471 f. 502.
Obertalfingen 516. 520. 524.
Obertürkheim 469. 615.
Oberweiler 469.
Oberweißbach 467.
Obrigheim, v., Megin. 427.
Wolpr. 431.
Occam, Wilh. 313. 322. 327.
Ochelhäuser, v. 147.
Ochsenbach 104. 112. 182.
Ochsenberg 615.
Ochsenhausen 289 f.
Odenburg 64.
Offenburg 202. 218.
Offenhausen 530.
Osterdingen 374. 474.
Ohler 612.
Ohm, Obrist 495.
Ohr, W. 337. 608. 624.
Ohringen 239 f. 243. 255. 259. 261. 615.
Okarben 206. 214. 230.
Olbronn 471.
Olenheimer, L. 626.
Olenheinz, Fr., Maler 626.
Olschläger 614.
Oloner, L. 309.
Oniswilare 422 f. 429.
v., Luitfr. 432.
Oppelsbohm 475.
Oppenweiler 471.
Orlingen 515. 522 ff. 541.
Orosius 219 f.
Ortenau 405.
Orth, Joh. 496.
Oschelbronn 426. 434. 470. 471.
Osiander, Luk., Dr., Kanzler 42.
Stadtpfarrer 48 f.
Oßweil 470.
Ostelsheim 468.
Osterburken 239. 255. 258. 261.
Ostermayer, Familie 626.
P. R. 626.
Ostrach 296 f. 305 f.
Östreich s. Habsburg.
Oswald, Superintendent 114.
Otigheim 426. 429. 435.
Otisheim 471.
Otmar, Buchdrucker 333.
Ott, E. 623.
Ottenbacher, K., Bankier 626.
Ottenweiler 427.
Otto I., d. K. 528.
Ottobeuren 528.
Ow, v., Herren zu Öschingen 626.
Owen 112. 182. 353.
Owingen 426.
Oye (Sophienhof) 513.

P.

Paderborn 267.
Padershausen 419.
Pagani 487.
Pahl 369.
J. G., Pfarrer 398. 590 f.
Prof. 91.
Paißl, v. Frhr. 597.
Palleske, 629.
Palm, v., Freifrau El. 626.
Paoli 587.
Pappenheim, v., H., Marschall 419.
Paradies 616.
Paret 623.
Paris 186. 322 ff. 369.
Pauli, Joh. 331.
Paullus 214.
Paulsen, Fr. 321.
Paulus 103. 133.
Nik. 377.
Beate 626.
Payer v. Thurn, R. 616.
Pellikan, Konr. 331 f.
Penassen, v., Karol. 565.
Perouse 211.
Perpignan 316.
Perugia 312.
Petersburg 399.
Petersen, Fr. 594. 597.
J. 628. 629.
J. W. 626.
Petershausen 291. 295.
Petrus Hispanus 373.

Digitized by Google

Petrus Lombardus 320. 331.
Pettau 190.
Peuerbach 326.
Peutinger 195.
Pfaff 25.
  Chr. M. 626.
  K. 294.
  Kanzler 64.
Pfaffenhofen 104. 108. 110. 142 ff. 470.
Pfaffenhover, Bert. 551.
Pfäffikon 305.
Pfäfflingen, v., Ritter 520 ff.
  Ulrich 521. 534.
Pfahlbronn 225. 228.
Pfahlhammer, M. 28 f. 34.
Pfalz, von, Friedrich, Pfalzgraf, Kurfürst 323. 338.
  Ludwig, Pfalzgraf 422.
Pfalzgrafenweiler 430. 433. 435.
Pfanarer, v. 442.
Pfänder, Peter 108. 185.
Pfeddersheim 381.
Pfefferhardt, Ulrich, Bisch. 317.
Pfefflingen 521.
Pfeiffer B. 607. 616. 628 f.
Pfersbach 485.
Pfister W. 626.
  v., Dr., A., Generalmajor 608.
Pfiz, Präzeptor 41.
Pfizenmaier, Schultheiß 626.
Pfizer, Bankkassier 412. 414.
Pfleiderer 439.
  A. 621.
  R. 610. 618.
Pflugfelden 452.
Pföring 222.
Pforzheim 4. 42. 187. 210. 212. 214.
Pfuhl 530.
Pfullingen 296 f. 315. 472. 474.
Pfunz 221 ff. 244. 258.
Philippe, J. 324.
Phull, v., 626.
  v., Frhr. K. L. 599.
Pichler, Hauptmann 626.
Pick, A. 628 f.
Pigault-Lebrun 597.
Pinarius, Cornelius Clemens 200 ff.
Pippin, König 268.
Pirker, Marianne 565. 627.
Pistorius, Joh., Vogt 471.
Planck 621.
  G. J. 626.
  K. Chr., Philosoph 626.
  R. 626.
Plassenburg 323.
Platen 627.
Plattenhardt 473.
Pleft, Hildeg. 529.
Plieningen 298. 306. 473.
  v., Dietr. 504.
  Eitel Hans 504.
Plicksburg, Ernst, Apotheker 627.
Plochingen 211 f. 219. 473 f.
Plüderhausen 473.
Poli, Hofkapellmeister 567 ff. 581.
Poller, H. Ph., Vogt 473.
Pölnitz, v. 500.
Poltringen 177. 306.
Pompeji 214. 224.
Pomponius Sekundus 194.
Poppenweiler 471.
Possart, v., E. 633.
Posselt 568.
Postumus 262.
Prag 322.
Pranth, v. 442.
Praun, Ign., Dr. 381.
Preger, W. 290.
Pregitzer, G. K. 58.
Pregizer, Joh. Ulr., Stadtpfarrer 42.
Preith 221 f. 244.
Pressel 515. 518.
  F. 617 f.
  Diakonus 90.
Preuner, K., Pfarrer 627.
Preuschen, M. 626.
Probst, J., Pfarrer 627.
Probus, röm. Kaiser 262.
Prölß, J. 628. 632.
Prüß 5.
Ptolemäus 196 f. 330. 333.
Puser, Leonh. 374.
Putter, Burkh. 123.

Q.

Quaden 258.

Digitized by Google

Quast, v., Joach., Burgvogt 446.
Quetus 224.

R.

Raggilin, Dietr. 534. 540. 550.
Raiger, J. U., Präzeptor 73.
Raitenbuchen 221 f. 244 f.
Ramm, H. 141.
Ramminger, Jak. 384.
Ramsler, Fr. 177.
Ramstein, v., Hitbold 286.
Randeck, v., Marquart, Bischof 485.
Rantzau, v., Graf Jos., General 494 f.
Rapp, H., Kaufm. 591.
v., A., Direktor 627.
Rastatt 218.
Rau von Winnenden, Elis. 444.
Rauber, v. 442.
Rauch 615.
v., M. 613. 626.
Ravensburg 287 f. 402. 405. 615.
Rechberg, v., Albrecht 282.
Grete 456.
H. 419.
Rechberg von Hohenrechberg, Hier. 345.
zu Ramsberg, v. Konr. 484.
Rechentshofen 468. 470. 473.
Regalis 224.
Regensburg 199. 245. 257. 270. 393. 402. 528. 548.
Regentsweiler 513.
Regglisweiler 513.
Reginus 222. 240.
Regiomontan 326.
Reichartshausen 472.
Reichenau 267. 285 f. 291 ff. 305. 307. 309. 521 ff. 535.
Reichenbach, Kloster 420 ff. 467. 470 f.
Reichenberg 467.
Reichental 305.
Reichenweier 104. 107. 112. 181. 615.
Reichenweiler Vertrag 344.
Reichert, Fr. B. M. 310.
Reicherter, Oberamtstierarzt 627.
Reichsdeputationshauptschluß 388.
Reimann, M. 621. 631.
Reimer 418.
Reinhard 575.
Reinhardt, M. 40.
Reinhart, Schultheiß 143.
Reisch, Gregor 336.
Reischle, M., Prof. 627.
Reiter 609. 614. 619.
Reitzenstein, v., Minister 407.
Remmingsheim 429. 433.
Remchingen, v. 437.
Renchen 428. 434.
v., R. 428.
Remmingen 105. 108. 471.
Reuchlin 4. 325. 332 ff. 380.
Reuclin, B. 141.
Reuß, Dr., Hofmedikus 574.
Rektor 85 ff.
Reuter v. Wocking 442.
Reutlingen 2. 7. 92. 286. 314. 357. 625.
v., Hugo 313.
Reutter, G., Pfleger 370.
R., Abt 370.
Reringen 615.
Reyscher, A. S. 337.
Reysmann, Th., Humanist 368—386.
Reytter, v. 442.
Rhegius, Urb. 334.
Rheinau, Kloster 295.
Rheinbrohl 193. 217.
Rheineck 563.
Rheinheim 191.
Rheinzabern 214. 240.
Rhodus 191.
Rhot, J. 170.
Richelieu, Kardinal 442.
Richard, Wolfg. 627.
Richter, Dr., Prof. 187.
Rieber, J. 614.
Riedenberg 473.
Riederich 475.
Riedlingen 406.
Riedmuller, Bern. 627.
Rieg, L. 631.
Riegel 195.
H., Dr. 506 f.
Rieger, v., General 508. 627.
Rieler, H. 141.
Rielingshausen 471.
Rippur, v. 442.
Rietheim, v., Fr. 528.

Digitized by Google

Rietschel 528. 540.
Rieringen 353.
Riezler 265. 291.
Riggenbach, B. 332.
Ringingen 552.
Rißtissen 194.
Ritter 545.
Ritterling 206 ff.
Rochlitz, Musikschriftsteller 559 ff.
Rockenfeld 218.
Rocroy 495.
Rodenberg, J. 629.
Roder, Chr. 616.
Roggenburg 405. 474.
Rohrburg i. E. 448.
Rohracker 469.
Rohrdorf, Kommenturei 468 f. 474.
Rom 270.
Romig, Expeditionsrat 575.
Rommelshausen 104. 112. 164.
Rorschüz 182.
Rorschach 443.
Rosa, Ulrich, M. 43. 45.
Rösch, G. 627.
Jerg 141.
Rosen, v., Reinh., General 494 f.
Rosenfeld 353.
Rösler, Im. Redakteur 627.
Roßbach 495.
Rossini 598.
Rößlin, M. 584.
Rosseck in Landskron 442.
Roßwag 471.
Roßwälden 470.
Rot, Kloster 299. 300.
Ulmer Geschlecht 532. 537 f. 541. 545.
Bertold, Ammann 538. 554.
Fritz 535.
Heinrich 535.
Joh. 535.
Jörg d. Ä. 545.
Otto 535. 538.
Paul 520.
Peter 535.
Ulrich 535.
Bürgermeister 535.
Rötenbach 469.
Rotenberg 575. 615.
Roth 2.
(Dorf) 433.
R., Orientalist 321. 368.
v. Bußmannshausen 445.
Oberrot, Konv. 444.
Sib. Reg. 444.
Schreckenstein 541.
Röth 433.
Rotschueh, Platner 52.
Rottenacker 574.
Rottenburg 472. 615.
Sumelocenna 196. 214 f. 245.
Rottweil 196. 202. 204. 213 ff. 307. 494.
Rübel, K. 608.
Ruck, v., Sigib. 376.
Rucker, Helene 627.
Rückert, Fr. 631.
Ruckgaber, E., Prof. 627.
Rudersberg 473.
Rudolf von Schwaben 264 f.
III., von Konstanz 295.
gen. Morzin, Maier 522.
Rudolfsweiler 522.
Rueder 326.
Ruelin 45.
Ruethardt, H. W., Vogt 475.
Ruhingen, Walther 423.
Berth. 423.
Joh. 423.
Ruit 473.
Rümelin, G. 625. 627.
Rumilsbach 442.
Rumo, Propst 292.
Rumpler, J. 152.
Runze, G. 628.
Rupprecht, Apotheker 622.
Rüter, Albrecht 485.
Ruthard, Präzeptor 69.
Rüti, Kanton Zürich 300.

S.

Saalburg 231. 259 f.
Sabinus, G. 371.
Sacer 208.
Sachsen, von, Albert, Kronprinz 186.
Sachsenhausen 303.
Sachsenheim 423. 425. 429. 473.
v., 437. 453.

Digitized by Google

Sachsenheim, Hermann, Minnesänger 437 f.
der Landhofmeister 361. 439.
Jörg 345. 437 ff.
Sachsenweiler 513.
Säckingen 293. 301.
Sailer, Sebast. 582.
Saint-Julien 173.
Salem, Kloster 286. 296 ff. 305 ff. 469. 472. 523.
Salmannsweiler 296. 298. 474.
Sallenstein, v., B. 426.
Salon 616.
Salstetten 433.
Salzburg 405.
Salzhuber 27.
Sandherr, Agent 181.
Sandmaier, Sopranist 568.
Sankt Blasien 289. 294 f. 305.
St. Gallen 267 f. 286 f. 443.
St. Georgen im Schwarzwald 352. 421. 616.
St. Peter im Schwarzwald 295. 471.
St. Urban (Luzern) 299.
St. Viktor, v. 596.
Sanjulen 113.
Sar, Weltlin 141.
Sargans, v., Ulrich 101. 298.
Sarmizepetusa 216.
Sarwey, v., Generalleutnant z. D. 187 ff.
Sast, Joh. 631.
Sattler 627.
J. Chr., Vogt 468.
Historiker 105. 159. 166. 274 f.
Satto 208. 222.
Saturninus, Antonius 206. 209. 216. 223.
Santius 192.
Sauer, W., Professor 627.
Saul, D. 627.
Saulgau 406.
Sauter 127.
Savoyen, von, Prinz Eugen 496.
Saxo, Annalist 539.
Schaaf, Prof. 91.
Schabhardt, Erasm. 43. 45.
Schafelizky, v. 437.
Schäfer, L. 627.
R. 609. 613. 632.
Schaffhausen 292. 304 f. 495.
Schäffle, Minister 627.
Schaffner, Martin 457.
Schafhausen 426.
Schaible, F., Handelskammersekretär 627.
Schall, J. 625. 632.
Schanz, v., P., Prof. 628.
Schäperlin, M., Pfarrer 470.
Schaprun, Amman 539. 554.
Scharffenstein, General 628.
Scharnhausen 473.
Schaubeck, Burg 496. 504.
Schauenburg, v. 448.
Scheffauer, Ph. J., Bildhauer 578. 628.
Scheffel, M. 628.
Scheffmacher, Pater 64.
Schellenbauer, Prof. 97.
Schellenberg, v., Klostervogt 290.
Schellhas, Dr., Kommissär 500.
Schelling, Philos. 80. 581. 628.
Schepp, J. J., Keller 472.
Scherer, H. 462.
Schernbach 433.
Schertlin, v. Burtenbach, H. Fr. 179.
Scheuerberg 280. 283.
Schewir cogn. Burichgum 443.
Schickert, Chr. Fr., Jurist 502.
Schickhardt, H., Baumeister 103—185. 618. 628.
Ph. 151.
Schierenhof 224. 228. 242. 259.
Schietingen 433.
Schildknecht 497. 500.
Schill, G. F., Regierungsrat 100.
Schiller, Fam. 628.
Adam 630.
Charlotte 628.
Christofine 628.
Ernst 628.
Friedrich 495. 587. 628 ff.
Joh. 630.
Joh., Arzt aus Riedlingen 630.
Joh. Fr., Buchdrucker 630.
Joh. Kasp. 630.
K. 630.
Nanette 630.
Schilling, Joh., Oberamtsbaumeister 630.
Schillings, M. 633.
Schillingsfürst 106. 111. 136.

Digitized by Google

Schiltach 135. 353. 470.
Schinzinger 607.
Schlatter 620.
Schlayer, Minister 83.
Schleitheim 194.
Schlichenweiler 467.
Schliz 525. 526. 613.
Schlossau 209 ff. 249 f. 254.
Schloßberger, v. A., Staatsrat 630.
Schlotterbeck 588.
Schlüsselberg, v., Konr. 274. 276.
Schmid, J. C. 515.
Joh., M. 437.
J. G., Vogt 469.
J. M., M., Pfarrer 49.
J. Ph. J., M. 69 f. 75.
L., Dr., Prof. 628.
Pfarrer 630.
Schmiden 470. 475.
Schmidlin, J. L., M., Stiftsprediger 444.
Schmidt, Adolf 490.
E. 411.
F. 614.
Gerh., Kalkschneider 122. 134. 184.
K. 628.
Sam., Untervogt 467.
Schmieh 469. 471.
Schmittbaur 567.
Schmitz, E. 609.
Schmoller, G. 631.
Schnaith 473.
Schneckenburger, E., Landtagsabg. 630.
Schneeberg, v., Fr. 453.
Schneegans 268.
Schneider, E. 338. 378. 307. 607 f. 627. 631.
Oth. 462.
Schnitzer, C. Fr. 630.
Schnurlin, Joh. Fr. 37.
Schödingen 444. 449.
Scholl, Fr., M. 2. 16. 59. 62. 64.
Schollkopf, H. 610.
Schomburg 405.
Schon, Th. 602. 607. 609. 611 ff. 619 ff. 625. 627. 631 f.
Schönaich 468.
Schönbeck, Generalmajor 495.
Schönberg, v., Casp., Feldmarschall 415.
Schönborn, Graf 626.
Schöndörfer, A. W. 53.
Schönenwerd 301.
Schönenfeld 473.
Schönenstein, v. 443.
Schönlin, G., Kanonikus 630.
Schopfloch 164. 227.
Schornbach 227. 473.
Schornbaum 621.
Schorndorf 226 ff. 352. 407. 473. 450. 616.
Schoffer, Bonaventura, Generaloberin 630.
Schott 607.
E. 608.
Konr. 123.
Otto, Rechtsanwalt 630.
Dr., Prof., Pädagogarch 89. 92.
Schöttle, G., Dr., Postrat 602. 617.
Schraut, v., Östr. Gesandter 390. 393.
Schreiber, H. 322. 336. 624.
Schröder 542.
Schubart 558 ff. 630.
L., Prof. 559. 578.
Sängerin 568.
Schuch, Franz 630.
Schüchlin, H., Maler 630.
Schulte, A. 293. 306.
Schultes 518. 520. 545.
Schultz 616.
Schulz, H. 630.
Pauline 631.
Schumacher, Prof. 194 ff. 202. 210. 239 f. 249.
Schussenried 299 f.
Schuster 378.
Schutzingen 471.
Schüz, Th., Maler 631.
Schwab, G. 631.
Schwaikheim 475.
Schwarz, Ulmer Geschlecht 637 ff.
Heinr. 536. 538.
Ramung 538.
Schwarzburg, v., Alb. 303.
Schwarzenberg 424. 433.
Schwarzwald 616.
Schweblin, Theob., Schaffner 470.
Schwegler 588.
Komponist 597.

Digitized by Google

Schweighofen 531 f.
Schweikert, Stadtschreiber 478. 482.
Schweitzer, V. 624.
Schweizer, Kollabor. 42.
Schwenk, Reallehrer 411.
Schwenningen 202.
Schwenzer 631.
Prof. 413.
Schwitzer, Joh. Fr. 329.
Sechselberg 467.
Seckendorf, v., Generalmajor 401.
Seckmauern 249 f. 254.
Seeger, Oberst 569. 573. 575. 580.
v., Herm. 631.
Generalleutn. 401.
Seehofer, Arf. 631.
Seele, Maler 578. 589 f.
Sefler, Ulmer Geschlecht 537 f. 541.
Konr. u. Ulr. 535.
Segrad, v. 443.
Segur 595.
Seilacher, H., Kaufm. 412. 416.
Seligental 472.
Sennert, Dan., Prof. 95.
Septimius Severus 234. 237. 259.
Serger 620.
Sersheim 473.
Settenbach, Fr. 424.
Seubert, M. 174.
Seuffert, V. 628.
V. 632.
Seyffardt, K., Obersteuerrat 631.
Seyfried, H. 143.
Sibert, H. 613.
Sichardt, Rektor 8.
Sickenhausen 474.
Sickingen, v., Franz 384.
Siebeck, H. 327.
Siegle, v., G., Geh. Kommerzienrat 631.
Sieghart 132.
Siglingen 104. 110. 155 ff. 472.
Sigmaringen 194. 223. 505.
Sigwart, Chr., Philos. 631.
Sillenbuch 469. 474.
Simler, G. 4. 386.
Simon-Vely, E. 507.
Sindelfingen 301. 305. 473.
Sindlingen 424.
Sindringen 282.
Sirnau 318.
Sirt, G. 604. 631.
Skriptoris, P. 326. 330 ff.
Smid, G. 632.
Söflingen 405. 460. 463. 472. 518. 534. 543.
Söhnstetten 219. 223.
Solitude 616.
Solothurn 284.
Sommenhardt 469.
Sondernheim 471.
Sonnenberg, v., Graf A. 353.
Sontheimer, L. 611.
Erdloch 378 f.
Souchay, Th., Dichter 671.
Spalatin, G. 369 f.
Spangenberg 341.
Spartian 229. 235. 244.
Speidel, Sam., M. 45.
Spemann, F. 610.
Spenlein, H. 631.
Speth, v. 442.
Dietr. 461.
J., von dem Odenhof 425.
Speth von Zwiefalten, Helene 440.
Speyer 70. 188. 369. 380 ff. 468. 475. 512. 609.
Spiegel, J. Kaiserl. Rat 370. 373.
Spiegler, Jak. 123.
Spielberg 112. 175. 181.
Spittler, Geh. Rat 392.
Spitzenberg 282.
Sporck, v., Joh., Oberst 494.
Spoun, J. G., Chirurg 499.
Spreitenbach 305.
Springer, E. 613.
J., Vogt 469.
O. 185. 618.
Sproll 618.
Joh. Bapt. 2. 3.
Stadion, v. 442.
Chr., Bischof 379.
Stähelin, Konr., Vogt 467.
Stähle, K., General 631.
Stahlecker 1. 617.
Stain zum Rechtenstein, v. 444.
Stainart, v., Rumpum 443.

Digitized by Google

Stammheim 616.
Stänglin, J. Ulr., Vogt 471.
Staphylus, Fr. 385.
Startzer, Zach. 27.
Statius, Dichter 207.
Stäudlin 586. 593. 631.
Steck, K., Dr. 446.
Steckborn 293. 305.
a. d. Steg, Ulmer Geschlecht 537 f.
Otto, Ammann 534. 537 f. 554.
Steiermark, v., Ottokar, Herzog 548.
Steiff, K. 2. 5. 7. 333. 607. 610.
Steig, R. 629.
Steimle, Major a. D. 227.
Stein a. Rh. 191. 194. 223. 295.
bei Mosbach 281.
von Klingenstein, Konr. 345.
Steinbach 297. 305 f.
OA. Backnang 467.
Steinenbronn 473.
Steiner 567.
Kil. 631.
Steinhauser 631.
Steinheil 531.
Steinhofer 145. 275.
Steinmayer, Pfarrer 631.
Stemi 631.
Steppberg 245.
Sternenfels, v., G., Domdekan 381.
Stetten 474.
unterm Zollern 475.
v., Hans 353.
Stetter, Cuf., M., Rektor 26 f. 58.
Stettfeld 211. 215 ff.
Steube, Württb. Gesandter 389.
Steudel, Adolf, Philos. 631.
Alb. 631.
W., Sanitätsrat 631.
Steußlingen 467.
Stiefel 534.
Stiegele, P., Domkapitular 631.
Stieler, K. 619.
Stierlin, Notar 482.
Stöckenburg 616.
Stockmayer, Ed., Rektor 631.
v., K. 608.
Stöffler, Joh. 7. 321. 373. 336. 374. 376. 379 f.
Stölzel, A. 629.
Stölzlin 515.
Stooß, Prof. 631.
Storr, Chr. G., Prälat 632.
Strabo 189 ff.
Straßburg 193 f. 201. 209. 211. 214. 218. 222. 401. 447. 494.
Straub, E. 608.
Straubenhart, v., A. 438.
Strauch, Phil. 321.
Strauß, Dav. Fr. 632.
Strecker 610.
Strehlein, D. 170.
Streicher, A. 629.
Strobel, G. 488.
Strölin, Ulmer Geschlecht 522. 537 ff. 545.
Fritz 537.
Hans 523. 537.
Liupr. 544.
Peter 522.
d. Ä. 544.
Ulrich 539.
Strotwecke, 422.
Strümpfelbach 473.
Stubersheim 616.
Studion, A. 152.
Stumpf von Schweinsberg, Phil., Ritter 460. 465.
Stuttgart 9 f. 13. 34. 105 ff. 187. 352. 395. 397. 411. 436—459. 460 ff. 469 ff. 477—483. 505 f. 567. 569. 581. 586. 616.
Suckow 186.
Sugambrer 189 f.
Sully, Herzog 442.
Sulz (Kastell) 202. 204. 213. 215.
a. N. 112. 181. 352. 393. 474.
OA. Nagold 182.
v., Berth. 432.
Sulgau 425. 433. 435.
Sulzbach 422. 433. 474.
Summenhardt, K. 330 ff. 336.
Süß-Oppenheimer 632.
Süßen 219.
Süßer 78.
Süßkind, G. A. 632.
Süßmann, W. 613.
Sutor 596. 598.

Digitized by Google

Svabolt, Heinr. 551.
Syoming, v., H. 296.

T.

Tacitus 203 ff.
Tafel, L. 83. 90 f.
Tafinger, W., Vogt 470.
Tailfingen 424. 434.
Talfingen 520. 541.
Talheim 429 f.
  OA. Heilbronn 614.
  v., Gerh. 280.
  v., Gutta 440.
Tannheim 617.
Taubenheim, v., Graf W. 632.
Talleyrand 389 ff.
Tartaretus, Petrus 324.
Taube, v. 395.
Teilenhofen 222.
Teinach 617.
Tenkterer 189. 232.
Tesdorf, L., Fabrikant 632.
Tettingen, v., Petr. 423.
Terenz 14.
Tettnang 405.
Teufel, Stabsarzt 632.
Thassilo, Herzog 267.
Thein, Kollaborator 53 ff. 65. 67.
Thierfault, Ant. 135.
Tholhoph 325.
Thouret, Nik., Baumeister 578. 585 f.
Thudichum, Fr. 285. 511 ff. 609. 617.
Thumb von Neuburg, C. 353. 356. 361.
Thumm, Prof. 24.
Thürling, Dr., Prof. 563.
Thurn und Taxis, Fürstin 567.
Tiberius 189 ff.
Tiffernus, Mich. 33.
Tinktoris, Nik. 325.
Titus, röm. Kaiser 205.
Tobel im Thurgau 303.
Tobolka, Ld. V. 627.
Tocca 240.
Tonbach 433.
Torquatus, Konsul 241.
Töß, Kloster 318.
Trajan, Kaiser 188. 205. 211 ff. 235. 244.
Traub, G. 627.
Trautmannsdorf, v., 442.
Treidler, A., Prof. 632.
Treitschke, H. 625. 627.
Tretsch, Baumeister 157.
Triberg 406.
Triboker 188. 193. 199.
Trient 121. 190.
Trienz 241. 249.
Trischer, Ulr. 551.
Tritus 208.
Trochtelfingen 617.
Trub, Kloster 295.
Truber, Primus 632.
Truchseß, Graf 403.
Truckmüller, Oberst 495.
Tscherning, O. F. 632.
Tschochert, P. 626.
Tubadel, General 495.
Tübingen 1—102. 105. 107. 261. 298. 306. 314. 319—336. 352. 368—386. 461. 468. 471. 473 f. 511. 581. 602 f. 617.
  v., Pfalzgraf Gottfr. 301.
  Heinr. 376.
  Hugo 425.
  Ludwig 433.
  Otto 433.
  Rudolf 432. 433.
Tübinger Vertrag 338.
Tucher 325.
Turfferd 114 ff. 135.
Tumbler, G. 141.
Turzin, Bisch. 268.
Tuttlingen 135. 202. 213 f. 353. 490 bis 495. 617.

U.

Überlingen 304. 314 ff.
  v., Konr., Abt 288.
Ubier 189. 193.
Uffinger, Konr. 329.
Uhland, Ludwig 83 f. 92 f. 269. 411 ff. 592. 632.
  L. J., Prof. und Ephorus 37. 59.
Uhlbach 469.
Ulm 263. 284. 290. 292. 304 f. 314. 360. 393. 401. 405. 515 ff. 617 f.
  v., Hans Kraft 456.

Digitized by Google

Ulmer, H. 156.
Ulrich 601.
von Petershausen 292.
Bischof von Augsburg 608.
Ultenbach 426.
Umfried, D. 626.
Unfried, Sam., Vogt 468.
Ungelter, J. A. 472.
Unger, Bernh., Mediziner 380.
Unlingen 618.
Unteraich 473.
Unterböbingen 224. 228. 242. 615.
Unterboihingen 618.
Unterbrüden 467.
Unterensingen 472.
Unterfaal 242.
Unterschöntal 467.
Unterschüpf 147.
Unterschwandorf, v., Hugo 424.
Untersteinbach 104. 107. 112. 162 ff.
Untertürkheim 469.
Unterweissach 467.
Upfingen 475.
Upsala 369.
Urach 3. 5. 57. 106. 352. 475. 511. 618.
v., Konr. 632.
Uracher Vertrag 344.
Urbach 227. 473.
Urlufheim 431.
Ursperg 405. 474.
Urspring 210 ff. 219. 222 f. 255.
Usipeter 189.
Ussweiler 433.
Utrecht 317.
Uttenweiler 427. 433. 435.
Urkull 588.

V.

Vaihingen a. E. 57. 104. 107. 110. 151 ff. 219. 352. 475. 618.
a. F. 215. 618.
v., Grafen 276.
Vainagg, Agnes 521.
Jak. 551.
Valentini, v., Generalleutn. 600.
Valentinian 262.
Valerianus 261.
Vandalen 258.
Vangionen 188. 193.
Vanotti, v., J. N. 315.
Variften 257.
Varnbüler, v., Freiherrl. Familie 437. 443.
Hans, Bürgermeister 443.
H., Freiin 608.
Joh. Konr., Kanzler 443.
Karl, Minister 444.
Nikol., Professor 443.
Ulrich 443.
Sekretär 443.
Varus 191.
Väterlin, Konr. 551.
Veesenmeyer, G., Prof. 368. 371. 515.
Veiel, L., Reichsgerichtsrat 632.
Vellberg, v. 442.
Venedig 121. 506.
Venningen 618.
Vergenhans, Propst 3. 361.
Veringer, A., Pfarrer 122. 127. 134.
Varus 246.
Vespasian 200 ff. 213 f.
Vetter, K., Konsul 632.
Vevey 197.
Vincenza 121.
Vielbrunn 249.
Villenbach, v. 442.
Villiers 608.
Villingen 302. 314. 317. 406.
Vingus 240.
Vindelicier 189.
Vindonissa 245.
Vinovia 242.
Vischbach 423. 431. 433. 435.
Vischer, D. 60.
F. Th. 607. 632.
H. G., Vogt 470.
R. 623. 632.
Stadtvogt 477. 479.
-Thingen, v., Johanna 632.
Vischlin, Friedr. 126. 157. 179. 182.
Nikl. 139.
Vitoduranus, J. 301. 313.
Vitri, de Marquis 495.
Vochezer, J. 289.
Vogler 506 f.
Josua, Vogt 4.
Vöhingen 452.

Digitized by Google

Vöhringen 422. 434.
Vohs 587 f. 590.
Voigt 303.
Volland von Vollandseck 439.
Ambros., Dr., Kanzler 456.
Eberh. 439.
Sus. 439.
Völter 631.
J. 632.
J. E. 609.
Voretzsch 617.
Voßeler, Reg. 565. 567.

W.

Wachenhart 435.
Wächter, Jurist 511.
Wagner 615.
G., Bürgermeister 632.
H. 573. 592.
J. 2.
J. J. 562 f.
Mich., M. 49 f. 56 ff.
Werkmeister 126.
Wais 614.
Waiblingen 226. 352. 394. 425.
Waiblinger, W. 625. 632.
Wain 192. 513.
Waitz, G. 264.
Walch, J. Chr., Untervogt 472.
Waldach 434.
Waldangelloch 112. 148. 164.
Waldbott v. Bassenheim 632.
Waldburg, v., Joh. 288 f. 300.
Truchseß Georg 371. 375. 379. 384.
Zeil, Graf, K. 632.
Walddorf 433. 474.
Waldeck, v., Truchseß 353.
Waldenbuch 60. 104 f. 108. 184 f. 353. 473. 618.
Waldenburg 137.
Waldenweiler 467.
Waldkirch 293.
Waldmössingen 202. 204. 213 f.
Waldmühlbach 238.
Waldsee 618 f.
Waldshut 302.
Walheim 210. 468.
Walko, Domdekan 285.
Walldürn 197. 224. 237. 240. 252. 251 ff. 260.
Walter von Werve 331.
Walther, M. 28.
Verwalter 126.
Waltz, J. G., M. 437.
Wangen 405. 469. 619.
Wannenmacher, Joh. 456. 453.
Wart 431. 435.
Wartmann 286.
v., J. A., Oberst 496—504.
Wasserburg 405.
Wattenbach 267. 269.
Wattenweiler 467.
Wärdlin 632.
Weber, Ed., Konsul 452.
L., Keller 472.
v., Karl Maria 594. 597.
Wieberding, Komiker 568. 578. 588.
Wechsler 518.
Weckherlin, Maler 592.
v., Legationsrat 506.
Weech, v. 296.
Wegelin 300.
Wehr, v. 443.
Wehrn, J., M. 41 f.
Weidach bei Herrlingen 525.
bei Stetten 473 f.
Weigelin 629.
Weigle, Franz, Apoth. 632.
R. 623.
Weihenmajer, E. 615.
Weil i. D. 471.
d. St. 135. 214. 331. 370. 470.
i. Sch. 298. 306.
Weiler zum Stein 471.
bei Kirchheim 470.
v. 437.
Dietrich jun. 345. 353. 356. 440.
sen. 440.
Hugo 432.
Weilersteußlingen 185.
Weilheim 212 f. 219. 352. 359. 470 f.
Weiltingen 230.
Weimar 586 f.
Weingarten 287 f. 402. 619.
Weinhardt, M., Pfarrer 473.
Weinheimer, Bankdirektor 632.

Digitized by Google

Weinsberg 280. 480. 619.
v., Herren 279. 418 f.
Elis. 281.
Engelh. 279. 280. 418.
Engelh. Konr. 280.
Engelh., Landvogt 419.
Konr. Engelh. 280. 419.
d. A. 279. 418.
d. Alte 279. 280.
d. J. 279.
gen. Breuberg 419.
Lukardis 419.
Propst 418.
Erzbisch. 419.
Domherr 419.
Weinstetten 513.
Weiß, Dekan 56.
Weissach 471.
Weissenau 258. 299 f.
Weißenburg 221 f. 244.
Weißenstein 219.
Weißenthurn, v., Joh. 598.
Weitbrecht, G. 623.
J. 627.
Musiklehrer 570.
Weitzel, L. 617.
Weizsäcker, C. 609. 620.
P. 630. 633.
Dr., Rektor 46.
Weller 137. 162. 263. 418. 526. 607. 615.
Welling, Fam. 437. 450.
Hans 454.
Bürgermeister 453.
Hans u. Sebast. d. J. 457.
Hieron. 454. 456 f.
Joh. 453. 456.
Mich. 454.
Sebast. 356. 450. 453.
Stoffel 456.
M., Prof. 20.
v. Bösingen 437. 450. 452.
Wellington 600.
Welscher, El. 152. 154. 174.
Welser 545.
Weltenschwann 469.
Weltrich 82.
Welzheim 255. 259.
Wendlingen 70.
Werdenberg, v. 415.
Heinr., Graf 287 f. 315.
-Heiligenberg, Grafen 288.
-Sargans, Grafen 287.
Werdenow, v., Wilh. 344.
Werenweg, v., J. 353.
Werinbert 268.
Werner, Bernh. 107.
Wernle, P. 319,
Werth, de, Joh., General 494.
Wertingen 405. 619.
Weser 484. 612.
Wespach, J. 522.
Westerlingen 516 ff. 524. 540 f.
Westernach, v. 442.
Westhausen 619.
Wetin von Reichenau 267.
Wettenhausen 405. 473.
Wettingen im Aargau 299. 305. 309.
Wetzel 625.
Weyer v. Merkelbach 443.
Wiblingen 619.
Widekind 269.
Widmann, Joh. 632.
J. K., Vogt 468.
W., 616 f. 629.
Wied, v. 415.
Wiederhold, v. 56.
Wieland 632.
Martin, Pfarrer 498. 502 ff.
Wien 322. 326. 387. 407. 579.
Wiernsheim 471.
Wiesbaden 191. 207.
Wiesensteig 405. 475. 618 f.
Wieslauf 227.
Wisishofen 513.
Wils, K., Schulrat 633.
Wildbad 7. 104. 106. 111. 158. 161. 352. 467. 619.
Wildberg 112. 135. 164. 182. 184. 352. 475. 619.
Wilhelm, Abt von Hirsau 421. 427. 433 f.
von Kempten 289.
Willmandingen 223. 475.
Wimmer, Stefan, Werkmeister 116.
Wimpfen 208 f. 239.
Wimsheim 471.

Digitized by Google

Winckler, Jos. 633.
Windsberger, Erh. 325.
Windisch 190. 193. 201. 210.
Winmann, Nik. 374 f. 377. 380. 383 f.
Winnenden 352. 475.
Winterthur 301.
v., Joh. 312 f.
Winterlin 123.
Winzingerode, v., Minister 390 ff.
Wittenberg 369.
Wittichen 315. 474.
Wittingen 433.
Witzel, G. 385.
Witzleben, v., P. 174.
Wöhler, Ed., Fabrikant 633.
Wolbach, W., Stadtrat 633.
Wölckern, v., General 633.
Wolf 609.
Hugo 633.
Wolfegg 379. 619.
Wölffing, J. G., M. 53.
Wolffsfurtner, J. U., Vogt 470.
Wolfried, der Selige 633.
Wollmatingen 293.
Wolzogen, v., Karol. 629. 633.
Ludw. 588. 599. 600 f.
Worms 272. 423. 425. 429. 511 f.
Wornesfeld 188.
Wörner, A. 612.
Wörth 209.
Wulf, de, Maur. 327.
Wunderer, H. 144.
Wurm, Th. 616.
Wurmberg 471.
Wurster, Oberamtsbaumeister 633.
Württemberg, Fürstenhaus 263. 273. 540.
Anna, Herzogin 177. 179.
Christoph, Herzog 22 f. 28. 33. 155 f.
Eberh., Graf 365.
der Erlauchte, Graf 274.
IV., Graf 341.
i. B., Graf und Herzog 320. 324. 334. 341. 343 ff. 511.
II., Herzog d. J. 337—367.
III., Herzog 52. 103. 126. 443. 449. 466.
Prinz 621.
Ludwig, Herzog 25. 449 f. 612.
Württemberg, Fürstenhaus
Eugen, Prinz 599.
Friedrich I., Herz., Kurfürst, König 85. 108. 114. 121 f. 183. 278. 387 ff. 446. 590.
Friedrich, Herzog 618.
August, Herz. 148.
Karl, Herz. 25. 450.
Georg, Prinz 341.
Heinrich von Mömpelg. 341. 344. 347.
Henriette 341.
Joh. Friedr. 105. 106 ff. 141. 150. 152. 158. 160. 174. 176. 182. 446 f.
Julius Friedr. 177. 180.
Karl I., König 506.
Alex., Herz. 449. 507.
Eugen 59 f. 71. 73. 79. 506 ff. 568. 573. 602. 604. 607.
Katharine, Prinzessin, Königin v. Westfalen 596.
Ludwig I., Graf 341 f. 365.
II., Graf 341.
Herzog 22. 176. 446.
Friedr., Herz. 180.
Wilh., Prinz 449.
Paul, Prinz 396. 401.
Sibylle, Herzogin 52.
Ulrich, Graf 274. 277. 294. 300. 365.
V., Graf 341 ff. 365 f. 436.
Herzog 6. 11. 16. 18 f. 22. 338. 341. 361. 367. 378. 385. 453. 460. 466. 607.
Wilhelm I., König 62. 388. 390. 607.
Ludwig, Herzog 53. 450.
Württemberg-Öls 605.
Wurzach 619.
Würzbach 469.
Würzburg 249 f. 254.
Wüst, J., Prof. 633.
K., Turnlehrer 633.
Wüstenriet 619.
Wychgram, J. 629.
Wyß, v., G. 290.
Wyttenbach, Thom. 330.

X.

Xanten 190.
Xanto, Francesko 505.

Digitized by Google

Y.

Ylensberg 433.

Z.

Zacher, Wolfg., Vogt 475.
Zahn, Chr. J., Dr. 582 f. 585.
Zaisenhausen 471.
Zaisersweiher 104. 112. 171. 471.
Zangemeister 197. 218.
Zarncke 326.
Zarten 196.
Zasius, Ulr. 511.
Zavelstein 160. 353.
Zeiller 169.
Zell (Backnang) 467.
  bei Kirchheim 470.
Zeller, A. 60.
  A. Chr. 2. 7. 20.
  Ed., Jurist und Dichter 633.
Zenger, v., K., Oberregierungsrat 633.
Zeppelin, v., J. C., Reichsgraf 494.
Ziegele 178.
Ziegesar, v., Freiherr Ernst 441.
Ziegler, Th. 632.
Zieher, H. 162.
Zilger, G. Chr., Vogt 468.
Zillhardt, J. J. 496 ff.
Zimmermann, J. 174.
Zingarelli 598.
Zink, Egid., Stiftsprediger 502.
Zipplingen, v., H. 304 f.
Zobel, v. 442.
Zofingen 301.
Zsyll, v. 443.
Züberlein (Ziberlein), J., Maler 109. 123.
Zuffenhausen 135. 469.
Zugmantel 231. 259 f.
Zumpe, Herm. 633.
Zumsteeg, R. 558. 565 f. 569. 587 f.
Zürich 273. 286. 290 f. 301. 313 ff.
Zurzach 191. 202. 301.
Zuzenhausen (Ozinhusin) 426. 435. 606.
Zwerenberg 459.
Zwiefalten, Kloster 294. 308. 352. 475.
Zwingenberg, v. 442.
Zwingli 330.

Digitized by Google

Mitteilungen

der

Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

Stuttgart 1906.

Fünfzehnte Sitzung
der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte,

Stuttgart, 10. Mai 1906,

unter dem Vorsitz Seiner Exzellenz des Herrn Staatsministers des Kirchen- und Schulwesens Dr. v. Weizsäcker und in Anwesenheit der Ministerialreferenten, Ministerialdirektor im K. Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten Freiherr v. Linden und Ministerialrat im K. Ministerium des Kirchen- und Schulwesens Dr. Marquardt, sowie der Mitglieder der Kommission Dr. v. Hartmann, Freiherr v. Ow-Wachendorf, Dr. Egelhaaf, Dr. Bossert, Dr. Weller, Dr. Busch, Dr. v. Pfister, Dr. v. Schneider, Dr. Steiff, Dr. Knapp-Ulm, Dr. v. Funk, Dr. Rietschel, Dr. Müller, Dr. Günter, Dr. Herter, Dr. Krauß, Dr. Ernst, Dr. v. Fischer, Dr. Gradmann, Dr. Goetz, Dr. Winterlin, Dr. Marx, Dr. Kolb, Dr. Mehring, Dr. Sproll. Abwesend: Dr. v. Stälin, Dr. Adam, Dr. Schmid, Dr. Knapp-Tübingen, Beck, Freiherr v. Gaisberg-Schöckingen.

Seine Exzellenz eröffnete die Sitzung mit Worten ehrenden Gedenkens an das verstorbene Mitglied Dr. v. Heyd und begrüßte die neueingetretenen Mitglieder Dr. v. Fischer, Dr. Goetz, Dr. Winterlin, Dr. Sproll und Dr. Mehring.

Das geschäftsführende Mitglied berichtete auf Grund der Verhandlungen des Ausschusses über die Gegenstände der Tagesordnung.

I. Rechenschaftsbericht für 1905.

1. Von den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte ist die 2. Hälfte des 14. und die 1. des 15. Jahrgangs erschienen. Das 2. Heft des letzteren wurde als Festschrift dem in Stuttgart tagenden Verband deutscher Historiker überreicht.

2. Pflegschaften s. u.

3. Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs, Heft 5, bearbeitet von Dr. Steiff und Dr. Mehring, ist erschienen.

Digitized by Google

4. Ebenso Binder, Württembergische Münz- und Medaillenkunde, Heft 3, bearbeitet von Dr. Ebner.

5. Holzer, Schubart als Musiker, und

6. Knorr, die verzierten Terra sigillata-Gefäße von Cannstatt und Köngen-Grinario sind veröffentlicht worden.

Stand der sonstigen Arbeiten:

Von den Matrikeln der Universität Tübingen von Dr. Hermelink ist der 1. Band im Druck beinahe vollendet,

ebenso Geschichte der Behördenorganisation in Württemberg von Dr. Wintterlin,

von Dr. Bihlmeyer, Leben und Werke Heinrich Seuses sind 12 Bogen gedruckt,

von Dr. Ernst, Briefwechsel des Herzogs Christoph von Württemberg, Band IV, 4 Bogen.

Handschriftlich liegen zum Teil oder ganz vor:

Württembergische Landtagsakten I von Dr. Ohr, II von Dr. Adam,

Weistümer und Dorfordnungen von Dr. Wintterlin,

Urkundenbuch des Klosters Heiligkreuztal von Dr. Hauber,

Bibliographie der Württembergischen Geschichte III von Th. Schön.

Die Herausgabe eines Stuttgarter Urkundenbuchs ist durch die Ordnung des Stadtarchivs durch Dr. Rapp in die Wege geleitet.

Die Rechnungsergebnisse für das Etatsjahr 1905 sind:

Ausgaben			18451 ℳ 65 Pf.
Einnahmen: laufende Etatsmittel	15000 ℳ	— Pf.	
Restmittel von 1904 . . .	2473 „	18 „	
Erlös aus Schriften . . .	1063 „	15 „	18536 ℳ 23 Pf.
somit Überschuß			84 ℳ 58 Pf.

II. Arbeiten und Etat des Jahres 1906.

Die in Angriff genommenen Arbeiten sollen der Vollendung entgegengeführt werden. Außerdem sind geplant: Herausgabe der Pflegerberichte durch Pfarrer Duncker, Rottweiler Urkundenbuch II durch Dr. Günter, Ellwanger Statuten durch Dr. Zeller, politischer Briefwechsel des Königs Friedrich von Württemberg durch Dr. Busch und Dr. Schneider, Bilderatlas zur württembergischen Geschichte durch Dr. Schneider und Dr. Gradmann, eine Fortsetzung von Knorr, Terra sigillata-Gefäße, Briefe von württembergischen Humanisten, Reformatoren und Gegenreformatoren, Akten zur Geschichte der Verfassung der Reichsstadt Ravensburg.

Digitized by Google

Zum Kreispfleger für den zurückgetretenen Präsident Dr. v. Stälin wurde Archivrat Dr. Wintterlin bestellt, zu Ausschußmitgliedern auf 3 Jahre wurden neben dem geschäftsführenden Mitglied Dr. Busch, Dr. Egelhaaf, Dr. v. Funk, Dr. Goetz, Dr. Rietschel, Dr. Steiff gewählt.

Seine Königliche Majestät haben am 28. März d. J. allergnädigst geruht, den ordentlichen Professor Dr. Goetz an der philosophischen Fakultät der Universität Tübingen und den Archivrat Dr. Wintterlin in Stuttgart zu ordentlichen Mitgliedern der württembergischen Kommission für Landesgeschichte zu ernennen, sowie am 23. Mai, den Präsidenten a. D. Dr. v. Stälin seinem Ansuchen gemäß von der Mitgliedschaft bei der Kommission zu entbinden und den außerordentlichen Professor Dr. Marx, Privatdozenten an der technischen Hochschule in Stuttgart, zum ordentlichen Mitglied zu ernennen.

Die Kommission für Landesgeschichte hat den a. o. Professor Dr. Jacob in Tübingen zum außerordentlichen Mitglied gewählt.

Aus den Berichten der Kreispfleger

über die Arbeiten der Pfleger, welche die im Besitz von Gemeinden, Pfarreien und einzelnen im Lande befindlichen Archive und Registraturen durchforschen, ordnen und ihre Inhalte verzeichnen.

I. Kreis.

Archivrat Dr. Krauß.

An Stelle des nach Stuttgart versetzten Oberpräzeptors Dr. Hauser hat den Bezirk Vaihingen Oberpräzeptor Kolb übernommen.

Neu verzeichnet wurden: im Bezirk Besigheim die Registraturen des K. Oberamts und des K. Oberamtsgerichts, in Eßlingen Köngen Pf. und Gem., in Leonberg Ditzingen Pf. und Gem., Gebersheim Gem., Gerlingen Pf. und Gem., Höfingen Pf. und Gem., Leonberg Stadtpf., in Waiblingen Beinstein Pf. und Gem., Birkmannsweiler Gem., Bittenfeld Pf. und Gem., Buoch Pf. und Gem., Endersbach Pf. und Gem., Großheppach Pf. und Gem., Hegnach Pf. und Gem., Hertmannsweiler Gem., Hochberg Pf. und Gem., Hochdorf Pf. und Gem., Hohenacker Pf. und Gem., Korb Pf., Neckarrems Pf., Schwaikheim Pf. und Gem., Strümpfelbach Pf. und Gem., Waiblingen Dek., Stadtpf. und Gem., Winnenden 1. und 3. Stadtpf. und Gem.

II. Kreis.

Archivrat Dr. Wintterlin.

Das Verzeichnis der Registraturen ist mit Ausnahme von Gaildorf in der Hauptsache beendet.

Digitized by Google

III. Kreis.

Professor Dr. Ernst.

Über die städtische Registratur in Aalen hat Pfarrkurat Denkinger in Pommertsweiler Verzeichnisse eingeschickt.

Die Ordnung des Schorndorfer Stadtarchivs hat Pfarrer Knauß in Weiler i. R. übernommen.

Im Bezirk Welzheim hat Stadtvikar Hoffmann die Arbeit mit großem Eifer beinahe vollendet; er hat auch Zutritt zum Freiherrl. v. Holtzschen Archiv in Alfdorf erhalten.

IV. Kreis.

Professor Dr. Günter.

Die Verzeichnung ist im allgemeinen abgeschlossen. Das Reutlinger Archiv wird durch Professor Dr. Jacob in Tübingen verzeichnet.

V. Kreis.

Pfarrer D. Dr. Bossert.

Im Bezirk Geislingen ist die Rentamtsregistratur in Donzdorf verzeichnet worden.

In den Ämtern Göppingen und Ulm haben Pfarrer Faber in Börtlingen und Professor Müller in Ulm die Inschriften und geschichtlichen Altertümer zusammengestellt.

VI. Kreis.

Dekan Dr. Schmid.

In Ravensburg ist das Spitalarchiv in der Hauptsache geordnet.

Die Anfragen wegen Erlaubnis zur Veröffentlichung der Inventare sind aus allen Kreisen zum großen Teil beantwortet worden. Nach Zusammenstellung und Vergleichung derselben werden die Herren Pfleger um Nachholung der ausstehenden gebeten werden.

Schriften der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

(Sämtlich im Verlag von W. Kohlhammer in Stuttgart.)

Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Neue Folge. In Verbindung mit dem Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben, dem Württembergischen Altertumsverein in Stuttgart, dem Historischen Verein für das württembergische Franken und dem Sülchgauer Altertumsverein herausgegeben von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte. Jahrgänge 1892—1906. Je ca. 30 B. Lex.-8°. Preis des Jahrgangs brosch. 4 ℳ (Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

v. Föhr, Julius, † Senatspräsident in Stuttgart, **Hügelgräber auf der Schwäbischen Alb.** Bearbeitet von † Professor Ludwig Mayer. Mit Abbildungen und 5 Tafeln. 1892. 56 S. 4°. Preis 4 ℳ Vergriffen.

Nestle, Dr. W., Funde antiker Münzen im Königreich Württemberg. 1893. 113 S. 8°. Preis brosch. 2 ℳ

v. Hiller, Fritz, Generalleutnant, **Geschichte des Feldzugs 1814 gegen Frankreich** unter besonderer Berücksichtigung der Anteilnahme der königlich württembergischen Truppen. 1893. IV und 481 S. Mit Karten und Plänen. Preis brosch. 9 ℳ

Württembergische Geschichtsquellen.

Band I: Geschichtsquellen der Stadt Hall. Erster Band: Herolt. Bearbeitet von Dr. Chr. Kolb. 1894. VIII und 444 S. 8°. Preis 6 ℳ

Band II: Aus dem Codex Laureshamensis. — Aus den Traditiones Fuldenses. — Aus Weißenburger Quellen. Mit einer Karte: Besitz der Klöster Lorsch, Fulda, Weißenburg innerhalb der jetzigen Grenzen von Württemberg und Hohenzollern. Von D. Dr. G. Bossert. — Württembergisches aus römischen Archiven. Bearbeitet von Dr. Eugen Schneider und Dr. Kurt Kaser. 1895. VI und 605 S. 8°. Preis 6 ℳ

Band III: Urkundenbuch der Stadt Rottweil. Erster Band. Bearbeitet von Dr. Heinrich Günter. 1896. XXIX und 788 S. 8°. Preis 6 ℳ

Band IV: Urkundenbuch der Stadt Eßlingen. Erster Band. Bearbeitet von Dr. Adolf Diehl unter Mitwirkung von Dr. K. H. S. Pfaff, Professor a. D. 1899. LV und 736 S. Preis 6 ℳ

Band V: Urkundenbuch der Stadt Heilbronn. Erster Band. Bearbeitet von Dr. Knupfer. 1904. XIV und 681 S. Preis 6 ℳ

Band VI: Geschichtsquellen der Stadt Hall. Zweiter Band: Widmanns Chronica. Bearbeitet von Dr. Chr. Kolb.

Band VII: Urkundenbuch der Stadt Eßlingen. Zweiter Band. Bearbeitet von Dr. Adolf Diehl. 1905. XXVII und 643 S. Preis 6 ℳ

Band VIII: Das Rote Buch der Stadt Ulm. Herausgegeben von Carl Mollwo. VII und 304 S. Preis 6 ℳ

v. Heyd, Dr. W., Direktor, Oberbibliothekar a. D., **Bibliographie der württembergischen Geschichte.**

I. Band 1895. XIX und 346 S. 8°. Preis 3 ℳ

II. Band 1896. VIII und 794 S. 8°. Preis 5 ℳ

Briefwechsel des Herzogs Christoph von Württemberg. Herausgegeben von Dr. Viktor Ernst. Erster Band: 1550—1552. 1899. XLI und 900 S. Preis 10 ℳ Zweiter Band: 1553—1554. 1900. XXVI und

Digitized by Google

733 S. Preis 10 ℳ. Dritter Band: 1555. 1902. LXVIII und 420 S. Preis 8 ℳ.

Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs. Unter Mitwirkung von Dr. Gebhard Mehring herausgegeben von Oberstudienrat Dr. Karl Steiff, Oberbibliothekar an der K. Landesbibliothek in Stuttgart. Erste bis fünfte Lieferung. Preis je 1 ℳ. (Wird fortgesetzt.)

Geschichte der Behördenorganisation Württembergs. Von Dr. Fr. Wintterlin, Archivrat in Stuttgart. Erster Band. Bis zum Regierungsantritt König Wilhelms I. 1904. XIII und 349 S. Preis 3 ℳ 50 Pf. Zweiter Band. Die Organisationen König Wilhelms I. bis zum Verwaltungsedikt vom 1. März 1822. 1906. XI und 320 S. Preis 3 ℳ 50 Pf.

Darstellungen aus der württembergischen Geschichte, Band I: Der geschichtliche Kern von Hauffs Lichtenstein, von R. Max Schuster. 1904. VIII und 358 S. Preis 3 ℳ 50 Pf. Band II: Schubart als Musiker, von E. Holzer. 1905. IV und 178 S. 8°. Preis 3 ℳ.

Die verzierten Terra sigillata-Gefäße von Cannstatt und Köngen-Grinario, von R. Knorr. 1905. 49 S. und 47 Tafeln 8°. Preis 5 ℳ.

Württembergische Münz- und Medaillenkunde, von Chr. Binder, neu bearbeitet von Dr. Julius Ebner. Heft I. 1904. 54 S. und 2 Tafeln Groß Lex.-8°. Preis 1 ℳ. — Heft II. 1905. S. 55—82 und 6 Tafeln Groß Lex.-8°. Preis 1 ℳ. — Heft III. 1905. S. 83—114 und 6 Tafeln Groß Lex.-8°. Preis 1 ℳ. Heft IV. 1906. S. 115—162 und 10 Tafeln Groß Lex. 8°. Preis 1 ℳ 80 Pf. (Erscheint in 12 bis 15 Lieferungen zum Preis von 12—15 ℳ.)

Mit Unterstützung der Kommission ist erschienen:

Bibliographia Brentiana. Von Dr. W. Köhler (Berlin 1904, C. A. Schwetschke und Sohn).

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 075887784

Digitized by Google